This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Basler Missions-Agentur
in Stuttgart, Neustelgstr. 34, I

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Joh. Hesse.

Sechsundzwanzigster Jahrgang. 1882.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1882.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS

FEB 5 1989

Inhalt.

Seite

Eine Erweckung auf der Moskito-Küste 1
Die äußere Mission eine Gehilfin der innern . . . 7
Das Missionswesen im Kanton Zürich . . . 13. 49. 97
Wie es einer Engländerin bei den bekehrten Kannibalen auf Witilewu gefallen hat 59
Die japanische Presse und das Christenthum . . . 72
Ein deutscher Freimissionar unter den Santals . . 111
Ein Blick auf Neuguinea. 117
Die waadtländische Mission in Transvaalien 129. 188. 236. 261. 305
Aufgeben oder Weitermachen? 146
Zur Statistik des Basler Missionshauses 155
Was der Afrika-Reisende Serpa Pinto von der Mission hält 177
Das altgermanische Heidenthum und die christlichen Glaubensboten 211
Was die kanadischen Presbyterianer für die Heiden thun 225
Licht und Schatten in Siam 257
Einige Sprichwörter aus den von der Basler Mission bearbeiteten Sprachgebieten 311
Eine Probe katholischer Missionspraxis 322
Respekt vor der Last 326
Ein lieblicher Sonnenuntergang 329
Hu Ngun Ti, ein ganzer Chinese — ein ganzer Christ. 353
Bekehrungsgeschichte eines Zulu-Mädchens . . . 365
Die Berliner Mission in Süd-Afrika . . . 385. 434. 481
Zur Erinnerung an einen Mitbegründer der englisch-kirchlichen Mission im Telugu-Land 403
Die Missionsjubelfeier in Herrnhut 416
Die Bibel in Madagaskar 456
Die Niger-Mission im 25. Jahr ihres Bestehens . . 463
Eine kleine holländische Mission in Aegypten. . . 473
Die Heilsarmee in Indien 490
„Die stolzen Götzen macht zu Spott“ 497

Bücherschau: Seite

Schneiders Typenatlas 46
Rieter: Wanderungen durch Afrika 46
Andreä: Apostelgeschichte 46
Hirt's Bildertafeln 352; Text dazu 47
Blaikie; Livingstone's Leben 47
Steude: Ein Problem der allg. Religionswissenschaft . . . 47
Lang: Aus dem Pilgerleben J. J. Lang's 48
Burckhardt's kleine Missionsbibliothek 95
Hermens: Bilder aus der Kirchengeschichte 95
Spurgeon: Excentrische Prediger 96
Pitman: Mission Life in Greece and Palestine 127
Gundert: Hermann Mögling 127
Hottinger: Die Welt in Bildern 128
Umschau über die evang. Mission 174
Bunte Bilder, Werbauer P. 175
Warneck: Abriß einer Geschichte der protest. Mission . . . 175
Schneider: Missionsarbeit der Brüdergemeinde in Australien . 176
Kaltbrunner: Der Beobachter 224
Kurze: Mittheilungen der geogr. Ges. zu Jena 303
Brodbeck: Nach Osten 303
Newman: Days of Grace in India 304
Hauri: Der Islam 304
Klaus: Dr. L. Krapf 352
v. Dewitz: In Dänisch-Westindien 384
Weitbrecht: Unsere Schwestern in Indien 432
Historical Sketches 432
Stolz: Land und Leute auf der Westküste Indiens . . . 432
Festbüchlein, Herrnhuter 480
Ebrard: Bonifatius 480
Calwer Kirchengeschichte und Handbüchlein der Weltgeschichte . 511
Hermens: Unser religiöses Nationalgut 511
Schwartzkopff: Psalmenklänge 511
Martius: Die innere Mission 512
Schlier: Missionsstunden 512
Böhner: Kosmos 512
Große Missionsharfe 512

Missionszeitung s. das Register.

Dschagannath-Procession.

Eine
Erweckung auf der Moskito-Küste.

„Wache auf, der du schläfest, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten!“ Mit diesem alten Weckruf möchten wir zum Beginn eines neuen Jahrgangs unsere Leser begrüßen. Ja, Gott schenke uns die Gnade, daß wir alle recht aufwachen, damit auch uns Christus erleuchte und wir dann mithelfen können, sein Licht in die Finsterniß hineinzutragen! Er mache alle unsre Brüder und Schwestern in der Heidenwelt zu selbst lebendigen Lebensweckern und lasse uns auch im Laufe des kommenden Jahres recht viele und herzerquickende Berichte davon hören, wie die Heiden aufstehen von den Todten, um einzutreten in die Gemeinschaft dessen, der nicht ist ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen!

Von Herzen freut es uns, gleich in dieser ersten Nummer von einer solchen Erweckung berichten zu können.

Es ist die zu Mittelamerika gehörende Moskito-Küste, wohin wir uns im Geiste versetzen wollen: ein tropisches Land mit heiß-feuchtem, ungesundem Klima, reich an Tigern und giftigen Schlangen, je und je heimgesucht von furchtbaren Orkanen, nur wenig angebaut und von Negern, Indianern, etlichen Weißen und Mischlingen nur schwach bevölkert. Hieher kamen im Jahr 1849 die ersten Brüdermissionare, fanden die indianischen Ureinwohner, Ramas, Karaiben, Moskitos u. s. f. als unwissende, in allerlei Laster, namentlich in Trunksucht tief versunkene Heiden und fiengen alsbald mit Gottesdienst- und Schulehalten ihre mühsame Arbeit an. Nach und nach wurden sechs Stationen gegründet, und zu Anfang des vorigen Jahres betrug die Zahl der Bekehrten zwar schon 1176, d. h. 635 Indianer und 541 Kreolen; zu den besonders fruchtbaren oder erfreulichen Missionsgebieten wurde aber die Moskito-Küste bisher nicht gerechnet.

Da traten einige erschütternde Ereignisse ein. Im Oktober 1879 verwüstete ein Sturm die Pflanzungen dergestalt, daß eine Theuerung die Folge war. Die armen Leute waren übel daran, ihre Kokosnüsse giengen zu Ende, und so waren sie auf Fische und Austern angewiesen, die aber bei stürmischem Wetter auch nicht zu haben waren. Zwei andere Ereignisse machten aber noch tieferen Eindruck auf die Indianer. „Ein arger Säufer wurde dadurch erweckt, daß er im Delirium Himmel und Hölle in Bildern — natürlich nach Moskito-Vorstellung — erblickte, und seine hievon gemachten Schilderungen hatten die Wirkung, daß 15 Personen sich zur Aufnahme in die Gemeinde zu Erbrata meldeten. Ferner wurde eine Frau, die mit geläufiger Zunge die Leute vom Hören des Evangeliums zurückzuhalten, ja gegen dasselbe aufzuhetzen verstand, bei einem Gang durch tiefen Schlamm von einem Schlagfluß getroffen, der ihr die linke Seite und die Zunge, das kleine Glied voll tödtlichen Giftes, lähmte. Allgemein sah man dies Unglück als eine Strafe vom Herrn an."

In der Passionszeit 1880 wurde dann zum ersten Mal die Leidensgeschichte in der Moskito-Sprache gelesen, statt wie früher auf Englisch, natürlich ein großer Fortschritt. „Ebenso wurde allsonntäglich die Litanei in der Landessprache gebetet, was den Leuten außerordentlich lieb und wichtig war, denn so erst fiengen sie an, dieselbe zu verstehen".*) Am 11. Sept. dieses Jahres (1880) starb dann die Frau des Miss. Ziock in Erbrata, das erste erwachsene Glied einer Missionsfamilie, das auf der Moskito-Küste selbst heimgegangen war. Dieser Trauerfall machte auf die Indianer einen tiefen Eindruck. „Wir müssen uns verlieben, sagten sie, daß sie nicht zu unserer Strafe auferstehet .... Diese Frau hat um unsertwillen ihre Mutter verlassen, und nun ist sie gestorben, ohne dieselbe wieder zu sehen!" Gerade um jene Zeit sollte ein heidnisches Trinkgelage bei Erbrata gehalten werden. Als aber das bestellte Rumfaß ankam, wagte Niemand, etwas davon zu trinken. Nur der Häuptling berauschte sich. Aber auch über ihn kam dann ein Schrecken. „Eine große Angst hat mich ergriffen," sagte er zu seinen Leuten, „ich höre die Seele herumfliegen, wie einen großen Vogel."

---

*) Miss. Blatt aus der Brüdergemeinde 1881, S. 69. — Wurde denn bis dahin immer nur englisch gebetet und gepredigt? Die Red.

Diese Worte des Häuptlings, der zugleich ein „Medicin-Mann" ist, machten großen Eindruck auf die Heiden.

Aehnlich gieng es auf der Station Rama, einer Felsen-Insel an der Küste. Ende 1880 herrschten hier allerlei Krankheiten. Ein junger christlicher Mann bekam das Nervenfieber. Der Missionar gieng täglich wohl 8 bis 10 Mal zu ihm. Der Kranke lag bewußtlos, meist auch sprachlos, aber sehr unruhig da. Endlich schien das Ende zu kommen. Während man ihm ein Lied sang, trat aber die Krisis ein; er schlief die ganze Nacht, war am nächsten Morgen bei vollem Bewußtsein und erzählte nun dem Missionar: „O wie brünstig habe ich in der Zeit meiner Bewußtlosigkeit gebetet. Da wurde mir zuerst der Ort der Seligen gezeigt; ich sah, wie vergnügt sie waren, ich hörte ihre schönen Gesänge und die herrliche Musik. So rasch als möglich wollte ich zu ihnen, konnte aber nicht. Vor der Himmelsthür befand sich ein so dichtes Gebüsch, daß Niemand hindurch konnte. Nun hörte ich eine Stimme, die sprach: Komm mit! Nicht hier ist dein Platz. Mit starker Hand wurde ich trotz meines Widerstrebens nach einem Haus gebracht, vor dem ich mich fürchtete. Da sah ich, wie den Menschen Hände und Füße gebunden wurden (gerade so wie wir die Schweine binden); ich hörte ihr Geschrei und fieng an, brünstig zu beten. Die Stimme sagte zu mir: Das ist das Loos derer, die auf den Ruf ihrer Prediger nicht hören wollen und ein gottloses Wesen führen. Da schrie ich zum Herrn, daß Er mich erretten möge; ich hörte euch singen und — erwachte." Auch diese Erzählung machte einen tiefen Eindruck. Der Kranke genas. Ein anderer Mann, ebenfalls ein Christ, aber kein guter, starb, nachdem er „schauderhafte Bekenntnisse" über sein Sündenleben abgelegt hatte — im Glauben an die Schächersgnade.

Von einer dritten Station, Magdala, schreibt im Mai vorigen Jahres Miss. Martin: „Seit 2 Monaten hat der hl. Geist viele Seelen hier zu neuem Leben erweckt. Zuerst zeigten sich nur einzelne Spuren dieser Geistesarbeit, nun aber gießt der Herr über alles Volk Indianer, Kreolen und Spanier seinen Geist aus. Im April allein schlossen sich 50 Seelen unsrer Kirche an." Getaufte, die aber wieder kalt geworden oder gar vom Glauben abgefallen waren, kamen reumüthig zurück, viele bekannten ihre Sünden und fanden einen Frieden, wie sie ihn noch nie geschmeckt hatten. Die

Frau eines eingeborenen Gehilfen rief dem Missionar, der in ihre Wohnung trat, entgegen: „Heute ist diesem Hause Heil wiederfahren! Zu mir in meiner Lauheit und Gleichgültigkeit ist der Herr gekommen, darum danket ihm mit mir und preiset seine Gnade. Schreibe nun deinen Vorgesetzten, daß wir ihnen sehr, sehr danken für das süße Evangelium, welches sie uns gesandt haben; wir beten für sie und alle Freunde des Missionswerks und wünschen ihnen eine gleiche Geistestaufe." Alle Rum- und Branntweinschenken in Magdala wurden geschlossen — eine einzige ausgenommen. Statt ins Wirthshaus giengen die Leute in die Kirche, die stets gedrängt voll war.

Auch in Bluefields, der ältesten Station, wurden die Gottesdienste gut besucht, und eine Kollekte für das vom Krieg betroffene Missionswerk im Kafferland ertrug 380 Mark! Anfang August schlossen sich über 100 Personen der Kirche daselbst an, und zu den Abendversammlungen war der Zudrang so groß, daß man zum Gebet nicht wie gewöhnlich hinknien konnte. Ein Mann schrie drei Tage lang aus großer Sündenangst zu Gott, bis er sich den Trost der Vergebung aneignen konnte und dann, beide Hände auf den Altar legend, ausrief: „Zu dieser Kirche und Gemeinde will ich gehören." In der Sakristei mußte der Missionar noch einmal mit ihm beten. „Er war vom Leben zum Tode hindurchgedrungen. Alle giengen in feierlicher Stille und durch die Barmherzigkeit des Herrn reich getröstet nach Hause..... Viel Segen, viel Arbeit. Möge der Herr uns stärken und erleuchten, daß wir ihm nichts verderben." So Miss. Martin.

Und Miss. Peper fügt hinzu: „Eine ganz besondere Zeit ist für uns angebrochen, eine Gnadenzeit! Der Geist Gottes arbeitet gewaltig und wunderbar unter dem hiesigen Volk. Ich habe nie geglaubt, daß wir solche Gnadenwunder in unsern glaubensarmen Tagen erleben könnten, wie sie uns aus den ersten Tagen der Kirche und unsrer Brüdergemeine erzählt werden, und nun schaue ich sie mit eignen Augen.

„Obwohl es in Magdala schon viele treue und ernste Christen gegeben hat, so war doch im Allgemeinen die Gottlosigkeit beispiellos groß: Unzucht, Hurerei, Trunksucht waren im Schwange, wie kaum an einem anderen Platz des Landes, und jetzt ist derselbe in einen Friedensort verwandelt. Die schlimmsten und gefürchtetsten

Trunkenbolde sind jetzt wie die Lämmer und sitzen zu den Füßen des guten Hirten. Noch nie habe ich solche aus der Tiefe kommende Gebete gehört, als jetzt hier; fast jedes Haus ist ein Bethaus, und welche fröhliche Gesichter erblickt man überall!

„Der 3. Juli war ein Tag, welchen ich und Alle, die ihn erlebt haben, nie vergessen werden. Ich predigte über Luc. 5, 1—11. Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt. Viele hatten eine gewisse Ahnung, daß an diesem Tag der Herr etwas Besonderes thun würde. Alles gieng indeß seinen gewöhnlichen Gang. Als wir aber zum Schluß sangen: O, erfüllte Jesu Liebe ꝛc., da machte sich eine wunderbare Bewegung in der Gemeine bemerkbar. Ein Mann konnte den Geist nicht mehr dämpfen und fieng an laut zu beten: „O Herr Jesu, erbarme dich über mich!“ ꝛc. Dann brach die ganze Gemeine in lautes inbrünstiges Beten aus. Während einige auf den Knieen lagen, streckten andere stehend die Arme aus nach ihrem Gott, andre beteten leise. Einige riefen um Barmherzigkeit, während andere mit freudestrahlendem Gesicht zum Himmel hinaufblickten. Nur einige wenige standen, bestürzt um sich blickend und fragend, was das werden wolle? Da warfen sich alle, wie auf einen Schlag auf die Kniee in heißem Gebet. Nachdem sie wieder aufgestanden, stimmte ich einen Vers an, unter dessen Gesang die Aufregung sich legte. Ich beabsichtigte nun mit einem Gebet die Versammlung zu schließen; aber noch einmal erhob sich ein alter Bruder, pries laut die Liebe Gottes unsers Heilandes und ermahnte alle Anwesenden, dem Heiland sich ganz und gar mit Leib und Seele zu ergeben. Das veranlaßte mich, noch einmal mit großer Freudigkeit das Wort zu ergreifen, noch einmal wurde gebetet und gesungen und nun verließen die reich Gesegneten in großer Freude das Gotteshaus. Aber auch am Abend und in den folgenden Tagen währte das Singen und Beten fort, wie ich dergleichen noch nicht gesehen habe.

„Anfang August nach Bluefields zurückgekehrt, fand ich auch hier die Erweckung rasch umsichgreifend. Vergangenen Mittwoch (3. Aug.), an welchem sonst Morgens kein Gottesdienst ist, wurden wir durch den Klang der Glocke geweckt, und mit Tages Anbruch war die Kirche gedrängt voll. Um dem Bedürfniß der nach Gottes Wort verlangenden Seelen entgegen zu kommen, halten wir (wie dies auch in Magdala geschah) jeden Abend bei Licht Versammlungen.

„Faſt in jeder Stunde kommen Seelen, die ihrer Sünden wegen bekümmert ſind, Troſt ſuchen und ſich der Kirche anſchließen wollen. Oft werden wir aber auch zu ihnen in die Häuſer gerufen, um mit ihnen zu beten, denn merkwürdiger Weiſe können die Meiſten, wenn ſie vom Geiſt Gottes erfaßt werden, ſich nicht von der Stelle bewegen. An allen Gliedern zitternd, rufen ſie laut um Gnade. Meiſtens liegen ſie auf den Knieen, manchmal auch anbetend auf dem Angeſicht und ſind nicht im Stand, ſich zu erheben, denn alle ihre Sünden treten ihnen vor die Augen, und viele finden nicht eher Frieden, als bis ſie dieſelben laut bekannt und ſich mit denen ausgeſöhnt haben, mit denen ſie in Feindſchaft geſtanden, was bei manchen mehrere Tage dauert. Während dieſer Zeit kommt kein Schlaf in ihre Augen, ſie eſſen nichts und genießen nur Waſſer. Haben ſie aber Friede gefunden, ſo fühlen ſie ſich unbeſchreiblich glücklich und manche halten begeiſterte Anſprachen, in denen man eine bedeutende Schriftkenntniß der Leute bemerkt.“

Man ſieht: Dieſe Erweckung iſt nichts Zufälliges, bloß durch einige äußere Ereigniſſe oder gar nur durch Träume Herbeigeführtes, ſondern eine Frucht des langjährigen bibliſchen Unterrichts, den die Chriſten und auch viele Heiden von den Miſſionaren empfangen haben. Neu freilich iſt das Wehen des Geiſtes, der die nur zu oft unter der Aſche kaum noch glimmende Glut ſo Vieler zur hellen Flamme hat auflodern laſſen. Wenn dieſer Lehrer lehrt, dieſer Wind weht — da kommen ſich die menſchlichen Arbeiter freilich wie nichts vor. „Ich komme mir nur, ſchreibt ein Bruder, manchen dieſer vom Geiſt Gottes erleuchteten Seelen gegenüber wie ein Schuljunge vor und betrete mit Angſt und Zittern die Kanzel, zumal da in dieſen Tagen wenig oder gar keine Zeit zur Vorbereitung vorhanden iſt. Da muß denn der Herr alles thun.“ Ja das wolle Er, der das gute Werk angefangen hat, Er wolle abwehren alle liſtigen Anläufe des Böſewichts und all die Erweckten bewahren unſträflich bis auf den Tag ſeiner herrlichen Zukunft!

Die äussere Mission eine Gehilfin der innern.

Hie und da hört man von etwas wie einem Rangstreit zwischen der inneren und der äußeren Mission. Jene sei so alt als das Christenthum, die Heidenmission verhalte sich zu ihr wie eine Tochter zur Mutter, behauptet ein Vertreter der inneren Mission; und eine innere Mission gebe es erst, seit man wieder Heidenmission treibt, behauptet dagegen ein Vertreter der letzteren. Juda neidet Ephraim und Ephraim neidet Juda. „Es sollte nicht also unter uns sein, liebe Brüder", hat doch schon Chrysostomus, gewiß aus schmerzlicher Erfahrung heraus, den Neid als ein Roß bezeichnet, auf welchem der Teufel gar gerne reitet! Jeder macht eben leider den Zweig der Reichsgottesarbeit, an welchem er steht, zur Hauptsache; ja es scheint uns überhaupt schon ein Fehler, daß man so viel von „Sachen" spricht: von einer Missionssache, einer Bibelsache, Jünglingsvereinssache, Sonntagsschulsache, Kirchensache, während man so wenig vom Herrn Jesus selbst und von seinem Reiche redet. Es hängt das natürlich mit der ganz berechtigten und vielfach sogar nothwendigen Arbeitstheilung zusammen, doch verräth sich darin ein gewisser Zug zur Veräußerlichung, zur handwerks- und zunftmäßigen Betreibung solcher Gotteswerke; und am Ende kann auch die Arbeitstheilung übertrieben werden.

Doch das nur nebenbei! Auf was wir mit dem Folgenden hinweisen möchten, ist der zu wenig beachtete Umstand, daß von der sog. Heidenmission zugleich auch ein gut Stück innere Mission getrieben wird. Wir meinen nicht die belebenden Wirkungen, welche für die heimatliche Christenheit von unsern Missionshäusern, Missionsfesten u. dgl. ausgehen, sondern die Dienste, welche unsere Brüder draußen nicht selten den vielen Namenchristen zu leisten in der Lage sind, welche sich als Reisende, Kaufleute, Auswanderer, Matrosen, Soldaten, Abenteurer u. s. w. in heidnischen Ländern befinden. Dr. Wangemann sagt über diesen Gegenstand:*) „Die Deutschen, die ich in Afrika kennen lernte, machten zum Theil unserm

*) „Pflicht und Aufgabe der Missionsarbeit des 19. Jahrhunderts."

Vaterland wenig Ehre, und wenn unsere deutschen Missionare nur die eine Aufgabe zu lösen hätten, daß sie den deutschen Namen draußen wieder zu Ehren bringen, so wäre das schon lohnenswerth. Aber hat denn unser Vaterland, haben denn unsere Söhne in der Ferne keinen Gewinn von der Mission? Es vergeht kein Monat, wo nicht ein bekümmerter Vater, eine sorgenbeschwerte Mutter sich an mich wendet, ob ich ihnen nicht Nachricht verschaffen könne von ihrem verlorenen Sohne in Südafrika. Nicht selten ist mir dies gelungen durch Vermittelung der Missionare. Und mehr als das, ich habe dann nicht blos Geldsendungen und Korrespondenzen vermitteln dürfen, sondern unsere Missionare haben sich der Verirrten liebevoll mit leiblicher und geistlicher Pflege angenommen und manchem verlorenen Sohn den Rückweg ins Vaterhaus gebahnt. Und nicht allein das. Unsere Missionsstationen sind die geistlichen Mittelpunkte geworden für die zerstreuten und versprengten Auswanderer. Dort haben sie einen Pflegeort für deutsche Sprache, Sitte und Nationalität gefunden, dort aber auch die Predigt des Wortes in der geliebten Muttersprache. In Südafrika besteht eine ganze Reihe von deutsch evangelischen Gemeinden, die alle von deutschen, zumeist von Berliner Missionaren, gesammelt wurden und seelsorgerlich bedient werden."

Aehnliches ließe sich von Indien erzählen. In den 60er Jahren z. B. war in Sindh eine Kompanie deutscher Soldaten (vom 109. Regiment) stationirt. Miss. Isenberg nahm sich sofort dieser seiner Landsleute an, ein Zimmer im Missionshaus wurde für sie eingerichtet und bald war eine Art Jünglingsverein im Gang. Heute noch sind mehrere selbstgefertigte Geschenke, welche diese armen Soldaten, um ihre Dankbarkeit zu beweisen, dem Missionar und seiner Frau zum Abschied überreichten, im Besitz der Familie. Aus der Basler Mission erwähnen wir nur zwei Beispiele.

„Zum Schluß erlauben Sie mir noch," hieß es vor einigen Jahren in einem Brief aus Mangalur, „Ihnen an einem Beispiel zu zeigen, wie der HErr sein Missionswerk hier außen an Solchen segnet, die ihre Jugend unter Christen zubrachten, aber die Gelegenheit, ihren Heiland kennen zu lernen, versäumten. Sie können sich wohl denken, daß wir von Durchreisenden hier vielfach besucht werden und daß man da auch besonders bei deutschen Landsleuten in den Fall kommt, Gastfreundschaft zu üben, was man

bei den hiesigen Verhältnissen um so weniger umgehen darf. Besonders während der Regenzeit, wo das Reisen so beschwerlich, ja oft unmöglich ist, wäre ein Fremdling übel daran, wenn er nicht da und dort eine freundliche Aufnahme fände. So hatten wir hier in Mangalur während der letzten Regenzeit auch zweimal deutsche Landsleute für einige Wochen zu beherbergen. Der eine war ein Norddeutscher, der bei einem Transport Pferde aus Buenos-Ayres (Südamerika) Knechtsdienste versehen und, da der Handel unglücklich ausfiel, seines Dienstes entlassen worden war. Er war ein ordentlicher Mensch und auch empfänglich für's Wort Gottes. Der andere, ein Zürcher, war zwar auch solid, zeigte aber eher Abneigung gegen Gottes Wort und war eine Art Abenteurer, der, nachdem er das geträumte Glück in New-Orleans (Amerika) nicht gefunden hatte, es nun in den Goldgruben von Australien suchen wollte. Er verließ uns nach einem Aufenthalt von einigen Wochen, sobald das Wetter es gestattete, und wollte nach Bombay gehen, um von dort auf einem Schiffe als Matrose nach Australien zu gelangen. Wir hatten ihn bald fast vergessen; der HErr aber gieng ihm nach. Anfangs Februar erhielt der liebe Bruder, bei dem er beherbergt worden war, unerwartet einen Brief von ihm aus Puna, wo er sich in ein Regiment hatte einreihen lassen, — einen Brief, worin er herzlich für die erfahrene freundliche Aufnahme dankt und noch dazu schreibt: ‚Ich habe Ihnen weiter nichts mitzutheilen, als daß ich seither ein ganz anderer Mensch geworden bin. Ich habe endlich mein wahres Glück gefunden, wo ich es bisher nicht gesucht. Jesus Christus ist auch für mich gestorben, ja für die ganze Menschheit. Er hat um meiner Sünden willen den Kreuzestod erlitten und mit seinem Blute mich von der Knechtschaft der Sünde losgekauft. Ich bin hinfort nicht mehr mein eigen, ich gehöre Ihm, dem Welterlöser! Nach seiner Barmherzigkeit, Güte und Liebe und großen Langmuth hat er auch mich noch bei Zeiten von der ewigen Verdammniß errettet, die ich so tausendfältig verdient habe. Nur um Christi willen kann ich dem zukünftigen Zorn entrinnen. Freuen Sie sich mit mir! Freuen Sie sich besonders, daß Sie zu einem Werkzeug gemacht wurden von oben herab, um die verlorenen Schafe zu ihrem guten Hirten zu bringen.' — Dem Herrn, dem die Ehre allein gebührt, sei Dank auch für diese Frucht."

Wie die Wirksamkeit Hebich's an englischen Soldaten, Offizieren und Beamten in Indien gesegnet gewesen ist, weiß Jedermann. Heute noch leben — als alte Männer und Frauen — eine schöne Zahl solch „alter Indier" in England, Schottland und anderwärts, die stolz darauf sind „Hebich's Kinder" zu heißen und mit voller Hingebung an den Arbeiten der äußeren wie der inneren Mission sich betheiligen.

Ergreifend ist die Geschichte von einem zum Tode verurtheilten holländischen Soldaten auf Sumatra, dem der rheinische Miss. Nommensen noch in der eilften Stunde zur Buße und damit zum Leben verhalf. Es ist aber nicht unsere Absicht, eine Sammlung derartiger Erlebnisse hier mitzutheilen. Was uns auf diesen Gegenstand gebracht hat, ist der am 29. Mai vorigen Jahres in der Hauptstadt von Madagaskar erfolgte Tod des bekannten Naturforschers Dr. J. M. Hildebrandt und die dem Sterbenden von norwegischen Missionaren zu Theil gewordene Pflege. Dem norwegischen Missionsblatt (Missions-Tidende) und einem Brief Miss. Dahle's an unseren schwedischen Freund Hrn. von Möller entnehmen wir darüber Folgendes:

Dr. Hildebrandt kam, nachdem er 8 Jahre lang in Afrika und Madagaskar gereist war, den 23. Juni 1880 in fast sterbendem Zustande nach Antananarivo. Etwa 3 Stunden vor der Stadt wurde er von heftigem Blutbrechen überfallen und sandte einen Boten an Miss. Cousins, an den er von London aus Empfehlungsbriefe erhalten hatte, mit der Bitte um schleunige Hilfe. Cousins wandte sich nun an den norwegischen Missionar und Arzt Borchgrewink um ärztlichen Rath, erhielt die nöthigen Arzneimittel und wurde von Borchgrewink und dessen Frau gebeten, den Kranken in ihr Haus zu bringen. Dies geschah, und so kam der überaus schwache Kranke zu Leuten, denen er sich in seiner lieben Muttersprache verständlich machen konnte, ein Vortheil, der ihm in einem englischen Hause nicht zu Theil geworden wäre. Unter der treuen Pflege Borchgrewinks erholte er sich in einem Monat so weit, daß er im Palankin umhergetragen werden konnte. Dann nahm der Doktor ihn mit nach den Bädern in Sirabe, wo er in Folge einer starken Wassersucht 14 Tage lang in großer Lebensgefahr schwebte, endlich aber doch so weit erstarkte, daß er die Bäder benutzen konnte, welche ihn bald bedeutend kräftigten. Er konnte sich

wieder wissenschaftlichen Arbeiten hingeben und fand unter Anderem einige fossile Flußpferdgerippe von einer jetzt ausgestorbenen Art, die, bedeutend kleiner als die jetzigen afrikanischen Flußpferde, in uralter Zeit in großen Massen in den Sümpfen und den Binnenseen Madagaskars gelebt hat. Bald stellte sich jedoch wieder ein wenn auch gelindes Blutbrechen ein und der Kranke kehrte im Palankin nach der Hauptstadt zurück, wo er wieder von dem bereits vor ihm heimgekehrten norwegischen Freunde in Empfang genommen wurde. Nach einer 14tägigen Pflege fühlte Hildebrandt sich so wohl, daß er eine wissenschaftliche Exkursion nach den eine Tagereise östlich von der Stadt gelegenen Wäldern zu unternehmen sich getraute. Dort blieb er etwa 4 Wochen und kehrte dann im Oktober oder November mit reichen Funden von Thieren und Pflanzen nach Antananarivo zurück. Hier miethete er sich ein Haus und begann seine Sammlungen zu ordnen und ethnologische Untersuchungen vorzunehmen, wurde jedoch kurz vor Weihnachten durch Blutbrechen in der Arbeit unterbrochen. Zu Anfang 1881 gieng er nach dem Süden von Betsileo, wo er durch Unvorsichtigkeit und Ueberanstrengung sich einen heftigen Anfall von Malaria-Fieber zuzog. Nachdem er die verlorenen Kräfte einigermaßen wiedergewonnen, kam er im April wieder in die Hauptstadt, um von dort aus endlich nach Deutschland zurückzukehren. Mitte Mai traten aber mit erneuerter Stärke die Magenblutungen ein, die diesmal allen Anstrengungen des Arztes trotzten. Wenige Tage vor seinem Tode wurde er mit größter Vorsicht in Borchgrewinks Haus getragen, wo er am Sonntag Morgen den 29. Mai, wie die norwegischen Missionare zuversichtlich hoffen, selig im Herrn entschlief. Am folgenden Tage wurde er auf dem kleinen norwegischen Friedhof begraben. Die meisten Engländer, alle gerade zur Konferenz versammelten Norweger und eine Menge Eingeborene, folgten dem Sarge von Borchgrewinks Haus zur Kirche, wo Superintendent Dahle über Römer 6, 23 die Leichenrede hielt. Pastor Borchgrewink verrichtete die Beerdigung und der französische Konsul Meier, ein Elsäßer, hielt zum Schluß eine kurze Rede in deutscher Sprache, die Dahle ins Madagassische dolmetschte. Auch die Königin hatte sich bei der Beerdigung repräsentiren lassen.

Dr. Hildebrandt stand im Dienste der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin; er hat durch seinen unermüdlichen

Fleiß ſich um die Naturwiſſenſchaft in hohem Grade verdient gemacht und ſtand mit Recht in hohem Anſehen bei der gelehrten Welt. Als Rationaliſt war er nach Madagaskar gekommen, allmählich aber, namentlich auf dem Krankenbette, gieng ihm, dem bisher die Gottheit Jeſu und ſeine Wunder ein Stein des Anſtoßes geweſen waren, ein neues Licht auf. „Nächſt dem gnädigen Suchen Gottes durch die Arbeit des hl. Geiſtes an ſeinem Herzen," ſchreibt Dahle, „darf ich glauben, daß das Kreuz der Krankheit und die Geſpräche, die wir vor und während derſelben mit ihm hatten, ſein ziemlich fleißiges Leſen in einer ihm von Borchgrewink geſchenkten Bibel und ſein Studium von Prof. Chriſtliebs Buch, ‚Moderne Zweifel am chriſtlichen Glauben', wovon ich ihm eine engliſche Ueberſetzung geliehen hatte, dies Reſultat herbeiführten." Er war eine durchaus redliche, aufrichtige und liebenswürdige Seele, „ein Ungläubiger von der Art, daß man für ſeine Bekehrung von vorne herein Hoffnung hegen konnte. Als Miſſ. Borchgrewink ſah, daß die Krankheit unfehlbar einen tödtlichen Ausgang nehmen werde, theilte er dem Kranken das mit und fragte ihn: „Sollen wir nicht zuſammen Gott anrufen, daß er Sie Jeſum erkennen laſſe als Seinen Sohn und als einzigen Erlöſer vom Tode und Gericht?" ein Vorſchlag, dem er von ganzem Herzen beiſtimmte. „Wir riefen nun zuſammen den Herrn an um dieſe größte aller Gaben, und Er erhörte unſer Gebet. Während des Gebets ſchwanden die Zweifel, die dieſe Seele ſo lange gefangen gehalten, ſo daß der Kranke, als unmittelbar darnach meine Frau ins Zimmer trat, mit freudeſtrahlendem Geſichte ſeine beiden Hände ihr entgegenſtreckte und triumphirend ausrief: „Ja, liebe Frau Doktorin, es giebt einen Chriſtus!" Bisher hatte er immer, wenn man mit ihm vom Tode ſprach, erklärt, er könne wohl ruhig, aber nicht mit Freuden ſterben. Nun wiederholte er mehrmals unaufgefordert, jetzt könne er auch mit Freuden ſterben. Der letzte zuſammenhängende Gedanke, den ich ihn ausſprechen hörte, war ein Ruf zu Gott um Erlöſung um Jeſu willen."

Das
Missionswesen im Kanton Zürich.

Von Dekan Zimmermann.

1. Die Zeit bis zur Gründung der Missionsgesellschaft, 1819.

Obgleich Zürich schon in vorallemanischer Zeit eine Kirche hatte, so daß die irischen Boten des Evangeliums, Columban und Gallus, dort nichts mehr zu missioniren fanden, sondern sich sogleich seeaufwärts wandten, so haben wir doch keine Spuren, daß diese Kirche auch ihrerseits missionirt hätte. Das ganze Mittelalter vergieng, die Zeit der Reformation begann, und zwar wie bekannt schon zwei Jahre nach Luthers Auftreten, durch Ulrich Zwingli auch in Zürich; aber von Mission hören wir sozusagen Nichts bis ins vorige Jahrhundert. Diesen Mangel theilt die Zürcherkirche freilich mit den meisten andern. Auch wird zugegeben werden müssen, daß das Reformationsjahrhundert in dem Sinne doch eine Missionsarbeit gethan hat, als es das unbekannt gewordene Evangelium in der nächsten Nähe wieder ausbreitete und in der weitherzigsten Liebe den um des Evangeliums willen Verfolgten Herbergen und Zufluchtsstätten bereitete. Aber ein Mangel bleibt es immerhin, daß in vielen Jahrhunderten, so weit wenigstens unsre Kunde reicht, Niemand daran dachte, daß der Befehl Jesu Christi immer noch gelte. Theoretisch wurde freilich dieser Missionsbefehl anerkannt; in den Lobwasser'schen Psalmen, dem zürcherischen Gesangbuch bis ins gegenwärtige Jahrhundert, kommen ja hin und wieder Stellen vor, welche um die Ausbreitung des Gottesreiches bitten, so auch im Katechismus und besonders im Sonntagsgebete, wo es heißt: „Besonders laß dir anempfohlen sein die fernere Erhaltung und Fortpflanzung deiner Kirche allerorten und laß den Glanz deines Evangeliums über alles Erdreich leuchten." Bisweilen wurde man auch in anderer Weise daran erinnert, daß es noch Heiden gebe. So machte es großes Aufsehen, als im Jahre 1637 der Zürcher Uhrenmacher Rudolf Stadler von dem persischen Schah Sehi in Ispahan die unter der Bedingung der Aenderung

ſeiner Religion angebotene Gnade verſchmähte und mit ſolcher Standhaftigkeit die grauſamſte Todesſtrafe erlitt, daß dort anweſende Mönche erklärten, er würde, wenn er katholiſch geweſen wäre, unzweifelhaft als Märtyrer verehrt werden.

Als dann im ſiebzehnten und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts da und dort in den proteſtantiſchen Kirchen der Miſſionstrieb erwachte, verfolgte man auch in Zürich dieſes Werk mit Aufmerkſamkeit; die Berichte der königlich däniſchen Miſſionarien in Oſtindien, die in Halle herauskommende neuere Geſchichte der evangeliſchen Miſſionsanſtalten wurden gerne geleſen. Dazu kam die Brüdergemeinde, welche unter vielen Kämpfen ungefähr um 1740 auch in Zürich eine Sozietät gründete, die von Zinzendorf ſelbſt und den vornehmſten Leitern beſucht wurde und auch in Oberrieden und Stäfa am Züricherſee Anhänger zählte. In dieſen kleinen Kreiſen war ohne Zweifel damals ſchon ein reger Miſſionsſinn vorhanden, welchen auch einzelne Geiſtliche theilten. Selbſt derjenige theologiſche Gelehrte, welcher in Zürich dem Rationalismus zuerſt die Bahn brach, J. J. Zimmermann, anerkannte in ſeinen Vorleſungen und Schriften die neuere Miſſion als ein ſehr erfreuliches Zeichen ſeiner Zeit. Ja auch an einigen aus Zürich ſtammenden Miſſionären fehlte es in dieſer frühern Zeit nicht, wie wir im letzten Abſchnitte zeigen werden.

So war denn der Boden in Zürich nicht ganz unvorbereitet, er ſollte aber noch mehr Saamenkörner empfangen, damit er zur beſtimmten Zeit Früchte bringe. Ganz beſonders war es nämlich Johann Caſpar Lavater, welcher mit ſeinem lebendigen Glauben an Jeſum Chriſtum, der geſtern, heute und in Ewigkeit eben derſelbe iſt, mit ſeiner aus dieſem Glauben quellenden weltumfaſſenden Liebe ſeine Augen und die Augen ſeiner Gemeinde auf das Miſſionswerk richtete. Freilich auch er war darauf angewieſen, Zeugniß abzulegen, nicht aber thätig einzugreifen; hatte er doch mit ſeinem Freundeskreis, ähnlich den Reformatoren, als Lebensberuf das erhalten, ſeine erſtarrte, hier von Formalismus, dort von Rationalismus beinahe erſtickte Landeskirche durch die Predigt des Evangeliums wieder zu erwecken, und waren doch auch die Sturmzeiten der Revolution, welche in ihrem Gefolge ihm ſelber den Tod brachten, nur wenig zur Gründung eines neuen Miſſionswerkes geeignet. Sehr viel über die Heidenmiſſion kommt in ſeinen

Schriften nicht vor, sein Blick war mehr dem Volk Israel zugewendet, wie er denn auch mehrere Juden taufen durfte und oftmals sich die Bekehrung des ganzen Israels lebhaft und freudig vergegenwärtigte. Indessen haben wir doch auch ein allgemeines Missionslied von ihm, in welchem er unter anderm betet:

Mehre du der Boten Zahl,
Die des Sohnes Reich ausbreiten
Und zum großen Abendmahl
Heidenschaaren vorbereiten!
Ziehe sie mit Segen an,
Daß ihr Wort nicht fehlen kann,
Daß bald auf der ganzen Erde
Eine Heerd', Ein Hirte werde,
Ach Herr, wann wird dies geschehn?
Wie? Wenn aller Christen Herzen
Dich um diesen Tag anflehn?
Wenn sie voll von Mitleidsschmerzen,
Die die reinste Lieb erzeugt,
Unabläßig tiefgebeugt
Bruderthränen vor dir weinen,
Wird dann dieser Tag erscheinen?

Der beste Beweis aber, wie der Missionssinn von Lavater nach Maßgabe jener Zeit gepflegt wurde, ist die Thatsache, daß es der engere Lavaterische Kreis, ja das Lavater'sche Haus war, aus welchem für Zürich der erste Anstoß zur Bildung einer Missionsgesellschaft hervorgieng.

---

2. Gründung der zürcherischen Missionsgesellschaft und ihre Geschäfte bis zum ersten öffentlichen Auftreten, 1819—1829.

Wir halten es nicht für zufällig, daß in dem Jahr, in welchem Zürich die dritte Säkularfeier der schweizerischen Reformation begieng, auch die Missionsgesellschaft gestiftet wurde, freilich nicht als eine Sache der gesammten Kirche, sondern nur in einem sehr kleinen Privatkreise. Die offizielle Jubelfeier in den Anfangstagen des Jahres hatte neben vielem Schönen doch auch manches Bedenkliche zu Tage gefördert. Hie und da geberdete sich der Rationalismus, als wäre er der rechtmäßige Erbe der Reformation. Zwar

der damalige Vorsteher der Zürcherkirche, der würdige Antistes Heß, der bei diesem Anlaß zum letzten Mal öffentlich auftrat, hat mit seinem weiten hellen Blicke in seiner Festrede auch dessen sich gefreut, „daß noch einmal, wie jetzt, ein solch brennender Eifer der Verbreitung des Evangeliums bis an die Enden der Erde sich gezeigt habe"; aber das jüngere Geschlecht war zum größten Theil von einem andern Geiste beseelt und hielt es für nothwendiger, die Kirche vom Wunderglauben und von Allem, was über die ordinäre Vernunft hinausgeht, zu reinigen, als das Evangelium in seiner unverfälschten Gestalt auch Andern bekannt zu machen. Doch die von Heß einige Jahre früher gestiftete Bibelgesellschaft mußte ja die Gedanken auf die Mission lenken, und so konnte die Reformationsfeier für die evangelisch Gesinnten nur belebend wirken. Schon durch die Bibelgesellschaft kam Zürich in nähere Verbindung mit Basel und der dortigen Christenthumsgesellschaft, und es war die am 3. November 1819 in Basel abgehaltene öffentliche Bibelfeier, bei welcher in den dort anwesenden Zürcherfreunden der Entschluß geweckt wurde, nun auch für die Missionssache wirksam zu werden. Es waren Pfarrer Georg Geßner beim Fraumünster (Nachfolger von Heß in der Antisteswürde), Diakon Heinrich Breitinger beim St. Peter (nachher Pfarrer), Amtmann Heinrich Hirzel und Kaufmann Martin Usteri-Geßner im Neuenhof, Geßner Lavater's und Usteri Geßner's Tochtermann. Bei Anlaß jener Bibelfeier wurden diese Zürcher zu einer Sitzung der Missionskommittee eingeladen, deren Präsident, der Pfarrer von Brunn, nebst dem damaligen Missionsinspektor Blumhardt, den Gästen von der im Jahre 1816 entstandenen Missionsanstalt und ihrem seitherigen segensvollen Fortgang erzählten und sie dringend baten, auch an ihrem Orte für die Sache zu wirken. Diese Mittheilungen hatten solche Kraft, daß die vier Zürcher, als sie folgenden Tages wieder nach Zürich reisten, auf der Höhe des Bötzberges sich das feierliche Versprechen gaben, eine Gesellschaft einzurichten und sich dieser herrlichen Tage in Basel zu erinnern, zugleich aber auch über Missionsangelegenheiten zu sprechen und nach Lage und Umständen zu handeln.

Gleich wie schon Lavater immer neben seiner öffentlichen Wirksamkeit auf der Kanzel kleinere Gesellschaften von Gleichgesinnten liebte, in welchen man sich ungezwungen fühlte und mancherlei

wichtige Fragen eingehender und tiefer behandeln konnte, als dies in der Kirche möglich war, so pflanzte sich dieser Gebrauch nach Lavater's Hinschied auf seinen Schwiegersohn Geßner fort. Die offizielle Kirche und die Regierung war diesen Konventikeln, auch wenn sie, wie hier, von Geistlichen geleitet wurden und aus den eifrigsten Kirchenfreunden bestanden, nicht hold, vollends die Privatkommunion, welche von Geßner bisweilen gehalten wurde, war verpönt, und als einige Schwärmer auf der Landschaft hierin wirklich zu weit giengen, wurde das ein erwünschter Anlaß zu solchen Beschränkungen, daß Geßner sich genöthigt sah, auch seine regelmäßige Montagsversammlung im Pfarrhaus aufzugeben. Wenn ein so angesehenes Mitglied des Kirchenrathes, wie Geßner, solches erlitt, so ist die Verborgenheit, in welcher die neue Gesellschaft geraume Zeit blieb, genügend erklärt und hat eine spätere Generation das Recht nicht, den Stiftern wegen ihrer Aengstlichkeit einen Vorwurf zu machen. Für das Gedeihen der zarten jungen Pflanze war es unerläßlich, daß sie erst in der Tiefe Wurzeln faßte, ehe sie an das helle Tageslicht hervortrat.

So kamen denn die Freunde ungefähr alle zwei Monate für einen Abend zusammen. Bei einer Pfeife Tabak wurden Korrespondenzen mit und aus dem Missionshaus, auch die neuesten Missionshefte vorgelesen, man theilte sich die Gedanken über das Gelesene mit, kam auch oft in religiöse Gespräche allgemeiner Art oder redete über die kirchlichen Angelegenheiten. Das im Stillen Wirken wurde für das beste erfunden, auch kleine Beiträge zu sammeln und selbst etwas zu einem Fond bei jeder Zusammenkunft beiseit zu legen. Usteri-Geßner wurde zum Quästor ernannt und ihm aufgetragen, aus einer schon erhaltenen großen Gabe zwei Exemplare der Missionshefte zu kaufen, um dergleichen bei Hand zu haben, wenn Jemand sie zu lesen wünschte, mithin schon im Anfang der Gedanke, auch Andere mit dem Missionswerke bekannt zu machen. Mit großer Sorgfalt wurde allmählich noch dieser und jener zuverlässige Freund zur Theilnahme an der Gesellschaft eingeladen, und wenn etwa Freunde des Gottesreiches in Zürich auf Besuch waren, wie Steinkopf aus London, Blumhardt aus Basel, Antistes Benedikt aus Chur u. s. f., so durften auch befreundete Nichtmitglieder theilnehmen. Den ersten Anstoß zu einer bedeutenderen Wirksamkeit gab ein Brief aus der zürcherischen Krim-Kolonie im Zürichthal (gestiftet 1803 und

1804), welche sich um Sendung eines Lehrers an Geßner wandte. Die Basler Mission, welche in ihren Anfängen ausschließlich auf das südliche Rußland ihr Auge gerichtet hatte, gieng auf dieses Gesuch ein, wobei sie aber auf die kräftige Mitwirkung des zürcherischen Hilfsvereins zählte. So trat nun die Gesellschaft, und zwar mit Namensunterschrift sämmtlicher Mitglieder, in die Oeffentlichkeit mit einem Aufruf um Beiträge für die Pastoration von Zürichthal, sowie für das Missionswerk überhaupt. Der erste Pfarrer von Zürichthal war Heinrich Dietrich von Schwerzenbach, welcher den 3. Februar 1822 in einer feierlichen Versammlung, an welcher auch zum ersten Mal Missionsfreundinnen theilnahmen, von Geßner zu seinem Amte eingeweiht wurde. Wie es zu gehen pflegt, ein solches besonderes Band mit der Mission gab der Missionssache zu Stadt und Land einen Aufschwung, die Versammlungen fanden häufiger statt, die Beiträge flossen reichlicher, die Berichte wurden interessanter; daß man aber doch noch immer in den Anfängen sich befand, zeigen die weitläufigen Verhandlungen wegen der bevorstehenden Heirat Dietrich's, welche das Komite in nicht geringe Verlegenheit setzte, weil es fürchtete, daß ein solcher Schritt selbst von Missionsfreunden mißbilligt werden würde und die Reise der Braut kaum auf Missionskosten geschehen dürfe. Besonders ängstlich wog das Komite ab, wie weit es in politischer Beziehung gehen dürfe, weßhalb in einem Berichte über die Mission in der Krim eine Stelle, welche die russischen Unterbehörden in ein fatales Licht stellte, weggelassen und dafür eine ehrende Erwähnung des Kaisers gesetzt wurde. Bisher war also in Zürich die Mission Privatsache gewesen und wir haben auch gesehen, warum dieß mehr oder weniger nothwendig war. So durfte es aber nicht bleiben, und von 1826 an regte sich im Komite der Gedanke, an Stelle eines gedruckten Berichtes einmal eine öffentliche Zusammenkunft zu veranstalten. Obgleich noch längere Zeit die Furcht, es könnte das der Sache schaden und Angriffe hervorrufen, überwog, so waren es namentlich zwei neue Mitglieder, welche unabläßig dazu antrieben, die Lehrer des jungen Prinzen Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, welcher von 1825—1828 in Zürich zu seiner Ausbildung sich aufhielt, Herr von Brandenstein und Candidat Koch. Diese Deutschen begriffen es nicht, daß man in Zürich solche Bedenklichkeiten gegen Einrichtung von Missionsbetstunden hege. Ihnen besonders ist nun als

weiterer Schritt eine größere aus 47 Personen bestehende Versammlung auf dem Chorherrengebäude zu verdanken, zu welcher jedoch nicht öffentlich eingeladen wurde und von welcher auch die Frauen noch ausgeschlossen waren. Sie fand den 22. April 1828 statt und machte einen guten Eindruck. Die Rede Koch's wurde durch den Druck vervielfältigt. In diese Zeit fällt auch die Aussendung eines zweiten Zürchers, Hohenacker von Oerlikon, nach Schuschi an der persischen Grenze. Auch hier machte die Verehelichung wegen der damals außerordentlich weitläufigen Schritte zur Legalisation einer solchen im Ausland vollzogenen Ehe, dem Komite viel Schwierigkeit. Es waren nun aber mittlerweile doch verschiedene deutliche Winke ergangen, welche zu einer Vergrößerung des Werkes ermuthigten. Schon seit mehreren Jahren bestand ein für die Mission thätiger Frauenverein, welcher an den größeren Versammlungen theilzunehmen wünschte. Das Komite hatte sich ferner durch jüngere Kräfte verstärkt, namentlich waren es einige Kandidaten, welche in Berlin tiefere Anregung empfangen hatten: Geßner (des Antistes Sohn), Grob, Usteri, dann auch der gelehrte Junker Gerold Meyer von Knonau, ein sehr reges Mitglied. Der Vorsteher der Gesellschaft wurde 1828 der Nachfolger des sel. Heß in der Antisteswürde, und so stand denn nichts mehr im Wege, eine öffentliche Feier für die Bibel und Missionsgesellschaft zu halten, welche in der französischen Kirche (dem damals noch abgeschlossenen Chor des Großmünsters) den 14. Oktober 1829 unter zahlreicher Betheiligung von Stadt und Land stattfand. Von Basel trafen zu dieser Feier Pfarrer von Brunn und Inspektor Blumhardt, von Bern Professor Hünerwadel ein. Schon konnten vier Zürcher erwähnt werden, welche dem Rufe der Mission gefolgt seien. Am Abend vor dem Feste wurde der Frauenverein durch die Anwesenheit dieser Gäste erfreut, am Festabend selber versammelte man sich noch im Haus eines Mitgliedes (Locher im Sonnenhof) zu einer traulichen Unterhaltung. Mit diesem Tage wurde die Missionsgesellschaft zu einem Missionsverein, sofern nun auch ein weiterer Kreis von Freunden zu Stadt und Land beigezogen ward.

3. Weitere Entwicklung des zürcherischen Missionsvereins von 1829 bis zum Hinschiede seines Gründers 1843.

Mit seiner ersten öffentlichen Feier war der Missionsverein in ein neues Stadium getreten. Er mußte sich nun auch dem öffentlichen Urtheil unterziehen, welches je nach den verschiedenen Standpunkten bald lobend, bald tadelnd ausfiel. Die Einen freuten sich, daß man nun wisse, was an der Sache sei, und wünschten weises, aber festes Vorgehen. Andere hingegen hielten es für bedenklich, den Heiden neue Lehren zu bringen, welche sie in Zweifel an ihrer Seligkeit stürzen und ihr Familienleben stören könnten. Die Sache wäre an sich gut, aber weil sie von Basel komme, sei sie schwärmerisch. Man sollte den Heiden zuerst Kultur, Kunst und Wissenschaft bringen u. s. f.

Doch der engere Verein stärkte sich mehr und mehr gegen solche Angriffe und war hoch erfreut, als eine Motion im kleinen Rath zu Basel, welche gegen das dortige Missionsinstitut gerichtet war, einen ehrenvollen Ausgang für die Mission nahm. Man ließ die interessantesten Missionsberichte zirkuliren, erstattete Bericht über religiöse Gesellschaften in andern Ländern (von welchen namentlich Meyer von Knonau genaue Kunde hatte), knüpfte Verbindungen mit missionsfreundlichen Pfarrern auf der Landschaft an, lud sie ein zu Vorträgen in der Stadt, besuchte auch fleißig die Baslerfeste, nie ohne neue Anregungen zu empfangen. Einen wesentlichen Gewinn machte der Verein in der Person des Johannes Zeller. Dieser hatte in Berlin, Bonn und Wittenberg seine Studien gemacht und dann für ein Jahr in der Missions-Anstalt von Jänike in Berlin die Stelle eines Inspektors bekleidet, wo er zwölf Zöglinge in der Bibel und einigen andern Fächern unterrichtete und als Seelsorger leitete. Der eminent wissenschaftlich begabte Mann (vgl. seine „Stimmen der deutschen Kirche über Strauß") arbeitete sich hier in die praktischen Aufgaben der Kirche hinein und hat dann auch als Prediger am Spital in Zürich dem Missionsverein seine freudige Thätigkeit und seine reiche Erfahrung auf dem Missionsgebiet geweiht, starb aber schon im 32. Lebensjahr als Pfarrer in Stäfa.

Es läßt sich auch nicht verkennen, daß durch die Staatsumwälzung von 1830 und die neue Staatsverfassung ein frischerer

Wind ins Land hereinkam, welcher nicht etwa bloß dem Unglauben und den Sektirern das Recht der Existenz gab, sondern auch die Kirche allmählich von der eisernen Umarmung des Staates erlöste und das Vereinsrecht auf allen Gebieten, also auch solche freiere evangelische Bestrebungen, für welche die offizielle Kirche keinen Raum hatte, wesentlich erleichterte.

So gieng man denn im Jahr 1832 wieder einen Schritt vorwärts. Der Anstoß kam diesmal von den Schaffhauser Freunden, Professor (nachher Antistes) Spleiß, Boßhard und von Mandach her, die am Zürcherfest theilnahmen und theils öffentlich, theils in der abendlichen Zusammenkunft den Zürchern empfahlen, monatliche Missionsbetstunden einzuführen, wie es in Schaffhausen schon geschehen war; die große Betheiligung an diesem Feste zeige ja, daß man nur zugreifen dürfe. Doch das war für den bedächtigen Zürcher-Charakter eine zu starke Zumuthung, selbst der würdige Geßner fürchtete, daß man damit das Publikum bald übersättigen würde. Endlich vereinigte man sich auf vierteljährliche Missionsvorträge zu St. Peter, bei welchen ein erster Sprecher etwas Historisches behandeln, ein zweiter die erbauliche Ansprache halten sollte. Die historischen Vorträge wurden nach einem sorgfältigen Plane so vertheilt, daß dieselben nach und nach ein Bild der ganzen Missionsgeschichte von der Entstehung der christlichen Kirche bis auf die Gegenwart geben sollten und auch wirklich bis 1836 die Missionsgeschichte bis zum Mittelalter darstellten. Diese Vierteljahrsversammlungen im St. Peter dauerten fort bis zum Jahr 1852, wo sie aufgehoben wurden, nachdem die evangelische Gesellschaft in dankenswerther Weise schon seit 1847 monatliche Missionsstunden in der alten St. Annakapelle eingerichtet hatte.

Auch das Jahresfest der Missionsgesellschaft wurde vom Jahre 1832 an wegen Umbaues der französischen Kirche und weil dieselbe sich als zu klein erwies, in die St. Peterskirche verlegt, und fortan versammelte man sich am Abend des Festes in einem Gesellschaftshaus, wo jedoch erst von 1841 an den Frauen der Zutritt gestattet wurde.

Im Ganzen hat diese Periode noch den Charakter des Familiären, sofern das Missionswerk hauptsächlich an Eine Familie, die Familie Geßner und besonders Usteri-Geßner, sich knüpfte. (Waren doch sieben Mitglieder dieser Familie im Comite.) Usteri's, des

unermüdlich thätigen Quästors Haus, der Heimhof, jener einfache und doch stattliche Bau am Eingang des Thalackers, war die gastliche Herberge aller hier auf Besuch anwesenden Minnesänger und Minnesfreunde Jahrzehnte hindurch. Hier gingen die Blumhardt, Gerhart, Zaremba, Fjellstedt, Hoffmann, Jessenius und wie viele andere aus und ein: hier konzentrirte sich das Minnesleben Zürichs während zweier Generationen. Ein noch verbundener reicher Briefwechsel, welchen Vater Usteri mit seinem ältesten Sohn, der dann auch sein getreuer Nachfolger als Quästor der Minnesgesellschaft wurde, nach Dresden und Paris führte, legt Zeugniß davon ab, wie hoch beiden die Minnesache über den kaufmännischen Angelegenheiten stand, wie Vater und Sohn übereinstimmend jenem klugen Kaufmann glichen, welcher die köstliche Perle sucht und gewinnt. Der Sohn in der Fremde wird beständig mit dem Laufenden erhalten über die Entwicklung des zürcherischen Vereins, seine Arbeiten und Feste, und weiß hinwieder berichten, was er zu seinem Ort auf diesem Gebiete wahrnimmt. Schildert z. B. den Zürcher Freunden die herrlichen Minnesfeste in Dresden.

Trotz dieses familiären Charakters erkannte man aber, daß es nicht genüge, wenn im ganzen großen Kanton nur in Einem Ort die Minnessache gepflegt werde, weil doch die Minnesfreunde nicht aus allen Landestheilen in die Stadt reisen können: daher bemühte man sich, auch auf dem Lande diesen Sinn zu wecken, was besonders durch jene jüngern Geistlichen geschah, welche als Landeskinder den Segnungen des Ernste beigewohnt hatten und nun über eigenen Gemeinden lebten. Einige benützten sie auch hie und da in ländlichen Sonntagsfeiern, zu welchen gerade die naturfrischeren Gemeindeglieder kamen, zu Vorträgen über die Geschichte des Minnesangs, in Minne-Versammlungen in Flüh, Meilen, Pfäffikon, Horgen und Oetwil. Aber nur einer vermochte Einladung zu der besonderen Feier auf der Landschaft zu Einsiedlung von eigentlichen Minnesangesvorträgen, nämlich der Antistes und Dekan. Man mußte es viel als mißlich anerkennen, die Feier des heiligen Festes durch Singen und Spielen weltlicher Lieder zu entheiligen. Die Landesverfassung sah auch nie zu empfehlend in Geistlichen und Gemeinden, um solchen Versuchen Eingang zu schaffen u. s. w.

Selbst gegen einen Antrag in Schaffhausen kamen Gewissensbedenken, die Stadt könne in unrechte Hände kommen.

In Winterthur hatte sich zwar bald nach Stiftung der Missionsgesellschaft große Theilnahme gezeigt. Besonders war es der Oberamtmann Steiner, welcher regelmäßig den Jahresfesten in Zürich beiwohnte, auch die Stadtgeistlichen Forrer, Ziegler und namentlich Diakon Ernst nahmen sich der Sache warm an. Neben dieser kirchlichen Strömung lief aber eine andere her, die an dem wegen Schwärmerei abgesetzten alt Pfarrer Heß ihren Mittelpunkt hatte, welcher die kirchliche Richtung von vornherein verdächtig war und zu wenig weit gieng. Heß sammelte einen kleinen Kreis eifriger Christen um sich, die als Bibel- und Missionsgesellschaft zweimal in der Woche zusammentraten, zwar mit der Muttergesellschaft in Zürich in Verbindung blieben, aber nicht nur das Sammeln von Liebesgaben, sondern auch ein Hineintragen der hl. Schrift in die Haushaltungen wünschten, und weil es in Zürich immer hieß: „die Lokalverhältnisse gestatten dieß nicht", für sich selber handelten, auch durch den Besuch jener vom Zürcherfest 1832 heimkehrenden Schaffhauser darin ermuntert wurden. Dieser engere Kreis gab ein Wochenblatt heraus, welches unter Anderm ein Schatzkästlein Luthers, ausgewählte Stellen aus seinen Werken auf jeden Tag des Jahres (Winterthur 1833 im Verlag der neuen Bibel- und Missionsgesellschaft) enthielt, aber bald wieder eingegangen zu sein scheint. Wirksamer zeigte sich doch der kirchliche Missionskreis, welcher auch in Winterthur Vierteljahrsversammlungen in der Stadtkirche begann und die bedeutendsten Missionare als Fjellstedt, Häberlein, Zaremba, Gobat, Weitbrecht und andere von den Dreißiger bis gegen Ende der Fünfziger Jahre berief.

Allmählich fand dann die Missionssache auch auf der Landschaft Eingang zuerst in Folge eifriger Wirksamkeit der Pfarrer Grob in Rorbas und Max Meyer in Glattfelden im Bezirk Bülach. In Folge dieser weiter verbreiteten Kenntniß der Mission fiengen nun auch die Beiträge an reichlicher zu fließen, so vom Jahre 1837 an ein jährliches namhaftes Geschenk der Freunde des seligen Herrn von Campagne, einer von der Landeskirche separirten, aber durchaus christlich gesinnten Gemeinschaft, welche bis auf den heutigen Tag mit unserer Bibel- und Missionsgesellschaft in herzlicher Verbindung steht. 1841 kann die Pastoralgesellschaft des Bezirkes Winterthur berichten, daß sie aus ihrer Mitte ein Missionskomite gewählt habe, welches bei den Gemeindskirchenpflegen noch überall

ein geneigtes Ohr gefunden habe, so daß es hoffe, nach und nach in allen Orten des Bezirkes eine Missionsfeier zu veranstalten. Gleichzeitig wurde auch auf eine zweckmäßigere Einrichtung der Jahresfeste gedrungen, und Pfarrer Grob stellte sachbezügliche Anträge, daß die Sprecher sorgfältig gewählt werden, die Vorträge nicht übermäßig lange dauern, daß Zwischengesänge sie unterbrechen, daß zur Feier geläutet werde, daß alle Geistliche des Landes eingeladen werden und daß das städtische Comite mit allen Missionsvereinen auf dem Lande sich in Verbindung setze und sie zur Morgenkonferenz einlade. Doch auch jetzt noch wurden nur die ersten und der letzte Punkt angenommen.

Im Jahr 1841 sind außer dem Hauptfeste schon Missionsfeste in Glattfelden, Seen, Maur und Ottenbach aufgezeichnet. Das letztere erhielt eine traurige Berühmtheit und muß daher besonders erwähnt werden. Es war eine Zeit heftiger religiös-politischer Bewegung. Nachdem durch den bekannten Volksaufstand den 6. September 1839 die Zürcher Regierung, welche den Dr. Strauß zum Professor der Theologie berufen hatte, zum Rücktritt genöthigt worden war, arbeiteten ihre Anhänger unaufhörlich an der Wiedererlangung der Staatsgewalt und hatten um so leichtere Mühe, als sie durch die Gutmüthigkeit ihrer Gegner theilweise in ihren einflußreichen Stellen geblieben waren. So auch der radikal gesinnte Statthalter des Bezirkes Affoltern, Hergentschweiler, welcher in seinem Eifer die von den angesehensten Geistlichen des Bezirkes auf den 2. November nach Ottenbach ausgeschriebene Missionsfeier verbot und zwar aus folgenden drei Gründen: 1) Weil solche Versammlungen unnöthig seien und man Gottesdienste genug habe; 2) Weil ein auswärtiger Prediger in unserm Kanton keine Kanzel betreten dürfe (Missionar Zaremba war eingeladen); 3) Weil der Stillstand (Presbyterium) seine Erlaubniß nicht gegeben habe (Zürcherblätter Nr. 49). Offenbar hatte damit der Statthalter seine Competenz überschritten und mit Umgehung der kirchlichen Behörden in ein Gebiet eingegriffen, welches nicht das Seinige war. Der Ortspfarrer Tappolet kehrte sich an dieses Verbot nicht, was freilich auch verschieden beurtheilt wurde, und ließ die Feier halten, zu welcher nun eine große Menge Freunde und Feinde sich zudrängten. Die Letztern hatten sich auf der Emporkirche an verschiedenen Stellen postirt, sie ließen die Geistlichen ruhig reden; als dann

aber der Missionar die Kanzel betrat, unterbrachen sie ihn bald aus dieser, bald aus jener Ecke mit lauten Rufen: „Das ist ja etwas Altes! Das ist kein Gottesdienst! Fort mit dem!“ u. s. w. und nöthigten durch ihren Tumult Zaremba, die Kanzel zu verlassen. Die anwesenden Geistlichen traten ins Mittel und forderten die Ruhestörer auf, sich zu entfernen, unterstützt von vielen Zuhörern, welche riefen: solche Ruhestörer werde man am rechten Orte belangen. So sahen sich die Gegner wirklich genöthigt, die Kirche zu räumen. Zaremba konnte seine Rede wieder aufnehmen und sagte: „Euch ist ein solcher Vorfall etwas Neues, für mich nicht, unter den Heiden geht es oft noch stürmischer zu.“ Mit diesem an sich nicht sehr bedeutenden Auftritt war nun ein Signal zum Angriff gegen alle Missionsbestrebungen gegeben, und es mußte sich zeigen, ob das Werk in den vorangegangenen langen Zeiten der Stille und Verborgenheit so fest gewurzelt sei, um nun auch die Anfechtungen aushalten zu können, welche seither nie mehr aufgehört haben. Sehr bemühend war es nun, zu sehen, wie alle jene Blätter, welche vor Kurzem noch für Gewissens- und Glaubensfreiheit manch beherzigenswerthes Wort geschrieben hatten, in diesem Fall dem ärgsten Gewissens- und Kirchenzwang das Wort redeten, den gewaltthätigen Statthalter in den Himmel erhoben und in maßlosen Schmähungen gegen die Mission sich ergiengen. Der „Republikaner“ brachte einen Artikel mit der perfiden Ueberschrift: „Auch die Abkömmlinge Zwingli's werden mit Missionen beglückt“, wobei er ausdrücklich die damals in der katholischen Schweiz florirenden Jesuitenmissionen vergleicht und folgendermaßen ein protestantisches Missionsfest schildert: „Von geistlicher Seite wird der auf diesem Geschäfte Reisende dem Publikum vorgestellt als ein Gottesmann, wie er schrecklich weit herkomme und was das für Leute seien, diese Heiden! Wie schaudert es da diesen guten Leuten. Dann tritt der auf dem Geschäft reisende Gottesmann in Person auf, hält seine Rede zum hundertsten oder hundertzweiten Mal, die er auf seinen Geschäftsreisen zu präsentiren pflegt, erzählt mit rührender Bescheidenheit, wie viele Tausende er schon zu Christen gemacht hat. Der Gottesmann vergißt dabei nicht, abenteuerliche Züge von den Heiden zu erzählen und dann mit überschwenglicher Liebe an das Publikum sich zu wenden, wie es ihn innig freue, so Viele beisammen zu sehen, die sich gewiß auch werkthätig der Mission annehmen

werden." Was den Miſſionsgegnern bei Vielen einigen Schein verlieh, war die freilich erſt nachher erkundete Nachricht, daß dem Miſſionar Zaremba im Großherzogthum Baden das öffentliche Auftreten vor Kurzem verboten worden ſei. Inſpektor Hoffmann, der ſofort hierüber befragt wurde, beſtätigte das in einem ſehr ausführlichen Schreiben vom 23. November, erklärte dieſes Verbot theils aus einer etwa unvorſichtigen Aeußerung, welche Zaremba einmal entfallen und von den Gegnern ſofort ausgebeutet wurde, theils aber aus der feindlichen Geſinnung eines Theiles des Kirchenregiments. Die Ottenbacher Angelegenheit beurtheilt Hoffmann ſehr objektiv, die Geiſtlichen dort ſeien im Irrthum geweſen, als ſie die Miſſionsfeier wie einen ſchon recipirten Gottesdienſt betrachteten. Die Störung ſelbſt ſcheine nicht bedenklicher Art, ſondern nur ein Ausfluß individueller Brutalität geweſen zu ſein und es ſtehe zu hoffen, daß dergleichen nur zur Förderung der heiligen Sache, die ſich ihr gutes kirchliches Recht immer mehr erkämpfe, ausſchlagen könne. Denn ſchon, daß eine ſo abnorme Ignoranz, wie ſie der „Republikaner" verräth, offenkundig daliegt, iſt der erſte Schritt zum Lernen und Begreifen. Daß Kämpfe für das Miſſionsweſen kommen und es eben durch dieſe in das Kirchen- und Staatsleben unſerer Zeit tiefer hineingearbeitet wird, kann nur erwünſcht ſein und gibt der zu neuem Selbſtbewußtſein erwachten Kirche Gelegenheit, faktiſch zu erklären, wie unablöslich ihr die Thätigkeit für die Ausbreitung des Evangeliums von ihrer eignen Lebensentwicklung erſcheint, und dem chriſtlichen Staat wird dadurch die Forderung geſtellt, die Kirche in dieſer wohlberechtigten Selbſtentwicklung zu ſchützen.

Der Stifter des zürcheriſchen Miſſionsvereins, der ehrwürdige Antiſtes Geßner, durfte zwar noch mit vollen geiſtigen Kräften in dieſem Jahre 1841 unter allgemeiner Theilnahme ſein fünfzigjähriges Jubiläum feiern, auch einmal noch das Miſſionsfeſt leiten; aber ſchon im Jahre 1843 den 28. Juli hatte er das Ziel ſeiner irdiſchen Pilgerfahrt erreicht und gieng im frommen Glauben an Chriſtus zum Schauen hinüber. Seine Miſſionsfreunde tröſteten ſich nun damit, was ihm ſelber ſchon im Leben tröſtlich geweſen war, daß er hoffe und darauf ſich freue, einſt in der Ewigkeit nicht nur einen Blick auf den Plan und Zuſammenhang des Miſſionswerkes hienieden werfen, ſonden vielleicht von Oben noch etwas daran mitwirken zu dürfen. Sein Looſungswort für die Miſſion iſt geweſen: „Wenn

der Frühling zögert, er kommt doch! Wenn des Herrn Reich zögert, es bleibt doch nicht aus! Alles zur Stunde des Herrn!"

Wir können also hier füglich einen Abschnitt schließen. Indessen haben wir doch noch eine Frau zu erwähnen, eine Nichte Geßners, welche schon in dieser Zeit und noch lange darüber hinaus in ihrer Weise die Missionssache ganz besonders gefördert hat, nämlich durch ihre Lieder. Das damalige Kirchengesangbuch bot fast gar Nichts für Missionsfeste, und so erwuchs bald das Bedürfniß nach besondern Festliedern, welche zu den Kirchenmelodien gesungen werden könnten. Schon im Jahr 1834 hat nun Meta Heußer eine liebliche Gabe dieser Art gespendet und seither erklang noch oft ihre Harfe für die Sache des Herrn. Lieder wie: „Was sammelt uns in Gottes Haus?" „Armes Zion traure nimmer" und andere fehlen jetzt in keinem Missionsliederbuch. Auch zur ersten Ausgabe der von Inspektor Josenhans 1869 herausgegebenen Sammlung hat sie das Ihre bereitwilligst beigetragen. Ein paar Verse aus ihrem ersten Missionsgedicht mögen zum Schluß dieses Abschnitts hier eine Stelle finden:

„Es liegt die Macht in meinen Händen,
Der Himmel und die Erd ist mein,
Ich will, bis sich die Zeiten wenden,
An jedem Tage bei euch sein!"
Des Lebensfürsten Scheideworte
An seiner Boten erste Schaar,
Sie stehn an seines Tempels Pforte,
Ein hohes, festes Säulenpaar.

Auf seine Bürgschaft ist gegründet
Des Völkertempels Heiligthum,
Das Wort der Weihe: „Geht, verkündet
Der Welt das Evangelium!"
Es ruht in der Verheißung Schooße —
In Jesu Nähe, Jesu Macht
Ward der Bekehrung Werk, das große,
Und wird noch heute so vollbracht.

Noch steht dein Tempel unvollendet,
Der Deinen Untreu baute nicht,
Da hast Du treuer Herr gesendet
Zur Abendzeit ein neues Licht.
Und jedes Herz, das dem vertraut,
Was einst dein Mund verheißen hat,
Ermuntert sich, greift an und bauet
Mit Hand und Wort, Gebet und That.

Millions-Zeitung.

China.

Der engl. General-Zollinspektor in Peking, Hr. Robert Hart, hat mit Hilfe der in den 19 Vertrags-Häfen stationirten Unterbeamten ausgerechnet, daß es in China wenigstens 2 Millionen gewohnheitsmäßige Opiumraucher giebt, die jährlich für 500 Millionen Mark Opium verbrauchen und zwar so, daß ungefähr 1 Million Raucher, welche ausländisches (indisches) Opium rauchen, hiefür 334 Mill. Mark ausgeben, während die zweite Million Raucher, die sich mit einheimischem Fabrikat begnügt, hiefür nur 246 Mill. Mark ausgiebt. Was die Frage betrifft, ob das Opium erst von den Ausländern in China eingeführt worden oder nicht, so erklärt Hr. Hart mit Bestimmtheit, daß Opium in China bekannt war, producirt und gebraucht wurde, lang ehe Europäer damit zu handeln anfiengen. Ueber die Folgen des Rauchens sagt er, dasselbe schade vielen gar nicht, für einige sei aber jedenfalls ihre Gewohnheit „nichts als eine Quelle von Unheil."

Von anderer Seite wird behauptet, daß die Opiumproduction, resp. die Anpflanzung von Mohn in China selbst reißende Fortschritte mache, und daran erinnert, daß die Muhammedaner in China, deren Zahl im Wachsen ist und die sich zwar berauschender Getränke und des Schweinefleischs, keineswegs aber des Opiums enthalten, physisch und moralisch nicht unter, sondern eher über den anderen Chinesen stehen, woraus dann geschlossen werden soll, daß das Opium doch nicht so schädlich wirke, wie die Missionare behaupten.

Der berühmte Li Hang Tschang hat der englischen Anti-Opium-Gesellschaft (Tientsin, 24 Mai 1881) einen merkwürdigen Brief geschrieben, in welchem er sich sehr entschieden gegen das Opiumrauchen und gegen den Opiumhandel äußert und die Hoffnung ausspricht, daß alle vernünftigen Männer Englands die Anstrengungen unterstützen werden, welche China gegenwärtig mache, um den Opium-Fluch loszuwerden. Sehr beschämend ist folgende Stelle dieses Briefes: „In Betreff der Opiumfrage können England und China nie eins werden. China behandelt dieselbe von moralischen, England von finanziellen Gesichtspunkten aus."

Die ökumenische Methodistenkonferenz in London und der englische Kirchenkongreß in Newcastle, die Handelskammern von Edinburg und Liverpool, sowie eine große im Stadthaus zu London gehaltene Versammlung, bei welcher u. A. der Lord Mayor, und zwei Erzbischöfe — ein evangelischer und ein katholischer — redeten, haben sich entschieden gegen den Opiumhandel ausge-

sprochen. Eine anglo-chinesische Zeitung freilich meint, ein Lord Mayor von London könne ja ganz wohl auch ein Schafskopf sein, sein fanatisches Eifern beweise daher gar nichts. Aber die Tage des offiziellen Opiumhandels scheinen eben doch gezählt zu sein.

— In Schi Tschia Tang gehen die Gottesdienste und der Unterricht im „christlichen Tempel" ruhig fort. Aus den benachbarten Dörfern kommen Neugierige und Wahrheitsuchende. In einem derselben wohnt ein angesehener Doktor, Namens Mei, zugleich das Haupt einer der halb-religiösen Sekten oder Gesellschaften, deren Zahl in Schantung Legion ist. Dieser wurde zu einem kranken Christen gerufen, der mit ihm auch von der neuen „Jesus-Lehre" sprach. Die Folge hievon war, daß der Doktor zum Katechisten Hsü in den „Tempel" gieng, sich Bücher geben und das Christenthum weiter erklären ließ. Als Miss. Dr. Porter in die Gegend kam, lud Hr. Mei ihn sofort zu sich ein, und der Missionar hatte Gelegenheit, vor einer zahlreichen Versammlung in einer dem Dienst der Todten geweihten Kapelle zu predigen, in welcher zwei riesige Särge aufgestellt waren. Tags darauf mußte er auch Mei's Mutter, eine rüstige alte Frau von 93 Jahren, besuchen. Am Sonntag darauf kamen 9 Männer, um den Missionar noch einmal zu hören, und es heißt nun, daß 200 übertreten wollen.

— Aus Tientsin schreibt Miss. Smith, daß einige Getaufte abgefallen seien, theils von den Katholiken bestochen, theils wieder von heidnischen Sünden, besonders von der Spielwuth, verführt; nie aber sei die Masse des Volkes williger und aufmerksamer den Predigern entgegengekommen, als jetzt. „Die Tage unsrer Unberühmtheit sind vorbei. Wir sind jetzt wie Kameele in einer Schafherde, und alles kommt, das Wunder zu schauen." Auch aus entfernten Dörfern kommen — fast täglich — Wahrheitssucher, darunter Schulmeister, Literaten und Angehörige von allerlei Sekten. „Das erste Kapitel in unserm kleinen Katechismus (das wahrscheinlich vom Einen wahren Gott handelt) bringt jedes Jahr wohl 10—50, wenn nicht mehr, Papier-Götzen den Feuertod. Der Respekt der Chinesen vor den Schriftzeichen ist so groß, daß sobald sie in einem gedruckten Buche lesen, was sie freilich selbst schon wissen, daß es mit diesen Götzen nichts sei, alte Weiber und junge Leute sie zu zerstören anfangen mit der Bemerkung, wenn sie wirklich Götter seien, so sei jetzt die Zeit, es zu bebeweisen. Wir hören immer nur von einzelnen Beispielen dieser Art. Vieles bleibt uns verborgen. Die Chinesen sind immer unterwegs und immer im Gespräch: sie tragen daher die Brocken christlicher Erkenntniß, welche sie besitzen, oft weithin, gerade wie die Bienen den Blumenstaub von Pflanze auf Pflanze übertragen. Soviel wir schätzen können, sind Tausende in unsrer Gegend, die überzeugt sind, daß

unsere Lehre die wahre ist." Der junge Buddhistenpriester, der vor einiger Zeit getauft wurde, widersteht standhaft allen glänzenden Anerbietungen, die ihm wieder und wieder gemacht werden, und ernährt sich mit seiner Hände Arbeit. Seine Stelle ist noch nicht wieder besetzt, und seine frühere „Gemeinde" setzt daher alles daran, ihn wieder zu kriegen, aber vergebens. Ein 21jähriger Jüngling hat sich lieber von seinem Herrn aus dem Dienste jagen, als seinen Katechismus, den er eifrig auswendig lernt, nehmen lassen. Gelegentlich kam heraus, daß er als 14jähriger Junge in Erfüllung eines Gelübdes sich ein Thaler-großes Stück Fleisch aus dem Bein geschnitten und dasselbe geopfert hatte. Ein anderer, den man in seiner Krankheit mit buddhistischen Amuletten und Zaubereien plagte, warf alles von sich und blieb bei seinem Bekenntniß trotz allerlei Unbill, die man ihm anthat. Er hatte nämlich damals heimlich gelobt, daß wenn seine schwerkranke Stiefmutter in 6 Tagen gesund werden würde, solch ein Opfer zu bringen, und sie war gesund geworden. Erst im letzten Jahr starb sie, nicht ohne vorher durch eine Christin aus Schi Tschia Tang von der neuen herrlichen Lehre gehört zu haben; und so hatte sie denn — sterbend — ihren Stiefsohn ermahnt, doch ja dieser Lehre nachzufragen und sie anzunehmen. Ihr Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Und wie merkwürdig ist dadurch die kindliche Liebe und Aufopferung des 14jährigen belohnt worden!

— Vor einigen Monaten taufte der amerikan. presbyt. Missionar Corbett in einem Dorf Wei Hien, 60—70 Stunden von Tschifu, 5 Erwachsene und 2 Kinder, darunter eine 74jährige Witwe und einen Aussätzigen, der Monate lang alle Gottesdienste besucht hatte, aber immer draußen vor der Thür geblieben war, auch beim kältesten Wetter. Auch hatte er nicht gewagt, um Aufnahme in die Gemeinde zu bitten, da er sich nicht denken konnte, daß ein Aussätziger darin würde willkommen geheißen werden. Er war zufrieden mit den von des Herrn Tisch fallenden Brosamen. Wie groß seine Freude, als er nun aufgefordert wurde, sich taufen zu lassen und dann auch an dem Abendmahl theilzunehmen! Auf einer längern Reise konnte Miss. Corbett dann acht große Städte und viele kleinere, sowie zahlreiche Dörfer besuchen, Traktate vertheilen, predigen und 35 Personen taufen, 30 Erwachsene und 5 Kinder. Sich von den Neugierigen, die zum Theil noch nie einen Europäer gesehen, wie ein Wunderthier angaffen lassen, ungeöffneten Ohren und Herzen oft bei großer Hitze und nach schlaflosen Nächten das Evangelium predigen — das war zuweilen schwer für's Fleisch; hie und da aber fanden sich auch Seelen, die „vorbereitet" waren und, wenn sie vom Heiland gehört hatten, baten: „Sage uns das noch einmal."

— Ende 1880 tauften die amerik.-presb. Missionare Leyenberger und Dr. Nevius auf

einer Rundreise in der Provinz Schantung 184 Heiden.

— Die 120 jungen Chinesen, welche seit 8 Jahren unter des christlichen Mandarinen Jung Wing Leitung in Nordamerika studirt haben, sind nach China zurückberufen worden, weil nach dem einseitigen Bericht eines Beamten ihr Studium weder ihnen selbst, noch ihrem Vaterlande förderlich sei. Bei ihrer Einschiffung sangen sie ein amerikanisches patriotisches Lied! Die meisten von ihnen waren als 12jährige Knaben nach Amerika gekommen und sind hier völlig entnationalisirt worden, so daß man fürchten muß, das Leben in China werde ihnen wenig behagen und ihr Einfluß gering sein. Aus eben diesem Grunde hatten einige Missionare sich von Anfang an gegen die Verpflanzung der jungen Leute nach Amerika ausgesprochen; und einer von ihnen, Dr. Allen, der 14 Jahre lang an der Regierungsschule in Kiangnan gearbeitet, eine Reihe von wissenschaftlichen Werken in chinesischer Sprache geschrieben, auch eine wissenschaftliche Zeitschrift und eine chinesische Zeitung jahrelang herausgegeben hat, ist jetzt mit einem neuen Plan hervorgetreten, durch dessen Ausführung dem Bedürfniß China's nach jungen Männern, welche gründlich in den europäischen Sprachen und Wissenschaften unterrichtet sind, in China selbst Genüge geschehen soll. Er ist aus dem Regierungsdienst ausgetreten und will nun alle seine Kraft und Zeit der Gründung und Leitung einiger Anstalten widmen, welche nach Art der Duff'schen Missions-Kollegien in Indien den Eingeborenen zugleich mit einer christlichen Erziehung Gelegenheit zur höheren wissenschaftlichen und sprachlichen Ausbildung bieten sollen. Zwei Vorschulen und ein Kollegium (d. h. höheres Gymnasium) werden zu diesem Zweck im Einverständniß mit den chinesischen Beamten in Schanghai errichtet. Der Unterricht soll ganz unentgeltlich ertheilt werden, damit nicht nur reiche Kaufmannssöhne, bloß aus geschäftlichen Interessen, sondern auch arme Literatensöhne daran theilnehmen. Dr. Allen ist der Senior der „amerikanischen südlichen Methodisten-Mission" in China.

Indien.

Der neueste Census hat für ganz Indien 252 Mill. Einwohner herausgebracht, 123 Mill. männliche und 118 Millionen weibliche; für Bengalen 68 Millionen, Assam 4,800,000, Madras 30,800,000, Bombay 13,900,000, Sindh 2,400,000, Nordwestprovinzen 32,600,000, Audh 11,400,000, Pandschab 18,700,000, Central-Provinzen 11,500,000, Berar 2,600,000, Britisch Barma 3,700,000, Maisur 4,100,000, Radschputana 11 Millionen, Central-Indien 9,200,000, Haiderabad 9,100,000. Der Rest kommt auf sog. Native States im Pandschab, innerhalb der Provinz Bombay und der Nordwestprovinzen.

— Am 26. Juni taufte Dr. M. Mitchell in Bombay die 16jährige Tochter der kurz vor Dr. Wilson's Tod übergetretenen und seither schwer verfolgten Vithabai, welche überdies die Freude hat, daß auch ihre andern Kinder dem Christenthum geneigt sind.

— In Puna hat Dr. Mitchell den gebildeten jungen Hindus auf ihre Bitte Vorträge gehalten, die dann gedruckt wurden und großen Absatz fanden. Vor 20 Jahren wollte dort Niemand etwas von der Mission.

— In Saswad oder Sassur, 6 St. südlich von Puna, hatte 1859 der schottische Miss. Adam White eine rege Missionsthätigkeit angefangen und auf seine eigenen Kosten weiter geführt, bis er 1864 von einer Choleraepidemie, während welcher er sich noch als barmherziger Samariter an vielen Kranken und Sterbenden bewährt hatte, weggerafft wurde. Nach seinem Tode unterhielt seine Witwe einen Katechisten auf der Station, hat dieselbe aber jetzt ganz der schottisch-freikirchlichen Mission übergeben.

— Der bekannte Miss. Narajan Scheschadri, ein bekehrter Brahmane, hat aus Veranlassung des panpresbyterianischen Concils in Philadelphia eine Reise um die Welt gemacht und an vielen Orten Amerikas, Schottlands und Englands, wie auf der Reise durch Frankreich und Italien ꝛc. ein Zeugniß seines Glaubens abgelegt, z. B. auch in der Basler Missionskapelle in Hongkong. Am 1. August 1881 kam er wohlbehalten wieder in Bombay an.

— Im Okt. kehrte der englisch-kirchliche Miss. Baring, ein Sohn des früheren Bischofs von Durham, mit seiner Frau (verwitwete Frau Dr. Elmslie) nach Nordindien zurück, um fortan die Mission in Batala, im Pandschab, wo er früher schon stationirt war, ganz selbständig und auf eigene Kosten weiter zu treiben. Die Gesellschaft hat ihre Häuser, Schulen ꝛc. im ganzen Distrikt an ihn übertragen.

— Im Jahr 1880 wurden in Indien 21,990 Personen von wilden oder giftigen Thieren, darunter 17,260 durch Schlangenbiß, getödtet.

— In den Missionsstatistiken wird gewöhnlich zwischen eigentlichen Christen und bloßen „Anhängern" unterschieden, und bei den letzteren denkt man wohl meist an solche Heiden, die mit dem Götzendienst gebrochen haben, aber aus irgendwelchen Gründen nicht haben getauft werden können, vielleicht auch nur an solche, die je und je den christlichen Gottesdienst besuchen und sich freundlich zu den Missionaren halten. Bisweilen finden sich unter ihnen aber auch Leute, hinter denen wohl die meisten „Kommunikanten" und „Gemeindeglieder" an Glauben und Liebe weit zurückstehen. So erzählt Miss. Jones in Mana Madura von drei Paria-Familien, die er neulich in ihrem abgelegenen Dörflein und in ihren elenden Hütten aufgesucht hat, weil sie nach einem Lehrer verlangten. Diese Leute

sind so arm, als man nur sein kann und natürlich sind sie auch geistig beschränkt und unentwickelt. Seit mehreren Jahren aber leben sie als Christen — so gut sie's verstehen — nach Gottes Wort, kommen zum Gebet zusammen und gehen nicht auseinander, ohne vorher etwas — geopfert zu haben. Ihr Leiter und Lehrer ist ein Aussätziger, der sich kaum bewegen kann und dessen Aeußeres so abschreckend ist, daß man ihn kaum ohne Selbstüberwindung ansehen kann. Nur sein glücklicher, zufriedener Blick läßt erkennen, wes Geistes Kind er ist. Als Knabe war dieser Aussätzige ein Jahr lang in der Missionsschule zu Mana Madura gewesen, hatte dort lesen und das Evangelium kennen gelernt, war dann aber in sein Dorf zurückgekehrt. Bald darauf erkrankte er am Aussatz. Sein früherer Lehrer, Miss. Capron, that alles, um die Krankheit zu heilen oder doch aufzuhalten, aber ohne Erfolg. Die dem Armen erwiesene Liebe jedoch blieb nicht unbelohnt. Der Junge wuchs am inwendigen Menschen, ja wurde, indem er seinen Dorfgenossen aus der Bibel vorlas und ihnen vom Heiland erzählte, ein rechter Missionar für sie. Ja, durch seinen Dienst ist eine kleine Gemeinde von freilich noch Ungetauften entstanden. Als Miss. Jones sie besuchte, waren sie voll Freude, verschlangen begierig alles, was er ihnen sagte, und brachten ihm nun auch ihre Opfer — in drei kleinen, etwa faustgroßen Körbchen. Zwei davon waren mit kleinen Münzen angefüllt, zusammen im Werth von ungefähr 5 Mark! Das dritte gehörte dem Aussätzigen und enthielt etwa 6 Pfennige. Es war ein rührender Anblick, wie dieser Aermste, kaum mit einem Fetzen bekleidet, daher hinkte, um strahlenden Angesichts sein Scherflein — im buchstäblichen Sinne — zu bringen. Um den Werth dieser Gaben zu schätzen, muß man wissen, daß diese Leute nie mehr als etwa 40 Pf. und durchschnittlich wohl nur 20 Pf. täglich verdienen!

— Vom 1. Jan. bis 11. April 1881 wurden in der amerikan.-baptist. Telugu-Mission 1669 Bekehrte getauft. Bei der Vierteljahrs-Versammlung in Ongol (3.—7. April) wurden allein 361 getauft, 39 Paare getraut und 8 Männer ordinirt.

— Im Okt. v. J. wurde in Ahmednagar das 50jährige Jubiläum der amerikan. Mahratta-Mission, welche jetzt 1400 eingeb. Kommunikanten zählt, gefeiert. In 50 Jahren haben hier 26 Männer, 24 Frauen und 3 Jungfrauen gearbeitet, manche freilich nur sehr kurz. Zieht man die auf Erlernung der Sprache verwandte Zeit ab, so bleibt nur soviel Arbeitszeit all dieser Männer und Frauen übrig, wie wenn ein Mann 100 Jahre und eine Frau 50 Jahre lang gearbeitet hätte! Die ersten Missionare, von welchen einer, namens Read, sammt seiner Frau noch in Amerika lebt, wurden in Ahmednagar von dem jetzt in Edinburg noch lebenden Dr. Graham in sein Haus aufgenommen und in jeder Weise unterstützt, ähnlich wie die

ersten Basler Brüder (1834) in Mangalur von dem ebenfalls noch lebenden F. Anderson. Ihre ersten Bekehrten waren Insassen eines von Dr. Graham gegründeten Armenhauses. Die meisten Gemeinden besolden jetzt schon ihre Pastoren selbst, nur einige werden noch von der Mission unterstützt. Um auch diesen zu finanzieller Unabhängigkeit zu helfen, wurde zum Schluß der Jubiläumsfeier ein Pfarrfond gegründet, zu welchem die eingebornen Christen 1400 Mk. beisteuerten. Auch Gesanggottesdienste, sogen. Kirtans, wurden gehalten und zuletzt mit 650 eingebornen Kommunikanten das Abendmahl gefeiert.

— Die Mission der „General-Baptisten" in Orissa ist jetzt 60 Jahre alt. 6 Jahre lang hatte dieselbe auf ihren ersten Bekehrten zu warten, seither aber sind 1800 Heiden getauft worden. Gegenwärtig zählt sie 17 Missionare, 20 eingeborene Pastoren, 5 eingeborene Predigerseminaristen, 14 Stationen, 13 Kapellen, 9 Gemeinden mit 1073 Mitgliedern, 1058 Kinder in den Schulen und Sonntagsschulen, im Ganzen 2882 „Christen". Aus der Druckerei sind im Lauf der Jahre 35,663,000 Druckseiten hl. Schriften hervorgegangen. Eine der Stationen ist der Sitz des berühmten Dschagannath-Tempels, Puri, wo alljährlich Tausende von Wallfahrern zusammenkommen, um an dem Wagenziehen und anderen Götzenprocessionen theilzunehmen.

Afrika.

Am 27. März wurde in Livingstonia durch Dr. Laws der Mangandscha-Jüngling Albert Namalambe als Erstling dieser Station getauft. Schon seit einem Jahr hatten mehrere Schüler und Schülerinnen um die Taufe gebeten, waren aber — aus Vorsicht — immer zurückgewiesen worden, bis einige der Ersteren eine eigene Gebetsstunde unter sich zu halten, in der Schule Gehilfendienste zu leisten und sogar Sonntags in der Umgegend zu missioniren anfiengen und wenigstens dem gereiftesten von ihnen, Albert Namalambe, nicht länger das Wasser gewehrt werden konnte. — Ein hochkirchlicher Missionar Johnson von der Universitäten-Mission, dem auf seiner Reise an den Njassa-See alle Vorräthe ausgegangen waren, wurde in Livingstonia gastfreundlich aufgenommen und verpflegt, betheiligte sich auch an einem Gottesdienst, was von seinen Vorgesetzten als ein Angeld für das künftige harmonische Zusammenwirken der verschiedenen Gesellschaften in dieser See-Region begrüßt worden ist. — Um den frühverstorbenen Dr. Black zu ersetzen, ist Dr. Hannington (mit Frau) im August nach Livingstonia abgereist. — Am 18. März wurden dort 8 Paare getraut, meist Zöglinge oder Angestellte der Missionare. — In Bandawe, nicht weit von Marenga's Dorf, ist eine neue Station angelegt, wo auch schon Schule gehalten und gepredigt wird. — In Lovedale wurde neulich ein junger

Mangandscha, namens Kagaso Sazuze, von Dr. Stewart getauft, der ihn vor 3—4 Jahren vom Schire mitgebracht hatte, am 14. August erhielten zwei weitere Mangandschas dort die Taufe, um bald darauf als Evangelisten nach Blantyre abzugehen.

— Die Erziehungsanstalt in Lovedale hat von einem alten südafrikanischen Missionsfreund, der also aus eigener Anschauung mit den Leistungen der Missionare bekannt ist, 60,000 Mk. geschenkt bekommen.

— Die Bostoner Miss.-Ges. hat von August 1880 bis Okt. 1881 fünfzehn neue Arbeiter nach Afrika ausgesandt, 8 davon für die Zulu-Mission und das neue Unternehmen in Umsilas Land. Das letztere wird nach Missionar Pinkerton's Tode von Missionar Richards muthig fortgeführt. Die übrigen Missionare sind alle für West-Central-Afrika, zunächst für Bihe bestimmt. Die Nachrichten von dort lauteten bis Ende Juli gut. Könige und Unterthanen waren freundlich den Missionaren entgegengekommen, nur wollte oder konnte niemand den eigentlichen Zweck ihrer Reise verstehen. „Ihr kaufet weder Wachs, noch Gummi, noch Elfenbein, noch Sklaven. Was wollt ihr denn bei uns?"

— Die Pariser Miss.-Ges. hat infolge eines von Major Malan kurz vor seinem Tode erlassenen Aufrufs aus England über 8000 Fr. zum Besten der Basuto-Christen erhalten. Die ärmsten unter ihnen sollen durch diese Summe in Stand gesetzt werden, ihre, während des Krieges verbrannten Häuser wieder aufzubauen. In Morija soll in diesem Jahr unter Miss. Mabille und Lic. theol. H. Krüger, dem Verfasser der Artikel über „Elsaß und die Heidenmission," ein eigentlich theologisches Seminar ins Leben treten. Die erste Generation der Basuto-Mission hat solide Bekehrte geliefert, die zweite eifrige Evangelisten; von der dritten erwartet man geschulte Pastoren. Solche soll das Seminar erziehen helfen. Am 4. Nov. wurde Hr. Krüger in Paris ordinirt.

— Die schwarzen „Jubiläumssänger" werden manchen unsrer Leser noch in Erinnerung sein. Von dem Ertrag ihrer Konzerte ist nun längst die „Jubiläumshalle" der nach dem Neger-Freund General Fisk benannten „Universität" in Nashville, Tennessee, erbaut worden. Ja, ein zweites Prachtgebäude, die „Livingstone Missionshalle," geht soeben ihrer Vollendung entgegen. Das Geld hiezu wurde größtentheils von einer Amerikanerin, Frau Stone, geschenkt, welche für diese und 7 andre Erziehungsanstalten zusammen 800,000 Mk. gegeben hat, und zwar durch die „American Missionary Association." Diese Gesellschaft fängt jetzt eine neue Mission im oberen Nil-Thal an, die sog. „Arthington-Mission," für welche der bekannte Rob. Arthington in Leeds 60,000 Mk. gestiftet hat.

— Die Londoner Mission am Tanganjika-See wurde 1877 angefangen. Die erste Station war Udschidschi am Ostufer

des Sees. Hier hatte die Ankunft der Missionare sofort die Schließung des Sklavenmarkts, diese aber die Wuth der arabischen Händler zur Folge. Allzu gern hätten sie die Weißen umgebracht, Miss. Thomson erklärte ihnen aber ruhig: „Ihr könnt uns ja tödten, aber für jeden, den ihr umbringt, werden zwei andere eintreten, um die Lücke wieder auszufüllen." Auch gewannen die Missionare, allen Verleumdungen der Muhammedaner zum Trotz, die Herzen der heidnischen Eingebornen. Eine zweite Station ‚Mtowa' wurde am Westufer des Sees in Uguha gegründet und hier sogar eine Schule angefangen, eine dritte aber in Urambo, dem Sitz des berühmten Freibeuters Mirambo errichtet. Zwar hatte dieses Anfangsstadium drei Menschenleben (Thomson, Dodgshun und Dr. Mullens) gekostet; nun aber schien alles nett vorangehen. Als der Führer einer englischen wissenschaftlichen Expedition, der Reisende Thomson, diese Stationen besuchte, staunte er über das, was bereits zu Stande gekommen war. „Ich kann aus eigener Anschauung bezeugen, schrieb er, daß die Missionare in Udschidschi und Mtowa ein solides echtes Civilisationswerk vollbracht haben. Sie genießen das volle Vertrauen aller Eingebornen, mit denen sie in Berührung gekommen sind, und obgleich sie wohl noch keine sehr große ‚Seelenernte' werden eingeheimst haben, so haben sie doch das sittliche Niveau in ihrer Umgebung bedeutend gehoben und die öffentliche Meinung gewissermaßen gereinigt — eine wirklich sehr große und für die Zukunft viel versprechende Leistung."

Nun wurden aber im vorigen Jahr drei Missionare arbeitsunfähig. In dem ungesunden Udschidschi wurden Wookey und Hutley so vom Fieber mitgenommen, daß jener nach England zurückkehrte und dieser sich nach Urambo bringen lassen mußte, diese Station also nun verlassen ist. In Mtowa kam Dr. Palmer so herunter, daß er ebenfalls den Rückzug nach Europa antrat und sein Kollege Griffith allein blieb. In London erschrak man nicht wenig. Schon 440,000 Mk. hatte dieses neue afrikanische Unternehmen verschlungen, und noch immer war sein Bestand ein so unsicherer! Allerlei Bedenken wurden laut. Aber „wir können nicht zurück" — hieß es bei der Kommittee — „wir müssen jetzt erst recht vorannmachen". So wurde denn beschlossen, im Frühling fünf neue Missionare auszusenden, am Südende des Sees als Mittelglied zwischen der Tanganjika-Mission und den schottischen Niederlassungen am Njassa-See eine weitere Station anzulegen und auf den Tanganjika-See einen Dampfer zu setzen. Zu letzterem hatte Hr. Arthington ja schon früher das Geld gegeben, und zur Herstellung eines Landwegs zwischen dem Südende des Tanganjika und des Njassa hatte Hr. Stevenson in Glasgow der Londoner Gesellschaft, der schottischen Freikirche und der Livingstonia Handels-Gesellschaft zusammen

60,000 Mk. angeboten. Davon soll nun Gebrauch gemacht und künftig der Weg an den Tanganjika via Sambesi, Schire und Njassa gemacht werden, was, wie man hofft, billiger und sichrer sein wird, als der bisherige Landweg. Die Ausführung dieser Beschlüsse wird aber, von den einmaligen Ausgaben abgesehen, eine jährliche Mehrausgabe v. 60—80,000 Mk. für die Gesellschaft mit sich bringen, und es fragt sich, ob ihre Freunde bereit sind, diese Last zu tragen. Was die Gesellschaft zu diesem muthigen Vorgehen bewogen hat, ist, abgesehen vom Ehrenpunkt, doch hauptsächlich der bisherige Erfolg: das freundliche Entgegenkommen der Eingebornen, die hoffnungsvollen Anfänge, namentlich in Urambo, und die Aussicht, daß zur Anlegung bleibender Niederlassungen doch noch gesundere Plätze können gefunden werden.

— In Uganda am Viktoria-Njanza haben die englisch-kirchlichen Missionare schwere Zeiten gehabt, seit Mtesa wieder „Heide" und dann zum zweiten Mal „Muhammedaner" geworden ist. Ihre Vorräthe giengen aus, ihre Kleider zerrissen, die Pflanzungen, welche sie im Schweiß ihres Angesichtes angelegt hatten, genügten nicht zu ihrem Unterhalt, der König ließ sie im Stich, es kam bis zum wirklichen Hungerleiden. 8 Monate lang (1880) war Pearson allein in Rubaga, dieser traurigen Hauptstadt, welche auch von den Arabern ein „Grab" genannt wird. Schreckliche Grausamkeiten, beständige Hinrichtungen, Sklavenjagden und Menschenschacher mußte er mit ansehen oder doch davon hören. Fast täglich kamen Verwundete und Kranke zu ihm. Als Ende Juli Mtesa wieder den Islam annahm — um sich den übrigens über ihn lachenden Arabern gefällig zu zeigen — wurde die einst christliche Hofkapelle in ein muhammedanisches Bethaus verwandelt. Der arme Pearson war tief gebeugt. Wenn nicht freundliche Häuptlinge ihm je und je etwas geschickt, die katholischen Missionare ihm Geld geliehen und schandshalber auch Mtesa ihm wieder etwas gegeben hätte, so wäre er verhungert. Doch fehlte es nicht ganz an Freude. Der Häuptling Mkwenda kam regelmäßig zum Gebet und seine Schützlinge Mukasa und Luta, zwei edle Jünglinge, übten sich treulich im Lesen und Beten; der letztere schien sogar tief von der Wahrheit ergriffen zu sein. Da wurden sie (im Nov. 1880) auf eine Insel verbannt, weil sie nicht zum muhammedanischen „Gebet" kommen wollten. Da kamen im Dez. Briefe und illustrirte Zeitungen aus London an, welche über den Empfang der Waganda-Gesandten in England berichteten und ihre Bilder enthielten. Das freute Mtesa mächtig und er wurde wieder zugänglicher, ja entschloß sich alles Ernstes, nun auch selbst nach Europa zu gehen. Am 14. Dez. traf Mackay wieder in der Hauptstadt ein. Am 22. antwortete Mtesa auf die Frage, ob er nicht seinen Unterthanen die Freiheit lassen wolle, Christen zu

werden: er wisse nicht, was thun; es seien jetzt so viele Religionen im Lande, die Engländer und Franzosen sollten erst selbst einig miteinander werden u. s. w. „Aber bekomme ich eine weiße Prinzessin, wenn ich nach England gehe?“ Worauf Pearson meinte, das könne er nicht sagen, da er ja keine englische Prinzessin sei. Mtesa wich allen ernsteren Gesprächen mehr und mehr aus. Die katholischen Missionare waren äußerlich freundlich, thaten aber doch ihr möglichstes, die Engländer, die gar keine Lehrer, sondern bloße Handwerker seien, beim König zu verdächtigen, die Protestanten als Rebellen darzustellen ꝛc. Im Januar erklärte Mtesa: „Gebt mir Viktoria's Tochter zum Weibe, dann entlasse ich alle meine anderen Frauen und ihr dürft mein Volk lehren, anders nicht!“ Und von da an wurden die Missionare noch ärger geschmäht und gescholten als vorher, Mackay sogar für einen Mörder erklärt, der aus seiner Heimat habe fliehen müssen! Die Spannung war aufs Höchste gestiegen, als am 18. März 1881 die Gesandten des Königs, von den Missionaren O'Flaherty und Stokes geleitet, aus England glücklich wieder heimkehrten und am 22. März feierlichst von Mtesa begrüßt wurden, die mitgebrachten Geschenke überreichten und von der freundlichen, ehrenvollen Aufnahme erzählten, die ihnen in England zu Theil geworden. Nun war Mtesa wieder umgestimmt: täglich bekamen die Missionare Bananen, Milch und Bier, je und je auch eine fette Ziege geschenkt, ja das Gebot gieng aus, hinfort müsse der christliche Sonntag gerade so gefeiert werden, wie der muhammedanische Feiertag. Die Araber standen beschämt; die Missionare faßten neuen Muth. O'Flaherty und Mackay wollen in Rubaga bleiben, Pearson und Stokes sind nach Kagei gegangen, um hier zu missioniren und den Verkehr zwischen Sansibar und Rubaga im Gang zu erhalten. Allzu viel darf man vom Launenwechsel des Königs aber nicht erwarten. Als z. B. die Schilderungen der Gesandten vom Haus der englischen Königin u. s. w. allzu sehr zu Ungunsten seiner eigenen Herrlichkeit ausfielen, rief er ihnen ein Halt! zu, ließ den Hof auseinander gehen und befahl dem Redner, nur noch ihm allein, sonst aber niemand zu sagen, was er in England gesehen. Das Neueste ist, daß Pearson und Litchfield nach England zurückgekehrt sind.

Oceanien.

Auf den Neuhebriden arbeiten bekanntlich Vertreter mehrerer presbyterianischer Kirchen unter der Leitung der schottisch-freikirchlichen Missionskommittee. Einer derselben, Miss. P. Milne, welcher von der presbyt. Gemeinde in Otago, Neuseeland, ausgesandt wurde, giebt folgenden Ueberblick über den Fortschritt der letzten 10 Jahre: „Vor 10 Jahren war Aneityum die einzige christliche Insel und besaß das Neue Testament und ein paar kleine Stücke vom Alten Testament in ihrer

Sprache. Jetzt ist die ganze Bibel gedruckt, von Miss. Inglis und Dr. Geddie übersetzt, von ersterem durch die Presse geführt und von den Insulanern mit 34,000 Mk. in Arrowroot bezahlt. Auch der kleine Katechismus, Bunyan's Pilgerreise ꝛc. sind gedruckt. Vor 10 Jahren waren Aniwa und Futuna fast noch ganz heidnisch und besaßen kaum etwas Gedrucktes. Jetzt besucht die ganze Bevölkerung Aniwa's sowohl Kirche als Schule und viele von ihnen sind Gemeindeglieder, 7 eingeborne christliche Schulmeister lehren in ebensoviel Schulen, der größte Theil des Neuen und einige Stücke des Alten Testaments sind übersetzt, die beiden ersten Evangelien und die Apostelgeschichte auch schon gedruckt. In Futuna ist's langsamer gegangen wegen der Krankheit und langen Abwesenheit von Miss. Copeland, doch sieht etwa die Hälfte der Bevölkerung sich als christlich an, ja einige von ihnen, obgleich noch nicht getauft, fungiren als Lehrer und predigen das Evangelium ihren Landsleuten. Ein Auszug aus den 4 Evangelien ist in der Sprache von Futuna gedruckt. Vor zehn Jahren waren in Tanna Miss. Neilson und Watt erst seit Kurzem angesiedelt und es fragte sich, ob sie nicht auch würden fliehen müssen, wie Turner und Nisbet im Jahr 1843 und wie Paton und Matheson im Jahr 1861. Nun haben sie aber bleiben und diese Jahre hindurch Tausenden predigen dürfen, haben auch das Neue Testament fast ganz übersetzt und einen Theil davon hat Miss. Watt eigenhändig gedruckt. Zahlreiche Uebertritte stehen in sicherer Aussicht, viele halten sich schon regelmäßig zur Kirche.

„Vor 10 Jahren sah es in Eromanga traurig aus. M'Nair war gerade gestorben, bald darauf wurde Gordon ermordet und es gab nur 8—10 Gemeindeglieder auf der Insel. Vor 2 Jahren war ihre Zahl auf 50 gestiegen und von diesen arbeiteten 25 als Lehrer auswärts. Seither sind wieder viele getauft worden und die Mehrzahl der Einwohner sind dem Christenthum geneigt. Das Neue Testament ist fast ganz übersetzt, vom Alten wenigstens das erste Buch Mose gedruckt.

„Auf Efate gab es vor 10 Jahren erst 2 christliche Dörfer, jetzt sind es 5 und weitere 5—6 sind halbchristlich. Das Evangelium Markus und Lukas, die Apostelgeschichte und das erste Buch Mose sind gedruckt.

„Vor 10 Jahren wurde ich nach Nguna gesandt als erster Missionar. Seither habe ich dort und auf einigen benachbarten Inseln, wie Pele und Mataso, Säemannsarbeit gethan. Jetzt fängt die Ernte an. Voriges Jahr taufte ich 34 Erwachsene und 7 Kinder, so daß mit den früher getauften Erstlingen jetzt 40 Abendmahlsgenossen und acht getaufte Kinder da sind, darunter 2 Häuptlinge, von denen der eine der Oberhäuptling der ganzen Insel ist. Er hatte 10 Weiber, hat vor seiner Taufe aber neun entlassen. Die eine, die er behalten hat und zwei von den anderen wurden mit ihm getauft,

ebenso zwei seiner Söhne mit ihren Frauen und einer Tochter. In Pele ist der Erstling daselbst als Lehrer angestellt; in Matafo arbeitet seit 9 Jahren ein Lehrer aus Rarotonga; unsere 4 Erstlinge dort waren nämlich aus Rarotonga gebürtig. Auf jeder dieser 3 Inseln haben wir eine Kirche und eine Schule. Mehrere kleine Bücher, auch ein Gesangbuch, sind gedruckt. Die Evangelien Matthäi und Johannis werden nächstens gedruckt sein. Von Nguna aus sieht man vierzehn Inseln, wo ein und dieselbe Sprache gesprochen oder doch wenigstens verstanden wird — eine große Seltenheit auf den Neuhebriden, wo ja im Ganzen wenigstens 20 Sprachen gesprochen werden. Wie viel bleibt da noch zu thun! Bis jetzt haben wir nur den dritten Theil der Inseln besetzt; die größten und schönsten sind noch unbesetzt, etwa 100,000 Insulaner sind noch Heiden. Um all diesen zu dienen, sollten wir mindestens 30—40 Missionare haben. Wer also meint, die Neuhebriden seien ein gar kleines und unbedeutendes Missionsfeld, ist gar sehr im Irrthum. Besonders gern hätten wir einen Missionsarzt, der in Efate, im Centrum der Gruppe, stationirt sein sollte."

— Aus Honolulu, Hawaii, berichtet Dr. Hyde von gesegneten Temperenz- und Erweckungsversammlungen, die unter der Mitwirkung Hrn. Hallenbecks, eines Gehilfen von Moody, seit Mitte August dort gehalten wurden und besonders vielen Europäern und Mischlingen gut gethan haben. Hr. H. hat auch Hilo, das kurz vorher durch einen Ausbruch des Vulkans Mauna Loa in Todesangst versetzt worden war, Kohala und andere Städte besucht. Dr. Damon, ein sehr achtungswerther Prediger und Herausgeber einer christlichen Zeitung in Honolulu, versichert, er habe während der 40 Jahre seiner Amtsführung nichts dieser Erweckung Aehnliches erlebt. Viele bekehren sich und manche Rückfällige werden wieder gewonnen.

— Bischof Selwyn's Jahresbericht über die melanesische Mission meldet den Anfang der Arbeit auf Santa Cruz und die Errichtung einer Gedächtnißkapelle für Bischof Patteson in Norfolk, beklagt aber die zahlreichen Gewaltthaten, welche von den Eingebornen der Salomons-Inseln verübt worden sind, namentlich daß bei einer derselben Kaliko, der Häuptling von Gaieta, und Soivi, beides Männer, die der Mission stets geneigt waren, sich betheiligt haben. Uebrigens hat der muthige Bischof sich dadurch den Dank des Parlaments und die Anerkennung der ganzen civilisirten Welt erworben, daß er, als ein englisches Kriegsschiff die Bewohner der Insel Gaieta mit Feuer und Schwert heimzusuchen im Begriffe war, sich unbewaffnet auf die Insel begab, die Auslieferung der Schuldigen bewirkte und so unnöthiges Blutvergießen verhinderte — auch ein Triumph des Geistes, der die evangelische Mission ins Dasein gerufen und — Gott sei Dank — bis heute nicht verlassen hat!

— Aus Apajang, einer der

Gilbert-Inseln, berichtet Miss. Taylor, daß er im Dez. 1880 die Leeward-Inseln besucht und die Eingebornen schrecklich dem Trunk ergeben gefunden habe. Aus einem der von ihm besuchten Dörfer haben seither 51 Personen sich als „Wahrheitssucher" in Apajang eingestellt. In der Elementarschule sind 60, in einer höheren Schule 43 Schüler, zur Predigt kommen Sonntags 190 bis 200, in der Woche etwa 170 Personen. Im März gelang es Miss. Taylor, die Häuptlinge von einem Kriegszug gegen Tarawa abzuhalten. Sie mußten sich schriftlich verpflichten, den geplanten Zug nicht auszuführen, jedenfalls die Christen nicht zum Mitziehen zu zwingen, und wurden bedeutet, daß das von ihnen unterzeichnete Dokument von jedem etwa in Apajang anlegenden Kriegsschiff als sie bindend angesehen werden würde. — Ist solch eine Drohung missionsmäßig?

Türkei.

Der amerikanische Miss. Dr. Barnum in Charput wurde neulich von Räubern überfallen und seiner ganzen Baarschaft beraubt. Nachdem das geschehen, ergriff er die Hand des Räuberhauptmanns, redete freundlich zu ihm über sein gefährliches Handwerk, über Tod und Gericht und schloß mit der Frage, ob er es denn für recht halten könne, einen unschuldigen Mann auszuplündern, der unterwegs sei, um andern Gutes zu thun? Der Räuber gab ihm nun einen Theil des Geldes zurück und sagte ihm Lebewohl, bald darauf aber kam er wieder, bat um Vergebung und lieferte alle gestohlenen Sachen, Geld und Kleider, wieder aus. — Am 30. April wurde Miss. Pierce sechs Stunden von Nikomedien sammt seinen Begleitern von mehrern Tscherkessen vollständig ausgeplündert und dann an einen Baum gebunden, wo sie bleiben mußten, bis ein vorübergehender Türke sie befreite.

Todesfälle.

In Hantschungfu, Provinz Schensi, tief im Innern China's, starb am 10. Mai Frau Em. King von der China Inland Mission. Der Leiter dieser Mission, gegenwärtig sammt seiner Frau selbst in China, hat am 2. Juli seine Mutter, eine rechte „Mutter in Israel" und am 13. Aug. eine Schwiegermutter verloren.

— Am 26. Juni starb auf der Station Tullahassi der seit mehr als 30 Jahren unter den Indianern thätige Miss. W. S. Robertson. Im „Indian Journal" hat ein indianischer Richter ihm einen rührenden Nachruf gewidmet.

— Am 12. Juli starb in Grahamstown, Südafrika, 64 J. alt, Miss. R. H. Smit, seit 1838 ein treuer und gesegneter Arbeiter der Londoner Miss.-Ges. Im Jahr 1870 wurde seine Gemeinde, die jetzt 1200 Glieder zählt, selbständig und Miss. Smit erhielt fortan seinen Unterhalt von ihr, nicht von der Miss.-Ges. Auch die aus Eingebornen und Europäern gemischte, jetzt ebenfalls

selbständige Gemeinde in Alexandria, 12—15 Stunden von Grahamstown, hatte er gegründet und überdies auf den Diamantenfeldern eine Mission angefangen, welche jetzt von einem eingebornen Geistlichen weiter getrieben wird. Miss. Smit starb während eines Abendmahlgottesdienstes, bei welchem er über die Worte: „Wir wollten Jesum gerne sehen" — die Predigt hielt.

— Am 5. Aug. 1881 starb in Bombay Wischnupant, der Pastor der dortigen amerikan. Missionsgemeinde, ein bekehrter Brahmane, der 27 Jahre lang dem Herrn Jesus so aufrichtig und freudig nachgefolgt ist und zur Zeit und zur Unzeit mit solch selbstvergessender Hingabe gearbeitet hat, daß die Missionare, sowie alle eingebornen Christen in Bombay den Verlust dieser Johannesseele auf's Tiefste beklagen und auch die bei seinem Begräbniß zahlreich versammelten Hindus, Muhammedaner und Parsis bekennen mußten: „Wahrlich, ein Großer ist von uns geschieden". Seine letzten Worte waren: „Welches Licht! Welche Herrlichkeit! Hallelujah! Hallelujah! Amen."

— Am 6. Aug. starb in Bombay an der Cholera Dr. D. Mcpherson, der älteste schottische Kaplan der Provinz, in welcher er seit 1859 gedient hatte. Sein Hauptverdienst ist die Gründung mehrerer höherer Schulen für europäische und halbeuropäische Kinder, eines Waisenhauses und ähnlicher Anstalten. Er war nicht verheiratet, übte aber großartige Gastfreundschaft und verwendete sein Einkommen für wohlthätige Zwecke. Es scheint, daß erst in den Jahren 1870—73 während eines Aufenthalts in der Heimat die große Veränderung mit ihm vorgieng, welche ihn befähigte, nicht nur philanthropisch zu wirken, sondern auch Sünder zur Buße zu rufen und wahres geistliches Leben zu pflanzen.

— In Dehra im Pandschab starb am 16. Sept. der amerikan.-presbyt. Miss. Dr. J. H. Morrison, 75 Jahre alt, nach 43-jähriger Arbeit in Indien. Er war der eigentliche Urheber jenes Aufrufs der presbyterianischen Missionare in Lodiana, welchem die jährliche allgemeine „Gebetswoche" ihre Entstehung verdankt. Zu seinem Gedächtniß soll in Dehra eine Kirche gebaut und das dortige Aussätzigen-Asyl, das gegenwärtig 75 Insaßen zählt, dotirt werden.

— Die anglikanische Mission in Britisch-Guiana hat einen schweren Verlust erlitten. Am 27. Sept. 1880 brach Miss. W. E. Pierce von der neuen Station Curiebrong auf, wo er ein Jahr vorher 1398 Indianer getauft und jetzt wieder einen Besuch gemacht hatte. Diese Station liegt am Potaro, einem Nebenfluß des oberen Essequibo. Die Reise geschieht per Boot und ist wegen den vielen Stromschnellen sehr beschwerlich und, wenn nicht große Vorsicht angewendet wird, ebenso gefährlich. Das Boot nun, in welchem Miss. Pierce sammt seiner Frau, zwei Söhnen, zwei Töchtern, einer Magd und sieben Indianern sich befand, war zu

schwer geladen. Mitten in einer solchen Stromschnelle schlug es in Folge einer falschen Bewegung, die Frau Pierce machte, um, und nach längerem Kampf mit den Wellen und einigen vergeblichen Versuchen des Missionars, die Seinigen zu retten, hatte die ganze Familie ihr Grab in dem schäumenden Gewässer gefunden. Nur der 14jährige Robert hatte sich an einen Felsen klammern und so sein Leben retten können. Auch die Magd wurde gerettet. Die älteste der beiden Töchter war 17 Jahr alt. Ihr und ihrer Schwestern Leichname wurden nicht aufgefunden.

Miss. Pierce, ein schöner, kräftiger Mann, kaum 40 Jahre alt, hatte von 1868 bis Anfang 1880 als Militärgeistlicher in Jamaika gedient, sich hier pensioniren lassen und war dann in das Land seiner Geburt, Britisch-Guiana, zurückgekehrt, wo er als Indianer-Missionar mit großem Takt und Eifer zu arbeiten angefangen hatte.

— Am 1. Adventsonntag, 27. Nov., wurde in Kornthal Dr. L. Krapf morgens an seinem Bette knieend — todt gefunden. Er war geb. 5. Jan. 1810, trat 1827 ins Basler Missionshaus, studirte dann in Tübingen Theologie, wurde Hauslehrer, trat 1836 zum zweiten Mal ins Missionshaus ein und wurde 1837 nach Abessinien gesandt. Seit 1855 wirkte er — in Kornthal wohnend — fast nur noch literarisch, aber mit großem Fleiß und Enthusiasmus, für Afrika.

— An der neuseeländischen Küste ertrank mit anderen Passagieren des „Tararua" der wesleyan. Miss. Waterhouse, der s. Z. den Fidschi-König Thakombau getauft hatte.

Allerlei.

In Patagonien haben neulich die wallisischen Baptisten eine Gemeinde mit 26 Gliedern organisirt.

— Die Ali Allahis sind eine der vielen Sekten Persiens, ein Gemisch von Christenthum, Islam, Buddhismus und zoroastrischen Elementen. Ihre Zahl wird auf 50,000 geschätzt. Ihr Gott ist eigentlich Ali, aber auch das Feuer wird angebetet, blutige Opfer werden gebracht u. s. f. Seit vier Jahren haben die amerikan. Missionare in Tebris Verkehr mit diesen Leuten. Ali Aga, der Sohn des Oberpriesters, ist bereits getauft und auch der Vater wünscht Christ zu werden, läßt sich aber auch gern Opfer bringen.

— Der Nawab von Gondal hat sich im Lauf einer Woche sieben Mal trauen lassen mit sieben Töchtern seines Landes. Der Hochzeitsschmuck dieser sieben, sowie die einer jeden im Palast angewiesenen Zimmer sind genau einander gleich — um Neid und Streit zu verhindern. Ob das wohl auf die Dauer gelingen wird?

— Die „Vereinigten Presbyterianer" in Schottland haben auf 63 Stationen und 153 Außenstationen in Westindien, Altkalabar, Kafferland, Ostindien, China, Japan und Spanien zus.

49 ordinirte Missionare, 4 Missionsärzte, 14 ordinirte und 74 andere eingeborne Gehilfen, 147 eingeborne Lehrer und 24 Lehrerinnen, 9687 Kommunikanten und in 170 Schulen 10,707 Kinder.

— Die Freikirche in Schottland hat auf 25 Haupt- und 104 Nebenstationen in Indien, Afrika, Melanesien und Syrien 36 ordin. Missionare, 9 Aerzte, 18 europ. Lehrer, 11 ordin., 262 andere eingeborne Arbeiter und in 35 Gemeinden 3628 Kommunikanten, in 6 „Colleges" 416 und in 191 Schulen 12,612 Zöglinge.

— Die ökumenische Methodistenkonferenz hat eine Adresse an alle Prediger und Mitglieder sämmtl. methodistischer Kirchen der Welt erlassen, worin es u. A. heißt: „Der Missionsgeist muß auf's Neue erwachen. Der Herr hat uns allenthalben offene Thüren gegeben, und wenn wir uns nicht das göttliche Mißfallen zuziehen wollen, so müssen wir den Winken der Vorsehung folgen. Während Millionen von Seelen um uns her verloren gehen und Viele einen großen Theil ihres Einkommens auf unnütze Weise ausgeben, so tragen wir im Durchschnitt nur sehr wenig für die Sache der Mission bei. Der ganze Methodismus muß sich auf's Neue erheben zur Bekehrung der Welt. Wir müssen uns in unserm Geben weniger vom Gefühl bestimmen lassen und vielmehr zu festen Grundsätzen übergehen. Das Volk sollte besser über die Mission unterrichtet und durch Schriften aller Art darauf vorbereitet werden: namentlich sollten die monatlichen Missionsgebetstunden allenthalben in regelmäßigen Gebrauch kommen. Nicht nur an gewissen der Mission gewidmeten Tagen sollte derselben gedacht werden, sondern das ganze Jahr, Tag für Tag. Wenn wir alle Sonntagsschulen zu Hilfs-Missionsvereinen organisiren und im Privatgebet die Missionssache vor den Herrn bringen, wenn wir bei den Kindern im eigenen Haus Interesse für dieselbe zu wecken und zu pflegen suchen, so werden aus dem Einen Tausend und aus dem Geringsten ein mächtig Volk werden."

Alle Zweige des Methodismus, von denen 26 auf dem Concil vertreten waren, haben jetzt 4,795,166 volle Mitglieder und 32,172 Reise-, nebst 84,463 Lokalpredigern, 59,000 Sonntagsschulen mit $4^1/_2$ Mill. Kindern und 577,542 Lehrenden. Die Zahl der „Anhänger," d. h. solcher, die für Methodisten gelten können, ohne vollberechtigte „Mitglieder" zu sein, wird auf 25 Mill. geschätzt.

Unter den 400 Abgeordneten des Concils befanden sich auch 20 Farbige. Auch die Negerpredigerin Amanda Smith war zur Zeit des Concils in London und sprach in der Exeter Halle, „eine bescheidene Dienerin Jesu," wie ein Berichterstatter versichert. Officiell wurde übrigens vom Concil den Frauen das Lehramt abgesprochen, die Möglichkeit des „Weissagens" nach 1 Cor. 11, 5 offen gelassen.

— Am 31. Aug. wurden in

Boston 21 Missionsarbeiter und Arbeiterinnen verabschiedet, darunter 15 zum ersten Mal ausziehende. Von den 21 sind 3 Missionarskinder, 3 Kinder von Arbeitern der innern Mission und 2 Kinder früherer Missionssekretäre.

— Said Bargasch, Sultan von Sansibar, hat den Erzbischof von Algier und den Generalprokurator der Missionäre von Algier mit dem „Funkelnden Stern von Sansibar," einem Orden, dekorirt „in Anerkennung der großen Verdienste, welche die muthigen katholischen Missionäre des Nyanza- und Tanganjika-Sees sich um die Civilisation von Aequatorial-Afrika erworben." Der greise Erzbischof Lavigerie besaß schon früher einen türkischen und einen tunesischen Orden, ist also nun im Besitz aller muselmännischer Orden ersten Ranges!

— Neulich starb in England der älteste Sohn des bekannten Miss. Dr. Wilson von Bombay. Als Reisender, Zeitungsredakteur (Bombay Times und China Mail) und Schriftsteller hatte er sich einen bedeutenden Ruf erworben.

— Die Netto-Kosten des letzten afghanischen Krieges betrugen 468,244,460 Mark, des Zulukrieges 98,442,820 Mk., der Expedition gegen Sekukuni etwa 3,600,000, des Krieges in Grikaland West 4,404,000, des Transkeikrieges 4,802,740 Mk. Getödtet wurden in diesen Kriegen (die an ihren Wunden Gestorbenen mitgerechnet) in Afghanistan und Südafrika (1875—1880) zusammen 172 englische Offiziere und 3028 Soldaten, verwundet außerdem 162 Offiziere, 2016 Soldaten. Wie viel billiger ist die Missionsarbeit, von ihrer Fruchtbarkeit gar nicht zu reden!

— Neulich revoltirten die Zöglinge einer Ingenieur-Schule in Sibpur, Indien, und von 100 mußten 84 entlassen werden. Von den zurückbleibenden 16 waren 14 — Christen! Die betreffende Anstalt ist jetzt im Gebäude des früheren „Bishop's College" untergebracht, das Jahrzehnte lang ein kümmerliches Dasein fristete, bis es endlich an die Regierung verkauft wurde.

— In Bombay fanden neulich sieben Parsi-Hochzeiten statt. Der älteste Bräutigam war 15 Jahre, der jüngste nur ungefähr ebensoviele Monate alt. Die jüngste Braut war nur 6 Monate alt.

— In Hongkong begraben die Parsis ihre Todten, statt sie den gräßlichen „Thürmen des Schweigens" zu übergeben, trotzdem daß im ersten Kapitel des Vendidad das Begraben von Todten als eine Sünde bezeichnet ist, für welche es keine Versöhnung gebe.

— Am 11. Nov. wurde in London Ahmed Tewfik Effendi getauft, jener türkische Ulema, der zum Tode verurtheilt worden war, weil er Dr. Kölle bei einer Uebersetzung der englischen Liturgie ins Türkische geholfen hatte, dann auf die Fürsprache des englischen Gesandten in Konstantinopel begnadigt — nach Chios verbannt und von hier glücklich nach England entkommen war.

Einer der Taufzeugen war Sir W. Muir, ein anderer Archidiakonus Philpot, Dr. Kölles Schwiegervater. Ahmed Tewfik ist der erste türkische Ulema, welcher je zum Christenthum übergetreten ist.

— Am 24. Nov. wurden die 4 ersten Zöglinge der Missionsanstalt in Brecklum ordinirt. Zwei, Festersen und Stoldt, sollen in Diensten der holländisch-lutherischen Miss.-Ges. nach der Insel Engano, nicht weit von Sumatra, die andern, Bothmann und Pohl, nach Bustar in Indien gehen.

— In den letzten 20 Jahren sind auf der Insel Mauritius 80 heidnische Sträflinge, welche im Gefängniß das Evangelium kennen lernten, getauft worden, größtentheils durch den bengalischen Pastor Kushalli.

Bücherschau.*)

Schneider's Typen-Atlas. Naturwissenschaftlich-geographischer Handatlas für Schule und Haus. Zweite Auflage. Dresden 1881. C. C. Meinhold & Söhne. Mk. 2. 40.

Dieser sehr solid geheftete, überaus billige Atlas besteht aus 15 Bildertafeln, welche das für die Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt Charakteristische der fünf Erdtheile übersichtlich zur Darstellung bringen — gewiß vielen Lehrenden und Lernenden ein willkommenes Hilfsmittel.

Wanderungen durch Afrika. Vortrag von **F. Rieter.** Zürich. Orell Füßli & Co. 1881.

Eine Geographie und Entdeckungsgeschichte Afrika's in nuce, mit ebensoviel Wärme als Sachkenntniß vorgetragen.

Ursprung und erste Entwicklung der Kirche Christi in Vorlesungen über die Apostelgeschichte Von Dr. H. V. Andreä. Frankfurt a. M. Schriften-Niederlage des Ev. Vereins. 1877. Mk. 6.

Je länger wir uns mit der Mission beschäftigen, desto lebhafter fühlen wir das Bedürfniß, die Geschichte derselben bis hinauf in die Quellenregion des apostolischen Zeitalters zu verfolgen. Das vorliegende zweibändige Werk nun behandelt in maßvollem, nüchternem, aber zugleich begeistertem Sinn die Apostelgeschichte eben als Spiegel- und Vorbild für alle Zeiten der Kirchen- und Missionsgeschichte. Besonders die Wirksamkeit Pauli wird als ächtes Musterbild aller

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Heidenmission dargestellt, wie sie getragen sein muß durch das Bewußtsein eines von Gott hiezu erhaltenen unzweifelhaften Berufes, wie sie sich leiten lassen muß durch die göttlichen Führungen, wie sie sich befleißigen muß, überall stets die rechten Anknüpfungspunkte ausfindig zu machen u. s. f. Der Verfasser hat bei seiner Arbeit sich an Baumgarten, Lechler und andere Erklärer der Apostelgeschichte angeschlossen. Solchen, die über die Apostelgeschichte fortlaufende Bibel- oder Missionsstunden halten möchten, sei dieselbe als Hilfsmittel bestens empfohlen.

Erläuternder Text zur ersten Abtheilung von Ferd. Hirt's Geographischen Bildertafeln. Ferd. Hirt. Breslau 1881. Mk. 1.

Diese gründlichen und doch gemeinverständlichen Belehrungen über die Oberflächenverhältnisse der Erde, die geologischen Zeitalter, Gebirgstypen, Insel- und Küstenbildung, Flußkunde, Meteorologie, das organische Leben der Erde, die Wechselwirkung zwischen der Menschheit und der übrigen Natur, Verkehrswege und -Mittel ꝛc. ꝛc. eignen sich ganz besonders zum Selbstunterricht und in Verbindung mit den schon früher von uns empfohlenen Bildertafeln zur Einführung der Jugend in die so anziehenden und anregenden Geheimnisse der „Allgemeinen Erdkunde." Die meisten Abschnitte sind von Dr. Oppel bearbeitet.

Das Leben David Livingstone's. Von Dr. Blaikie. Uebersetzt von O. Denk. Zweiter Band. Mit einer Karte. Gütersloh 1881. C. Bertelsmann. Mk. 3. 60.

Dieser zweite Band des von uns mit Freuden begrüßten und schon früher warm empfohlenen Buches umfaßt die Zeit von 1858—1873 und enthält als Beigaben eine Uebersichtskarte zu den Reisen L.'s, Auszüge aus seinem noch nicht genug bekannten Aufsatz über „Missionsopfer," einige Bemerkungen über die Behandlung des afrikanischen Fiebers, einen Brief L.'s an den Missionssekretär Dr. Tidman vom Jahr 1856, das Schreiben Lord Clarendon's an Sekeletu vom Jahr 1858 und ein Verzeichniß der dem großen Reisenden zutheilgewordenen öffentlichen Ehrenbezeigungen. — Es ist rührend, auch aus diesem Bande zu sehen, mit welcher fast an die Zärtlichkeit einer Mutter gegen ihr Kind erinnernden Liebe L. stets bemüht war, den Afrikanern wohlzuthun. „Ein freundliches Wort oder eine freundliche Handlung ist nie an ihnen verloren." Das war und blieb auch nach den schwersten Erfahrungen sein oberster Missionsgrundsatz. Möchte sein Beispiel noch lange nachwirken!

Ein Problem der Allg. Religionswissenschaft und ein Versuch seiner Lösung von E. G. Steude, Lic. Theol. Leipzig. Justus Naumann. 1881. Mk. 2.

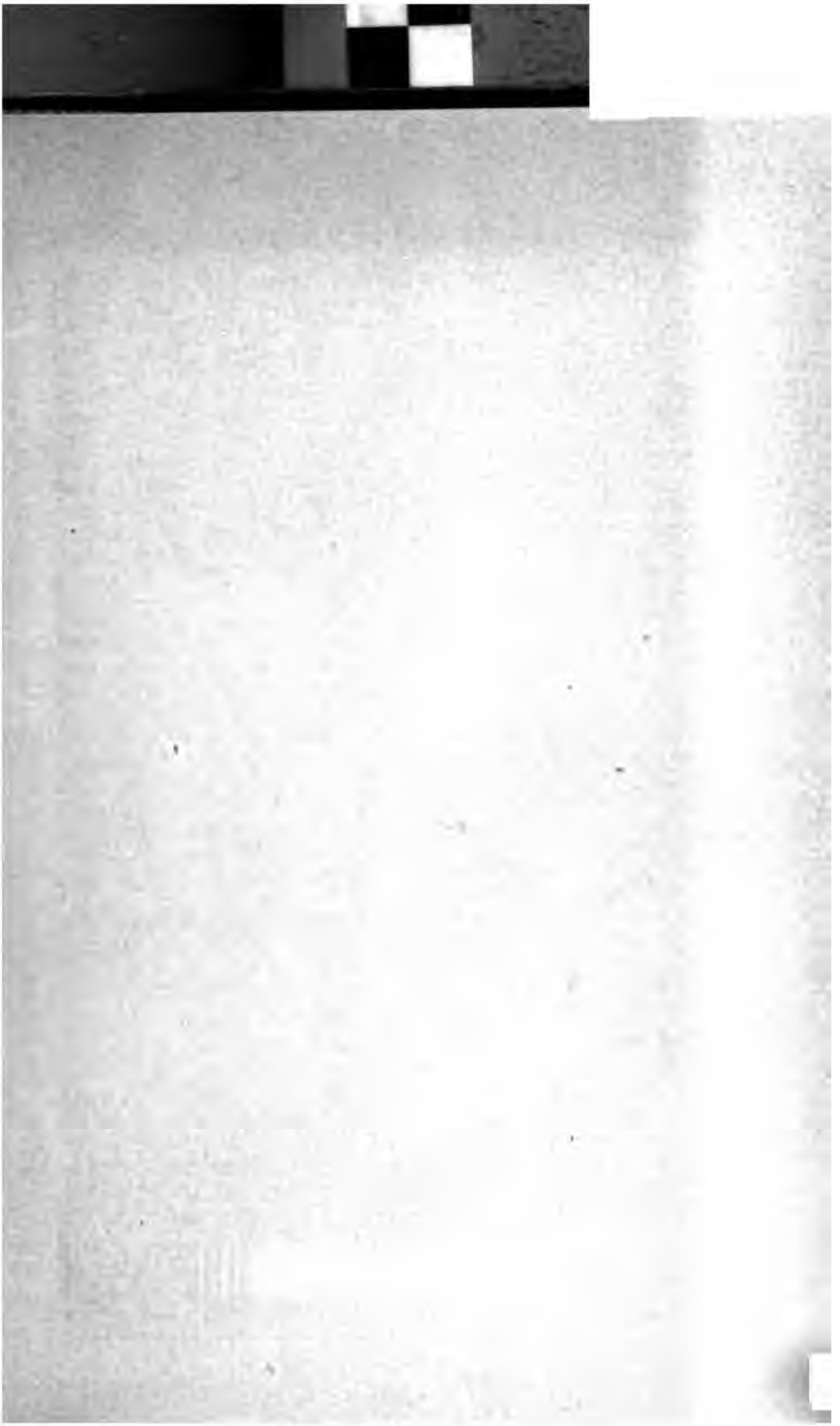
Das „Problem" ist die Frage nach Anfang und Entwickelung der Religion. Drei Haupttheorien sind hierüber aufgestellt worden:

Der Degradationismus (von gläubiger Seite), der Evolutionismus (von ungläubiger Seite) und die vermittelnden Ansichten von M. Müller und Pfleiderer, nach welchen die Verehrung des Himmels als Gott die früheste Religionsform gewesen sein soll. Der Verfasser bekennt sich unumwunden zur biblisch-gläubigen Ansicht, widerlegt die entgegenstehenden Meinungen und legt dann in lichtvoller, befriedigender Weise den Entwickelungsgang dar, den die Religion nach seiner Ueberzeugung genommen hat. Der Mensch, der sein äußeres wie inneres Dasein Gott verdankt, ist von Hause aus Theist: „Es ist Gott: Er ist unser Schöpfer und Erhalter, und wir sind seines Geschlechts" — dieses bald zum Bewußtsein sich erhebende Gefühl ist der Ausgangspunkt der religiösen Entwickelung, oder die Urreligion der Menschheit. In ihr war der Monotheismus potentiell enthalten, sie wurde aber durch die Sünde verderbt. Des Menschen Sinnlichkeit und Eigenwille auf der einen, Gottes Offenbarung in Religiosität und Natur auf der andern Seite — diese beiden Faktoren wirkten von nun an zusammen. Der erste aber war der mächtigere. Die Menschen vergaßen Gott, und zuletzt blieb nur eine dunkle Ahnung Gottes übrig. Diese trieb dazu, Ihn zu suchen und verleitete zugleich, Ihn in den Naturerscheinungen zu finden, deren Namen (Himmel, Sonne ꝛc.) man dann auf die Gottheit selbst übertrug (Henotheismus), bis diese Namen, welche man der Einen Gottheit gab, zu einzelnen Göttern wurden, auf welche man bald auch menschliche Charakterzüge übertrug. So entstand der Polytheismus, aus diesem bei der immer zunehmenden Sinnlichkeit der Menschen der Götzendienst, Fetischismus und Schamanismus. Der vollendete Monotheismus kam nur infolge einer besonderen Offenbarung zu Stande.

Wir haben diese verdienstvolle Arbeit mit hohem Genuß gelesen und empfehlen sie allen denjenigen, welche aus Beruf oder Neigung sich mit den darin behandelten Fragen beschäftigen, zu eingehendem Studium. Sie enthält viel mehr, als das Titelblatt erwarten läßt, doch nichts Ueberflüssiges oder Fremdartiges.

Aus dem Pilgerleben des Johann Jakob Lang. Von John Lang. Basel, Missionsbuchhandlung. 1882. Mk. 1. 25.

Ein liebliches Lebensbild, auf welchem von Anfang bis zu Ende der Duft jener ersten Liebe ruht, welche nachgerade in der Christenheit selten geworden ist. Das mit viel Fleiß und Hingebung geschriebene Büchlein füllt eine Lücke in der Literatur der Basler Miss.-Ges. aus und wird in erster Linie unseren älteren Freunden willkommen sein.



Das
Missionswesen im Kanton Zürich.

Von Dekan Zimmermann.

4. Weitere Entwicklung des Missionslebens von 1843 an.

Das zürcherische Missionskommittee ersetzte die große Lücke, welche durch den Hinschied seines Stifters und Vorstehers, des seligen Antistes Geßner, entstanden war, durch dessen Nachfolger im Amte, den Antistes J. Jakob Füßli. Dieser war noch bei Lebzeiten Geßners gebeten worden, so viel seine Amtsgeschäfte es zuließen, den Sitzungen des Missionskommittee beizuwohnen, und zwar von der Zeit an, als er Antistes der Zürcherkirche geworden war. Füßli folgte damals und folgte jetzt wieder freudig dem an ihn ergangenen Ruf. Er war nun allerdings eine in verschiedener Hinsicht anders geartete Persönlichkeit. Aus einer zwar höchst angesehenen, aber weltlich gesinnten Familie entsprossen, hatte Füßli von vornherein nicht jene Tradition und das von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Christenleben, welches Geßner von Jugend auf zu Theil geworden war, und während dieser schon in seinen Knabenjahren im Vaterhaus, dann als Jüngling und Mann neben Lavater in vollen Strömen die damaligen Aeußerungen des wiedererwachten Glaubens in sich aufgenommen und in den ausgesprochen christlichen Kreisen fort und fort genährt hatte, so waren es bei Füßli weit mehr die nobeln Weltzirkel, in denen er als Jüngling und angehender Mann sich bewegte. Dazu kam die durchaus rationalistische Richtung, welche damals in der theologischen Schule vorherrschte, welcher auch Geßner als Professor der Pastoraltheologie, vereinzelt wie er dastand, kein stark fühlbares Gegengewicht geben konnte, und welche bei Füßli und seinen Altersgenossen nicht durch den Besuch einer ausländischen Universität, denn damals wußten

die Zürcher davon nichts, gemildert worden wäre. Als Rationalist, wie fast ohne Ausnahme alle damaligen zürcherischen Kandidaten, war Füßli ins geistliche Amt getreten, aber zugleich als aufrichtiger ernstgesinnter Mann mit dem festen Willen, Gott zu dienen, wo er ihn hinstelle, und in der Schule des Lebens weiter zu lernen. Das Wort, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen lasse, bewährte sich denn auch an ihm. Demüthig und heilsbegierig, wie er war, nahm er von einem weit jüngern Geistlichen, Spöndlin, der in Berlin, namentlich durch Neander, erfaßt worden war, die Segensfrucht eines tiefer gründenden wissenschaftlich-frommen Bibelstudiums an und erfuhr in der Seelsorge an Armen und Kranken, wie es nicht eine dürre Schultheologie, sondern allein das ächte Evangelium sei, was heilen und helfen könne; und so geschah es, daß Füßli ganz allmählich, aber auch, weil nicht durch Menschen, sondern durch Gott gelehrt, immer selbständiger und freudiger das Evangelium glaubte und predigte. Gerade dieses Unmittelbare seines von allen herkömmlichen Formen freien, das Gepräge eines durch manche Kämpfe erworbenen Gewinnes tragenden Glaubens gab seinen Predigten und Vorträgen einen eigenthümlichen Reiz und zog auch solche herbei, die durch die gewöhnliche Rechtgläubigkeit kalt gelassen wurden. Füßli war mit Einem Worte der Mann, um, einmal für die Mission gewonnen, auch ganze große Kreise, welche ihr bis dahin ferngestanden und sie als eine Privatliebhaberei der Pietisten gering geschätzt hatten, dafür zu gewinnen; und das konnte er um so mehr, als er im Unterschiede von Geßner jene ängstlichen Opportunitätsrücksichten nicht kannte, sondern eine Unerschrockenheit und Freimüthigkeit bewies, wie sie namentlich im Kampfe gegen Strauß so energisch hervortrat. Es war etwas Neues, daß der Antistes in seiner offiziellen Stellung als Präsident der Synode für die Mission seine gewichtige Stimme erhob, wie Füßli z. B. in seiner Eröffnungsrede von 1846 das that, wo er sagte: „Wie viel eine so freudige Wirksamkeit nach Außen auch nach Innen wohlthuend befestigen muß, das ist schon oft gesagt und erlebt worden und das haben alle redlichen Gegner dieser Anstalten, deren es auch noch giebt, noch nie recht, die Gegner der Sache Christi aber nur zu wohl bedacht. Die Natur der Sache bringt es mit sich: Lasset nur die Freude und Theilnahme an der Verbreitung des Evangeliums durch Predigt und Schrift unter Euch recht zunehmen, und es muß damit

das Reich Gottes unter Euch selbst immer festere und tiefere Wurzeln fassen, und umgekehrt; und wir könnten es als kein gutes Zeichen ansehen, wenn Stillstand oder Trägheit hierin bei uns wieder einträte, oder wenn mit Erfolg diesem Gebiet christlicher Thätigkeit entgegengearbeitet würde." Aehnlich lauteten die gehaltvollen Reden, mit welchen er fortan die Feste der Bibel- und Missionsgesellschaft eröffnete. Wort für Wort quoll aus eigener Erfahrung, und gerade daß es hier nichts Ererbtes, sondern frisch und neu Erworbenes war, mußte für Viele, die noch in Zweifel standen, ein besonderes Gewicht haben, wie sich der Schreiber dieser Zeilen noch des Eindruckes erinnert, als Füßli einst in seiner demüthigen und natürlichen Weise hervorhob, daß ihm das Lesen der alttestamentlichen Propheten so viel Licht für die Mission unter den Heidenvölkern gebe.

Da übrigens Füßli theils durch seine Amtsgeschäfte, theils durch seine von der Stadt entlegene Wohnung an Ausübung einer ausgedehnteren Gastfreundschaft gegen die Mission gehindert war, so blieb auch unter ihm der Neuenhof, wo die Sitzungen fast immer gehalten wurden, zugleich die zürcherische Missionsherberge, doch so, daß jetzt mit Ausbreitung des Missionswesens auch noch andere Zürcherhäuser, wie der Felsenhof, die Besitzung der seligen Mathilde Escher (der Stifterin von Neu-St. Anna) und die Trülle, das Haus der missionsfreundlichen Familie Römer und noch andere, sich in diese freundliche Aufgabe theilten und dadurch ebenfalls dazu beitrugen, den Segen der Mission durch neue Kanäle in weitere Kreise zu leiten. Es wird uns daher nicht leicht, von jetzt an die Geschichte unsers Missionslebens zu beschreiben, weil sie nicht mehr nur Familiengeschichte ist, sondern in gar manche und mannichfaltige Adern sich vertheilt, die sich oft der Beobachtung entziehen.

Als ein vorzügliches Mittel zur Erweckung des Missionssinnes darf es betrachtet werden, wenn auch außer den regelmäßigen Missionsstunden hie und da Missionare ihre Erfahrungen in einem besondern Vortrag oder in einem Cyklus von Vorträgen einer christlichen Versammlung mittheilen, und darf da immer neu etwas gespürt werden von jener Freude, welche die Muttergemeinden Jerusalem und Antiochia empfanden, wenn die Sendboten in ihre Mitte zurückkehrten (Ap. 15, 27; 21, 17). Gott hat es auch uns an solcher Freude nicht fehlen lassen. So hielt Bruder Weit-

brecht im Anfang des Jahres 1844 Vorträge über die Miſſion in Oſtindien, welche ſehr beſucht waren und eine Einnahme von 503 Gulden eintrugen. In ſpäteren Jahren geſchah dieß von Bruder Lechler, welcher im Fraumünſter über China, von Bruder Irion, welcher über Malabar berichtete, in Winterthur hielt Jakob Huber eine Zahl von Vorträgen über Oſtindien im dortigen Singſaale. Daß eine Miſſionsſtunde Ramſeyer's, des aus Aſante ſo gnädig Geretteten, die Fraumünſterkirche mit Zuhörern aus allen Klaſſen füllte, begreift ſich von ſelber.

Es mag als etwas nur Aeußerliches erſcheinen und iſt doch auch ein Zeichen von Bedeutung, daß mit dem Jahre 1844 die Jahresfeſte der Miſſion eingeläutet wurden, wie dieß ſchon lange vorher gewünſcht worden war. Damit ſtreifte die Miſſionsgeſellſchaft vollends den Privatcharakter ab, trat als eine kirchliche Beſtrebung hervor, und wurden gewiß viele Glieder der Kirche, die bis dahin der Sache noch nicht recht getraut hatten, gewonnen. Ebenſo wurde im Jahre 1844 den 4. November im Schützenhaus eine außerordentliche Verſammlung zum fünfundzwanzigjährigen Andenken an die Stiftung der zürcheriſchen Miſſionsgeſellſchaft gehalten, in welcher mitgetheilt werden konnte, daß bis jetzt an die Miſſionsgeſellſchaft in Baſel 134,000, an die Miſſion der Brüdergemeinde 4250 Gulden und für Zürichthal in der Krim 954 Gulden aufgebracht worden ſeien.

Von hohem Werthe war es auch, daß in dieſen Jahren zwei Profeſſoren unſerer Univerſität, Lange und Ebrard, mit regem Eifer an den Miſſionsbeſtrebungen theilnahmen und durch ihr Zeugniß und Beiſpiel auch in vielen Studirenden denſelben Sinn weckten.

Man hatte ſich an der Jubiläumsfeier 1844 nicht verhehlt, daß zumal bei der politiſchen Wendung der Dinge auch neue Schwierigkeiten für die Miſſion entſtehen könnten, und das war mit ein Grund, noch einmal den immer wieder auftauchenden Gedanken an monatliche Miſſionsſtunden einſtweilen zurückzudrängen. Auch wurde wirklich 1847 ein ganz argloſer Mann, Namens Frei, der Miſſionsſchriften kolportirte, polizeilich arretirt und ihm das Patent für ein Jahr entzogen, der Rekurs gegen dieſe Maßnahmen von der Regierung aber abgewieſen. Was indeſſen das in ſeinen älteren Mitgliedern immer noch ſehr ängſtliche Kommittee nicht wagte, das

übernahm die jetzt entstehende evangelische Gesellschaft durch Einführung von sonntäglichen Bibelstunden, deren erste in jedem Monat sammt dem Kollekte-Ertrag der Mission gewidmet war. Die Missions-Quartalversammlungen dauerten gleichwohl fort, und der von Dekan Grob in Stäfa angeregte Gedanke, ob nicht statt dessen hie und da solche Versammlungen auf der Landschaft gehalten werden könnten, wurde abgelehnt, weil dieß für eine von Zürich ausgehende moralische Nöthigung würde gehalten werden! Erst 1853 hörten die Quartalversammlungen im St. Peter wegen mangelnder Theilnahme auf. Im Ganzen waren ihrer 179 gehalten worden. Später kam man überein, daß die evangelische Gesellschaft für das Winterhalbjahr, das Missionskommittee im Sommer die monatlichen Missionsstunden besorgt. Und so ist's heute noch. Bis zum Mai 1880 waren von der evangelischen Gesellschaft 224, vom Missionskommittee ungefähr 130 Missionsstunden veranstaltet worden. Ein Ueberblick über die Themata, welche hier verhandelt wurden, zeigt die größte Mannigfaltigkeit, wozu ein gleich zu Anfang von Dr. Ostertag angefertigter sorgfältiger Plan und die stets bereitwillige Anweisung nöthiger Quellen von Seite des Missionshauses, sowie das häufige Auftreten heimgekehrter Missionare wesentlich beitrug. Nehmen wir zu diesen reichen mündlichen Mittheilungen noch die große Verbreitung der Missionszeitschriften hinzu, so dürfen wir mit Dank gegen Gott bezeugen, daß die Mission unter uns jetzt eine wohlbekannte und von Vielen liebgewonnene Sache ist, und die Theilnahme daran nicht als ein Strohfeuer oder bloße Neugierde sich erwies. Missionsstunden finden immer noch großen Anklang, aber das sagen wir mit Betrübniß, nicht mehr so großen wie früher, namentlich bei den sogenannten bessern Klassen. Die Geringen und die Armen haben jenen den Rang abgelaufen.

Besonders geltend machte sich im weitern Verlauf die energische Thätigkeit des durch manche freundschaftliche Beziehungen mit Zürich verbundenen Inspektors Josenhans zur Förderung der Sache, zur Ueberwindung der Schüchternheit, zur Auffindung neuer Bahnen. Nicht nur wurden die Morgenkonferenzen, welche eine Zeit lang aufgegeben worden waren, wieder aufgenommen, sondern oftmals durch offenherzige Schilderung der Schwierigkeiten und warmen Appell an die Opferfreudigkeit ein Impuls zu vermehrter Thätigkeit gegeben. Gleichzeitig mit dieser Konferenz für Männer

wurde auch eine ſolche für Frauen eingeführt, in welcher ein Miſſionar oder Geiſtlicher ein ſpezielles Gebiet der Miſſion behandelt und dann die verſchiedenen Miſſionsarbeitsvereine durch eine Repräſentatin ihre Erfahrungen mittheilen.

In einer außerordentlichen Konferenz 1853 wurde auf Anregung des anweſenden Inſpektors beſchloſſen, nach dem Vorgang von Bern neben den Beiträgen für die Generalkaſſe jährlich noch eine beſondere Kollekte für eine ſpezielle Station zu veranſtalten und dazu Chriſtiansborg auf der Goldküſte gewählt, wo damals der Zürcher Wilhelm Locher arbeitete. Dabei blieb es auch nach ſeinem Weggang noch eine Zeit lang, bis im Jahre 1877 die Konferenz beſchloß, dieſe beſondere Kollekte (jährlich 2—3000 Fr.) auf alle in der Basler Miſſion ſtehenden Zürcher und Zürcherinnen auszudehnen. Eine andere Förderung der Miſſionsſache verſuchte das Kommittee durch Anlegung einer Miſſionsbibliothek, welche allen Miſſionsfreunden, beſonders aber den Geiſtlichen, welche für Miſſionsſtunden Anleitung und Quellen ſuchen, unentgeltlich offen ſteht, auch die namhafteſten Miſſionszeitſchriften aus den verſchiedenen Anſtalten zirkuliren läßt und für welche beſondere Rechnung geführt wird. Dabei iſt dankbar zu erwähnen, daß auch die evangeliſche Geſellſchaft in ihren zahlreichen Gratisleſezirkeln den „Heidenboten“ in vielen Gemeinden verbreitet. Die Bibliothek dürfte freilich noch beſſer benützt werden.

Wenn im Jahre 1880 vom Miſſionskommittee Schritte gethan wurden, um das Kommen Hebich's nach Zürich zu verhindern, ſo geſchah das nicht aus Feigheit, ſondern in ſorgfältiger Erwägung der Verhältniſſe, welche, wie dann die Folge zeigte, nicht ohne Grund eine Nachahmung der in Basel ſtattgefundenen Skandale befürchten ließ, da Hebich, der alte treue Streiter Chriſti, durchaus nicht reiste, um die Kenntniß der Miſſion zu fördern, ſondern um in ſeiner derben Art die todten Chriſtenſeelen anzupacken und aufzurütteln.

Im Jahre 1867 veranſtaltete das Kommittee eine Sammlung von 34 Miſſionsliedern nach Melodien des zürcheriſchen Geſangbuches, welche fortan die Stelle der beſondern Feſtgeſänge vertraten und an den Feſtverſammlungen allgemeine Aufnahme fanden.

Ebenſo nahm das Jahresfeſt ſichtlich eine größere Dimenſion an, ſeitdem es 1871 aus der St. Peterskirche, wo wir uns nach der

Berufung Heinrich Lang's nicht mehr heimisch fühlen konnten, in den Großmünster verlegt wurde.

Dazu kam seit 1867 eine im Spätherbst zusammentretende Missionskonferenz in Winterthur, bestimmt für die Ostschweiz, verbunden mit einem öffentlichen Abendgottesdienst, zu welchem namentlich aus den Kantonen Zürich und Schaffhausen, aber auch aus Thurgau, St. Gallen, Appenzell und bisweilen aus Bündten Freunde sich einfinden. Aus diesen Zusammenkünften, von welchen sorgfältig stenographirte Berichte sich vorfinden, wäre viel Interessantes mitzutheilen, wie denn auch ihr Besuch ein sehr erfreulicher ist. Hier haben Josenhans, der selige Rathsherr Christ, Pfarrer Reiff, Rathsherr Sarasin und andere oft ein ganzes Füllhorn von Gedanken und Erfahrungen ausgeschüttet und hat es nicht gefehlt an lautem Echo oder auch an freundlichen Entgegnungen aus der Versammlung heraus. Wir greifen aus unserer Erinnerung nur das große Kriegsjahr 1870 heraus, wo Josenhans die Frage: „Was braucht eine Mission, um Siege zu erringen?" in einläßlichster Weise so beantwortete: 1) ein tüchtiges Heer, 2) eine tüchtige Leitung, und 3) ein tüchtiges Volk, das hinter der Leitung steht, alles auf's Beste illustrirt durch Bilder von den damaligen Kampf- und Siegesfeldern.

Uebrigens hat Winterthur seit Dezennien auch die ehemaligen Missionsstunden wieder aufgenommen, hier sowie in Oberrieden werden sie monatlich gehalten.

Ueber die von den Kapiteln der Geistlichen oder von den Pastoralgesellschaften veranstalteten Bezirksfeste, bei welchen je ein Vortrag für den protestantisch-kirchlichen Hilfsverein und einer für die Mission gehalten wird, gehen die Meinungen der Missionsfreunde auseinander, wie denn im Bezirk Pfäffikon, welcher für die Mission besonders thätig ist, das Fest der Mission allein gewidmet wird, während die erwähnten Doppelfeste in der Mehrzahl unserer 11 Bezirke Eingang gefunden haben. Allerdings treten da hin und wieder im Rahmen eines Festes verschiedene Richtungen hervor. Es gab oder giebt noch Bezirke, in welchen die Herbeiziehung eines Missionars prinzipiell ausgeschlossen ist, und Pfarrer, die um der Mission willen ihre Kirche einem solchen Feste nicht öffnen. Auf der andern Seite wird hervorgehoben, daß durch diese Sitte die Mission allmählich im größten Theil unserer Gemeinden bekannt werde und unserseits

eine Separation nicht angezeigt ſei, ſo lange reformeriſch geſinnte Geiſtliche ſich mitbetheiligen wollen.

Was die jetzige Generation unſerer Pfarrer betrifft, ſo können wir unſere Sorge nicht verhehlen, daß in ihr das Miſſionsintereſſe im Vergleich mit den dreißiger und vierziger Jahren abgenommen hat, obgleich ja große Theologen Deutſchlands, wie Nitzſch, dieſes Gebiet in den Kreis ihrer Vorleſungen gezogen haben. Einen prinzipiellen, ſehr heftigen Kampf für und wider die Miſſion hat die kantonale Predigergeſellſchaft einmal geführt, während dieſelbe Geſellſchaft im Jahr 1880 das beredte Wort eines modern gerichteten Geiſtlichen für die Miſſion ohne Widerſpruch aufnahm. In der Praxis aber laſſen ihrer Viele die Miſſion gefliſſentlich auf der Seite, andere mögen durch eine angeſtrengte Thätigkeit für Hebung der eigenen Gemeinde vollauf beſchäftigt ſein. Es iſt aber nicht nur die radikal-kritiſche Partei, welche „das Miſſionstreiben“ verurtheilt, ſondern auch eine ihr diametral entgegengeſetzte Richtung findet das ganze moderne Miſſionsweſen gegenüber dem apoſtoliſchen treiberiſch und ungeiſtlich und ſucht ihre alleinige Aufgabe in der Erbauung der eigenen Kirche. Sie will die Miſſion dem hl. Geiſt überlaſſen und betrachtet ſie als eine Zukunftsſache, ohne genug zu bedenken, daß der hl. Geiſt auch menſchliche Werkzeuge und daß ſchon die apoſtoliſche Kirche auch menſchliche Mittel gebrauchte. Um ſo erfreulicher iſt es, daß ſich unter den Laien, Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, Knaben und Töchtern, oft an ſolchen Orten, wo von der Kanzel Jahr aus Jahr ein kein Wort der Ermunterung laut wird, eine Freude an der Miſſion verbanden iſt, welche weder durch rohe Schmähungen in den Tagesblättern, noch durch fahle Reflexionen der Geiſtlichen beeinträchtigt werden kann, wie wir das in den folgenden Abſchnitten noch darthun möchten.

5. Organiſation und Thätigkeit der zürcheriſchen Miſſionsvereine.

Wir haben geſehen, wie der zürcheriſche Miſſionsverein in freierer Weiſe aus einer urſprünglich ganz kleinen Abendgeſellſchaft hervorgegangen iſt. So iſt es auch die jetzt fortgepflanzt. Es bedurfte ein Komitee, welches ſich jeder ergänzt und die Aufgabe

hat, die aus unserm Kanton fließenden Missionsgaben an den Ort ihrer Bestimmung zu senden, nach Ermessen aus der allgemeinen Kasse Vertheilungen zwischen Basel und Herrenhut vorzunehmen, immerhin so, daß der größere Theil unserm inländischen Institut zukommt, allfällige Anmeldungen zum persönlichen Missionsdienst zu begutachten und ein offenes Auge zu halten über alles, was der Missionssache förderlich sein kann. Dieses Kommittee wurde zwar auch schon in Konferenzen gefragt: „Wer hat Euch bestellt?" „Sollte nicht die ganze Gesellschaft ihre Vorsteher wählen?" Ernstlich aber ist die Thatsache doch nie angefochten worden, daß ein kleiner Kreis besser geeignet sei, die rechten Leute zu finden, welche für eine solche freiwillige Sache Begabung, Lust und Zeit haben, als eine große Versammlung.

Es wurde uns auch schon mehr als einmal nahe gelegt, ein Mitgliederverzeichniß zu veröffentlichen und alle diejenigen als Mitglieder zu betrachten, welche einen regelmäßigen Beitrag zeichnen. Wir kennen ja die deutschen Jahresberichte, denen ein solches Verzeichniß beigefügt wird, worin die Beiträge eines jeden mit Namen und Geschlecht, bei Thaler und Groschen enthalten sind. Unser Herz sträubt sich aber bei dem Gedanken, mit solchen Rechnungen vor die Oeffentlichkeit zu treten. Wir haben uns bei der absoluten Freiwilligkeit noch immer am besten befunden. Wir erinnern uns eines Falles vom Jahre 1873, wie damals ein Defizit der Missionskasse auf die einzelnen Hülfsvereine zur Deckung nach Proportion vertheilt werden sollte, in einer zahlreich besuchten außerordentlichen Versammlung dies abgelehnt wurde, dagegen durch freiwillige Sammlungen mehr erreicht wurde, als wenn Subskriptionen eröffnet worden wären. So sehr wir uns mit unserm Missionshaus in Basel solidarisch verbunden fühlen, so haben wir doch und wollen durchaus keine andre Macht über die Herzen und Kassen unsrer Freunde, als die des Glaubens und der Liebe. Die Erfahrung lehrt, daß diese groß genug ist, um in Nothfällen auch eine außerordentliche Hilfe zu bringen oder zu einer neuen Stiftung beizutragen, wie es 1869 am fünfzigjährigen Jubiläum unserer Gesellschaft geschah, als eine Feststeuer von Fr. 5000 für die neue Station Kundapur zusammengelegt wurde.

Um nun auch noch die finanzielle Seite unseres Vereins zu berühren, so hörten wir schon, daß in den 25 ersten Jahren seines

Bestehens 139,195 Gulden (324,454 Fr.) für Basel, Herrenhut und die Krim aufgebracht wurden. Das würde eine jährliche Durchschnittssumme von ungefähr 13,000 Fr. ergeben. Es war aber erst vom Jahr 1838 an, daß die Einnahmen erheblich stiegen. Noch im Jahr 1837 betrug die Summe der Einnahmen nur 1382 Gulden = 3100 Fr. und die Steuer der Jahresfeste nur 165 Gulden = 384 Fr. Während der Jahre 1836—51 stiegen die Gaben um ungefähr 4800 Fr. jährlich. In den letzten Jahren beträgt die Einnahme am Jahresfest 2500—3000 Fr. Die Rechnungen von 1879 weisen eine Gesammteinahme von 29,868 Fr. auf, wozu noch 5078 Fr. kommen, welche der in Winterthur stationirte Reiseprediger aus unserm Kanton sammelte und direkt nach Basel schickte.

Woher kommt nun dieser Segen Gottes? Eine Vergleichung der Rechnung belehrt uns darüber. Die Einnahmeposten haben sich bedeutend vermehrt. Während ehedem die Gaben von Freunden zu Stadt und Land zusammengefaßt wurden und noch 1837 nur 317 Gulden (740 Fr.) betrugen, so steuerten 1879 die Freunde in der Stadt 3249 Fr., und aus 72 von 153 Pfarreien auf dem Lande kamen 6088 Fr. zusammen. Ebenso sind auch die Kirchenbeutelgaben und die Legate erheblich gestiegen, und es traten Sonntagsschulen, Jünglingsvereine, Bezirksmissionsfeste, namentlich aber die großen Beiträge der zürcherischen Fünferkollekte (1879: 4350 Fr.) neu hinzu. Wir freuen uns dieser Erscheinung eines stetigen Wachsthums, obwohl wir uns nicht verhehlen, daß es nur ein Weniges ist im Verhältniß zu dem, was geschehen könnte und daß noch gar viele Gemeinden und Einzelne vom Missionsberuf der christlichen Kirche keine Ahnung haben. Anderseits zeigen diese Zahlen doch, daß einem großen Theil unseres Volkes die Liebe zur Mission eingewurzelt ist und schwerlich je wieder ausgerottet werden kann.

Einen Hauptantheil an diesen bedeutenden Fortschritten haben unstreitig zwei Faktoren, auf welche wir noch hinweisen müssen. Erstlich der Beschluß der Basler Kommittee einen Reiseprediger für die östliche Schweiz in Winterthur zu stationiren. Ist auch früher schon von Basel recht viel geschehen durch Sendung von Missionaren und ältern Missionszöglingen, so hat naturgemäß unser Kanton erst durch diese neue Einrichtung regelmäßig bearbeitet werden können, und den beiden Männern, die bisher diese Stelle bekleidet

haben (Aldinger und Tischhauser) gebührt unser bester Dank, weil sie es so trefflich verstanden, sich in die Bedürfnisse und Eigenthümlichkeit unseres Volkes hineinzuleben und durch Aushilfe auf der Kanzel, sowie durch besondere Vorträge manche ehedem festverschlossene Thüre zu öffnen. Ebenso thätig, wenn auch mehr im Verborgenen, sind die zahlreichen Frauenvereine, welche zum Gebet, zum Lesen von Missionsschriften und besonders zur Arbeit für das Missionshaus und die Missionskinderhäuser sich regelmäßig versammeln. Durch sie kommt der Missionssinn in viele Gemeinden und Häuser hinein. In der Stadt allein bestehen 11 solche Vereine, ein ältester, der noch von den Frauen der Stifter unserer Gesellschaft herstammt, ein mittlerer und jüngster, sodann ein Verein, welcher für das Mädchenhaus, ein solcher, der für das Knabenhaus arbeitet, ein Verein für Indien u. s. w. In Horgen sind 3 solche Vereine, in Männedorf 2, in Neumünster 2, in Richtersweil 2, in Wädensweil 4, in Uster 2, in Winterthur 3, im ganzen 63 Frauenvereine, welche theils in Privathäusern, oft auch in den Pfarrhäusern zusammenkommen und, wie schon erwähnt, an den Missionsfesten ihre gegenseitigen Erfahrungen austauschen.

Von Männervereinen zur Erbauung und Belehrung ist uns nur einer in Oberrieden bekannt; wir würden es aber für gut halten, wenn auch solche entständen, da man weiß, wie leicht der Einzelne die Missionszeitschriften liegen läßt, wie anregend dagegen oft ein gemeinsames Lesen und darauffolgende Besprechung für Alle sein kann.

Wie es einer Engländerin bei den bekehrten Kannibalen auf Mitilewu gefallen hat.

(Nach dem Englischen von L. F. Gordon Cumming im „Sunday at Home.")

Für gewöhnliche Reisende existiren die Fidschi-Inseln einstweilen noch nicht. Wer nicht im eigenen Schiff — wie Herr und Frau Brassey — hieher kommt oder sich daran genügen läßt — wie Max Buchner — in einem der neuen

Dampfer einfach eine Tour um die Inſeln zu machen und bloß hie und da in einem Hafen anzulegen, dem ſtehen keine weitern Reiſemittel zu Gebote. Die hieſigen Pflanzer, deren Niederlaſſungen übrigens gar nicht ſo leicht zu erreichen ſind, befinden ſich gegenwärtig leider nicht in ſo glücklichen Verhältniſſen, daß ſie in dem Maße Gaſtfreundſchaft üben könnten, wie das in manchen anderen Kolonien der Fall iſt, und das „Gaſthaus“ eines Fidſchidorfes würde für einen weißen Reiſenden wohl wenig Anziehungskraft haben, zumal wenn er die Sprache der Eingebornen nicht verſteht. Was mich betrifft, ſo habe ich als Hausgenoſſin des engliſchen Gouverneurs natürlich manche Vortheile und zahlreiche Gelegenheiten, die Häuptlinge ſammt ihren Familien kennen zu lernen. Aber ſie in ihren eigenen Dörfern und Häuſern beſuchen und ſo mit dem Volk ſelbſt in Berührung kommen — das iſt eben doch was anderes! Ich ſah es daher als ein ganz beſonderes Glück an, als vom Superintendenten der wesleyaniſchen Miſſion eine Einladung kam, ob ich ihn und ſeine Frau nicht auf einer Expedition den Rewa hinauf begleiten wolle. Der Rewa iſt der größte Fluß auf der Inſel Witilewu, und jene Expedition galt der Beſichtigung älterer Schulen und Kirchen, ſowie dem Beſuch mehrerer Dörfer, welche erſt ganz kürzlich zum Chriſtenthum übergetreten waren und noch nie einen weißen Miſſionar bei ſich gehabt hatten. Sie waren nur von einigen eingebornen Lehrern unterrichtet worden, die man ihnen vor einem Jahr auf ihr Verlangen geſchickt hatte.

Miſſionar Langham und ſeine Frau ſind durch 17jährigen Aufenthalt in Fidſchi völlig vertraut mit allen Sitten und Gebräuchen der Eingebornen bis in's Kleinſte hinein, und dazu kommt, daß ſie all die merkwürdigen Ereigniſſe und großen Veränderungen perſönlich miterlebt haben, durch welche die neueſte Geſchichte dieſer Inſeln zu einer ſo wunderbaren geworden iſt. Ich hätte alſo keine beſſeren Reiſebegleiter haben können. Ein Ruderboot brachte uns in 5—6 Stunden vom Miſſionshaus in Bau, der alten Landeshauptſtadt, nach Rewa, von wo wir noch am gleichen Abend — bei hellem Mondſchein — zwei Stunden weiter ſtromaufwärts fuhren, um bei Andi Quilla, der Lieblingstochter des Ex-Königs Thakombau, zu übernachten.

Das war meine erſte Nacht in einem Fidſchi-Haus. Die Häuſer ſind einander alle gleich, nur in der Größe verſchieden. Das

Haus des vornehmsten Häuptlings, wie das des ärmsten Bauern, besteht eben aus einem einzigen großen Raum; das schwere Grasdach ruht auf starken Holzpfeilern, über welche der Länge nach roh behauene und mit starkem Rebholz zusammengebundene Baumstämme gelegt sind. Die Kochstelle — zuweilen sinds auch mehr als eine — besteht bloß aus einer Vertiefung im Boden, die oben mit Holz eingefaßt ist, um sie von den Matten zu trennen, welche über das trockene Gras, mit dem der ganze Raum bestreut ist, gebreitet sind. Nach Möbeln sieht man sich vergeblich um. Alles was von der Art existirt, sind ein paar Kochtöpfe, Jangona-Schüsseln*) und Oelbehälter. Auch der Rauchfang fehlt; der blaue Rauch sucht sich in voller Freiheit seinen Ausweg durch die geschwärzten Dachsparren, was für die malerischen Gruppen von braunen Gestalten, die auf den Matten liegen oder um ein Feuer hocken, einen dunklen Rembrandtischen Hintergrund abgiebt. An einem Ende pflegt der Fußboden etwas erhöht zu sein, und das ist der Ehrenplatz, wo für die vornehmsten Hausbewohner und ihre Gäste die besten Matten ausgebreitet sind. In einigen Häuptlingshäusern ist ein Theil des Raumes durch einen Vorhang von Tapa, jenem dicken aus den Rindenfasern des Papiermaulbeerbaums kunstvoll bereiteten und schön braun bedruckten Zeug, abgeschlossen. Und um die Leute wenigstens an ein kleines Maß der Vorzüge zu gewöhnen, welche unsere abgesonderten Zimmer fürs Familienleben mit sich bringen, ist in sämmtlichen Wohnungen der christlichen Lehrer eine Scheidewand aus Rohr angebracht und so ein der Oeffentlichkeit einigermaßen entzogener Wohn- oder Schlafraum hergestellt. Dies Beispiel wird aber von niemand nachgemacht, ja, in Einem Fall bemerkte ich, daß der Lehrer diesen Raum bloß als Vorrathskammer benutzte, so daß die Familie noch enger aufeinander sitzen mußte, als wenn jene Abtheilung garnicht dagewesen wäre. Ueberdies findet sich in jedem Dorf ein großes Haus — Bure genannt — wo alle Jünglinge zusammen schlafen.

Am Abend des zweiten Reisetages erreichten wir ein Dorf, Delandamanu, wo wir unser Nachtquartier — in der Kirche

*) d. h. Bowlen zur Bereitung des Kawa- oder Jangona-Trankes, der bekanntlich durch Kauen aus Kawa-Wurzeln hergestellt wird und wie „Seifenwasser mit etwas Gerbstoff" schmecken und nicht berauschend sein soll.

aufschlugen! Das kam einem Anfangs wohl etwas kurios vor, man gewöhnte sich aber um so bälder daran, da die hiesigen Kirchen sich in ihrer Bauart von allen andern Häusern durchaus nicht unterscheiden: Ein großer, leerer, mit Matten belegter Raum, das ist alles. So improvisirten wir uns denn aus aufgehängten Matten und Tüchern ein paar kleine Zimmerchen, schlüpften unter unsere Moskito-Netze und schliefen im Frieden. Das Essen wurde im Dorf nebenan gekocht und uns heraufgebracht. Die Kirche steht nämlich auf einer kleinen Anhöhe, einem reizenden, stillen Plätzchen, das zugleich als Gottesacker dient und von wo man ins fruchtbare Thal und auf den sanft dahinfließenden Strom, ja bis zu den in der Ferne sich großartig erhebenden Bergen eine herrliche Aussicht hat. Von hier aus sahen wir denn auch dem prachtvollen Sonnenuntergang zu und dann dem Mond, der so groß und klar vor uns aufstieg und sein zauberisches Licht über die vielgestaltigen Nebel ausgoß, welche wie bleiche Gespenster das Flußthal entlang zogen. Beim Sonnenaufgang waren wir schon auf und davon. In der ersten Hälfte des Tages sahen wir noch hie und da, wie am Tag vorher, einzelne Häuser von Pflanzern; aber alle waren verlassen, und um die Mittagsstunde hatten wir bereits alle Spuren europäischer Ansiedlungen hinter uns.

Das Flußbett wurde immer enger; die Ufer waren nicht mehr, wie weiter unten, mit hohem Schilfgras, sondern mit dichtem Urwald bewachsen: ein Labyrinth von Bäumen und üppigen, rebenartigen Schlingpflanzen der mannigfachsten Art, die in langen Gewinden tief herunterhiengen bis in die Farrenkräuter hinein, welche massenhaft den Boden bedeckten. Alle Gattungen waren da vertreten, und auch die großen Baum-Farren so zahlreich, daß das Auge, das sich anfangs an dem reizenden Blättergefieder nicht glaubte satt sehen zu können, schließlich recht müde wurde und sich nach den Farben sehnte, welche hier fast ganz fehlen. Alles ist grün und immer wieder grün. Hie und da eine vereinzelte Blüte — das ist alles. Ueberhaupt ist dies Einerlei auf die Dauer langweilig, und einladende Landungsplätze erblickt man nur da, wo etwa ein Nebenflüßchen sich rauschend in den Hauptstrom ergießt. Gerade um die Mittagsstunde erreichten wir zu unsrer nicht geringen Freude ein solches Plätzchen. Ein kühlendes Bad wurde genommen, ein Feuer angemacht und unter grünen Blättern ein Mittagsmahl ge-

nossen. Im Hauptstrom konnte man nur mit Furcht und Zittern ein Bad riskiren, wegen der verrätherischen Haifische, vor denen man selbst so weit flußaufwärts nicht sicher ist.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und diesen brachten wir in einem reizend gelegenen Dörflein, Nawunindrala, zu. Es war der erste Sonntag, den ich unter den Eingebornen verlebte; ich will daher erzählen, wie derselbe von ihnen — übrigens in ganz Fidschi gleich — gefeiert wurde. Der erste Laut, den man bei Tagesanbruch, aber nicht nur an Sonntagen, sondern alle Tage vernimmt, und ebenso der letzte des Abends, ist der Gesang der Lieder, welche in jeder Hütte regelmäßig zur Familienandacht angestimmt werden. Um ½7 etwa ertönen dann die großen hölzernen Trommeln oder Lalis, welche zu einer Betstunde in die Kirche laden, die immer zahlreich besucht werden soll. Jedenfalls kann ich bezeugen, daß um 11 Uhr Vor- und um 4 Uhr Nachmittags die Kirche gedrängt voll war. Die Andacht der Leute war der Art, daß man glauben konnte, in einer Moschee oder in einem indischen Tempel zu sein. Nichts von dem schlottrigen, bummelhaften, unaufmerksamen Wesen, das unsren meisten Kirchen eigen ist. Alles sitzt auf Matten; beim Gesang steht man auf; zum Gebet kniet man. Dies Letztere ist eigenthümlich. Man könnte fast sagen: sie knieen auf allen Vieren, denn auch die Hände berühren den Boden und ebenso oder beinahe der Kopf, der auf diese Weise fast an die Füße des Vordermanns anstößt. Es ist ein überraschender Anblick: diese Masse am Boden liegender Gestalten, brauner Rücken, weißer Lendentücher, schwarzer Köpfe! Während des Gebets richtet nie jemand das Haupt auf, man kann daher die ganze so daliegende Versammlung lange, lange beobachten, ohne einem andern Auge zu begegnen, als vielleicht dem eines schmächtigen braunen Kindchens, das neben seiner knieenden Mutter stehen geblieben ist. Der Gottesdienst besteht aus freien Gebeten, einer Predigt, dem Glaubensbekenntniß und dem Tedeum, beides in recitativer Weise nach Art der alten Nationalgesänge von der ganzen Gemeinde intonirt, was sich viel besser macht, als die barbarischen Nachahmungen unsrer europäischen Melodien, nach welchen die Psalmen hier — wohl von Herzen, aber ohne alle Harmonie — gesungen werden. Außer den eigentlichen Gottesdiensten wird auch eine Art Sonntagsschule gehalten, woran die meisten Gemeindeglieder entweder lernend oder lehrend theilnehmen. Ueberhaupt

aufſchlugen! Das kam einem Anfangs wohl etwas kurios vor, man gewöhnte ſich aber um ſo bälder daran, da die hieſigen Kirchen ſich in ihrer Bauart von allen andern Häuſern durchaus nicht unterſcheiden: Ein großer, leerer, mit Matten belegter Raum, das iſt alles. So improviſirten wir uns denn aus aufgehängten Matten und Tüchern ein paar kleine Zimmerchen, ſchlüpften unter unſere Moskito-Netze und ſchliefen im Frieden. Das Eſſen wurde im Dorf nebenan gekocht und uns heraufgebracht. Die Kirche ſteht nämlich auf einer kleinen Anhöhe, einem reizenden, ſtillen Plätzchen, das zugleich als Gottesacker dient und von wo man ins fruchtbare Thal und auf den ſanft dahinfließenden Strom, ja bis zu den in der Ferne ſich großartig erhebenden Bergen eine herrliche Ausſicht hat. Von hier aus ſahen wir denn auch dem prachtvollen Sonnenuntergang zu und dann dem Mond, der ſo groß und klar vor uns aufſtieg und ſein zauberiſches Licht über die vielgeſtaltigen Nebel ausgoß, welche wie bleiche Geſpenſter das Flußthal entlang zogen. Beim Sonnenaufgang waren wir ſchon auf und davon. In der erſten Hälfte des Tages ſahen wir noch hie und da, wie am Tag vorher, einzelne Häuſer von Pflanzern; aber alle waren verlaſſen, und um die Mittagsſtunde hatten wir bereits alle Spuren europäiſcher Anſiedlungen hinter uns.

Das Flußbett wurde immer enger; die Ufer waren nicht mehr, wie weiter unten, mit hohem Schilfgras, ſondern mit dichtem Urwald bewachſen: ein Labyrinth von Bäumen und üppigen, rebenartigen Schlingpflanzen der mannigfachſten Art, die in langen Gewinden tief herunterhiengen bis in die Farrenkräuter hinein, welche maſſenhaft den Boden bedeckten. Alle Gattungen waren da vertreten, und auch die großen Baum-Farren ſo zahlreich, daß das Auge, das ſich anfangs an dem reizenden Blättergefieder nicht glaubte ſatt ſehen zu können, ſchließlich recht müde wurde und ſich nach den Farben ſehnte, welche hier faſt ganz fehlen. Alles iſt grün und immer wieder grün. Hie und da eine vereinzelte Blüte — das iſt alles. Ueberhaupt iſt dies Einerlei auf die Dauer langweilig, und einladende Landungsplätze erblickt man nur da, wo etwa ein Nebenflüßchen ſich rauſchend in den Hauptſtrom ergießt. Gerade um die Mittagsſtunde erreichten wir zu unſrer nicht geringen Freude ein ſolches Plätzchen. Ein kühlendes Bad wurde genommen, ein Feuer angemacht und unter grünen Blättern ein Mittagsmahl ge-

seit dem Uebertritt zum Christenthum sammt seinen Stammesgenossen von ihrer alten Bergfeste hinunter an den Fluß gezogen war, es aber auch hier noch nöthig gefunden hatte, einen sicheren Platz zur Ansiedlung auszuwählen, der früher befestigt war und noch von einem tiefen Graben umgeben ist; ja selbst, als sie während unserer Anwesenheit zu einem Christtagsgottesdienst in ein benachbartes Dorf giengen, wagten diese Leute es nicht anders, als mit Feuerwaffen in der Hand sich dahin zu begeben. Kein Wunder! Erhob sich doch gerade über uns die dunkle, kegelförmige Bergspitze von Mbalawu („Lang-Stadt"), wo erst 1871 von den Nachbarstämmen 260 Personen überrascht, hingemordet und bis auf den letzten Mann aufgefressen wurden; und so lange noch viele heidnische Verwandte dieser armen Opfer leben, liegt der Gedanke nur allzu nahe, daß sie oder einige von ihnen nach alter Fidschi-Art als Bluträcher erscheinen könnten. Daher jene Vorsicht.

Oft schien es einem fast unglaublich, wenn von all diesen Greuel- und Gewaltthaten die Rede war, daß eben die Leute, welche uns jetzt so herzlich in ihren Dörfern willkommen hießen, das alles sollten verübt haben. Und doch war es so! Einst nichts als Blutvergießen, Rache und Krieg; jetzt volle Schulen und Kirchen, sowie die größte Freude über den Besuch des Missionars, welchem alle mögliche Ehre anzuthun und Geschenke zu bringen auch die Aermsten sich nicht nehmen ließen. So oft wir irgendwo Halt machten, wurde das gemästete Schwein geschlachtet — das einzige vierfüßige Thier, das man außer einigen wenigen Katzen hier hat — und dem Missionar aufgewartet. Dabei gieng es ceremoniell zu. Voran schritt jedesmal eine Prozession von Weibern, die Palmblätter-Körbe voll gebackenen Jams, Taros oder süßen Kartoffeln trugen. Ihnen folgten andere mit schwarzen Kochtöpfen, aus denen gesottene Hühner oder Fische, zuweilen auch See- oder Flußkrebse u. dgl. hervorspazierten, um auf große frische Bananenblätter gelegt und vor dem von uns eingenommenen etwas erhöhten Ehrenplatz ausgebreitet zu werden. Die Etikette erlaubte nun aber nicht, daß wir die Ankunft all dieser Ehrengeschenke auch nur bemerken durften, bis sie uns feierlichst und förmlichst vom Ceremonienmeister präsentirt wurden. Ehe das geschah, trat öfters eine Pause ein und ein erwartungsvolles Schweigen ließ errathen, daß noch etwas nachkommen sollte. Noch einen Augenblick, und vier Männer erschienen, die auf einem großen, hölzernen

Präsentirteller das obligate Schwein hereintrugen und zu den übrigen Sachen vor uns hinlegten. Jetzt erst wurde uns alles mit einer feierlichen Rede gleichsam zugesprochen und von uns ebenso feierlich angenommen unter beständigem Händeklatschen. Dann trat der Anführer unsrer Bootsleute vor, zerlegte das Schwein in so viel Stücke als Gäste da waren, fügte zu jedem eine Portion Gemüse hinzu und vertheilte dann die Stücke. Hiebei alle Regeln der Höflichkeit zu beobachten und niemand zu verletzen, ist nicht so leicht. Wird z. B. der Kopf des Thieres einem Geringeren vorgesetzt, während ein Vornehmerer da ist, so wäre das eine arge Beleidigung. In alten Zeiten floß bei solchen Gelegenheiten gleich Blut, und auch heute noch geht es — wenn solche Formfehler vorgekommen sind, nicht ohne eine „Erklärung" ab. Bei der Vertheilung geht es folgendermaßen zu. Die Portionen werden zuerst alle auf die Matten gelegt und dann der Reihe nach die Namen der Gäste ausgerufen, welche nun herbeikommen, ihr Theil in Empfang nehmen und sich damit zurückziehen, um es mit Muße zu verzehren. Dabei versteht es sich von selbst, daß das Schwein immer ganz mit Haut und Haaren gebraten wird und zwar in jener Grube, welche mit Brennholz ausgelegt und dann mit Steinen zugedeckt wird.

Früher pflegten solche Feste riesige Dimensionen anzunehmen, wenn es sich um die Feier irgend eines großen Ereignisses oder um ein gemeinsames Freundschaftsmal verbündeter Stämme handelte. Wir hörten von einem Feste dieser Art, bei welchem aus gesottenen Fischen eine Mauer von 5 Fuß Höhe und 20 Ellen Länge errichtet war, der Pudding einen Umfang von 20 Fuß hatte und auf einer 10 Fuß langen und 4 Fuß breiten Unterlage von Bananenblättern eine ganze Pyramide von gebratenen Schweinen und großen Schildkröten aufgehäuft war. Miss. Calvert erzählt von einem Festmahl, an welchem er theilgenommen und bei welchem 15 Tonnen (300 Centner!) süße Puddings, 70 Schildkröten, 50 Tonnen gekochten Jams und Taro und 5 Wagenlasten Jangona-Wurzeln aufgewartet, 200 Tonnen Jams und Taro aber in Reserve gehalten wurden. Bei solchen Festen werden die Speisen immer übereinander aufgeschichtet: zuerst kommt eine Art Fundament aus Kokosnüssen, dann gesottener Jams und Taro, dann auf grünen Bananenblättern die Riesenpuddinge, oben auf aber die Schildkröten und Schweine. Was die Puddinge betrifft, so werden sie auf die verschiedenste Art

seit dem Uebertritt zum Christenthum sammt seinen Stammesgenossen von ihrer alten Bergfeste hinunter an den Fluß gezogen war, es aber auch hier noch nöthig gefunden hatte, einen sicheren Platz zur Ansiedlung auszuwählen, der früher befestigt war und noch von einem tiefen Graben umgeben ist; ja selbst, als sie während unserer Anwesenheit zu einem Christtagsgottesdienst in ein benachbartes Dorf giengen, wagten diese Leute es nicht anders, als mit Feuerwaffen in der Hand sich dahin zu begeben. Kein Wunder! Erhob sich doch gerade über uns die dunkle, kegelförmige Bergspitze von Mbalawu („Lang-Stadt"), wo erst 1871 von den Nachbarstämmen 260 Personen überrascht, hingemordet und bis auf den letzten Mann aufgefressen wurden; und so lange noch viele heidnische Verwandte dieser armen Opfer leben, liegt der Gedanke nur allzu nahe, daß sie oder einige von ihnen nach alter Fidschi-Art als Bluträcher erscheinen könnten. Daher jene Vorsicht.

Oft schien es einem fast unglaublich, wenn von all diesen Greuel- und Gewaltthaten die Rede war, daß eben die Leute, welche uns jetzt so herzlich in ihren Dörfern willkommen hießen, das alles sollten verübt haben. Und doch war es so! Einst nichts als Blutvergießen, Rache und Krieg; jetzt volle Schulen und Kirchen, sowie die größte Freude über den Besuch des Missionars, welchem alle mögliche Ehre anzuthun und Geschenke zu bringen auch die Aermsten sich nicht nehmen ließen. So oft wir irgendwo Halt machten, wurde das gemästete Schwein geschlachtet — das einzige vierfüßige Thier, das man außer einigen wenigen Katzen hier hat — und dem Missionar aufgewartet. Dabei gieng es ceremoniell zu. Voran schritt jedesmal eine Prozession von Weibern, die Palmblätter-Körbe voll gebackenen Jams, Taros oder süßen Kartoffeln trugen. Ihnen folgten andere mit schwarzen Kochtöpfen, aus denen gesottene Hühner oder Fische, zuweilen auch See- oder Flußkrebse u. dgl. hervorspazierten, um auf große frische Bananenblätter gelegt und vor dem von uns eingenommenen etwas erhöhten Ehrenplatz ausgebreitet zu werden. Die Etikette erlaubte nun aber nicht, daß wir die Ankunft all dieser Ehrengeschenke auch nur bemerken durften, bis sie uns feierlichst und förmlichst vom Ceremonienmeister präsentirt wurden. Ehe das geschah, trat öfters eine Pause ein und ein erwartungsvolles Schweigen ließ errathen, daß noch etwas nachkommen sollte. Noch einen Augenblick, und vier Männer erschienen, die auf einem großen, hölzernen

Präsentirteller das obligate Schwein hereintrugen und zu den übrigen Sachen vor uns hinlegten. Jetzt erst wurde uns alles mit einer feierlichen Rede gleichsam zugesprochen und von uns ebenso feierlich angenommen unter beständigem Händeklatschen. Dann trat der Anführer unsrer Bootsleute vor, zerlegte das Schwein in so viel Stücke als Gäste da waren, fügte zu jedem eine Portion Gemüse hinzu und vertheilte dann die Stücke. Hiebei alle Regeln der Höflichkeit zu beobachten und niemand zu verletzen, ist nicht so leicht. Wird z. B. der Kopf des Thieres einem Geringeren vorgesetzt, während ein Vornehmerer da ist, so wäre das eine arge Beleidigung. In alten Zeiten floß bei solchen Gelegenheiten gleich Blut, und auch heute noch geht es — wenn solche Formfehler vorgekommen sind, nicht ohne eine „Erklärung" ab. Bei der Vertheilung geht es folgendermaßen zu. Die Portionen werden zuerst alle auf die Matten gelegt und dann der Reihe nach die Namen der Gäste ausgerufen, welche nun herbeikommen, ihr Theil in Empfang nehmen und sich damit zurückziehen, um es mit Muße zu verzehren. Dabei versteht es sich von selbst, daß das Schwein immer ganz mit Haut und Haaren gebraten wird und zwar in jener Grube, welche mit Brennholz ausgelegt und dann mit Steinen zugedeckt wird.

Früher pflegten solche Feste riesige Dimensionen anzunehmen, wenn es sich um die Feier irgend eines großen Ereignisses oder um ein gemeinsames Freundschaftsmal verbündeter Stämme handelte. Wir hörten von einem Feste dieser Art, bei welchem aus gesottenen Fischen eine Mauer von 5 Fuß Höhe und 20 Ellen Länge errichtet war, der Pudding einen Umfang von 20 Fuß hatte und auf einer 10 Fuß langen und 4 Fuß breiten Unterlage von Bananenblättern eine ganze Pyramide von gebratenen Schweinen und großen Schildkröten aufgehäuft war. Miss. Calvert erzählt von einem Festmahl, an welchem er theilgenommen und bei welchem 15 Tonnen (300 Centner!) süße Puddings, 70 Schildkröten, 50 Tonnen gekochten Jams und Taro und 5 Wagenlasten Jangona-Wurzeln aufgewartet, 200 Tonnen Jams und Taro aber in Reserve gehalten wurden. Bei solchen Festen werden die Speisen immer übereinander aufgeschichtet: zuerst kommt eine Art Fundament aus Kokosnüssen, dann gesottener Jams und Taro, dann auf grünen Bananenblättern die Riesenpuddinge, oben auf aber die Schildkröten und Schweine. Was die Puddinge betrifft, so werden sie auf die verschiedenste Art

in der Form des Ausspeiens vorzunehmen. Manche besonders Eifrige leisteten hierin Großes, indem sie Geldstück um Geldstück auf die Matte hinspieen. Die Ehrgeizigsten brachten es bis auf einen Dollar. Leute, die so viel geben, kommen sich sehr wichtig vor, denn ihre Namen stehen nachher in einer gedruckten Liste, und diese Auszeichnung übt auch in Fidschi ihren Reiz.

Sobald ein Trupp, d. h. die Leute aus einer Ortschaft, ihre Gaben dargebracht hatten, machten sie einem nachrückenden Trupp Platz, um selbst ans Tanzen zu gehen. Am beliebtesten schienen die „Speer- und Fächer-Tänze" zu sein. Einige Gruppen ließen sich aber auch an einem ernsthaften Gebärdenspiel genügen. Ein großer Trupp erschien mit Kalk-bestreuten Köpfen und machte so furchtbar feierliche Bewegungen und Gesichter, daß wir meinten, es sollten abgeschiedene Geister vorgestellt werden, die ihre früheren Sünden beweinen; das ganze Stück aber handelte von nichts Wichtigerem, als von einem leeren Korb! Viel besser gefielen uns die lustigen Tänze, bei welchen die erstaunliche Elasticität, Gewandtheit und Schnelligkeit der Gliederbewegung aufs Vortheilhafteste hervortrat. Die Tänzer selbst schienen große Freude daran zu haben, und die Umstehenden sahen mit Entzücken zu, nach Herzenslust Beifall klatschend und rufend. Eigenthümlich berührten die ebenfalls mit großer Begeisterung und fast mit Wildheit vorgetragenen Kriegstänze, weil man dabei an die furchtbar ernste Bedeutung denken mußte, welche diese noch vor Kurzem für die meisten Anwesenden gehabt hatten. Die Bemalung, das Geschrei und die Aufgeregtheit der Tänzer war auch jetzt noch von der Art, daß das Ganze einen wahrhaft dämonischen Eindruck machte. Sobald indessen der Tag sich neigte und wir andeuteten, die übrigen Ortschaften würden wohl besser thun, ihre Tänze bis morgen aufzuschieben, gieng alles ohne Widerrede und in größter Ruhe auseinander! In alten Zeiten würden sie die ganze Nacht durch getanzt und gelärmt haben, und wir waren auch ganz gefaßt darauf, daß noch ein paar Fackeltänze nachfolgen würden; als wir aber spät Abends noch einmal durchs Dorf giengen, herrschte überall das tiefste Schweigen; nur die Stimme des Gebets und der christlichen Gesänge waren zu hören. Kein Haus, in welchem nicht eine Abendandacht wäre gehalten worden! Natürlich fehlt es nicht an solchen, die den Missionaren vorwerfen, diese alten Nationaltänze sollte man nicht dulden; es

und endlich, da es unmöglich war weiter flußaufwärts zu reisen, den Rückweg antreten mußten.

In Nakorowatu aber machten wir einige neue Erfahrungen, zuerst bei einer Schulprüfung, zu welcher sich aus 8 umliegenden Ortschaften die Schuljugend versammelt hatte und wobei verschiedene Nationalgesänge mit lebhaftem Gebärdenspiel vorgetragen wurden. Die Blätterschürzen und Umhänge der Kinder waren wirklich sehenswerth in ihrer geschmackvollen Mannigfaltigkeit, und als zum Schluß der Feier alle Schüler der Reihe nach uns je eine Guirlande von grünen oder auch bunten Blättern zu Füßen legten, so daß wir endlich einen ganzen Berg davon vor uns hatten, da suchten sich unsre Bootsleute die schönsten aus und schmückten sich damit, bis sie über und über genug hatten. Stattliche, graziöse Gestalten diese Fidschi-Insulaner! Das zweite Interessante, was wir hier erlebten, war ein Missionsfest, das freilich von den Festen, wie wir sie gewohnt sind, gar verschieden war. Die Hauptsache dabei sind die jährlichen Missionsbeiträge, welche entweder in Geld oder in allerlei Erzeugnissen von nah und fern herbeigebracht werden, und das Singen und Tanzen der versammelten Menge. Diesmal waren am ersten Tage des Festes schon 2000 Personen aus 17 Ortschaften erschienen, und dazu kamen Tags darauf noch die Vertreter von 10 weiteren Ortschaften. Jede „Stadt" hatte ihre eigene Bande von Musikanten und Tänzern, welche in höchst phantastischer Weise mit Blumenkränzen und Guirlanden, mit Federn und Basttuch, mit Speeren und Keulen ausstaffirt, dazu mit dickaufgetragenen Farben — roth und blau, schwarz und braun — bemalt waren. Auf einer Art Rednerbühne saßen der Missionar und die eingebornen Lehrer; vor ihnen war eine große Matte ausgebreitet. Langsam und feierlich kam ein Trupp Leute um den andern herbei, und ein jedes — Frauen und Kinder nicht ausgenommen — brachte seine Gabe: Jams, Taro, ein Bündel Tabakblätter, ein Zuckerrohr oder ein kleines Geldstück. Diese Geldstücke kamen aber nicht aus den Händen oder aus den Taschen der Leute, geschweige denn aus einem Geldbeutel, sondern — aus dem Munde der Opfernden hervor! Im Mund trägt man dergleichen eben doch am sichersten bei sich, dazu braucht man zum Auszahlen die Hände nicht, die ja ohnedies schon genug mit dem Halten von Fächer und Spieß zu thun haben. Auch gilt es nicht im mindesten für unanständig, das Auszahlen

Busenjäckchen umgeworfen hatten. Die meisten hatten nichts an, als ihr Lendentuch, so daß es bei der mangelhaften Beleuchtung und der braunen Hautfarbe der Männer und Mädchen nicht leicht war, diese von jenen zu unterscheiden. Noch viel schwerer war es, sie gehörig zu paaren, da gerade die, welche zusammengehörten, so weit als thunlich auseinander standen und ihr Möglichstes thaten so auszusehen, wie wenn sie einander nichts angiengen. Endlich waren sie alle gehörig zusammengebracht, und nun konnte das Examen beginnen, zuerst die Frage nach ihren Namen. Da nannten denn manche ihre eben erst in der Taufe angenommenen biblischen, aber gehörig fidschisirten Namen, was zuweilen ganz italienisch klang: Bartolomeo, Amosi, Zacheusa, Setawenie (Stephan), Jakopi, Josephi, Luki, Timothi, Lydiana, Miriama u. s. w. — lauter Patriarchen, Propheten, Apostel, Märtyrer u. s. f. Viel charakteristischer waren die alten, einheimischen Namen mit ihren poetischen Anspielungen, wie „Schaum vom Korallenriff", „Fremden-Königin", „Stilles Wasser", „Gemahlin des Morgensterns", „Abnehmender Mond", „Taubenmutter" oder auch „Wanzenmutter" u. dgl. mehr. Das alles sind Frauennamen; ebenso interessant sind manche Männernamen, wie „Steingott", „Haifisch", „Blitzschnell", „Ißt wie ein Gott", „Feinschmecker-König", „Mehr Menschenfleisch", „Wohnung des Verraths", „Noch-nicht-gar", „Leer", „Buschmann", „Tag", Nacht", „Feuerfunke" u. s. f.

Die ganze Procedur dauerte so lang, daß ich — müde wie ich war — endlich hinter mein Moskito-Netz verschwand und unter den feierlichen, altbekannten Klängen der Trau-Liturgie — „es scheide euch denn der Tod" ꝛc. — einschlief. Trauringe, überhaupt Ringe kennt man hier nicht. Ein Schildpat-Reif ist das Einzige, was ich von der Art gesehen habe.

Ueber unsere Rückreise kann ich mich kurz fassen. Ueberall kamen die Eingebornen uns wieder freundlich entgegen, und als wir dann im ersten Pflanzerhaus einkehrten, da hatten wir uns so an das Liegen im Boot und an das Hocken auf dem Boden gewöhnt, daß das Sitzen auf Stühlen einem anfangs ganz komisch vorkam. Die erste Tasse Thee und die prächtige Milch dazu aber schmeckte wie Nektar. Endlich waren wir wieder in Rewa, wo der Fluß sich in mehrere ein Delta bildende Arme theilt. Auf einem derselben fuhren wir denn schließlich nach Nawuloa, wo das Eingeborne-Prediger-

muß aber bemerkt werden, daß zwischen diesen und gewissen unzüchtigen Tänzen ein großer Unterschied ist. Die letzteren sind bereits vollständig verschwunden.

Am Tag nach diesem Fest erreichten wir Nirukuruku, aber nur mit Mühe — wegen der reißenden Stromschnellen, mit denen unsere durch ein halb Dutzend extra Angestellte verstärkte Bootsmannschaft zu kämpfen hatte. Es lohnte sich aber, diese anstrengende Fahrt unternommen zu haben, schon wegen des herzlichen Empfangs, den uns der eingeborne Prediger und seine Frau in ihrer niedlichen Wohnung bereiteten. Dazu kam aber noch etwas Besonderes. Nicht weniger als 40 Paare hatten sich hier eingefunden, um christlich getraut zu werden. In Folge der letzten Masernepidemie gibt es jetzt viele Witwer und Witwen, und viele davon haben es für gut befunden, einander in ihrer Einsamkeit zu trösten. Daher dieser starke Zudrang. Dann waren auch solche Neubekehrte da, die früher in Vielweiberei gelebt hatten und jetzt mit der Einen Frau, die sie zu behalten wünschten, kirchlich kopulirt werden sollten, während auch für die entlassenen Weiber es an Liebhabern nicht fehlte, da in der heidnischen Zeit viele Männer sich zu unfreiwilliger Ehelosigkeit hatten bequemen müssen.

Ehe nun aber die Trauungen vorgenommen werden konnten, mußte natürlich jeder einzelne Fall untersucht werden; und dabei gab es so viel Fragen nach dem Verwandtschaftsverhältniß der Heirathslustigen, nach der Einwilligung ihrer Eltern oder Vormünder ꝛc., daß, um rechtzeitig fertig zu werden, der Missionar sich sofort an die Arbeit machte und noch am gleichen Abend wenigstens 14 Paare vornahm. Unvergeßlich wird mir diese Scene bleiben. In einer Ecke des Zimmers lagen unsere müden Bootsleute um ein Holzfeuer her, von welchem langsam ein dünner, ringelförmiger Rauch aufstieg. Ebenfalls in der Nähe des Feuers saß die Hausfrau mit einem Häuflein ungewöhnlich hübscher Kinder, emsig beschäftigt, beim trüben Schein eines in einer alten Sardinenschachtel steckenden Lampendochtes an einer Weihnachtsarbeit zu nähen. Am anderen Ende waren schon für die Nacht unsere Moskito-Netze und Schutz-Matten aufgehängt, an den beiden Hauptwänden aber die glücklichen Paare aufgestellt, die übrigens eigenthümlich scheu und verlegen dreinschauten, auch keine Zeit gehabt hatten, sich im Wald den üblichen Blätterschmuck zu holen, ja zum Theil nicht einmal ihre

Busenjäckchen umgeworfen hatten. Die meisten hatten nichts an, als ihr Lendentuch, so daß es bei der mangelhaften Beleuchtung und der braunen Hautfarbe der Männer und Mädchen nicht leicht war, diese von jenen zu unterscheiden. Noch viel schwerer war es, sie gehörig zu paaren, da gerade die, welche zusammengehörten, so weit als thunlich auseinander standen und ihr Möglichstes thaten so auszusehen, wie wenn sie einander nichts angiengen. Endlich waren sie alle gehörig zusammengebracht, und nun konnte das Examen beginnen, zuerst die Frage nach ihren Namen. Da nannten denn manche ihre eben erst in der Taufe angenommenen biblischen, aber gehörig fidschisirten Namen, was zuweilen ganz italienisch klang: Bartolomeo, Amosi, Zacheusa, Setawenie (Stephan), Jakopi, Josephi, Luki, Timothi, Lydiana, Miriama u. s. w. — lauter Patriarchen, Propheten, Apostel, Märtyrer u. s. f. Viel charakteristischer waren die alten, einheimischen Namen mit ihren poetischen Anspielungen, wie „Schaum vom Korallenriff", „Fremden-Königin", „Stilles Wasser", „Gemahlin des Morgensterns", „Abnehmender Mond", „Taubenmutter" oder auch „Wanzenmutter" u. dgl. mehr. Das alles sind Frauennamen; ebenso interessant sind manche Männernamen, wie „Steingott", „Haifisch", „Blitzschnell", „Ißt wie ein Gott", „Feinschmecker-König", „Mehr Menschenfleisch", „Wohnung des Verraths", „Noch-nicht-gar", „Leer", „Buschmann", „Tag", Nacht", „Feuerfunke" u. s. f.

Die ganze Procedur dauerte so lang, daß ich — müde wie ich war — endlich hinter mein Moskito-Netz verschwand und unter den feierlichen, altbekannten Klängen der Trau-Liturgie — „es scheide euch denn der Tod" ꝛc. — einschlief. Trauringe, überhaupt Ringe kennt man hier nicht. Ein Schildpat-Reif ist das Einzige, was ich von der Art gesehen habe.

Ueber unsere Rückreise kann ich mich kurz fassen. Ueberall kamen die Eingebornen uns wieder freundlich entgegen, und als wir dann im ersten Pflanzerhaus einkehrten, da hatten wir uns so an das Liegen im Boot und an das Hocken auf dem Boden gewöhnt, daß das Sitzen auf Stühlen einem anfangs ganz komisch vorkam. Die erste Tasse Thee und die prächtige Milch dazu aber schmeckte wie Nektar. Endlich waren wir wieder in Rewa, wo der Fluß sich in mehrere ein Delta bildende Arme theilt. Auf einem derselben fuhren wir denn schließlich nach Nawuloa, wo das Eingeborne-Prediger-

ſeminar ſich befindet. Manch braver, treuer Mann iſt ſchon aus dieſer Anſtalt hervorgegangen. In allen Theilen von Fidſchi ſind jetzt Lehrer ſtationirt, die hier ihre Bildung empfangen haben; ja einige von ihnen haben ſich ſchon auf ferne heidniſche Inſeln ſenden laſſen; z. B. nach Neubritannien und Neuirland, wo die Wildheit der kannibaliſchen Einwohner noch ſo groß iſt, daß nicht einmal die geldſüchtigen Händler es gewagt haben, ſich unter ihnen niederzulaſſen. So mächtig wirkt der Sauerteig des Chriſtenthums und der Kultur, den eine kleine Schaar entſchloſſener und glaubensſtarker Männer zuerſt in dies finſtere Inſelland gebracht hat. Was ſie begonnen, das ſetzen ihre Söhne jetzt fort.

Die
japaniſche Preſſe und das Chriſtenthum.

Ende April wurde in einem großen Theater zu Kijoto, dem Hauptſitz des japaniſchen Heidenthums, eine chriſtliche Maſſenverſammlung gehalten, bei welcher Gelegenheit Tauſende von Eingebornen, darunter beinahe 200 Prieſter, das Evangelium zu hören bekamen. Natürlich hat dieſe Verſammlung viel von ſich und — was beſſer iſt — auch von der „Jeſus-Religion“ reden machen. Buddhiſten und Schintoiſten haben Gegenverſammlungen und Gegenvorträge veranſtaltet; die Chriſten ſind die Antwort nicht ſchuldig geblieben, und auch die japaniſchen Zeitungen reden jetzt von dieſem Kampf der Geiſter als von einer das ganze Land bewegenden Sache. „Das Chriſtenthum ſcheint ſich mit der Schnelligkeit einer ſteigenden Flut bei uns auszubreiten,“ bemerkt eine derſelben. Eine andere ſagt: „Die Prieſter machen verzweifelte Anſtrengungen, die mächtig andringende Flut des Chriſtenthums zu dämmen, welche ſie in nicht allzu langer Zeit hinwegzuſchwemmen droht.“ Wieder ein anderes Blatt nennt neben Buddhismus und Schintoismus als eine der im Lande verbreiteten Religionen auch das — Chriſtenthum, und die hervorragendſte Zeitung im ſüdlichen

Japan, der „Osaka Nippo," vertheidigt ganz offen den „Jesus-Weg" als die einzige Religion, welche die Völker befreie. Ein gegen das Christenthum gerichteter Traktat behauptet sogar, dasselbe verbreite sich „wie Feuer auf einer Steppe: in der Hauptstadt und auf dem Lande sei kein Winkel mehr, wo es nicht gepredigt werde" – natürlich eine kolossale Uebertreibung, die aber zeigt, wie in Japan der Wind weht.

Der Urheber dieses Ausspruches scheint ein bitterer Feind des Christenthums zu sein, obgleich er behauptet, weder vom Buddhismus noch vom Schintoismus viel zu verstehen. Nur Eins ist ihm gewiß: daß das Christenthum, wenn nicht von allen Vaterlandsfreunden energisch bekämpft, der alten Ordnung der Dinge in Japan unfehlbar den Untergang bereiten werde. „Das Christenthum," sagt er in seiner bei einer buddhistischen Protestversammlung in Kijoto gehaltenen Ansprache, „ist sehr verschieden von allen anderen Religionen und hat zwei nicht genug zu fürchtende Eigenschaften: zuerst Grausamkeit und Revolutionsgeist, dann Eroberungs- und Raubsucht. Die Kreuzzüge haben zwei Millionen Menschenleben gekostet, der dreißigjährige und andere ähnliche Kriege zwischen Protestanten und Katholiken haben 50 Millionen den Tod gebracht. In Spanien haben die Christen 40,000 Juden gemordet! Alle Segnungen, welche der Occident dem Christenthum verdanken mag, können diesen Fluch nicht aufwiegen. Auch Japan hat von diesen Eigenschaften der Christen schon zu leiden gehabt. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts traten die Portugiesen in Handelsverbindung mit Japan. Die Japaner kamen ihnen nur allzu freundlich entgegen. Da wurden jene von einem Geist der Raubsucht wie besessen, schickten unter dem Vorwand, Japan sei am Rande des Verderbens, christliche Priester dorthin, führten Spaltungen und Bürgerkriege herbei und wollten bei dieser Gelegenheit sich zu Herren des Landes machen, so daß der Kaiser, als er diesen Komplott entdeckte, die strengsten Gesetze gegen das Christenthum erlassen mußte. In Indien ist es den Engländern besser geglückt. Von 1751—1811 haben sie dort zahlreiche Kriege angezettelt und endlich das ganze Land erobert. Was war aber dabei ihr Operationsplan? Antwort: Zuerst wurde das Christenthum ausgebreitet und der Versuch gemacht, die alten indischen Religionen über den Haufen zu werfen (!!) Bei den Christen läuft also alles auf Rauben und

Annektiren hinaus. Was nun die Gegenwart betrifft, so verwenden die christlichen Priester, welche nach Japan gekommen sind, viel Zeit und Geld darauf, ihre Religion auszubreiten, ja unablässig und unermüdlich sind sie bei Tag und Nacht darauf aus, ihre Religion nach Ost und nach West hinzutragen. Was wollen sie damit? Wie ich gezeigt habe, nichts anderes, als unser Land annektiren. Die christlichen Regierungen — wenn sie ein fremdes Land erobern wollen — senden zuerst Missionare aus. Vor Kurzem gab z. B. die .....sche Regierung dem Missionar N. N. mehrere hunderttausend Rubel und schickte ihn nach Japan, um das Christenthum auszubreiten. Was kann der Beweggrund hiezu gewesen sein? Es muß doch irgend eine Absicht dabei zu Grunde liegen! Daß es um Gottes und des Weltheilandes willen geschehen ist, glaube ich nicht; viel wahrscheinlicher ists doch, daß jener Missionar ein böswilliger Spion ist. Und wenn nicht alle Missionare in Japan die Spione ihrer Regierungen sind, so sind sie doch sammt und sonders geheime Agenten (? das englische Wort, womit unsere Quelle das japanische tai-ko-mochi wiedergiebt, ist mountebanks, was eigentlich Quacksalber, Marktschreier u. dgl. bedeutet) dieser Regierungen, und die japanischen Thunichtgute, welche ihre Anhänger und damit ihre Sklaven werden, sind Helfershelfer dieser Betrüger, ja schändliche Räuber und Landesverräther. O, wenns noch solche giebt, die von wahrer Vaterlandsliebe beseelt sind — wartet keinen Tag länger, entwerfet einen Plan zur Bekämpfung, Einschränkung, Vernichtung dieser allergrößten nationalen Gefahr, von welcher gegenwärtig unser Japan bedroht wird!"

So der vermeintliche Patriot, an dessen leidenschaftlicher Tirade freilich so viel wahr ist, daß es leider nach alter Erfahrung keinen größeren Feind des Christenthums giebt, als die — Christen. Was insbesondere in Japan durch den Jesuitismus gesündigt und geschadet worden ist, darüber haben evangelische Missionare schon oft geklagt.

Bedeutsam ist, daß zugleich mit den politischen Freiheitsbestrebungen auch das Verlangen nach Religionsfreiheit sich geltend macht. Bei den geheimen Gesellschaften Japans hat voriges Jahr ein ausführlicher Entwurf zur Einführung einer konstitutionellen Verfassung mit verantwortlichen Ministern, Volksvertretung u. dergl. die Runde gemacht, ja, wie es scheint, seinen Weg bis

zum Mikado gefunden.*) § 69 dieses Entwurfes fordert für jeden japanischen Bürger und ausdrücklich auch für jede Bürgerin das Recht, „irgend eine — nicht staatsgefährliche — Religion nach freiem Belieben annehmen zu dürfen."

Das Merkwürdigste aber ist, daß auch die Regierung immer entschiedener auf die Seite der Toleranz zu treten scheint, obschon ja die alten furchtbaren Gesetze gegen das Christenthum noch immer nicht widerrufen sind. Ist's nicht ein eigenthümliches Zeichen der Zeit, daß neulich in der Regierungsdruckerei zu Tokijo — natürlich nur auf Bestellung, nicht im Auftrag der Regierung — ein christliches Lehrbuch, Professor van Oosterzee's Neutestamentliche Theologie, gedruckt worden ist!? Das mag freilich nur durch die Gleichgültigkeit oder auch durch die christenfreundliche Gesinnung eines Beamten möglich geworden sein; was aber sollen wir dazu sagen, daß am 3. Sept. 1881 der „Nitschi Nitschi Schimbun," die bedeutendste Zeitung in Tokijo, welche, wie man sagt, im Dienst der Regierung steht, einen Leitartikel gebracht hat, welcher ausführlich davon handelt, wie thöricht es sei, gegen das Christenthum zu kämpfen?! Hören wir einmal, was diese wahrscheinlich von der Regierung selbst inspirirte Zeit-Zunge zu sagen hat:

„Die Priester sehen, wie die ausländische Religion sich immer weiter ausbreitet und sagen sich: ‚Um des ganzen Landes, aber auch um unserer eigenen Religion willen sind wir schuldig, dieser verderblichen Lehre entgegenzutreten.' So verbünden sich denn die verschiedenen Sekten zu einer Union gegen die fremde Religion und strengen sich gewaltig an, dieselbe zum Lande hinauszujagen, wie wenn sie durch solches Rennen und Laufen ihren Pflichten gegen die Regierung am besten nachkommen und die Menschenfreundlichkeit ihres Buddha ins Licht setzen könnten! Die Folge davon sind häufige Reibungen, ja Zusammenstöße zwischen den Anhängern der beiden Religionen, besonders in der Gegend von Kijoto und Osaka.

*) Doch wohl als Antwort hierauf ist die Verfügung des Mikado vom 12. Okt. v. J. anzusehen, in welcher er auf das Jahr 1890 die Einberufung eines Parlamentes in Aussicht stellt, aber zugleich vor Ueberstürzungen warnt, indem er sagt: „Wir sind der Meinung, daß sich das Volk im Allgemeinen auf den Wegen des Fortschrittes zu rasch fortreißen läßt und daß es oft die wichtigsten Grundfragen vernachlässigt," eine gewiß sehr zeitgemäße und wohl zu beherzigende Bemerkung.

Es ist aber gewiß, daß hieraus nur Verwicklungen im Innern wie im Verkehr mit dem Ausland uns erwachsen können und daß die Priester durch solches Gebahren den Untergang ihrer eigenen Religion nur beschleunigen.

„Die Erfahrung lehrt, daß Glaubensfragen dem Gewissen der Einzelnen überlassen werden müssen und durch keinerlei Gewaltmaßregeln entschieden werden können. Man denke an die Geschichte des Buddhismus. Als derselbe in China sich geltend zu machen anfieng, wurde er von Männern wie Kanju und Oschoju auf's Heftigste angegriffen, ja auf Grund eines kaiserlichen Ediktes wurden die buddhistischen Tempel wieder zerstört und die Priester zu ihren früheren Beschäftigungen zurückzukehren gezwungen. Trotzdem wurde der Buddhismus dort nicht nur nicht ausgerottet, sondern erlangte nur um so mehr Einfluß! Deßgleichen, als der Buddhismus nach Japan kam, setzte Manabe no Morija ihm allen Widerstand entgegen, weil er dachte: ‚wenn die Götter der Barbaren angebetet werden, werden die Götter von Japan zornig werden.' Aber der Sohn des Kaisers, Umajedo no Odschi und Soga no Umako glaubten an Buddha und tödteten Morija!

„Selbst die Regierungsgewalt kann also auf die Dauer eine sich ausbreitende Religion nicht aufhalten, viel weniger können das ein paar Priester und Laien mit ihren schwachen Kräften. Vor 14 Jahren schien in Folge der politischen Restauration der Schintoismus zur Staatsreligion werden zu wollen, so daß die Schinto-Priester anfiengen sich zu überheben und die Buddhisten Angst kriegten; trotzdem haben weder jene viel dabei gewonnen, noch diese viel verloren, weil eben das Volk glaubt, was es früher auch glaubte.

„Es ist also klar, daß weder die Staatsgewalt noch die vereinigte Macht der bestehenden Religionen der ausländischen Lehre erfolgreich widerstehen können. Aber nicht nur unnütz ist solcher Widerstand, er ist auch gefährlich, weil im Lande selbst die Flamme der Zwietracht dadurch geschürt und überdieß unsere Beziehungen zu den Vertrags-Mächten dadurch getrübt werden. Wenn zwei verschiedenen Sekten angehörige Buddhisten zuerst mit einander disputiren und endlich sich blutig schlagen würden, was würde die öffentliche Meinung dazu sagen? Sie würde dergleichen für eine Frucht der Bornirtheit und des Fanatismus erklären. Nun gerade

so verhält es sich mit dem Streit zwischen Buddhismus und Christenthum. Man denke sich, was draus werden würde, wenn dieser bereits entbrannte Streit fortgienge. Er würde immer bitterer werden und vielleicht damit enden, daß die ausländischen Missionare getödtet und ihre Gotteshäuser verbrannt werden. Das würde nicht nur zu einem Bürgerkrieg, sondern sehr leicht auch zu Verwicklungen mit ausländischen Staaten führen. Die Regierungen derselben könnten es wenigstens als Vorwand benützen, um auf die — von Japan gewünschte — Revision der Verträge nicht einzugehen. Wir thun gut, wenn wir uns durch das Schicksal Chinas warnen lassen, wo gerade in Folge davon, daß Missionare getödtet und ihre Kirchen verbrannt wurden, häufige Verwicklungen mit den Vertragsmächten vorgekommen sind.

„Das Bestehen oder Nichtbestehen einer Religion hängt lediglich von ihrem inneren Wahrheitsgehalt ab, nicht von äußeren Umständen. Keine menschliche Macht kann daran etwas ändern. Ist der Buddhismus der Hauptsache nach wahr, so wird er, wenn auch eine Zeit lang von der ausländischen Religion verdunkelt, schließlich doch glänzend vor aller Welt bestehen. Enthält aber das Christenthum mehr Wahrheit, so wird der Buddhismus, indem er gegen diese ankämpft, nur seinen eigenen Untergang beschleunigen.

„Unsere Buddhisten-Priester vergessen das, legen nicht den Maßstab der Wahrheit an, sondern suchen einfach die fremde Religion zu bekriegen. Sie könnten nichts Dummeres thun! Würden sie z. B. nur behaupten, alle anderen Lehren, wie die des Confucius und Mencius, Muhammeds und Christi, seien eigentlich schon Eigenthum des Buddhismus in Kraft seiner allumfassenden Weite! Das thun sie aber nicht, sondern betrachten die Anhänger aller anderen Religionen einfach als Feinde, was nicht nur unpatriotisch und staatsgefährlich, sondern auch der Lehre ihres Stifters zuwider ist. Wenn ihr Priester wirklich eure Religion retten wollt, so höret auf, die fremde Religion anzugreifen. Bessert eure Sitten; pfleget wieder die Wissenschaft; forschet eifriger nach Wahrheit; lasset es euch ernstlich angelegen sein, tugendhafter zu leben, so daß ihr euch die Achtung eurer Mitbürger erwerbet; lasset euch nicht länger auslachen von allen Einsichtigen, welche wissen, daß euer ängstliches Rennen und Laufen nur euer Ende herbeiführen hilft. Wie es scheint, findet eure Methode das Christenthum zu bekämpfen, auch Anklang bei

den Laien; und da, wenn das so fort geht, nichts als sociale und politische Verwickelungen die Folge sein werden, so durften wir nicht schweigen, sondern mußten hier unsere Meinung öffentlich aussprechen."

Woher kommt dem japanischen Zeitungsschreiber solche Weisheit? möchte man fragen. Nun, die Antwort ist leicht: Es sind die in Amerika und Europa von so manchen jungen Japanern eingesogenen und in ihre Heimat mitgebrachten Anschauungen, welche sich da geltend machen. Dazu kommt der Einfluß der Missionare, der von ihnen gegründeten christlichen Literatur,*) ihrer Schulen und Anstalten, ihrer Vorträge und Predigten. Es wirkt aber auch mit — und das gereicht uns zu besonderer Freude — die europäische Presse in Japan. Erscheinen doch in Tokio allein täglich drei englische und zwei französische Zeitungen. Freilich nicht alles, was sie schreiben, ist missionsfreundlich oder auch nur aufgeklärt und gerecht. Manches Aergerniß wird da angerichtet. Doch fehlt es auch nicht an Blättern, welche je und je ein warmes Zeugniß für die Wahrheit oder doch für die Missionare ablegen. So hat vor kurzem die bedeutendste englische Zeitung des Landes (Japan Mail) einen Artikel gebracht, in welchem es heißt: „Neuerdings sind die Buddhistenpriester ungewöhnlich rührig gewesen.**) Am Ende fangen sie gar an zu denken, daß Trägheit und Wohlbeleibtheit doch kein genügender Schutz gegen die unermüdlichen und energischen Angriffe der christlichen Missionare sind. Da haben sie wohl nicht so unrecht. Ihr Faullenzerleben, ihre mechanischen Gebetsübungen und halbherzigen Predigten stechen sehr unvortheilhaft ab von der rastlosen Thätigkeit und dem verleugnungsvollen Eifer der Missionare. Eine jahrelange ziemlich genaue Bekanntschaft mit Japan berechtigt uns zur Versicherung, daß das reine, rechtschaffene Leben, sowie der uneigennützige Eifer unserer Missionare keine geringere

*) Allein von den Bostoner Missionaren und ihren Bekehrten sind bis jetzt 50 christliche Schriften in japanischer Sprache, 23 Uebersetzungen und 27 Originalwerke geliefert worden. 15 davon werden ausschließlich durch japanische Verleger verbreitet.

**) An vielen Orten predigen die Buddhisten gegen das Christenthum. Zwanzig Priester haben das Haupt ihrer Sekte um Erlaubniß gebeten, die christliche Kirche besuchen zu dürfen, um sich dorther die Waffen zur Bekämpfung der neuen Lehre zu holen.

Ueberzeugungskraft auf die Leute ausübt, als das, was sie predigen .... Wir sind überzeugt, daß mancher eingeborene Christ mindestens ebenso sehr um des Missionars willen gläubig geworden ist, als um der Lehre willen, die dieser verkündigt."

Das ist kein Vorwurf für die eingeborenen Christen, wohl aber ein ehrendes Zeugniß für die Missionare. Und was jene betrifft, so fehlt es ihnen keineswegs an selbstständiger Glaubensüberzeugung; ist doch der Aufschwung, den in den letzten Jahren die direkte Missionsarbeit in Japan genommen hat, hauptsächlich ihrer Initiative zu verdanken.

In Kumamoto z. B. haben neuerdings 15 Schüler des bekannten Capitän Janes, welche durch ihn erweckt wurden und dann das Missionsseminar in Kijoto durchmachten, in ihre Heimat zurückgekehrt, ein großes Haus gekauft, wo einer von ihnen 20 Pensionäre und 10 sonstige Schüler christlich unterrichtet. Derselbe hält auch jeden Sonntag Gottesdienst. Die Mission gewährt ihm nur eine kleine Unterstützung. Ueberall sind es in erster Linie eingeborne Lehrer und Evangelisten, Kolporteure und Pastoren, welche die eigentliche Heidenpredigt betreiben; auch jene vielbesprochene Theaterversammlung wurde ja von den Eingebornen selbst veranstaltet und geleitet. Oft scheint ihr Missionseifer eher zu groß als zu klein, d. h. ein wenig unvorsichtig zu sein. Vielleicht finden sie auch etwas zu viel Geschmack an der geistigen Kriegführung mit Streitschriften, Vorträgen und Gegenvorträgen, wie sie im Laufe des letzten Jahres sich entwickelt hat. Manche Missionare wenigstens fürchten, die gegenwärtige „interessante Situation" könnte dem inwendigen Leben des einen oder andern ihrer eingeborenen Mitarbeiter zum Schaden gereichen. Wie dem aber auch sein mag, es ist ein Feuer in Japan angezündet, das lichterloh brennt; und wenn unter dem Brennmaterial auch viel Stroh, Heu und Stoppeln sein mögen — es wird so bald nicht wieder verlöschen.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die letzte Volkszählung in Sierra Leone (April 1881), einschließlich Britisch-Quaia, Scherboro und die Los-Inseln, weist eine schöne Zunahme der Bevölkerung auf. Dieselbe beträgt jetzt 60,546 Seelen. Hievon halten sich 18,860 zur englischen Kirche, 17,098 zu den Wesleyanern, 2717 zu „Lady Huntingdon's Connexion;" 400 sind Baptisten, 369 Katholiken, zus. 39,444 Christen, d. h. ungefähr $^2/_3$ der Bevölkerung. Von den übrigen sind 5178 Muhammedaner, theils eingewanderte, theils aus den Heiden gewonnene Proselyten, und 16,000 Heiden. Mit all ihren Mängeln ist diese aus befreiten Negersklaven gegründete Kolonie doch eine Stadt auf dem Berge und ein Denkmal des über die Greuel des Sklavenhandels von christlicher Menschenliebe davongetragenen Sieges. Die Zahl jener Befreiten und ihrer Nachkommen ist jetzt 35,430! Weiße giebt es nur 271 in Sierra Leone.

Was die Gemeinschaft der Lady Huntingdon betrifft, so ist dieselbe schon seit 1792 dort vertreten. Nach Beendigung des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges wurden viele Negersoldaten, welche den Engländern treu gedient hatten, in Neuschottland angesiedelt und hier durch Prediger jener Gemeinschaft z. B. den Schwarzen John Marrant, einen geistlichen Sohn des großen Whitefield, bekehrt. Als ihnen das kalte Klima Neuschottlands aber auf die Dauer nicht behagte, wanderten 1131 von ihnen nach Sierra Leone aus, wo das Erste was sie nach ihrer Landung thaten, Gebet und Lob Gottes war. Die junge Kolonie wurde durch diesen Zuwachs wesentlich gefördert. Erst 50 Jahre später kamen zwei von ihnen in einer wichtigen politischen Sache nach England, und erst durch sie erfuhren ihre britischen Glaubensgenossen von der Existenz einer Lady-Huntingdon-Gemeinschaft in Sierra Leone. Von da an wurden sie reichlich unterstützt, und jetzt haben sie sich über ganz Sierra Leona ausgebreitet. Im Ganzen haben sie 9 Kapellen und 14 Gemeinden mit 60 Lokalpredigern, Lehrern ꝛc., 8 Schulen und einigen höheren Anstalten. Die größte Gemeinde (500) ist in Waterloo. Die Zahl der eigentlichen Mitglieder ist 1500. Die übrigen sind nur „Anhänger." Die englischen Beiträge für diese Mission beliefen sich 1879—80 auf 10,200 Mk. In ihrem Dienste stehen — außer jenen Lokalpredigern — 18 besoldete Arbeiter. Sowohl mit ihren anglikanischen als mit ihren wesleyanischen Brüdern leben diese Pietisten im besten Frieden.

Was die obigen Zahlen des officiellen Census betrifft, so sind sie etwas größer als die, welche sich in den betr. Missionsberichten

finden. Die Wesleyaner z. B. zählen in Sierra Leone nur 16,475 Anhänger oder Gottesdienstbesucher, darunter bloß 6161 Mitglieder (mit 411 unbezahlten Arbeitern). (Auf der Goldküste, in Joruba und Popo 33,699 Anhänger, 8176 Mitglieder und 622 Arbeiter, am Gambia 3,300 Anhänger, 707 Mitglieder und 52 Arbeiter; zusam. in Westafrika 53,474; 15,044; 1,085).

— Die Baptisten der amerik. Südstaaten treiben seit 1853 eine Mission in Joruba, wo sie jetzt auf vier Stationen: Lagos, Gaun (am Ogun), Abeokuta und Ogbomoso, 92 Gemeindeglieder, 93 Tag- und 180 Sonntagsschüler haben. Einer ihrer Missionare, David (ein Schwarzer?), schreibt aus Lagos: „Sendet uns doch sobald als möglich zwei weiße Missionare. Wir brauchen sie zur energischen Betreibung unseres Werkes. Dieses Land muß durch Eingeborne, welche an Ort und Stelle (d. h. nicht in Amerika) gebildet worden sind, evangelisirt werden, und zwar unter der Leitung von Weißen" — eine werthvolle Einsicht, zu der übrigens auch die amerikan. Kommittee gelangt ist, welche es für „sehr wünschenswerth, wo nicht für absolut nothwendig" erklärt, auf jeder Station einen weißen Superintendenten zu haben. Von den nach Afrika gekommenen amerikanischen Schwarzen haben sich in der That bis jetzt nur sehr wenige bewährt.

— Die Livingstone oder Kongo Inland-Mission hat einen schweren Verlust erlitten. Ihr erfahrenster und unternehmendster Führer Adam McCall ist, erst 31 Jahre alt, am 25. Nov. 1881 in Madeira gestorben, wo er, auf der Rückreise nach England begriffen, in äußerster Schwäche hatte liegen bleiben müssen. Er ist das vierte Opfer dieser neuen Mission. Von den 15 noch übrigen Arbeitern derselben sind 9 erst seit kaum einem Jahre in Afrika. McCall's letztes Werk war die Errichtung der Station Banana, bestimmt als Basis und Vorrathskammer für die weiter flußaufwärts liegenden Stationen. Ein in Tasmanien gestorbener Missionsfreund hat dieser Gesellschaft durch letztwillige Verfügung ein Dampfschiff geschenkt, womit der obere Kongo befahren werden soll. Dasselbe wird nach ihm Henry Reed heißen. Dazu hat ein Hr. Blackstone in Amerika angefangen, Geld zu sammeln zur Bestreitung der sehr bedeutenden Unkosten, welche die Transportierung dieses Schiffes bis an den Stanley Pool verursachen wird. Derselbe hat auch eine hübsche Karte von Afrika in mehreren 10,000 Exempl. verbreitet, um bei recht vielen ein Interesse für den Schwarzen Welttheil zu wecken. Ein anderes kleines Dampfboot, der „Livingstone," thut bereits gute Dienste auf dem untern Kongo.

Unter den zuletzt Ausgesandten befand sich auch ein Däne (Fredriksson) und ein Schwede (Engwall). Aus dieses letzteren Briefen theilt uns Hr. v. Möller Folgendes mit: Am 8. Juli verließen sie, „von den Glückwünschen, Hände-

klatschen und Hurrahrufen (!) der übrigen Zöglinge begleitet" Harley House (die Missionsanstalt des Hrn. Grattan Guinness), um am folgenden Nachmittag mit dem Dampfer Landona von Liverpool die große Reise anzutreten. Im Eisenbahnwagen knieten sie nieder und dankten Gott für seine gnädige Leitung und erflehten sich Kraft und Weisheit für die Zukunft. In Sierra Leone besuchten sie die zwei dort arbeitenden wesleyan. Missionare, die dort jetzt 17,000 Mitglieder zählen. In Liberia suchten sie an mehreren Orten Kru-Leute zu bekommen, aber vergebens — sie fürchteten sich alle vor dem Kongo, wahrscheinlich weil sie dort schlecht behandelt worden sind. Von Winnebah bis Akkra war der junge Zimmermann, dessen Vater 20 Jahre lang Basler Missionar auf der Goldküste war, mit an Bord. Er nahm die Neulinge mit nach Christiansborg, wo sie von Miss. Steiner und Frau freundlich empfangen wurden, frühstückten und zwei Schulen besuchten. Am 1. Sept. kam Engwall in Paraballa an, wo er jetzt die Sprache studirt. In Banana trafen sie Mc Call, der dort seit 4 oder 5 Monaten (!) auf Kru-Leute wartete. Hier blieben die anderen zwei Neuausgesandten. In Banana ist ein Missionshaus aus englischem Material mit 7 Zimmern errichtet; zwei andere aus Bambusröhren dienen als Küche und Magazin. Als eigentliche Missionsstation wird Banana wohl von keiner großen Bedeutung werden, da keine Ortschaften in der Nähe sind. Deutsche, Holländer, Franzosen und Portugiesen, — giebt es aber dort, unter denen es wohl genug zu missioniren gäbe. Augenblicklich sind dort 8 Missionsarbeiter — mehr oder weniger vom Fieber leidend — in Bonzo Mantiko 3 und in Manjanga 2. Von Banana gieng E. mit dem Dampfer nach Mataddi, von welchem Orte Paraballa nur 3 Stunden entfernt ist.

Im Juli hat H. Stanley die geographische Lage von Stanley Pool genau festgestellt (15°47' W), und das Ergebniß ist, daß der untere Lauf des Kongo mit den Jellala- und anderen Wasserfällen 24 Stunden kürzer ist, als bisher angenommen! St. wollte auf dem Südufer eine Station anlegen, der Häuptling erklärte aber, nur den Franzosen Land zu Niederlassungen abtreten zu können!

— In Ekjowe, Zululand, sind seit der Wiederaufnahme der Missionsarbeit von den Norwegern 14 Erwachsene und 9 Kinder getauft, dazu 28 Kandidaten in den Taufunterricht genommen worden. Die Gottesdienste werden durchschnittlich von 70 bis 100 Personen besucht, und für mehr Leute ist kein Platz im Schulsaal. Die Gemeinde besteht jetzt aus 35 Erwachsenen und 29 Kindern. Im Ganzen sind hier seit Beginn der Station 47 Erwachsene und 33 Kinder getauft worden. Die Tagschule hat 25, die Abendschule 30—50 Schüler.

— Im Nov. v. J. ist unter Leitung des Miss. Arrhenius eine

Expedition der Ev. Vaterlandsstiftung in Stockholm von Massowa via Suakim, Berber, Chartum, Sennaar, Famaka zu den Gallas abgegangen. Arrhenius ist vom Galla-Jüngling Onesimus, der 4 Jahre lang in Stockholm unterrichtet worden ist, einem Zögling der Missionsanstalt zu Johannelund, namens Pählmann, und einigen Anderen von der Station Massowa begleitet.

Diese schwedische Mission in Ostafrika hat seit ihrem Beginn 40 Arbeiter und Arbeiterinnen ausgesandt, von denen 12 in die Heimat zurückkehren mußten, 4 in andere Missionen giengen, 3 ermordet wurden, 10 meist am Fieber starben und jetzt nur noch 11 übrig sind. Nur 20 getaufte Heiden und eine Anzahl erweckter Abessinier sind die Frucht hievon. Gegenwärtig sind 43 Gemeindeglieder (Abendmahlsfähige) da. In den Schulen befinden sich junge Leute aus Kunama, Abessinien u. vom Galla-Stamm, einige davon in Schweden.

— Miss. Litchfield und Pearson sind sehr leidend aus Uganda in England angekommen. Ihr Bericht über Mtesa lautet sehr ungünstig, das Volk von Uganda u. die Stämme, welche zwischen dem See und der Meeresküste wohnen, seien aber zugänglich. — Von Miss. O'Flaherty u. Mackay in Uganda sind Briefe vom 1. August 1881 gekommen, nach welchen es ihnen gut geht. Der erstere genieße die Gunst Mtesa's in hohem Grade und die Araber seien in Ungnade. Im Juni habe Mtesa den Missionaren volle Freiheit gegeben zu lehren und zu predigen, infolge wovon viele Eingeborne zu ihnen gekommen seien. Beide Missionare betonen die Nothwendigkeit, diese Mission nicht aufzugeben, sondern vielmehr sie zu stärken. Mit den katholischen Priestern sind sie im Frieden. Der Laienmissionar Cole berichtet Interessantes über seine ökonomischen Arbeiten in Mpwapwa und freundliche Beziehungen zu den Eingebornen, z. B. zum Häuptling von Kongowa, 3 St. von der Missionsstation, einem Ort, welcher die Einwohner des steil gelegenen Mpwapwas mit Korn versieht. Schafe, Ziegen und Kühe gedeihen vortrefflich, auch 2 Strauße.

Madagaskar.

Am 29. März v. J. hat die Königin durch Proklamation eine Reihe ganz neuer Gesetze erlassen, durch welche alle Regierungsgeschäfte auf 8 Departements (Inneres, Aeußeres, Armee, Justiz, Gesetzgebung, Handel, Finanzen, Erziehung) vertheilt und für jedes eine Art Ministerium eingesetzt wird. Die neuen Gesetze beschäftigen sich mit der Sklaverei, dem Wucher, der Eheschließung und Scheidung, Lebensmittelfälschung, Forstschädigung, Verkauf von Arzneien und Giften, schmutziger Litteratur, Bestechung, Prozeßordnung u. s. w. Sehr merkwürdig ist das Rhum- oder Branntweingesetz, das sich aber leider nur auf die Provinz Imerina bezieht, also die dem Trunk im höchsten Grade ergebenen Stämme des Nordens und der Westküste von Madagaskar nicht betrifft. In ganz

Imerina (der Centralprovinz, einschließlich die Hauptstadt) darf kein Rhum fabriziert werden; wer dabei betroffen wird, hat 10 Ochsen und 10 Dollar zu bezahlen; dazu soll der Rhum ausgegossen und das zur Fabrikation gebrauchte Material zerstört werden. Wer Rhum verkauft oder bei wem auch nur Rhum gefunden wird, zahlt ebenfalls 10 Ochsen und 10 Dollar; wer betrunken gefunden wird, zahlt 7 Ochsen und 7 Dollar; wer Rhum von einem Ort zum andern trägt, einerlei wer ihn geschickt hat, zahlt 5 Ochsen und 5 Dollar. Wer nicht zahlen kann, wird eingesperrt. Ein Tag Gefängniß = 50 Pfg.

Das Sklavengesetz ordnet an: Eigenthümer von Sklaven, welche entlaufen und wieder eingefangen sind, zahlen 10 Mk., Soldaten aber nur 7½ Mk.; kein Sklavenbesitzer in Imerina darf einen Sklaven nach den entlegenen Provinzen hin verkaufen; thut er es, so verliert er alle seine Sklaven. Umgekehrt darf aus den anderen Provinzen kein Sklave nach Imerina verkauft werden. Kein Sklavenkauf oder Verkauf ist gültig, wenn er nicht vor dem betr. Gouverneur abgeschlossen und der Regierung 1 Mk. Taxe gezahlt worden ist. Wer Sklaven eine Woche lang oder länger versteckt hält, muß für jeden Sklaven per Tag 1 Mk. Strafe zahlen. Ein Fünftel davon erhält die Regierung, ⅘ der Angeber. Wer Sklaven dingt, um sie in seinen Geschäften nach entlegenen Theilen des Landes gehen zu lassen ohne Erlaubniß des Eigenthümers, hat für jeden Monat, den ein solcher Sklave abwesend ist, 10 Mk. zu zahlen; stirbt aber ein solcher unterwegs, so muß er dem Eigenthümer 30 Doll. zahlen. Sklaven dürfen nicht mehr als Waare behandelt werden, d. h. niemand darf das Kaufen und Verkaufen von Sklaven als Geschäft betreiben. Nur wer einen Sklaven behalten will, darf ihn kaufen, und nur wer einen solchen wirklich besitzt, d. h. im Dienst gehabt hat, darf ihn verkaufen. Zwischenhändler haben für jeden Sklaven, der bei ihnen getroffen wird, 10 Ochsen und 10 Doller zu zahlen.

Für die Mission besonders wichtig ist das jetzt erlassene neue Schulgesetz. Alle Kinder zwischen 8 und 16 Jahren sind so lange schulpflichtig, bis sie gut lesen, schreiben und rechnen können; haben sie hierin ein Examen bestanden und ein Zeugniß erhalten, so können sie austreten. Eltern, die ihre Kinder nicht in die Schule schicken oder vom regelmäßigen Besuch derselben abhalten, müssen für jedes Kind 4 Mk. Strafe bezahlen. Alle Schulen müssen von der Regierung concessionirt sein. Kinder dürfen nicht von Schule zu Schule wandern, sondern müssen in der Schule bleiben, wo sie einmal eingetreten sind. Sklaven dürfen lernen, aber nur, wenn ihre Herren sie hiezu von der Arbeit dispensiren. Alle Jahre finden Prüfungen statt. Außer den von der Regierung ernannten Examinatoren, dürfen auch Missionare und Evangelisten die Schulen exami-

nieren, müssen davon aber vorher Anzeige machen. Die Lehrer müssen ein gewisses Examen bestanden und sich ein Diplom erworben haben. Je nach den Resultaten der jährlichen Prüfungen erhalten sie eine größere oder kleinere Belohnung. In jedem Dorf wird ein Beamter darauf sehen, daß die Kinder regelmäßig zur Schule gehen und der Lehrer seine Pflicht thut. Lehrer, die ihre Schüler für sich arbeiten lassen, müssen 20 Mk. Strafe zahlen. Ueber Gebet und Bibel ist kein Wort gesagt — um des konfessionellen Friedens willen!

Einstweilen steht nun dies ganze Gesetz auf dem Papier, und die Missionare fürchten, daß das meiste davon wohl ein todter Buchstabe bleiben werde, weil eben Sitte und Gewohnheit stärkere Mächte sind, als neugebackene Regierungserlasse, und weil es an gewissenhaften und unerschrockenen Beamten fehlt, welche diese letzteren auszuführen auch nur den ernstlichen Willen hätten. Der neue „Unterrichtsminister" zwar ist einer der tüchtigsten und zuverlässigsten Christen des Landes. Trotzdem war bis in den September v. J. hinein — soweit reichen unsere Nachrichten — nichts geschehen, das Schulgesetz wirklich auszuführen. Nur an ein paar Orten, wo sich eben besonders tüchtige Männer finden, ist etwas in dieser Richtung geschehen und in Folge dessen der Schulbesuch zahlreicher geworden. Immerhin ist es erfreulich, aus dieser neuen Gesetzgebung die wohlmeinenden Absichten der Regierung, d. h. der Königin und ihres Gemahls, zu erkennen.

— Das Klima in Antsihanaka, nördlich von Imerina, ist so schlecht, daß der dortige Miss. Pearse seine Familie nicht bei sich haben kann und von Zeit zu Zeit immer wieder nach Antananarivo zurückkehrt, um die Seinigen zu sehen und sich zu erholen. Seine Station ist Ambatondrazaka. Hier mußte neulich die etwa 300 Mitglieder zählende Gemeinde aufgelöst werden, weil sie unter Führung des Gouverneurs für einen ganz schlechten Katechisten Partei genommen und gegen seine Absetzung protestirt hatte. Die meisten waren ohnehin nur dem Namen nach Christen. Sechs Monate darauf wurden 30 wieder in die Gemeinde aufgenommen, darunter der Gouverneur, der sich sehr reuig zeigte.

— Admiral Jones hat 10 Tage in Antananarivo zugebracht, um mit der Regierung über die Verhinderung der Sklaveneinfuhr vom afrikanischen Festland her, wie die Sakalavas sie begünstigen, zu verhandeln. Er wohnte am 15. Juli auch der Einweihung eines neuen Schulhauses der Quäker-Mission bei.

— Die letzte halbjährliche Kirchenversammlung der Gemeinden von Imerina hat wieder drei Missionare zu den wilden Stämmen im Süden gesandt, darunter einen, der 1874 als Soldat eine Expedition dahin mitgemacht hatte und vom traurigen Zustand der armen Leute so gerührt worden war, daß er seither immer ge-

wünscht, ihnen das Evangelium bringen zu können.

— Die Schule in Modschanga, an der Nordwestecke der Insel, erhält öfters Besuche von Seefahrern, so neulich von Admiral Corbett und bald darauf von Capitän Tracey, der so befriedigt war von den Leistungen der Kinder, daß er zu seinen Offizieren sagte: „Meine Freunde fragen mich oft, ob denn die Missionare wirklich etwas in diesen heidnischen Ländern ausrichten. Ich werde in Zukunft ihnen den Rath geben, nach Modschanga zu kommen, wenn sie mit eigenen Augen sehen wollen.“ Er schenkte der Schule eine große schwarze Wandtafel und sprach aufmunternd mit den Lehrern und dem Gouverneur. Miss. Pickersgill selbst ist aber weniger zufrieden. „Hier in Iboina, — so heißt diese Provinz — ist außer Lesen, Schreiben, Rechnen und Geographie und Grammatik und Singen und Biblische Geschichte noch etwas Anderes nöthig. Wir haben hier weder Schreiner noch Flaschner, weder Schuster noch Schneider, weder Maurer noch Ziegler, überhaupt gar keine rechten Handwerker.“ Einem Zögling der Jesuiten-Mission in Bagamojo, der etwas von diesen Dingen gelernt hatte und irgendwie nach Modschanga gekommen war, mußte Miss. Pickersgill beinahe 50 Mk. monatlich zahlen für seine ziemlich unbedeutenden Leistungen. Er wünscht daher sehr, eine Industrie-Schule zu gründen und hat einstweilen einen Zimmermann aus Imerina kommen lassen, der nun einige Jungen in die Lehre genommen hat. — Um die Plätze an der Küste und an den Flußufern leichter besuchen zu können, hat Miss. Pickersgill sich aus England ein Boot kommen lassen, das nach allerlei Abenteuern seinen Bestimmungsort schließlich durch die Güte eines amerikanischen Schiffskapitäns erreicht hat und vortreffliche Dienste leistet.

— Die norwegischen Missionare im Innern von Madagaskar haben im Jahr 1880 423 Personen getauft und 45 konfirmirt. Am 1. Jan. 1881 betrug die Zahl ihrer Gemeindeglieder 1959 (1127 Männer und 832 Frauen), der Katechumenen 505, der Kirchgänger (durchschnittlich) 13,878, der Schulkinder 8199. Den Distrikt Vakin-Ankaratra (Nord-Betsileo) mit 100,000 Einwohnern hat neuerdings die Londoner Mission ganz den Norwegern überlassen, ja ihre Gemeinden dort aufgefordert, sich ihnen (den lutherischen Norwegern) anzuschließen. Die Königin soll auch geäußert haben, daß wenn einmal ein neuer Gouverneur für diesen Distrikt ernannt werde, es ein Lutheraner sein müsse. Also: Schiedlich, friedlich!

— Im Nordwesten der Insel herrscht eine Hungersnoth, und unglaubliche Massen von Heuschrecken verheeren das arme Land. In Modschanga kostet der Reis schon 6 mal mehr als sonst.

China.

Die Missions-Gesellschaft der englischen „Methodist New Con-

nexion" hat in Tientsin und Schantung 58 Kapellen und 35 „Gesellschaften" mit 1091 Gliedern und 228 Probegliedern unter 5 Missionaren und 45 „Lokalpredigern;" 11 Schulen und 140 Schüler. Im Laoling-Kreis allein wurden im letzten Berichtjahr (1880—81) 90 Personen, darunter ein Götzenfabrikant, getauft, obgleich namentlich infolge der russisch-chinesischen Kriegsgerüchte die Heiden „zehnmal mehr Feindschaft und Gewaltthätigkeit als sonst" gegen die Christen an den Tag legten. „Die Christen wurden fälschlich angeklagt und vor Gericht gezogen, ihr Vieh wurde ihnen gestohlen, ihre Felder verwüstet, ihre Häuser beschädigt, und sie selbst entgiengen oft nur mit genauer Noth einem schlimmeren Schicksal." Ein schwerer Verlust war der Tod des seit 20 Jahren bewährten, aber erst vor einem Jahr ordinirten Predigers Hu u. der Tochter von Miss. Innocent, welche eben im Begriff war, von England nach China zurückzukehren, um die Leitung der dortigen Mädchenschulen zu übernehmen. Diese Mission in Nordchina wurde 1861 angefangen. Von den 9 in dieser Zeit ausgesandten Missionaren sind 2 nach jahrelanger Arbeit gestorben, während 2 andere, der eine nach 2 Jahren, der andere schon nach wenigen Monaten, in die Heimat zurückkehren mußten. Einer der fünf noch übrigen, Dr. Stenhouse, ist Arzt. Der Jahresbericht macht den Eindruck, daß diese Mission mit großem Ernst und mit der lautern Absicht getrieben wird, die Seelen in selbstständigen Herzensumgang mit dem Heiland zu bringen, und es wird ausdrücklich bemerkt, daß dieß bei den meisten Bekehrten noch nicht gelungen. Eine glänzende Ausnahme machte der selige Hu, von dessen Lob die Briefe der Missionare in ergreifender Weise überfließen. Auch jener Götzenfabrikant macht ihnen Freude. Natürlich gab er sein einträgliches Geschäft auf, sobald er sich den Christen angeschlossen hatte. Als bald darauf ein anhaltender Regenmangel die Leute in Angst und Aufregung brachte, bestürmten sie ihn förmlich, er solle doch neue Götzen liefern; die und die Tempel seien lange vernachläßigt worden und müßten wieder gehörig ausgestattet werden. Er aber erklärte ruhig, viele Jahre lang habe er sie und sich selbst betrogen. Der ganze Götzendienst sei ein Schwindel und eine Sünde. Die Jesuslehre habe ihm den allmächtigen Vater gezeigt, der allein Regen ꝛc. geben könne u. s. f.; an diesen sollten sie sich betend wenden. Ein anderer Neubekehrter ist ein 76jähriger gelehrter Konfucianer, der über 100 Schüler zu haben pflegt, welche er auf die Examina vorbereitet. Dieser wurde durch die drei Jahre lang fortgesetzten liebevollen Bemühungen eines einfachen Gemeindegliedes gewonnen und endlich am Krankenbett Hu's zu dessen unaussprechlicher Freude getauft. Sein Sohn und dessen Kinder wollen jetzt auch Christen werden, eine große Glaubensstärkung für den Alten, dem es furchtbar schwer fiel, mit seiner

Familie zu brechen. „Plötzliche Bekehrungen," tiefes Sündengefühl, überschwängliche Freude sind selten. Eine regelmäßige Kirchensteuer ist noch nicht eingeführt, an den meisten Orten sind aber die Kapellen und Schulen unentgeltlich der Mission zur Verfügung gestellt. Die meisten eingebornen Prediger haben in Tientsin einen biblisch-theologisch-homiletischen Kursus durchgemacht, bei den anderen wird durch Lektüre und gelegentliche Gespräche, Rathschläge u. dgl. nachgeholfen. Ihre Hauptfehler sind Mangel an Muth und Begeisterung, große Abhängigkeit von Familieneinflüssen und Nachgiebigkeit gegen die öffentliche Meinung. Die Versunkenheit des weiblichen Geschlechts in zigeunerhafte Unreinlichkeit und entsprechende Sittenlosigkeit zum Theil infolge der Kinderheirathen und des heerdenhaften Zusammenlebens großer Familien von 30—40 Personen — und nicht alle Chinesen haben so große schöne Häuser und Gärten, wie sie unser Bild darstellt — hat die Errichtung einer Mädchenanstalt nothwendig gemacht; 6 Mädchen wurden voriges Jahr getauft. Auch werden besondere Bibelstunden mit den Frauen gehalten, in denen aber nicht nur geistliche, sondern auch alle möglichen weltlichen und häuslichen Angelegenheiten zur Sprache kommen. In Laoling interessiren sich die Mandarine sehr für die Arbeit der Missionare, welche ihnen räthselhaft und bewunderungswürdig erscheint. Viele Heiden haben den Glauben an die Götzen verloren und suchen nach Wahrheit. Oft werden die Missionare von Leuten, mit denen sie zufällig zusammentreffen, gefragt: Wer ist Jesus? Was that er? Alles deutet auf den kommenden Sieg des Evangeliums. „Bei all diesen ermuthigenden Umständen schmeicheln wir uns doch nicht, daß unser Werk mehr als gerade eben begonnen ist. Um festzuhalten, was wir begonnen haben, müssen wir versuchen, mehr zu gewinnen."

— Am 15. Okt. wurde in Tientsin durch Bischof Bowman das Hospital für Frauen und Kinder eingeweiht, welchem Frl. Dr. Howard von der amerikan. methodist. Mission vorstehen soll. Dasselbe ist auf Kosten einer amerikan. Missionsfreundin erbaut und höchst zweckmäßig eingerichtet worden. Nach der Stifterin heißt es „Isabella Fisher-Hospital." Es ist ein Seitenstück zu dem ganz aus chinesischen Mitteln errichteten Männer-Krankenhaus des Dr. Mackenzie. Beide Anstalten stehen unter der Protektion des Vicekönigs Li Hang Tschang.

Jamaika.

In Jamaika haben die schottischen Unirten Presbyterianer 33 Haupt- und 87 Nebenstationen, 18 ordinirte europ. Missionare, 8 ordinirte Eingeborene, 1 Bibelfrau, 12 eingeborene Evangelisten und Kolporteure, 41 Lehrer, 12 Lehrerinnen, 7186 Gemeindeglieder; 1777 Erwachsene und 3466 Kinder in den Sonntagsschulen. Die Beiträge der Ge-

meinden für Kirchen-, Missions- u. Armenzwecke betrugen 1880—81 zus. 105,860 Mk., 10,500 Mk. Schulgelder nicht gerechnet! Und das in einem Jahr, welches seit Menschengedenken das unglücklichste und schwerste für Jamaika war. 6 Monate lang herrschte furchtbare Dürre, dann kam im August 1880 der verheerende Sturm und darauf im Sept. und August wieder eine Dürre. Im Durchschnitt kamen auf den Kopf der Gemeindeglieder beinahe 15 Mk. Beiträge! Fast alle Missionare haben Erfreuliches über den Kirchenbesuch, die Opferwilligkeit, Lernbegierde und das geistliche Leben ihrer Pflegbefohlenen zu berichten. Einer schreibt mit dankerfülltem Herzen, er habe noch nie mit so viel Freude und Genuß sein Amt ausgerichtet, als im letzten Jahr. Im Predigerseminar zu Kingston wird fleißig Griechisch und Hebräisch (sogar Chaldäisch!) getrieben; Lange, Delitzsch, Keil, Pressensé, Vinet werden gelesen, natürlich in englischer Uebersetzung. Schulen und Gemeinden sind in blühendem Zustand. In keiner Mission werden die Eingeborenen so zum systematischen Geben erzogen und wird das Geben so als ein gottesdienstlicher Akt angesehen, als in der unirt-presbyterianischen.

Indien.

Miss. Hughes in Peschawar, seit 17 Jahren in Indien thätig, hat neulich einen energischen Protest gegen die gewöhnliche Art der „Bazar-Predigt" erhoben, welche nur zur Aufreizung der Hindus und insbesondere der Muhammedaner diene und das Christenthum in den Augen derer, die gewonnen werden sollten, theils als etwas verächtliches, der Selbstachtung und Wohlanständigkeit ermangelndes, theils als eine streitsüchtige, aller Weihe und Andacht entbehrende Religion erscheinen lasse. Was er dagegen vorschlägt, ist Folgendes: 1) Straßenpredigt soll nur von hiezu ganz besonders Geeigneten, mit mehr als gewöhnlicher Geduld, Sprachkenntniß ꝛc. Ausgerüsteten getrieben werden. 2) Wo thunlich, sollen Predigtkapellen eröffnet und in diesen vor geordneter Zuhörerschaft je und je kürzere Ansprachen oder längere Vorträge gehalten werden. 3) Muhammedaner und Hindus sollen ermuthigt werden, die gewöhnlichen Kirchen zu besuchen und diese daher an öffentlichen, leicht zugänglichen Plätzen gebaut werden. Erst wenn sie unseren Gottesdiensten beiwohnen, werden sie eine richtige Vorstellung vom Christenthum erhalten. 4) Auf persönlichen Umgang, seelsorgerliche Gespräche u. dgl. soll mehr Gewicht gelegt werden, das Missionshaus jederzeit jedermann offen stehen und zu einem anziehenden Mittelpunkt für viele gemacht werden. 5) In den Dörfern soll man Gespräche mit einzelnen anknüpfen, in den Moscheen und Tempeln mit den Priestern sich einlassen, nicht nur ihnen predigen, sondern auch ihnen freundlich zuhören ꝛc. Dieser Protest gegen die hergebrachte und von den meisten für apostolisch gehaltene Weise der Heidenpredigt

hat natürlich eine lebhafte Diskussion verhandelt und unter Anderm mehrere alte Missionare veranlaßt, öffentlich zu bezeugen, daß sie die direkte Heidenpredigt immer noch für die Hauptpflicht jedes Missionars halten und daß nach ihrer Erfahrung dieselbe auch reichlich Früchte trage.

— Frl. Anstey in Kolar hat jetzt 350 Waisen in ihren Anstalten. Auf ihre Bitte ist ihr der amerikan.-methodistische Miss. Jakobs als Seelsorger für dieselben beigegeben worden. Im November ist er mit seiner Frau von Bangalur nach Kolar übergesiedelt.

— In einem Dorf Tirumangalam wurde neulich ein Kirchlein eingeweiht, das die Christen aus den Steinen eines längst zerfallenen Tempels und theilweise mit Beiträgen von Heiden erbaut hatten. Ein reicher Heide z. B. hatte 20 Mk. beigesteuert.

— Unter den Santals, 3 Millionen an der Zahl, arbeiten 12 Missionare von 5 verschiedenen Nationalitäten.

— Der „Bombay Gardian" beschwert sich: während die Begräbnißplätze der Europäer weit draußen vor der Stadt liegen, haben die Parsis noch immer ihre widerlichen „Thürme des Schweigens", wo sie ihre Todten den Vögeln des Himmels preisgeben, in nächster Nähe der schönsten Stadttheile, z. B. auf „Malabar Hill". Hier ist neuerdings mit ungeheuren Kosten ein Wasserreservoir für die Stadt angelegt worden, und dieses muß nun mit einem kolossalen Dach, das wieder 800,000 Mk. kosten wird, bedeckt werden, damit nicht von den benachbarten „Thürmen des Schweigens" herkommende Raubvögel etwas von ihrer gräßlichen Beute ins Wasser fallen lassen und so die ganze Stadt vergiften (?) können!

— In den letzten 10 Jahren haben allein auf Veranstaltung der „Hindu-Witwen-Wiederverheiratungs-Gesellschaft" 25 solche Wiederverheiratungen stattgefunden.

— Die 1873 gegründete Presbyterianische Allianz in Indien, welcher sich 13 verschiedene presbyter. Kirchen und Gesellschaften angeschlossen haben, betreibt gegenwärtig die Errichtung eines gemeinsamen Predigerseminars in Allahabad, ähnlich wie die Presbyterianer in Japan, welche in Tokio ihr gemeinschaftliches Predigerseminar haben, es gemacht haben. Miss. Miller weist darauf hin, wie richtig es sei, mit einer solchen Anstalt nicht länger zu warten, sondern sie ins Leben zu rufen, so lange die indische Kirche noch in ihrem plastischen (bildsamen) Stadium ist.

Siam.

In Naung Bua wurde Ende August der katholische Miss. Grand in seiner Wohnung von 50 Chinesen und Siamesen überfallen, mit einem Säbel über den Kopf gehauen, an den Fluß geschleift, gebunden und in einem offenen Boot in glühender Sonnenhitze nach Kanburi geschafft,

wo einige Christen sich seiner annahmen, seine Wunden verbanden und ihn dann nach Bangkok beförderten.

— Aus Bangkok berichtet der baptist. Dr. Dean Ende Juni von 50 Neugetauften.

— Im März wurden in Bangkok die Leichenverbrennungsfeierlichkeiten für die im Jahr vorher ertrunkene Königin und deren Töchterlein vorgenommen. Bei dieser Gelegenheit konnte Frau Dr. Dean 100 Exempl. des Evang. Johannis an allerlei aus den Provinzen herbeigekommene vornehme Gäste vertheilen.

Todesfall.

Am 16. Juni 1881 starb auf der Station Hoachanas im Namaqualand der rheinische Miss. Heider nach beinahe eilfjähriger treuer Arbeit.

Allerlei.

Seit vier Jahren giebt in Princeton, N. J., Nordamerika, ein alter indischer Missionar, R. G. Wilder, eine alle zwei Monate erscheinende Zeitschrift „The Missionary Review" heraus, welche in erster Linie kritisch sein will. Unermüdlich und oft mit beißenden Worten geht er den Missions-Kommitteen und Inspektoren zu Leibe, welche — nach seiner Meinung — ohne die Erfahrung ihrer Missionare zu Rathe zu ziehen und ohne sich um irgend eine kirchliche oder andere Autorität zu bekümmern, in souveräner Willkür regieren und immer wieder regieren. Das mache die Arbeit der Missionare zu einer sklavischen und krüppelhaften, halte alle selbstständigeren Charaktere vom Eintritt in den Missionsdienst ab und hindere die freie Entwickelung des ganzen Werks, auch der heidenchristlichen Gemeinden. In der Mission spiele ferner das Geld eine viel zu große Rolle. Die eingebornen Christen sollten vom ersten Augenblick an ihre Prediger selbst unterhalten, ihre Kirchen und Schulen selbst bauen, unentgeltlich als Evangelisten arbeiten u. s. f. In manchen Missionen stehe die Hälfte aller Bekehrten im Solde der Mission, so daß Christ werden und die Anwartschaft auf eine einträgliche Anstellung erhalten fast gleichbedeutend sei. In Indien sei auf diese Weise unglaublicher Schaden angerichtet worden. Ein weiterer Dorn im Auge sind ihm die hohen Besoldungen mancher amerikanischer Missionssekretäre. Die heimatlichen Angestellten der Mission sollten unentgeltlich arbeiten! An wohlhabenden Missionsfreunden, die ihre Zeit, ihre Gaben und Kräfte zur Verfügung stellen, würde es nicht fehlen, wenn man's nur an der Aufforderung und Gelegenheit hiezu nicht fehlen ließe. Die englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft habe der Reihe nach nun schon drei Männer als Hauptsekretäre gehabt, die umsonst arbeiteten. Wenn sich in der alten christlichen Heimat nicht Opferwilligkeit genug zu dergleichen Liebesarbeiten finde, wie könne man dann von den Heidenchristen solche erwarten?! Und wenn man selbst ein bequemes Leben

habe, ohne dem Missionsdienst ein wirkliches Opfer zu bringen, wie könne man dann einerseits von den Missionaren fordern, daß sie mit kümmerlichen Besoldungen sich begnügen, andrerseits die Christen in der Heimat zu größeren Opfern für die Mission ermahnen?! Ferner fordert Hr. Wilder, die Gesellschaften sollten genauere Rechenschaft über ihre Ausgaben ablegen, so daß man deutlich sehen könne, wie viel sie für Kosten der Verwaltung, Leitung, Reisepredigt in der Heimat u. s. w. verbrauchen und wie viel wirklich auf direkte Missionsarbeit verwendet werde; zu diesem Zweck soll specificirt werden, was jeder einzelne Angestellte in der Heimat, was die Invaliden und Witwen, was jeder Missionar und was die eingebornen Evangelisten, Lehrer u. s. f. erhalten. Es sei eine Neigung da, das Missionspublikum über diese Dinge im Dunkeln zu lassen und den Eindruck zu geben, als würden fast sämmtliche Einnahmen auf direkte Missionsarbeit verwendet. Nur durch die Veröffentlichung einer detailirten Rechnungsablage könne der Verschwendung vorgebeugt und das Vertrauen des Publikums erhalten werden. Hr. Wilder führt auch amerikan. Gesellschaften an, welche viele Tausende durch Untreue eines Angestellten oder durch den Bankrott ihrer Agenten verloren haben, was nicht möglich gewesen wäre, wenn jedes Jahr über alle betreffenden Gelder öffentlich Rechenschaft hätte gegeben werden müssen. Im letzten Jahrgang seiner Zeitschrift giebt Hr. Wilder eine Uebersicht über nicht weniger als 84 missionirende Kirchen, Gesellschaften u. Vereine, kritisirt ihre Methoden, ihre Jahresberichte, ihre Monatsblätter, rechnet heraus, wieviel jede für Verwaltungskosten brauche (die Londoner Missionsgesellschaft $7\frac{1}{2}$, resp. $19\frac{1}{4}$ Prozent, die englischen Presbyterianer $5\frac{1}{5}$, die schottische Freikirche $3\frac{1}{10}$, die China Inland Mission $17\frac{1}{5}$, die südamerikanische Missionsgesellschaft 28, die Pariser 21 Prozent, wobei aber sämmtliche Kosten des Missionshauses, der Invaliden, Witwen, Kinder ꝛc. mitgerechnet sind) und ertheilt eine Menge wohlgemeinter Rathschläge. In einer eigenen Rubrik „Liebeszeichen" korrigirt Hr. Wilder alle falschen Angaben, welche ihm in den amerikan. Missionsblättern von Monat zu Monat begegnen, und das ist wirklich ein luftreinigendes Werk, denn es ist unglaublich, mit welcher Oberflächlichkeit und Unwissenheit in amerikan. und englischen Blättern über die Mission Dinge behauptet werden und dann die Runde machen, die rein aus der Luft gegriffen sind oder auf völligem Mißverstand beruhen. — Auch die Missionsfreunde bleiben nicht ungeschlagen. Mit einschneidendem Spott hält Hr. Wilder ihnen vor, wie sie entweder weniger beten oder aber mehr geben und thun sollten. Ihre Gebete für die Mission habe Gott erhört: überall seien Thüren offen, aber an Opferfreudigkeit fehle es, hineinzugehen, — also entweder das Beten aufstecken oder — mehr

thun! Hie und da werden auch Missionare abgekanzelt; im Allgemeinen aber ist Hr. Wilder für seine Kollegen entschieden parteiisch; auch die von ihrer Kommittee abgesetzten Blantyrer Missionare nimmt er in Schutz — gegen ihre Vorgesetzten. Sehr hoch stellt er alle unabhängig arbeitenden, selbstständigen Missionare. Die industriellen Leistungen der Basler Mission stellt er als Muster auf. In vielen Stücken übertreibt er. Manche seiner Behauptungen sind pure Grillen. Der Bombay Guardian, der in vielen Stücken ähnlich denkt, hat Hr. Wilder schon als „Pfahl im Fleisch aller Missionsinspektore" bezeichnet. Die Art, wie er diese angreift und verdächtigt, ist wirklich eine — Unart. Im Uebrigen findet sich in seinem Blatt viel Beherzigenswerthes, und sein Bemühen, das gesammte Missionswesen, mehr als bisher geschehen, vor das Forum der öffentlichen (natürlich christlichen) Meinung zu ziehen und in Fühlung mit andern kirchlichen und christlichen Werken zu bringen, scheint uns entschieden zeitgemäß. Ueberdieß haben wir in seinem Blatt über manche amerikan. Gesellschaften Aufschluß erhalten, wie er uns sonst nirgends zu Theil geworden. Neu war uns z. B. die Notiz, daß bei den bischöflichen Methodisten „Mitglieder" und „Abendmahlsgenossen" verschiedene Begriffe sind: in Nordindien haben sie z. B. 2597 eingeborne Abendmahlsgenossen, aber nur 1686 volle Gemeinschaftsglieder. — Miss. Wilder berechnet die Zahl aller ordinirten Missionare auf 2220, die der eingebornen Gehilfen auf 19,883, die der heidenchristlichen Abendmahlsgenossen auf 539,315, die Summe aller Missionsbeiträge im Jahr auf 7,922,488 Dollars, wovon auf Europa 5,195,757 kommen.

— Ein Amerikaner Ludlow hat sich ein Schiff bauen lassen, das mit einem oder mehreren Evangelisten bemannt, mit Bibeln und Traktaten reichlich versehen, auch mit einer Bibliothek und einem Harmonium ausgestattet, an der Westküste von Nordamerika, zwischen Washington Territory, Britisch Kolumbia — wo das christliche Indianerdorf Metlakahtla liegt — und Alaska hin und her fahren soll, um unter den Seeleuten und Küstenbewohnern zu missioniren. Zu letzterem Zweck ist ein Zelt an Bord, das schnell irgendwo aufgeschlagen werden kann und in welchem 200 Personen Platz haben.

— Am 13. Aug. wurde ein kleiner Dampfer „Evangeline" vom Stapel gelassen, der für Bischof Ridley's Mission in Nordwestamerika (Metlakahtla ꝛc.) bestimmt ist. Seither hat derselbe seinen Bestimmungsort erreicht und sich bereits als sehr nützlich erwiesen.

— Im Jahre 1880 wurden in England Missionsbeiträge gegeben: an englisch-kirchliche Gesellschaften 9,316,320 Mk., an unirte Gesellschaften 3,221,480, an Dissenter-Gesellschaften in England und Wales 6,086,260, an presbyterianische in Schottland und Irland 3,419,500, an katho-

lische 135,440 Mk., im Ganzen an 74 Gesellschaften 22,179,000 Mk.

— Der amerikan. luther. Miss. Carlson, der in Samulkotta im Telugu-Land eine neue Station gegründet hatte, mußte im Sept. v. J., infolge eines Sonnenstiches geisteskrank geworden, nach Madras in eine Irrenanstalt gebracht werden.

— Die große amerikan. Missions-Gesellschaft zu Boston hat in Afrika, Indien, Ceylon, China, Japan, der Türkei, Mikronesien, Hawaii unter den Indianern und in katholischen Landen (Mexiko, Spanien, Oestreich) zusammen 81 Stationen und 733 Außenstationen, 159 ordinirte Missionare, darunter 5 Aerzte, 11 unordinirte Aerzte und Aerztinnen, 10 Gehilfen und 250 Gehilfinnen, im Ganzen also 430 Missionsarbeiter und -Arbeiterinnen. Dazu kommen 141 eingeborne Pastoren, 365 eingeborne Evangelisten, 1005 eingeborne Schullehrer, sonstige eingeborne Gehilfen 206, zus. 1717 eingeborne, alles in allem 2147 Arbeiter und Arbeiterinnen. Die Zahl der Gemeinden ist 272, der Gemeindeglieder 18,446, der im Jahr 1880—81 neu Getauften od. Aufgenommenen 2161. Ferner werden in 51 höheren Lehranstalten 1468 Zöglinge, in 36 Mädchenpensionaten 1420 junge Mädchen, in 791 Elementarschulen 30,472 Kinder, alles in allem 33,360 Schüler und Schülerinnen von der Mission unterrichtet. Die Zahl der Druckseiten aller im letzten Jahr in China, Japan, Indien, Afrika und der Türkei herausgegebenen Bücher betrug 25 Millionen.

— Die amerikan. Baptisten-Mission hatte zu Anfang vorigen Jahres auf 32 Stationen in Barma, Assam, Telugu-land, China und Japan zus. 120 verheiratete und 6 unverheiratete Missionare, 46 Missionarinnen (Jungfrauen u. Witwen), 82 ord. und 238 unordin. eingeborne Prediger und 550 Gemeinden mit 42,226 Mitgliedern, von welchen 4868 im Jahre 1880 neu getauft waren. (In Schweden, Deutschland, Frankreich, Spanien und Griechenland zählt sie 463 eingeborne Arbeiter, 455 Gemeinden mit 47,046 Gliedern, darunter 4275 Neugetaufte.)

— In England hat neulich ein wohlmeinender Geistlicher den Vorschlag gemacht, einen Verein zu gründen, dessen Mitglieder sich verpflichten, wöchentlich wenigstens eine halbe Stunde dem Lesen von Missionsberichten zu widmen und im Unterlassungsfall eine kleine Strafe zu zahlen. Er selbst, G. C. Hodgson in Corbridge-on-Tyne, erbietet sich als Sekretär eines solchen Vereines zu dienen und hofft, daß dadurch die Bekanntschaft mit der Mission und infolge hievon die Einnahmen der verschiedenen Gesellschaften wachsen werden.

Bücherschau.*)

Dr. G. E. Burckhardt's Kleine Missions-Bibliothek. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. R. Grundemann. Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Nach achtjähriger Arbeit hat Dr. Grundemann dies Werk vollendet, das noch lange als einzigartiges Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Missionsliebe unübertroffen dastehen wird. — Die Hauptmängel desselben: Ungleichmäßigkeit und zum Theil Ungleichartigkeit in der Behandlung der einzelnen Partien, sowie eine schwankende Orthographie der fremden Eigennamen, sind rein äußerer Natur, bringen dem Leser nicht den mindesten Nachtheil und erscheinen, wenn man an die Beschaffenheit der Quellen denkt, als geradezu unvermeidlich. Die bedeutendsten Kenner der gesammten Missionsliteratur, wie Dr. Gundert, Wangemann, Warneck u. And. haben die Kleine Missions-Bibliothek in ihrer neuen Gestalt auf's Wärmste empfohlen. Auch englische und amerikanische Blätter haben dieselbe gelobt. Wir wünschen von Herzen, daß es bei diesem Lobe nicht bleiben, sondern die Bibliothek recht fleißig auch — gelesen werden möge. Die vier Bände und das ausführliche Register kosten zusammen 31 Mk. 60 Pf., doch ist jede der 12 Abtheilungen (Hefte) auch einzeln zu haben.

Der in der ersten Auflage befindliche Kalender ist fortgeblieben als besonders durch „die kleinen Basler Missionskalender, die bestens zu empfehlen sind," überflüssig geworden.

Mancher begüterte Missionsfreund könnte ein gutes Werk thun, wenn er dem einen oder andern unbemittelten Pfarrer als Hilfsmittel zur Abhaltung von Missionsstunden diesen Schatz ins Haus schicken wollte.

Bilder aus der Kirchengeschichte. Für evangelische Schullehrerseminare und Gymnasien zusammengestellt von Dr. Hermens, Divisionspfarrer zu Brandenburg a. d. H. Langensalza, F. G. L. Greßler.

Kein Schul-, sondern ein Lesebuch, wie für die reifere Jugend, so auch für's Volk, in ansprechenden, den besten Autoritäten ent-

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

nommenen Einzelbildern den ganzen Verlauf der Kirchengeschichte darstellend. Nächst dem Bibelstudium halten wir die Beschäftigung mit der Kirchengeschichte für das sicherste Mittel zur Erlangung eines selbstständigen christlichen Urtheils und jener Nüchternheit, welche in unsern Tagen gegenüber all dem übertriebenen und übertreibenden Sekten- und Parteiwesen doppelt nöthig ist. Wir wünschen daher diesem gediegenen, nur wirkliche Speise bietenden Buche recht viele und aufmerksame Leser unter Jung und Alt. Auch die Mission ist darin gehörig berücksichtigt. (396 S.)

Vom gleichen Verfasser ist in neunter Auflage, neu bearbeitet und beim gleichen Verleger erschienen: **C. Jäkels 100 Erzählungen aus der Kirchen- und Reformationsgeschichte** (100 S.), noch kürzer, populärer und sozusagen drastischer als das größere Buch, daher zur weitesten Verbreitung geeignet.

Excentrische Prediger und **Vorlesungen in meinem Predigerseminar.** Von C. H. Spurgeon. (Zweiter Band.) Hamburg. J. G. Oncken's Nachfolger (Philipp Bickel).

Zwei mäßige Bändchen (196 und 150 S.), die aber mehr Lebensweisheit, Witz und echt christliche Gedankenblitze enthalten als manches dickleibige Buch. Das erste ist eine Art Selbstrechtfertigung des Verfassers, enthält aber auch kurze Lebensabrisse und Anekdoten von 11 berühmten englischen Predigern, von Bischof Latimer bis herab zum guten Billy Bray; das zweite handelt vom hl. Geist in Bezug aufs Predigtamt, von der Nothwendigkeit geistlichen Fortschritts der Prediger selbst, von der Entschiedenheit, vom hl. Ernst, von der Bekehrung als dem Ziel aller Predigt, vom „blinden Auge und tauben Ohr" und von der Predigt unter freiem Himmel. Angehenden Missionaren empfehlen wir diese packenden Schriften des urgesunden, von Geist und Leben übersprudelnden Baptistenpredigers, namentlich als Reiselektüre.

Aus den Briefen eines Missionskaufmanns auf der Goldküste. Basel. Missionsbuchhandlung. Preis 40 Pfg.

Wer etwa Bedenken gegen die „Missionshandlungen" hat und den sittigenden Einfluß derselben auf die eingeborenen Christen und Heiden bezweifelt, der lese dieses anspruchslose, aber gerade deßwegen so ansprechende Büchlein. Wo von so aufrichtig bekehrten, durch und durch lauteren Männern gearbeitet wird, da kann es ohne Segen nicht abgehn. Solch ein Leben und solch ein Sterben ist — auch ohne Predigt — ein Missioniren. Es muß nicht immer gepredigt sein.

Ein Dorf in der Humboldt-Bai in Neuguinea.

Das
Missionswesen im Kanton Zürich.

Von Dekan Zimmermann.

6. Die Zürcher Missionare.

Es ist uns nun noch übrig, zum Schluß einen Blick auf die Leute zu werfen, welche aus unserm Kanton sich persönlich der Mission zur Verfügung gestellt haben. Sie werden doch immer die besten Beiträge bleiben, welche ein Volk oder Land dieser heiligen Sache spenden kann. Ehe wir aber auf die neuere Zeit eintreten, haben wir zwei Zürcher zu erwähnen, die schon im vorigen Jahrhundert, lange vor der Gründung des Basler Missionshauses, unter den Heiden gearbeitet haben.

Der erste ist ein Stadt-Zürcher, Georg Heinrich Werndli, der Abkömmling eines hiesigen Predigergeschlechtes (vergl. Zum Andenken an G. H. Werndli, gewesener Vorsteher der malayischen Kirche in Ostindien von J. C. Fäsi, Dekan, Zürich 1819). Durch seinen Vater, der in Holland studirt hatte und in Lingen in Westphalen als Pfarrer gestorben ist, war er mit Holland, wohin damals überhaupt die Schweizer Studierenden vielfach pilgerten, enge verbunden und zog, nachdem er das Examen in seiner Vaterstadt bestanden hatte, 1717 dorthin, um eine Predigerstelle von der holländischen-ostindischen Compagnie zu erhalten. Er kam 1718 fünfundzwanzigjährig nach Batavia, verwandte ein halbes Jahr zum Besuch der christlichen Gemeinden an der westlichen Küste von Sumatra, stand 3 Jahre lang als Prediger und Antistes den evangelischen Kirchen auf der Insel Celebes vor, kehrte 1723 nach Batavia zurück, reiste 1730 nach Holland, wurde 1738 von Friedrich Wilhelm, König von Preußen, zum außerordentlichen Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium zu Lingen ernannt, begab sich

dann aber wieder nach Batavia, wo er den 23. August 1744 starb. Obgleich er im holländischen Staatsdienst stand, darf er mit Fug und Recht ein Missionar genannt werden, denn er sah seine Aufgabe von Anfang an nicht bloß als einen Dienst an den schon bestehenden Christengemeinden der holländischen Kolonien an, sondern wünschte namentlich den heidnischen Eingebornen das Gotteswort nahe zu bringen. Deßhalb war es sein Erstes, ihre Sprache gründlich zu erlernen, und bald war es ihm möglich, nach der holländisch gehaltenen Morgenpredigt, Mittags auf Malayisch zu predigen. Er war der erste Europäer, welcher in dieser Sprache öffentlich katechesirte und predigte. Aber er bekannte selber: „Wahrlich, der Herr hat mich auf einen schweren Posten gestellt und ich habe nicht einmal einen Amtsbruder, der mich unterstützen könnte. Ich habe die Hoffnung, daß es wohl möglich wäre, die Heiden und Muhammedaner zu bekehren, wenn man sie zuerst lehrte Christum kennen und dann nach und nach von einer christlichen Religionserkenntniß zur andern fortschreiten. Aber die Haupthinderniße sind Mangel an Lehrern, Unbekanntschaft mit der arabischen und malayischen Sprache, Mangel an gehörigen Lehrmitteln, Gleichgiltigkeit der Christen in Religionssachen, das lockere Leben der Europäer, einiger Mitglieder der Kirche und wohl gar selbst einiger Prediger, die unter keiner Aufsicht stehen und glauben, ihrem Amt Genüge geleistet zu haben, wenn sie nur ihre bestimmten Predigten gehalten." Geschah es doch, daß selbst Kommunikanten auf die Frage: Ob ein Gott sei? Wer sie geschaffen habe? antworteten: als sie zum hl. Abendmahl unterwiesen worden, haben sie von solchen Dingen reden gehört, die sie nun seither rein weg vergessen hätten. Wie fremd muthet es uns an, wenn wir hören, daß Werndli ein- oder zweimal in der Woche durch Trompetenschall zur Tafel des Gouverneurs auf Makassar gerufen wurde, oder wenn wir lesen: „Mein monatlicher Gehalt ist 40 Reichsthaler, $10^3/_8$ Rthlr. Kostgeld, 30 Kerzen, 3 Kannen Lampenöl, 2 Kannen lissabonisches Baumöl, 2 Kannen Essig, frei Wasser und Brennholz und eine kostbare Wohnung, oder wenn er im Anfang als Besoldung Kaufmannswaaren, zum Tauschhandel bestimmt, erhält u. dergl. mehr. Gleichwohl erlag Werndli nie den Versuchungen eines solchen reichen Predigers in den halb heidnischen Kolonien. Sein innigstes Bestreben war es, sowohl den verkommenen Christen als auch den Heiden zu helfen, deren er Viele unter-

wies und taufte. Freilich die heidnischen Sitten, besonders in den höhern Kreisen, konnte er nicht ändern. So wurde er einst auf Batavia vom Gouverneur mit seiner Gattin zu einem ostindischen Fürsten, den dieser besuchte, geladen. Das erste war, daß die ostindische Fürstin Frau Werndli als Schwester, der Fürst den Missionar als Bruder annahm; die Tochter der Heidin erbat sich die Missionsfrau als Mutter und schickte ihr des folgenden Tages eine Sklavin zum Geschenk, ebenso der Fürst dem Missionar einen Sklaven. Da war es denn unserm Werndli ein großes Anliegen, diesem armen Volk so bald als möglich die heilige Schrift in der Landessprache zu schenken. Schon vorher war dieses Uebersetzungswerk begonnen worden, aber seine philologische Begabung mußte dazukommen, um es zu vollenden.

Wenn wir nun diese seine Hauptaufgabe betrachten, so werden wir lebhaft an Luther erinnert. Es waren vier Männer, die sich dazu vereinigten. „Wir versammelten uns," schreibt Werndli, „jede Woche drei bis vier Tage von 8—11 Uhr in der Sakristei, um unsere Vorarbeiten zu prüfen. Zuerst lasen wir den Originaltext im Hebräischen und Griechischen mit den lateinischen Uebersetzungen, dann die holländische und die malayische Uebersetzung. Wenn sich keine Schwierigkeiten zeigten, so trugen wir das in unsre Entwürfe ein. Zeigte sich die geringste Schwierigkeit, so zogen wir die chaldäische, syrische und besonders die arabische Uebersetzung zu Rathe. Die Uebersetzung der Septuaginta und die persische waren zu gleichem Zwecke immer zur Hand; ferner die deutsche von Luther und Piskator, die französische, die englische, bisweilen auch die spanische und unsere alte holländische. Dann lasen wir, was über diese Gegenstände die Biblia critica und die Synopsis critica von Polus bemerkt hatten. Noch zogen wir viele alte und neue Autoren zu Rathe, um uns des wahren Sinnes der Wörter zu versichern. Erst dann betrachteten wir die malayische Uebersetzung. Sobald wir ein Wort übersetzt, machte ich die Bemerkung in meiner Konkordanz, damit wir für jedes Wort ein (und dasselbe) malayisches brauchen könnten. So machte ich meine Entwürfe und legte sie bei unsern Zusammenkünften vor. Dieselben fiengen immer mit Gebet um Erleuchtung des hl. Geistes zum rechten Verstand des Wortes an und beschlossen mit Danksagungen. Konnten wir uns nicht sofort vereinigen, so warteten wir mit unserm Entschluß, bis wir, jeder bei Hause, den

Gegenstand noch besonders untersucht hatten. Oft giengen Monate vorbei, ehe wir unsern Entschluß gaben und unterdessen hatte man Zeit, sich mit andern Brüdern zu berathen. Die Sprache, welcher sich die Uebersetzung bedient, ist die gemeine malayische, so wie sie in den malayischen Büchern angetroffen wird; dabei zog man verschiedene Manuskripte zu Rathe. Oft aber waren wir noch genöthigt, unsere Zuflucht zur lebenden Sprache zu nehmen. Wir besuchten Einwohner, legten ihnen unsere Fragen vor und ließen uns Auskunft über die Sprache geben. Freilich wollten wir auch dann noch nicht von ihren Aussagen abhangen, wir verlangten für alles überzeugende Gründe, um glücklich mit unserer Arbeit fortzurücken, sowohl mit Hochachtung für die Sprache, als mit Erforschung des wahren Sinnes des göttlichen Wortes." Dieses Riesenwerk wurde bis zum Jahr 1728, also in fünf Jahren, beendigt. Zur Ueberwachung des Druckes aber wurde Werndli 1730 nach Europa berufen. Es mußten besondere Lettern gegossen werden, und diese zweite Arbeit dauerte bis 1733. Wie viel nun Werndli mit seinen Gehilfen durch seine Uebersetzung geleistet hat, das geht klar daraus hervor, daß achtzig Jahre später die britische Bibelgesellschaft, als sie u. A. auch eine malayische Bibel herausgeben wollte und dazu bereits die Vorarbeiten getroffen hatte, von den kompetentesten Experten die Versicherung erhielt, die 1733 in Amsterdam gedruckte malayische Bibel empfehle sich durch Reinheit und Zierlichkeit der Sprache, und daher beschloß, es solle dieselbe ganz unverändert in 3000 Exemplaren der ganzen Bibel und 3000 Exemplaren des N. Testamentes abgedruckt werden!

Wir fügen noch bei, daß Werndli die Verbindung mit seiner Vaterstadt zeitlebens hochhielt, sein Bürgerrecht daselbst erneuerte, mit dem Theologen Zimmermann in Korrespondenz stand und ein Exemplar seiner Uebersetzung, wie auch seiner anderen gelehrten Arbeiten, seiner malayischen Grammatik und seiner Inauguralrede in Lingen hieher sandte.

Der zweite Zürcher Missionar, von welchem uns eine Kunde erhalten ist, war anderer Art. Rudolf Stoll von Winterthur, geboren 1726, begab sich 1744 auf die Wanderschaft nach Frankreich mit dem Gebet, Gott wolle ihm, wie dem jungen Tobias, einen frommen Reisegefährten schicken, was denn auch in der Person eines Franzosen Namens Cossart geschah, welcher den Jüngling so

tief in die Schrift und in den Willen des Herrn hineinführte, daß derselbe schon nächstes Jahr sich in die Brüdergemeinde Herrendyk in Holland begab, wo er nach mancherlei schweren Kämpfen sich entschloß, sein Leben dem Herrn zu weihen. Er that das zuerst mehrere Jahre in verschiedenen Erziehungsanstalten der Brüdergemeinde, fühlte aber den heißen Trieb in sich, dem Herrn auch unter den Heiden zu dienen. Er wurde mit einigen andern Brüdern nach Surinam unter die Buschneger geschickt 1765. Da mußten sie ein sehr beschwerliches Leben führen, und es dauerte lange Zeit, bis sie nur der Sprache dieser armen Leute, eines Gemenges von Englisch, Portugisisch, Holländisch und Negerisch, mächtig waren. Einer aus ihnen starb bald, der andere zog wieder heim, ein neuer Gehilfe Stolls wurde durch Krankheit untüchtig. Die Predigt des Evangeliums regte Sturm auf unter den Götzendienern. Er stand in steter Todesgefahr und sah zwei Jahre lang keine einzige Frucht. Bei allen Gottlosigkeiten konnte man sich kein selbstgerechteres Volk denken als diese Neger, von denen z. B. ein Alter sich rühmte, er habe nichts Böses in seinen Eingeweiden, was man daraus sehen könne, daß die Götter ihn so lange leben lassen, während so Viele, die mit ihm in den Busch gekommen, gestorben seien. 1771 endlich wurde der Erstling und zwar der Negerkapitän jenes Ortes getauft, aber die Heidnischgesinnten, besonders die Weiber wütheten; der Kapitän eines andern Dorfes drang mit Flinte und Säbel in das Haus der Brüder unter Scheltworten gegen dieselben, daß sie Arabiri verführt hätten. Dieser selber sprach in lieblicher Weise von seiner seligen Herzensveränderung und die Brüder legten ein so kräftiges Zeugniß ab, daß der Häuptling seine Waffen auf die Seite that und beruhigt heimgieng. Allmählig, aber sehr langsam, gieng das Werk vorwärts, und nach 11jähriger Arbeit schloß dieser treue Missionar am 15. April 1777 seine Augen für diese Welt, um droben zu schauen, was er hier geglaubt hatte.

Von da an dauerte es 33 Jahre, bis durch die Gründung des Basler Missionshauses auch im Kanton Zürich hie und da wieder der Trieb erwachte, sich persönlich in den Dienst unter den Heiden zu stellen.

Wir können aber auch hier nicht eine vollständige Statistik geben, indem Frauen und Jungfrauen, welche sich dem Missionsdienste gewidmet haben, nicht mitgezählt sind. Die Familie Locher

von Zürich z. B. hat außer einem Sohn, Wilhelm Locher, noch zwei Töchter in die Mission gegeben, von denen die eine als Gattin des wohlbekannten Missionar Anderson lange Zeit in Madras segensreich gewirkt hat und jetzt noch als Witwe wirkt, die andere Schwester aber dort unverheirathet starb. Auch gegenwärtig kennen wir zwei Zürcherinnen, welche die eine in Indien, die andere in Afrika an der Seite ihrer Gatten wirken.

Das Missionshaus in Basel hat bis jetzt aus dem Kanton Zürich 57 Zöglinge erhalten, welche sich aber auf die verschiedenen Zeiten sehr ungleich vertheilen, nämlich von 1816—1820 5, in den Zwanziger Jahren 2, in den Dreißiger Jahren 2, in den Vierziger Jahren 2, in den Fünfziger Jahren 17, in den Sechziger Jahren 14, in den Siebziger Jahren 13 und 1880 2. Wir sehen hier in den ersten Anfängen ein verhältnißmäßig großes Kontingent aus Zürich, von 1820—1849 dagegen eine ganz bedenkliche Abnahme, welche aber von 1850 an wieder verschwindet, um einem förmlichen Zudrang Platz zu machen. Wer das religiös-kirchliche Leben Zürichs nur nach seinem äußeren Rufe kennt, der wird gewiß über diese Zahlen staunen und besonders darüber, daß gerade in den Zeiten der heftigsten Kämpfe und des vieler Orten laut gepredigten Unglaubens, doch eine solche Schaar von Jünglingen sich bereit fand, das Panier des Evangeliums in die Heidenwelt hinauszutragen. Er wird ahnen, daß unsere Kirche noch eine innere, ungeschriebene Geschichte und daß der Herr auch unter uns noch sein Volk hat.

Von diesen 57 Zöglingen mußten zwar 14 wieder entlassen werden, 5 wegen Kränklichkeit, andere wegen schwacher Begabung, einige, weil sie andern Sinnes geworden. 16 wurden an andere Anstalten abgegeben, nämlich 2 an die niederländische Gesellschaft, 1 in russische Dienste, 1 nach England, 4 an die norddeutsche Gesellschaft, 7 als Prediger nach Nordamerika, 1 nach Brasilien. Gestorben ist vor der Einsegnung 1. Im Dienst der Basler Mission wirkten 21, und zwar in der Krimm 2, in Indien 8, in Afrika 9, in China 2.

Von den 37 in den aktiven Dienst eingetretenen starben auf ihren Posten 11, darunter 1, welcher auf der Rückreise nach Europa begriffen war, und 5 in Afrika; im Ruhestand oder auf einer Predigerstelle starben 5. Es leben noch im Ruhestand oder

an einer leichten Stelle 14, auf ihren Missionsposten befinden sich gegenwärtig 7, nämlich 4 Brüder in Afrika, 1 in Indien, 1 in China und 1 in Brasilien. Im Missionshaus bereiten sich gegenwärtig 5 Zürcher auf den Missionsdienst vor.

Zu dieser Schaar haben alle 11 Bezirke des Kantons ihr Kontingent gestellt, verhältnißmäßig am meisten Pfäffikon (10), Zürich (10), Uster (10), Meilen (6) und Affoltern (5).

Die erziehende Weisheit Gottes mit ihren unerschöpflichen Mitteln und Wegen spiegelt sich in der verschiedenen Art, wie diese Seelen berufen wurden, auch hier im Kleinen ab. Die Hungerjahre 1816 und 1817 scheinen bei einigen der Aeltesten einen tiefern Eindruck gemacht und den Entschluß geweckt oder zur Reife gebracht zu haben. Hier kommt ein Jüngling vom Missionsfest in Zürich nach Hause mit der Erklärung: „Ich will in die Mission gehen;“ dort betritt Einer in Winterthur eine Meßbude, in welcher sogenannte Wilde zu sehen sind, und wird bei deren Anblick zu innigem Mitleiden und zu dem Wunsche erweckt, diesen Aermsten das Evangelium zu predigen. Im Spital zu Basel erhält einer als Patient Kunde vom Zustand der Heidenwelt und Freudigkeit, sich ihr zu widmen, während ein Anderer durch den Religionsunterricht in der Sekundarschule, wo die Geschichte des Apostel Paulus erklärt wird, den göttlichen Ruf an die eigene Seele vernimmt. Bei einem gieng es dann still und stätig vorwärts, bei den andern setzte es noch gewaltige Kämpfe zwischen Gott und der Welt, zwischen Kirche und Theater oder Wirthshaus und Erbauungsstunde ab. Eine ziemliche Zahl bestand die Probe nicht, sie erhielten oder gaben sich selber den Rath, eine andere Bahn einzuschlagen. Diejenigen aber, welche ausharrten und für fähig erkannt wurden, sind fast ohne Ausnahme treu geblieben.

Einer der ältesten, Daniel Müller von Fluntern, geboren 1778, trat als 38jähriger Mann in die Anstalt. Er stammte aus einer armen Weberfamilie, wurde, um bald etwas zu verdienen, in eine Pintenwirthschaft als Knecht gethan, lernte dort aber nichts als Trinken und Spielen. Seinen Eltern bereitete er großen Kummer, ließ sich unter die Soldaten werben, wo er in einer großen Gefahr die erste, aber flüchtige Sorge um sein Seelenheil empfand. Ein abenteuerliches Wanderleben meist in verworfener Gesellschaft brachte ihn tief herunter. Doch bei einem christlichen

Meister in Zürich fiel ihm Stillings Siegesgeschichte der christlichen Religion in die Hände; der Meister selber kannte den rechten Trost. Müller raffte sich auf, fiel aber bald wieder. Nun thut er ein schriftliches Gelübde, Gottes Eigenthum zu sein, und würde er es abermals brechen, so sollte er ewig des Satans sein; er versiegelt es mit seinem eigenen Blut und hängt diese Quittung um seinen Hals. Vierzehn Tage lang lief er nun wie ein Held; dann ein neuer Rückfall. Er riß die Schrift von seinem Hals, warf sie ins Feuer, und als er zusah, wie sie verbrannte, hieß es in seinem Herzen: So wird einst deine Seele zergehen! Jetzt war nach seiner Meinung an keine Hoffnung mehr zu denken, er nahm schriftlich von seinem Meister Abschied, lief herum, um sein elendes Leben zu enden und konnte es doch nicht. Endlich wurde ihm geschenkt, auf Gnade zu glauben. Er wurde nun mit Mitgliedern der Brüdergemeinde bekannt, die ihm eine Stelle in einem Basler Spezereigeschäfte verschafften, und von da fand er den Weg in die Missionsanstalt. Allerdings hatte er auch dort noch manchen harten Kampf mit dem alten Menschen zu bestehen, wie er denn erst von Holland aus abbittet, daß er sich einst in Basel herausgenommen habe, die dortige Erziehungsmethode zu tadeln; aber es ist auch ein lauterer aufrichtiger Sinn, wenn er z. B. bei der Nachricht vom Ankauf der ersten Missionshäuser in Basel sich zu der Frage gedrungen fühlt: Sollten die großen Anstalten dem Herrn wohlgefällig sein? Wird die Anstalt auch in ihrer Reinheit bleiben? Könnten die Quellen des Unterhalts nicht verstopft werden? Nach Holland war Müller gekommen, weil die Basler damals noch keine eigene Station besaßen, sondern ihre Zöglinge an andere Gesellschaften abgaben und zwar zuerst hauptsächlich in holländische Dienste. Da war ein Pfarrer im Dorfe Berkel, nahe bei Rotterdam, welcher die holländischen Missionskandidaten zu ihrem Berufe vorbereitete. Zu ihm kamen auch die Schweizer. Aber wie fremd muthete sie das dortige Leben an! Die Predigten dieses Pfarrers dauerten zwei und eine halbe Stunde und waren sehr gelehrt, aber die Bauern schliefen dabei. Das Pfarrhaus war zweistöckig und konnte nur 6 Zöglinge fassen; die neu angekommenen mußten bis zur Abreise der ältesten außerhalb schlafen. Das tägliche Leben schildert Müller folgendermaßen: „Am Morgen steht jeder auf, wenn es ihm beliebt, um halb 9 Uhr wird gefrühstückt, 2—3 Tassen Thee und

Butterbrod, während dessen wird etwas aus dem Neuen Testament gelesen mit Bemerkungen, dann Gebet und von 10—12 Lektion. In der Küche wird sodann Café getrunken; von dieser Zeit an ist jeder frei, ausgenommen, wenn eine Feldarbeit nöthig ist, eine herrliche Zeit für den, der sie zu gebrauchen weiß! Um 2 Uhr ist Mittagessen, 4 Uhr Thee, halb 7 Uhr Brod, 7 Uhr Café, 10 Uhr Nachtessen; Essen und Trinken ist genug da, man bekommt auch gute Kleider und als Wochengeld einen halben Gulden für Tabak. Für unser Herz aber erhalten wir nichts. Wir können in Wahrheit sagen: O glückliches Basel! Dort haben wir wie Johannes an der Brust Jesu gelegen! Drei Bücher befinden sich in der Anstalt: Bergmanns Merkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu, Clarissen über die Geschichte der Apostel und eine lateinische Grammatik."

Als Müller dann zur eigentlichen Missionsarbeit in Holländisch-Indien kam, ertönten auch von ihm die schon bekannten Klagen über den Zustand der dortigen Namenchristen, die fast verkommener als die Heiden waren. Als fünf Missionare nach Amboina kamen, meinte der dortige Gouverneur, er hätte lieber fünf Soldaten mehr. In Manado befanden sich unter 700 Namenchristen vier, welche das Glaubensbekenntiß abgelegt hatten und die einzigen regelmäßigen Kirchgänger waren, und von 217 schulpflichtigen Kindern nahmen 27 am Unterrichte theil. Die Holländer nannten diese Missionare nie anders, als die „Himmelsdragoner", und die wenigsten lehrten ihre Kinder auch nur das Gebet des Herrn. So dürr sah damals das Arbeitsfeld aus, welches Müller doch unverdrossen und mit Segen bestellte, bis er schon 1825 heimgehen durfte.

Wenn nun Daniel Müller ein Beispiel dafür bietet, wie der Herr sich seine Leute mitten aus den Feinden herausholt und manche Seele wie einen Brand aus dem Feuer reißt, so werden doch immer diejenigen Missionare die Mehrzahl bilden, welche durch den frommen Geist ihres Elternhauses frühe schon den Gnadenzug in sich verspürten. Zu ihnen gehört der ehrwürdige Johann Jakob Bär von Affoltern am Albis, dessen Leben von Dekan Grob und Dekan Denzler beschrieben worden ist. Bär war 1786 geboren, in seiner Jugend kränklich und von verschiedenen Unfällen heimgesucht, so daß er bezeugen konnte: „Leiden war mein Loos von Jugend auf." Das waren aber in der Hand des Herrn nur Mittel der vorbe-

reitenden Gnade. Seine Eltern hielten sich zur Brüdergemeinde, in deren Versammlungen er schon frühe gesegnete Eindrücke empfieng und besonders die besuchenden Brüder liebgewann, welche ihn ermahnten, den Heiland zu lieben und ihm zu leben. Tiefen Eindruck machte auf seine jugendliche Seele der früh erfolgende Tod seines Vaters, welcher von einem Nußbaum gefallen war und seinen Jakob noch mit den Worten segnete: „Wandle in den Wegen des Herrn, so wird es dir wohl gehen.“ Das war in seinem vierzehnten Jahr, und dazu kam noch die Loosung in der Neujahrsnacht 1800 auf 1801: „Es sollen auch die Heiden erfahren, daß ich der Herr bin, der Israel selig macht,“ um schon jetzt in seiner Seele den Wunsch zu erwecken, ein Missionar zu werden. Freilich fehlte es auch ihm nicht an Versuchungen des Fleisches und des Geistes, die aber doch nie zu bleibender Herrschaft gelangten. Besonders war eine engere christliche Vereinigung von Jünglingen und Männern, die alle Sonntag Abend um ihren Führer sich versammelte, für ihn gesegnet, und als der 29jährige diese selber zu leiten hatte, wurde ihm das ein neuer Antrieb, über sein Herz zu wachen. Als nun die Missionsschule in Basel eröffnet wurde, meldete auch Bär sich in dieselbe. Dem 30jährigen, wenig vorgebildeten Manne fiel es recht schwer, mit andern weit jüngeren Brüdern in der Erlernung fremder Sprachen gleichen Schritt zu halten, aber es feuerte auch seinen Eifer an. Nach zwei gesegneten Jahren kam Bär in das uns schon bekannte Institut Berkel in Holland, wo er noch vier weitere Jahre blieb, bis er 1822 ordinirt wurde. Seine Gesinnung spricht sich am besten aus in einem Abschiedsbriefe nach Hause, wo es heißt: „Wir kosten ungemein viel, und so wir nicht treu sein sollten in dem Werke des Herrn, wie groß würde unsere Verantwortung sein! Darum, ihr Lieben alle, denket viel in eueren Gebeten an eueren schwachen Mitbruder, der wohl weiß, daß er den Schatz in einem irdenen Gefäße trägt und daß so viele Versuchungen sowohl von innen als von außen ihn umgeben. Bittet ihn, den großen und besten Geber, daß er mir Mund und Weisheit geben möge, um sein Evangelium auf eine ihm wohlgefällige und für die Heiden eindrückliche Weise zu verkündigen. Eine eigenthümliche Glaubensstärkung wurde ihm noch bei seiner Abreise von Holland zu Theil. Vom festen Land sollten sie an Bord des Schiffes gebracht werden. Der Schiffskapitän kam, um sie in Empfang zu nehmen; allein

nach zweistündiger Fahrt von Nacht, Nebel und Fluth überfallen, konnten sie das Schiff nicht finden und mußten ans Land zurück. Eben läutet es zum Abendgottesdienst, sie treten in die Kirche, zum letzten Mal in Europa und hören eine Predigt über die Worte: „Gehe hin, denn dieser ist mir ein auserwähltes Werkzeug, meinen Namen vor Heiden und Könige und vor die Kinder Israels zu tragen. Denn ich werde ihm zeigen, wie viel er um meines Namens willen leiden soll."

Sein erstes Arbeitsfeld war die Insel Makisser, deren Bevölkerung 7000 Seelen betrug, von denen 1300 Christen waren; aber ach, welch' ein Christenthum, wenn wir hören, daß wenige Jahre vor der Ankunft Bärs 500 Personen die heilige Taufe empfiengen, von denen nicht zwanzig auch nur das hl. Unservater beten konnten, auch in ihrer Gesinnung und in ihrem Lebenswandel mehr heidnisches als christliches hatten, so daß viele z. B. ihre Ehen nicht einsegnen und ihre Kinder nicht taufen ließen. Was für eine schwierige Stellung eines Missionars, wo die einen schon zu haben meinten, was sie doch wirklich nicht hatten, und die andern abgeschreckt wurden von einem Glauben, dessen Bekenner demselben so wenig Ehre machten mit ihrem Leben. Vom Jahr 1825 an arbeitete nun Bär rastlos auf dieser Insel. Anfänglich mit seiner Gattin, seinem Kinde und einem frommen Knechte fast alleinstehend, fand er im stillen Gebetsumgang mit dem Herrn der Gemeinde die seligste Erquickung in seiner Einsamkeit. Langsam nur wuchs diese Saat, denn die Könige und Häuptlinge dieser Insel arbeiteten mit Macht entgegen, aber es fehlte auch nicht an Lichtblicken, wenn z. B. die Söhne des Königs, die früher ohne Erlaubniß die Schule verlassen hatten, nun nach zwei Jahren aus freien Stücken sie wieder besuchen, obgleich sie schon groß gewachsen sind und der eine von ihnen bereits ein hohes Amt bekleidet. Bär kann ihnen das Zeugniß geben: „Gott sei Dank! sie sind nun meine aufmerksamsten und fleißigsten Schüler, so daß ich recht wohl merken kann, daß der Geist des Herrn in ihnen wirksam ist, und ich rufe täglich: Brich durch, brich durch, bis sie sich ganz an dich übergeben und du ihnen Alles in Allem sein wirst!" Nach zehnjähriger Arbeit konnte er zum ersten Mal auf dieser Insel öffentlich das hl. Abendmahl mit 9 Personen genießen, alles seine Schüler, die auch versprachen, nun ganz für den Herrn zu leben.

Er hätte viele Heiden taufen können; aber um die Zahl der Namenchriſten nicht noch zu vermehren, wollte er lieber langſam zu Werke gehen. Mußte er doch bis zuletzt über das heidniſche Weſen der Getauften klagen: „Die meiſten Chriſten geben noch immer ihren Verſtorbenen zu eſſen, alle Jahre einmal, ſo nämlich, daß ſie die Lebensmittel auf die Gräber ſtellen, und wenn ich ſie auch darüber ernſtlich beſtrafe, ſo thun ſie es nur im Verborgenen.“ Feuersbrünſte und Hungersnöthen, welche entſtanden, verhärteten dieſe Bevölkerung nur noch mehr, ſtatt ſie zur Buße zu führen. Ja 1840 verſammelten ſich der König und die Großen des Landes in Folge deſſen und beſchloſſen einmüthig, an ihrem vorväterlichen Gottesdienſte feſtzuhalten, denn die Götzen ſeien ſehr erzürnt über ſie, daß ſie ſchon ſo lange die heidniſchen Feſte nicht mehr gefeiert hätten. So mußten denn in allen Dorfſchaften die Götzenhäuſer aufs Neue hergeſtellt werden, und ganze Nächte hindurch tanzten und ſprangen ſie auf ihren heiligen Plätzen herum und dachten nun glücklich zu werden! Unter ſolchen Umſtänden war es Bär nicht zu verdenken, daß er zunächſt zu ſeiner Erholung Makiſſer verließ und nach Amboina gieng, wo er nun aber ſeinen Lebensabend zubringen ſollte. Zuerſt hinderte ihn eine Krankheit mehrere Jahre an der Arbeit, dann aber hergeſtellt, bediente er von 1843 an das Dorf Waay nebſt einigen umliegenden Gemeinden mit aller Treue. Auch hier hatte er viel mit dem Namenchriſtenthum zu kämpfen; doch kann er hinwieder bezeugen: „Vielmal fließen bei der Predigt vom Gekreuzigten Thränen über ihre ſchwarzbraunen Wangen, die mir als eine Morgenröthe der aufſteigenden Liebe erſcheinen.“ Auch nach ſeiner wegen Alter und Krankheit erfolgten Penſionirung konnte er es ſich nicht verſagen, ſo oft ſeine Schwachheit es zuließ, das Wort Gottes zu verkünden. Er war der älteſte Miſſionar in dieſer Gegend und entſchlief im Frieden den 10. Februar 1851. Sein älteſter Sohn folgte in ſeine Fußſtapfen nach.

Wir hielten es nicht für überflüſſig, an einigen Beiſpielen etwas ausführlicher nachzuweiſen, wie jene Vermiſchung von Staatskirchenthum und Miſſionsthätigkeit in den holländiſch-indiſchen Kolonien ſo gar unbefriedigend war, wie ſehr berechtigt alſo der Ausblick der Basler nach einem neuen, eigenen und eigentlichen Miſſionsgebiet und wie glücklich unſere jetzigen Miſſionare im Vergleich mit jenen Veteranen ſich ſchätzen dürfen.

Die Zahl unserer Zürcher Missionare ist zu groß, als daß wir hier jedem ein einzelnes Gedenkblatt widmen könnten. Sollte dies je in einem besonderen Buche geschehen, so würde das Missionsarchiv reichen Stoff dazu bieten.

Um indessen nicht nur bei der alten Zeit stehen zu bleiben, sei es uns vergönnt, zum Schlusse auch noch an ein paar jüngere Zürchermissionare zu erinnern. Jakob Huber von Bassersdorf, nachher Bürger von Basel, der dort vergangenen Winter als Hilfsgeistlicher am Spital starb, ein ehemaliger Schuster, hat dreizehn Jahre lang treueifrig in Indien gewirkt, 15 Jahre lang daheim als Missionsprediger hin und her in manchem Kanton die Liebe zur Mission angefacht oder unterhalten und endlich noch ein Jahrzehnt der Kirche gedient. Seine von aller Künstlichkeit freie, treuherzige Art, sein emsiger Fleiß, namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, machten ihn geschickt, auch Fernerstehende herbeizuziehen. Er erfüllte die schöne Aufgabe auf seiner Heimreise von Indien, die erste Schaar Missionskinder in das eben erbaute Missionskinderhaus zu geleiten. Einen ausführlichen Nekrolog über ihn enthält das „evangelische Wochenblatt" von Zürich, Jahrgang 1881, Nr. 4—6.

Aus den bäuerlichen Kreisen stammte Jakob Boßhard von Fehraltorf, welchem seine wohlhabenden Eltern lange nicht die Erlaubniß zu der neuen Laufbahn geben wollten, weil sie noch nicht einsehen konnten, daß der Beruf eines Missionars schöner und nützlicher sein sollte als der ihrige, und wirklich kam auch der junge, arbeitsame Mann in der ersten Zeit als Missionszögling sich selber wie ein Müßiggänger vor, bis er begriff, wie Vieles es hier für ihn nachzuholen, wie Vieles ganz neu zu erlernen gebe, und er dann denselben Eifer auf seinen nunmehrigen Beruf verwandte. An seinem Bestimmungsort Kalikut in Indien blieb er namentlich mit seinem Seelsorger, der nicht wenig zu seinem Entschluß beigetragen hatte, in herzinnigem Verkehr, und man konnte in seinen Briefen so recht die Zeit der ersten Liebe mit ihm durchleben.

Uebrigens trat Boßhard aus der Basler Mission nach zehn Jahren aus, um schließlich als Prediger in Frankreich zu wirken und zu sterben.

Siebzehn Jahre lang wirkte Wilhelm Locher in Afrika, zuerst in Christiansborg, dann in Abokobi, und nur der kränkliche

Zuſtand ſeiner Gattin vermochte ihn, dieſen Wirkungskreis mit einer Pfarrei in Amerika zu vertauſchen, nachdem er längere Zeit in der Heimat durch Vorträge das Intereſſe an der Miſſion gefördert hatte. Da der Pfarrersſohn keine Luſt und Ausdauer zum Studium zeigte, ergriff er aus eigenem Antriebe den Beruf eines Töpfers, empfieng zwar auf ſeinen langjährigen Wanderungen in Baſel durch das Miſſionshaus, in Berlin durch Goßner gute Eindrücke, welche aber wieder verſchwanden, und wurde erſt, als er ſich in ſeiner Vaterſtadt häuslich niederlaſſen wollte, durch einen Miſſionsvortrag Weitbrechts ergriffen, der junge Leute zum Miſſionsdienſt aufforderte. Er hat mit dem Senior der weſtafrikaniſchen Miſſion, Bruder Zimmermann, an einem Wörterbuch der Gaſprache gearbeitet und vertritt heute noch unter ſeinen neuen amerikaniſchen Landsleuten die Intereſſen der Basler Miſſionsgeſellſchaft.

Endlich erwähnen wir noch eines jüngern Streiters Chriſti, der oben noch unter den lebenden Miſſionaren mitgezählt wurde, aber nebſt einem andern im Lauf des letzten Jahres dem afrikaniſchen Klima erlegen iſt. Wilhelm Ochsner von Zürich hatte nach Ueberwindung der Sprachſchwierigkeit ſchon die Freude, als Reiſeprediger den guten Samen unter den Negern auszuſtreuen, und alle ſeine Briefe, wie auch die Zeugniſſe ſeiner Mitarbeiter beweiſen, mit welcher Luſt er in der heißen Arbeit ſtand. Er ſollte aber nicht durch ein langjähriges Wirken, ſondern durch fromme Ergebung in ſein Leiden und ſeinen frühen Tod, durch ſein feſtes Bekenntniß, es reue ihn nicht, nach Afrika gekommen zu ſein, wenn er auch ſo frühe ſterben müſſe, ein geſegneter Prediger der Gerechtigkeit werden. (S. Evang. Wochenblatt, Zürich 1881, Nr. 38.)

So viel von der Vergangenheit. Was die Zukunft bringen wird, das ſteht in der Hand des Herrn. Aber wir vertrauen auf ihn, daß er auch in unſerem Land und Volk fernerhin ſein Gnadenwerk ausrichten und an manches Herz noch den Ruf ſenden werde: „Folge mir nach und weide meine Schafe!“

Ein deutscher Freimissionar unter den Santals.

Wo giebt es nicht Deutsche! Im Morgenland, in Indien, in China, in Japan, ja auch in Afrika und in der Südsee — überall sind sie zu finden. Aber nicht alle machen ihrem ehrlichen deutschen Namen Ehre, noch weniger dem Christennamen, den sie oft nur tragen, wie der Wolf das Schafsfell. Oft muß man sich geradezu schämen, einem solchen in der Heidenwelt zu begegnen und von ihm als Landsmann begrüßt zu werden. Aber Gott sei Dank! es gibt auch Ausnahmen, und von einer solchen wollen wir unsern lieben Lesern etwas erzählen.

Es mag schon 13 Jahre oder länger her sein, daß Herr A. Hägert recht eigentlich als Abenteurer nach Indien kam, um „sein Glück zu machen." Und das hat er gemacht. Er hat das größte Glück gefunden, das einem Menschen zu theil werden kann: den Frieden der Sündenvergebung und dazu den Beruf — den apostolischen Beruf — eines Heidenmissionars. Zuerst hatte er eine Anstellung als Beamter bei der Regierung und zeichnete sich durch seine Unbescholtenheit und Treue, sowie durch seine Geschäftsgewandtheit und gewinnende Manieren so aus, daß seine Vorgesetzten ihn sehr lieb gewannen und ihn gewiß schnell befördert hätten zu höheren und einträglicheren Stellen, wenn er nicht schon seine Augen auf ein anderes Ziel gerichtet hätte. Es verlangte ihn je länger je mehr darnach, den Heiden das Evangelium zu predigen. Besonders fühlte er sich zu den Santals, jenem kräftigen, aber noch ziemlich wilden Bergstamme in Nordindien, hingezogen. Einem baptistischen Missionar theilte er seinen Herzenswunsch mit. Dieser freute sich, konnte dem guten Manne aber nicht eben zusprechen, denn Hägert hatte eine schwere Zunge, und es schien kaum möglich, daß er die schwere Sprache würde lernen können. Um ihn nicht zu verletzen, sagte der Missionar das aber nicht so gerade heraus, sondern wies nur darauf hin, wie schwer die Santalsprache zu lernen sei. Hägert aber meinte, Gott werde ihm schon helfen. Nun fieng der Missionar an, von den irdischen Verlusten zu reden, welche es

für ihn, den gutbesoldeten Regierungsbeamten, mit sich bringen würde, wenn er Missionar werden würde. Damit kam er aber bei unserem Hägert schlecht an. „Nach Geld verlangt mich nicht," rief er aus; „das Geld ist's nicht werth, daß man dafür lebt; aber Christo zu dienen und Seelen zu retten — das ist des Lebens und der Mühe werth. Was meinen Unterhalt betrifft, so bedarf ich nichts als Nahrung und Kleidung. Einstweilen habe ich noch Geld genug, um einige Jahre lang mich selbst versorgen zu können, und wenn das verbraucht ist, so wird Gott mich auch nicht stecken lassen." Endlich mußte nun der Missionar mit der Sprache herausrücken und Herrn Hägert erklären, er glaube, daß er wegen seiner stotternden Aussprache sich nie den Santals werde verständlich machen können. Der liebe Mann war wie niedergedonnert. Ach, wie gerne hätte er all sein Geld, ja seine rechte Hand oder sonst irgend etwas hergegeben, wenn er nur schon das Santali hätte sprechen können. Sein Herz war zu voll, als daß er weiter über die Sache hätte reden können. So suchte er denn die Einsamkeit auf und klagte dem Herrn sein Leid, der ja den Stummen das Band ihrer Zunge lösen und den Stotternden reinlich zu reden geben kann.

Einige Wochen waren darüber hingegangen. Da wollte Miss. Evans — so hieß derselbe — seinem Freunde eine kleine Freude machen und bat ihn daher, statt seiner in einem der Christenhäuschen eine Betstunde zu leiten. Freudestrahlend kehrte am nächsten Morgen Hr. Hägert im Missionshause ein und berichtete nun, wie er seither ohne Unterlaß zu Gott gefleht, Er möchte doch sein Gebrechen von ihm nehmen, wie aber keinerlei Besserung eingetreten sei, bis er gestern Abend sich mit den Brüdern zusammengethan, Gott einmüthig um diese Gnade anzurufen, und wie er nun fühle, daß er schon viel deutlicher sprechen könne als je zuvor. „Kommt es Ihnen nicht auch so vor?" Es war wirklich so, und nach einigen Monaten schon konnte er ganz nett mit den Santals sich unterhalten.

In eine Missionsgesellschaft einzutreten hatte er aber keine Lust. Es war ihm daher sehr lieb, sich an zwei Männer — Börresen und Skrefsrud — anschließen zu können, die schon seit einigen Jahren auch auf eigene Hand unter den Santals arbeiteten, und zwar mit großem Erfolg. Zwei Jahre lang blieb er bei ihnen; dann wurde es für gut befunden, daß er sein eigenes Werk für sich

besonders treibe. Eine Gegend, wo viele Santal-Dörfer liegen und wo noch keine anderen Missionare sich niedergelassen hatten, wurde ausgewählt, und da wohnte denn unser Landsmann anfangs in einem elenden Hüttlein, bis er ein schönes Stück Land erwerben und auf diesem sich ein Haus, ja sogar einen kleinen Betsaal erbauen konnte. Der Ort hieß Keiraboni. Am 1. April 1875 hatte er sich da niedergelassen und die Stätte Bethel genannt. Es schien aber anfangs, als wolle niemand etwas von ihm. Daß so ein fremder, weißer Mann aus purer Liebe sich da in ihrer Mitte soll angesiedelt haben, um ihnen Gutes zu thun, das glauben die Heiden nicht so leicht. Furcht und Mißtrauen sind immer ihre ersten Regungen. Wirkliche Liebe aber ist wie Sonnenschein. Der richtet gar bald aus, was kein Sturmwind zu stande bringen könnte. Oder kennt ihr die alte Fabel nicht, wie der Wind und die Sonne miteinander eine Wette eingiengen, wem es schneller gelingen würde, einem daherkommenden Wanderer seinen Mantel zu nehmen? Der Wind blies und blies, was er nur konnte. Aber immer fester hüllte sich der Reisende in seinen Mantel. Da hörte der Wind auf und die Sonne fieng an zu scheinen. Bald war der Mantel dem Reisenden zuviel, und die Sonne hatte die Wette gewonnen! Manche Leute wundern sich, warum denn die Engländer in Indien nicht mit Gewalt dem Götzendienst ein Ende machen, sie hätten ja die Macht dazu in Händen. Weit gefehlt! Die einzige Macht, welche aus den Heiden Christen machen kann, ist die Liebe. Und an dieser fehlte es unserm Hägert nicht; das läßt sich schon denken; an Gelegenheit zum Gutes thun aber auch nicht. Zunächst waren es die Kranken, deren er sich annahm. Einige aus der Ferne gekommene nahm er sogar in seine Wohnung auf und pflegte sie, bis es ihnen besser gieng. Das machte Eindruck. Bald fiengen die Heiden an zu fragen, wer denn der Gott sei, dem dieser ihr Freund und Wohlthäter diene; und schon am 15. Mai durfte Hägert die erste Frucht seiner Liebessaat in Empfang nehmen. Bolai, ein sogen. Mahadschan, der lesen konnte und schon Jahre lang sich mit der Bibel abgegeben, sich auch schon geweigert hatte, die übliche Steuer für die Dorfgötzen zu bezahlen — der faßte ein Herz zum Missionar und bekannte nun öffentlich seinen Glauben an Christum. Im Juli konnten 6 weitere Männer und 5 Frauen getauft werden. Einer von ihnen hatte den Uebertritt mit dem

Verlust seines Ackers, ein anderer sogar mit dem Verlust seiner Gattin zu bezahlen.

Seither hat sich die Arbeit bedeutend vergrößert. Auf der Station Bethel — „Gottes Haus" — ist jetzt ein kleines Lehrerseminar mit 14 Zöglingen eingerichtet und in 8 benachbarten Dörfern wird mit 80—90 Knaben Schule gehalten und die Bibel gelesen. Die ärztliche Thätigkeit geht auch immer fort; sogar ein kleines Hospital und eine Apotheke ist errichtet worden. Letztes Jahr wurden ungefähr 1500 Kranke behandelt. Zwei europäische Missionare, eine Lehrerin und nicht weniger als sieben eingeborne Gehilfen unterstützen den Gründer dieser Mission.

Unter seinen Bekehrten, die in mehr als 12 Dörfern zerstreut wohnen, befindet sich auch ein brahmanischer Oberpriester, der im Januar 1880, und ein zweiter, ebenfalls brahmanischer Priester, der am 26. Juni 1881 getauft wurde. Zwei andere Priester waren 1881 auch gläubig geworden, aber noch nicht getauft. Eine wahre Freude muß es gewesen sein zuzusehen, wie der eine von diesen seine steinernen Götzen in den Dreck warf, einen silbernen aber im Schmelztiegel einer Feuerprobe unterwarf, die der arme Tropf natürlich nicht bestehen konnte, und noch schöner, zuzuhören, wie derselbe Mann am Jahresfest der gräßlichen Göttin Kali laut den Herrn Jesum verkündigte, allen Schimpfreden und Steinwürfen der Feinde zum Trotz!

Weitere Einblicke in diese Mission und namentlich in die einflußreiche Wirksamkeit des Missionars als Arztes gewährt folgende kleine Geschichte, die Miss. Hägert in einem Traktätlein erzählt hat:

Der Dorfschulze von Kalipator ist ein wohlhabender und wohlangesehener Mann. Mit Miss. Hägert war er seit Jahren bekannt und hatte durch ihn auch etwas vom Heiland vernommen, ohne sich jedoch zu ihm zu bekennen. Das jährliche Fest der abscheulichen Göttin Kali kommt herbei; er aber trifft keine Vorbereitungen dazu. Sein Weib erinnert ihn daran, er aber erklärt, er werde der Kali nie wieder einen Dienst thun, sie sei ein Holzklotz, der weder sehen, hören noch reden oder die Vögel verjagen könne, die sich auf ihm niederlassen, ein Holzklotz, an dem die Ameisen fressen! Die Frauen sind aber konservativ. „Unsere Väter haben sie doch von jeher angebetet, und alles verdanken wir ihr. Wenn du die Kali beleidigst, so verlasse ich das Haus, denn sie wird nicht verfehlen,

dasselbe mit allerlei Krankheit heimzusuchen. Wehe dem, der ihren Zorn auf sich geladen hat! Um meine Kinder zu retten, will ich sie fortnehmen und zu meiner Mutter gehen." Der Dorfschulze schlug nun vor, das Götzenbild ins Feuer zu werfen, damit man sehe, ob es sich selbst helfen könne oder nicht; sein Weib glaubte, er habe den Verstand verloren und drang mit Flehen in ihn, doch etwas so Schreckliches nicht zu thun. Was sollte er machen? Er war erleuchtet genug, um Kali zu verachten, aber nicht genug, um seiner Frau den Heiland anzupreisen; auch nicht stark genug, um auf alle Gefahr hin nach seiner Ueberzeugung zu handeln. So gab er denn nach und fieng an, die Vorbereitungen für das Götzenfest zu treffen.

Da kam Bolai, der oben erwähnte Bekehrte, an seinem Hause vorbei, sah, was darin vorgieng und rief dem Hausherren zu: „Was! du bist doch gescheidt genug, um der Kali nicht länger zu opfern?" — „Ja freilich," erwiderte jener, „aber mein Weib fürchtet sich vor ihr und droht mich zu verlassen, wenn ich ihr nicht willfahre." Der Christ schüttelte den Kopf und meinte, das sei nicht recht; wer den Götzen opfere, der sündige wider Gott, und Gott lasse sich das nicht nur so gefallen. Der arme Mann aber sagte nichts mehr, sondern that seinem Weib den Willen. Das Götzenopfer wurde gebracht, das Fest gefeiert. Drei Monate später kam eine Seuche ins Land; sie kam auch nach Kalipator; ja auch ins Haus des Dorfschulzen. Ein Kind starb schnell; das zweite war in Todesgefahr. Die arme Mutter war in Verzweiflung, sie raufte sich das Haar, zerschlug sich die Brust und wehklagte laut, der Vater war ebenfalls sehr niedergeschlagen. Tag und Nacht beobachtete er das sterbende Kind, aber kein Hoffnungsstrahl wollte sich zeigen. Da erschien ein alter Freund aus dem benachbarten Ranga und meinte, man solle doch den Sahib (d. h. den Missionar) rufen, der habe vor einem Jahr sein Kind, das noch viel schlimmer daran gewesen, gesund gemacht; heute noch lebe es und sei so kräftig und munter als je. „Meinst du, es sei noch nicht zu spät?" fragte der Vater. „Wenn man den Sahib ruft, darf man immer noch hoffen; laß ihn nur schnell kommen!" erwiderte der Freund.

Die Sache war dem Schulzen zu wichtig, um sie durch einen Diener ausrichten zu lassen. So legte er denn Rock und Schuhe an, nahm seinen Stock und machte sich auf den Weg. Aber kaum hatte er das Haus verlassen, als ein alter Priester ihm begegnete,

für ihn, den gutbesoldeten Regierungsbeamten, mit sich bringen würde, wenn er Missionar werden würde. Damit kam er aber bei unserem Hägert schlecht an. „Nach Geld verlangt mich nicht," rief er aus; „das Geld ist's nicht werth, daß man dafür lebt; aber Christo zu dienen und Seelen zu retten — das ist des Lebens und der Mühe werth. Was meinen Unterhalt betrifft, so bedarf ich nichts als Nahrung und Kleidung. Einstweilen habe ich noch Geld genug, um einige Jahre lang mich selbst versorgen zu können, und wenn das verbraucht ist, so wird Gott mich auch nicht stecken lassen." Endlich mußte nun der Missionar mit der Sprache herausrücken und Herrn Hägert erklären, er glaube, daß er wegen seiner stotternden Aussprache sich nie den Santals werde verständlich machen können. Der liebe Mann war wie niedergedonnert. Ach, wie gerne hätte er all sein Geld, ja seine rechte Hand oder sonst irgend etwas hergegeben, wenn er nur schon das Santali hätte sprechen können. Sein Herz war zu voll, als daß er weiter über die Sache hätte reden können. So suchte er denn die Einsamkeit auf und klagte dem Herrn sein Leid, der ja den Stummen das Band ihrer Zunge lösen und den Stotternden reinlich zu reden geben kann.

Einige Wochen waren darüber hingegangen. Da wollte Miss. Evans — so hieß derselbe — seinem Freunde eine kleine Freude machen und bat ihn daher, statt seiner in einem der Christenhäuschen eine Betstunde zu leiten. Freudestrahlend kehrte am nächsten Morgen Hr. Hägert im Missionshause ein und berichtete nun, wie er seither ohne Unterlaß zu Gott gefleht, Er möchte doch sein Gebrechen von ihm nehmen, wie aber keinerlei Besserung eingetreten sei, bis er gestern Abend sich mit den Brüdern zusammengethan, Gott einmüthig um diese Gnade anzurufen, und wie er nun fühle, daß er schon viel deutlicher sprechen könne als je zuvor. „Kommt es Ihnen nicht auch so vor?" Es war wirklich so, und nach einigen Monaten schon konnte er ganz nett mit den Santals sich unterhalten.

In eine Missionsgesellschaft einzutreten hatte er aber keine Lust. Es war ihm daher sehr lieb, sich an zwei Männer — Börresen und Skrefsrud — anschließen zu können, die schon seit einigen Jahren auch auf eigene Hand unter den Santals arbeiteten, und zwar mit großem Erfolg. Zwei Jahre lang blieb er bei ihnen; dann wurde es für gut befunden, daß er sein eigenes Werk für sich

besonders treibe. Eine Gegend, wo viele Santal-Dörfer liegen und wo noch keine anderen Missionare sich niedergelassen hatten, wurde ausgewählt, und da wohnte denn unser Landsmann anfangs in einem elenden Hüttlein, bis er ein schönes Stück Land erwerben und auf diesem sich ein Haus, ja sogar einen kleinen Betsaal erbauen konnte. Der Ort hieß Keiraboni. Am 1. April 1875 hatte er sich da niedergelassen und die Stätte Bethel genannt. Es schien aber anfangs, als wolle niemand etwas von ihm. Daß so ein fremder, weißer Mann aus purer Liebe sich da in ihrer Mitte soll angesiedelt haben, um ihnen Gutes zu thun, das glauben die Heiden nicht so leicht. Furcht und Mißtrauen sind immer ihre ersten Regungen. Wirkliche Liebe aber ist wie Sonnenschein. Der richtet gar bald aus, was kein Sturmwind zu stande bringen könnte. Oder kennt ihr die alte Fabel nicht, wie der Wind und die Sonne miteinander eine Wette eingiengen, wem es schneller gelingen würde, einem daherkommenden Wanderer seinen Mantel zu nehmen? Der Wind blies und blies, was er nur konnte. Aber immer fester hüllte sich der Reisende in seinen Mantel. Da hörte der Wind auf und die Sonne fieng an zu scheinen. Bald war der Mantel dem Reisenden zuviel, und die Sonne hatte die Wette gewonnen! Manche Leute wundern sich, warum denn die Engländer in Indien nicht mit Gewalt dem Götzendienst ein Ende machen, sie hätten ja die Macht dazu in Händen. Weit gefehlt! Die einzige Macht, welche aus den Heiden Christen machen kann, ist die Liebe. Und an dieser fehlte es unserm Hägert nicht; das läßt sich schon denken; an Gelegenheit zum Gutes thun aber auch nicht. Zunächst waren es die Kranken, deren er sich annahm. Einige aus der Ferne gekommene nahm er sogar in seine Wohnung auf und pflegte sie, bis es ihnen besser gieng. Das machte Eindruck. Bald fiengen die Heiden an zu fragen, wer denn der Gott sei, dem dieser ihr Freund und Wohlthäter diene; und schon am 15. Mai durfte Hägert die erste Frucht seiner Liebessaat in Empfang nehmen. Bolai, ein sogen. Mahadschan, der lesen konnte und schon Jahre lang sich mit der Bibel abgegeben, sich auch schon geweigert hatte, die übliche Steuer für die Dorfgötzen zu bezahlen — der faßte ein Herz zum Missionar und bekannte nun öffentlich seinen Glauben an Christum. Im Juli konnten 6 weitere Männer und 5 Frauen getauft werden. Einer von ihnen hatte den Uebertritt mit dem

Verluſt ſeines Ackers, ein anderer ſogar mit dem Verluſt ſeiner Gattin zu bezahlen.

Seither hat ſich die Arbeit bedeutend vergrößert. Auf der Station Bethel — „Gottes Haus“ — iſt jetzt ein kleines Lehrerſeminar mit 14 Zöglingen eingerichtet und in 8 benachbarten Dörfern wird mit 80—90 Knaben Schule gehalten und die Bibel geleſen. Die ärztliche Thätigkeit geht auch immer fort; ſogar ein kleines Hoſpital und eine Apotheke iſt errichtet worden. Letztes Jahr wurden ungefähr 1500 Kranke behandelt. Zwei europäiſche Miſſionare, eine Lehrerin und nicht weniger als ſieben eingeborne Gehilfen unterſtützen den Gründer dieſer Miſſion.

Unter ſeinen Bekehrten, die in mehr als 12 Dörfern zerſtreut wohnen, befindet ſich auch ein brahmaniſcher Oberprieſter, der im Januar 1880, und ein zweiter, ebenfalls brahmaniſcher Prieſter, der am 26. Juni 1881 getauft wurde. Zwei andere Prieſter waren 1881 auch gläubig geworden, aber noch nicht getauft. Eine wahre Freude muß es geweſen ſein zuzuſehen, wie der eine von dieſen ſeine ſteinernen Götzen in den Dreck warf, einen ſilbernen aber im Schmelztiegel einer Feuerprobe unterwarf, die der arme Tropf natürlich nicht beſtehen konnte, und noch ſchöner, zuzuhören, wie derſelbe Mann am Jahresfeſt der gräßlichen Göttin Kali laut den Herrn Jeſum verkündigte, allen Schimpfreden und Steinwürfen der Feinde zum Trotz!

Weitere Einblicke in dieſe Miſſion und namentlich in die einflußreiche Wirkſamkeit des Miſſionars als Arztes gewährt folgende kleine Geſchichte, die Miſſ. Hägert in einem Traktätlein erzählt hat:

Der Dorfſchulze von Kalipator iſt ein wohlhabender und wohlangeſehener Mann. Mit Miſſ. Hägert war er ſeit Jahren bekannt und hatte durch ihn auch etwas vom Heiland vernommen, ohne ſich jedoch zu ihm zu bekennen. Das jährliche Feſt der abſcheulichen Göttin Kali kommt herbei; er aber trifft keine Vorbereitungen dazu. Sein Weib erinnert ihn daran, er aber erklärt, er werde der Kali nie wieder einen Dienſt thun, ſie ſei ein Holzklotz, der weder ſehen, hören noch reden oder die Vögel verjagen könne, die ſich auf ihm niederlaſſen, ein Holzklotz, an dem die Ameiſen freſſen! Die Frauen ſind aber konſervativ. „Unſere Väter haben ſie doch von jeher angebetet, und alles verdanken wir ihr. Wenn du die Kali beleidigſt, ſo verlaſſe ich das Haus, denn ſie wird nicht verfehlen,

wesen sein, warum die Engländer sie nicht getödtet und aufgefressen haben.

Was die europäischen Missionare betrifft, so ist Miss. Murray schon 1875 zurückgetreten; Chalmers, Beswick und Scott sind aber hinzugekommen.

Das Arbeitsgebiet ist in 3 Distrikte getheilt: im westlichen Theil ist die Murray-Insel das Hauptquartier, und von hier aus hofft man die überaus ungesunden Gegenden am Golf von Papua bearbeiten zu können, und zwar durch Eingeborne, welche in der zu diesem Zweck auf der Murray-Insel errichteten Anstalt erzogen werden sollen. Dann kommt die Mission am Ostkap, d. h. am äußersten Ende der Hauptinsel, und endlich Port Moresby, ebenfalls auf der Hauptinsel. Hieher ist im April v. J. Miss. Lawes von einem Erholungsaufenthalt in England zurückgekehrt, während Beswick wieder ausgetreten ist.

Die sichtbaren Erfolge sind natürlich noch ganz unscheinbar; ein Dialekt ist bearbeitet und einige Schulbücher sind darin abgefaßt worden, ein paar Heiden haben sich der Mission angeschlossen und scheinen erweckt zu sein; eine kleine Schule ist im Gang — das war bis vor kurzem alles.

Neuerdings ist in Port Moresby aber auch eine kleine Gemeinde gegründet worden und auch von allerlei andern, zunächst äußeren Fortschritten ist in den letzten Berichten die Rede. Auch ist ein neuer Distrikt, Maira, in Angriff genommen und zunächst in Delena, auf dem Wege dahin, ein Haus errichtet worden. Miss. Chalmers berichtet Ende Mai von hier aus: „Was für schrecklichen Unsinn könnte man über die mir hier zu theil gewordene Aufnahme schreiben! z. B.: ‚Heute Morgen kam alles zum Gottesdienst und hörte aufmerksam zu; alle Kinder kommen zur Schule so aufgeweckt und lernbegierig; kurz, die Aussichten sind glänzend.‘ In der Heimat würde man dann gleich hinzufügen: ‚die Leute bekehren sich, was für ein schneller Sieg!‘ Aber ach, es sind alles nur pure nackte Wilde, die von der Mission nichts anderes erwarten, als unaufhörliche Geschenke — an Tabak, Glasperlen und Aexten!“ — An nüchterner Einsicht in die wahre Sachlage und somit in seine Aufgabe fehlt es also diesem Missionar nicht. Uebrigens gelang es ihm, am genannten Ort den Ausbruch eines blutigen kriegerischen Zusammenstoßes zweier feindlichen Parteien durch sein ruhiges und

nach dem Zweck seiner Reise sich erkundigte und dann versicherte, so lange er im Lande sei, brauche man doch keinen Sahib zu rufen, ob er nicht helfen könne u. s. w. Der alte Heuchler! in einer schweren Krankheit hatte er selbst die Hilfe des Missionars angerufen und sich mit Erfolg von ihm behandeln lassen. Aber: „weß Brod ich eß, deß Lied ich sing" heißts bei diesen Leuten. Vom Betrug und Aberglauben leben sie, so müssen sie auch der Lüge dienen und der Wahrheit entgegentreten. Der Dorfschulze ließ sich denn auch überreden; der Priester kam ins Haus und fieng an seine Schastras (hl. Bücher) zu schwingen und Stellen daraus herzuleiern. Jenem Freund aus Ranga wollte das nicht gefallen; er wußte, daß der Brahmane selbst in der Noth zum Missionar seine Zuflucht genommen, und hielt ihm nun in bitteren Worten sein heuchlerisches Wesen und die Ohnmacht seiner Beschwörungen vor. Der Brahmane ließ sich jedoch nicht aus dem Konzept bringen, leierte weiter und erklärte schließlich, nachdem er seinen Hokuspokus beendigt hatte: „So, jetzt ist alle Gefahr vorüber; nach dem Sahib braucht man nicht mehr zu schicken." In der Nacht darauf aber starb das Kind. Schnell genug kam die Kunde hievon auch nach Ranga, wo beide, jener Freund des Dorfschulzen und der Priester, wohnten. Den ersteren kennen wir schon als einen Verächter des heuchlerischen Brahmanen und als einen Freund der Missionare. Jetzt rief er das halbe Dorf zusammen, erzählte den Leuten die ganze Geschichte und zog dann mit ihnen vor des Brahmanen Haus, um ihn zu schelten und zu verhöhnen. Er war furchtbar blamirt. Acht Tage lang wagte er es nicht, seine Wohnung zu verlassen oder irgend einen Besuch zu empfangen. Es war zu offenkundig geworden, daß er ein Betrüger, der Missionar aber ein Wohlthäter der Kranken sei; war doch kaum eine Familie im Dorf, die ihm nicht etwas zu danken hatte. Der Brahmane war sehr gedemüthigt. Aber das war nicht alles. Er wurde krank, die Todesfurcht packte ihn und zum zweiten Mal wandte er sich hilfesuchend an Miss. Hägert. Dieser wußte, was inzwischen vorgefallen war und empfieng den Aermsten mit einer Spottrede: „Du wirst doch nicht von mir Medicin wollen? Schwinge nur deine Schastras, und wenn das nicht hilft, so sauge an ihnen, und wenn auch das nicht wirkt, so siede sie aus, dann wird gewiß ihre Kraft zum Vorschein kommen; ich höre, daß du sie ja weit und breit den Kranken em-

wesen sein, warum die Engländer sie nicht getödtet und aufgefressen haben.

Was die europäischen Missionare betrifft, so ist Miss. Murray schon 1875 zurückgetreten; Chalmers, Beswick und Scott sind aber hinzugekommen.

Das Arbeitsgebiet ist in 3 Distrikte getheilt: im westlichen Theil ist die Murray-Insel das Hauptquartier, und von hier aus hofft man die überaus ungesunden Gegenden am Golf von Papua bearbeiten zu können, und zwar durch Eingeborne, welche in der zu diesem Zweck auf der Murray-Insel errichteten Anstalt erzogen werden sollen. Dann kommt die Mission am Ostkap, d. h. am äußersten Ende der Hauptinsel, und endlich Port Moresby, ebenfalls auf der Hauptinsel. Hieher ist im April v. J. Miss. Lawes von einem Erholungsaufenthalt in England zurückgekehrt, während Beswick wieder ausgetreten ist.

Die sichtbaren Erfolge sind natürlich noch ganz unscheinbar; ein Dialekt ist bearbeitet und einige Schulbücher sind darin abgefaßt worden, ein paar Heiden haben sich der Mission angeschlossen und scheinen erweckt zu sein; eine kleine Schule ist im Gang — das war bis vor kurzem alles.

Neuerdings ist in Port Moresby aber auch eine kleine Gemeinde gegründet worden und auch von allerlei andern, zunächst äußeren Fortschritten ist in den letzten Berichten die Rede. Auch ist ein neuer Distrikt, Maira, in Angriff genommen und zunächst in Delena, auf dem Wege dahin, ein Haus errichtet worden. Miss. Chalmers berichtet Ende Mai von hier aus: „Was für schrecklichen Unsinn könnte man über die mir hier zu theil gewordene Aufnahme schreiben! z. B.: ‚Heute Morgen kam alles zum Gottesdienst und hörte aufmerksam zu; alle Kinder kommen zur Schule so aufgeweckt und lernbegierig; kurz, die Aussichten sind glänzend.‘ In der Heimat würde man dann gleich hinzufügen: ‚die Leute bekehren sich, was für ein schneller Sieg!‘ Aber ach, es sind alles nur pure nackte Wilde, die von der Mission nichts anderes erwarten, als unaufhörliche Geschenke — an Tabak, Glasperlen und Aexten!“ — An nüchterner Einsicht in die wahre Sachlage und somit in seine Aufgabe fehlt es also diesem Missionar nicht. Uebrigens gelang es ihm, am genannten Ort den Ausbruch eines blutigen kriegerischen Zusammenstoßes zweier feindlichen Parteien durch sein ruhiges und

von den Loyalitäts-Inseln angefangen. Die Insel Darnley im Golf von Papua, sowie Tauau und Saibai wurden zuerst besetzt. Im September 1872 traf Miss. Murray mit 13 weiteren Lehrern aus der Südsee ein; 1874 schlossen sich Macfarlane und Lawes der Mission an und Frl. Baxter in Dundee schenkte ihr ein kleines Dampfschiff, den Ellengowan, der seither bei der Erforschung der fast unbekannten Küste von Südost-Neuguinea und zur Aufrechterhaltung einer regelmäßigen Verbindung der verschiedenen Missionsstationen untereinander wichtige Dienste geleistet, aber zugleich solche Unkosten verursacht hat, das man ihn verkauft und sich von Frl. Baxter nun ein Segelschiff gleichen Namens hat schenken lassen.

Von den eingebornen Lehrern sind bereits viele dem schlechten Klima oder der Wildheit der Landesbewohner zum Opfer gefallen: die Missionsgemeinden der Südsee haben aber immer neue Kräfte zur Verfügung gestellt, so daß jetzt auf 26 Stationen 28 solche Lehrer niedergelassen sind. Als die Ermordung jener Zehn in Kalo (März 1881) in Rarotonga bekannt wurde, gerade zur Zeit des jährlichen Missionsfestes daselbst, war alles tief bewegt; ein junger Mann aber stand auf und sagte: „Einige der Unseren sind in Neuguinea von den Heiden umgebracht worden. Es ist gut so; sie sind auf dem Schlachtfeld gestorben, im Dienste des Herrn. An ihre Stelle aber müssen andere treten. Hier bin ich, sendet mich für die Todten.“ Und einer von den Ueberlebenden in Neuguinea schreibt: „Ihr jungen Männer, denket an unsere Landsleute, Männer und Frauen, die in früheren Jahren von den Kannibalen der Neuhebriden getödtet und gefressen wurden. Haben sie umsonst ihr Leben gelassen? Gewiß nicht, denn wie viele dieser Insulaner haben seither das Evangelium angenommen! So wird es auch in Kalo gehen. Kalo wird auch noch das Evangelium annehmen.“ In Tahiti haben alle Zöglinge des Seminars sich freiwillig angeboten, nach Neuguinea als Ersatz zu gehn. Es mußte durchs Loos entschieden werden, wer gehen und wer bleiben sollte.

Die englische Regierung hat nun ein Kriegsschiff nach Kalo geschickt, und nach einem vergeblichen Versuch, den Hauptschuldigen Kuaipo gefangen zu nehmen, sind mehrere Eingeborne, welche mit ihren Speeren schon einige Matrosen verwundet hatten, getödtet worden, unter ihnen jener Kuaipo. Andere wurden gefangen und wieder frei gelassen. Sie werden ohne Zweifel sehr verwundert ge-

wesen sein, warum die Engländer sie nicht getödtet und aufgefressen haben.

Was die europäischen Missionare betrifft, so ist Miss. Murray schon 1875 zurückgetreten; Chalmers, Beswick und Scott sind aber hinzugekommen.

Das Arbeitsgebiet ist in 3 Distrikte getheilt: im westlichen Theil ist die Murray-Insel das Hauptquartier, und von hier aus hofft man die überaus ungesunden Gegenden am Golf von Papua bearbeiten zu können, und zwar durch Eingeborne, welche in der zu diesem Zweck auf der Murray-Insel errichteten Anstalt erzogen werden sollen. Dann kommt die Mission am Ostkap, d. h. am äußersten Ende der Hauptinsel, und endlich Port Moresby, ebenfalls auf der Hauptinsel. Hieher ist im April v. J. Miss. Lawes von einem Erholungsaufenthalt in England zurückgekehrt, während Beswick wieder ausgetreten ist.

Die sichtbaren Erfolge sind natürlich noch ganz unscheinbar; ein Dialekt ist bearbeitet und einige Schulbücher sind darin abgefaßt worden, ein paar Heiden haben sich der Mission angeschlossen und scheinen erweckt zu sein; eine kleine Schule ist im Gang — das war bis vor kurzem alles.

Neuerdings ist in Port Moresby aber auch eine kleine Gemeinde gegründet worden und auch von allerlei andern, zunächst äußeren Fortschritten ist in den letzten Berichten die Rede. Auch ist ein neuer Distrikt, Maira, in Angriff genommen und zunächst in Delena, auf dem Wege dahin, ein Haus errichtet worden. Miss. Chalmers berichtet Ende Mai von hier aus: „Was für schrecklichen Unsinn könnte man über die mir hier zu theil gewordene Aufnahme schreiben! z. B.: ‚Heute Morgen kam alles zum Gottesdienst und hörte aufmerksam zu; alle Kinder kommen zur Schule so aufgeweckt und lernbegierig; kurz, die Aussichten sind glänzend.‘ In der Heimat würde man dann gleich hinzufügen: ‚die Leute bekehren sich, was für ein schneller Sieg!‘ Aber ach, es sind alles nur pure nackte Wilde, die von der Mission nichts anderes erwarten, als unaufhörliche Geschenke — an Tabak, Glasperlen und Aexten!“ — An nüchterner Einsicht in die wahre Sachlage und somit in seine Aufgabe fehlt es also diesem Missionar nicht. Uebrigens gelang es ihm, am genannten Ort den Ausbruch eines blutigen kriegerischen Zusammenstoßes zweier feindlichen Parteien durch sein ruhiges und

muthvolles Auftreten zu verhindern, freilich nicht ohne sein eigenes Leben dabei aufs Spiel zu setzen. Er selbst erhielt einen Hieb auf den Kopf, mehrere Eingeborne wurden verwundet, ein paar Häuser zerstört; aber schließlich kam es doch zum Frieden ohne Verlust auch nur eines einzigen Menschenlebens! Miss. Chalmers schreibt darüber: „Durch allerlei Mühsal hindurch gelingt es uns doch, den Leuten begreiflich zu machen, für was wir eigentlich hier sind .... ich gehe unbewaffnet ins Dorf .... Was für eine Schaar von buntbemalten Dämonen! ich komme ins Gedränge und kann nicht hinaus. Stöcke und Speere rasseln um mich her; ich bekomme einen Schlag auf den Kopf .... mein alter Freund von Lavao bringt mich in Sicherheit .... Es würde die Leute wohl einschüchtern, wenn wir ihr Dorf bewaffnet betreten würden; aber dann wäre unsres Bleibens hier keine 24 Stunden. Unbewaffnet kann ich viel mehr ausrichten. Ich bin froh, daß ich mit beiden Parteien verkehren kann; man sieht daraus, daß sie gegen uns nichts haben .... Ich habe mit ihnen allen eine Versammlung im Dorf gehalten .... Mein Kopf thut mir etwas weh. Hätten sie mich getödtet, so wäre ich allein schuld gewesen, nicht die Eingebornen."

Solche Uneigennützigkeit verstehen auch die Wilden zu schätzen, und sie fangen an zu merken: Was der Missionar uns bringen will, ist — Maino, d. h. Friede!

Missions-Zeitung.

Afrika.

In Urambo ist am 24. Sept. der Londoner Miss. Williams infolge eines Sonnenstichs nach einem kurzen aber rasenden Fieberanfall bewußtlos gestorben. Miss. Griffith dagegen erholt sich wieder.

— Auf der anglikanischen Station Isandhlwana im Zululand wurden vom 1. Jan. bis 30. Sept. v. J. 45 Personen getauft, 3 begraben und ein Paar getraut. Miss. Johnson gewinnt immer mehr Einfluß auf den Häuptling Hlubi und dessen Leute. Die Schule ist in gutem Gang.

— Am 1. Dez. v. J. hatten die englischen Geistlichen Dr. Hole und W. Thompson eine „Audienz" beim gefangenen Zulu-König

Ketschwajo, dem sie namens eines englischen Mäßigkeitsvereins eine große Ziehharmonika, die er sich gewünscht hatte, überbrachten. In einem Begleitschreiben zu diesem Geschenk hatte jener Verein die Hoffnung ausgesprochen, daß Ketschwajo Gott, den großen Geber aller Güter, in Seinem Sohne Jesu Christo kennen lernen und so der größten Segnungen für Zeit und Ewigkeit theilhaftig werden möchte. Das erklärte ihm Dr. Hole noch näher und fügte hinzu, daß viele Christen, welche an die Macht des Gebetes glauben, Gott anflehten, daß er, Ketschwajo, sich bekehren möge; worauf der Gefangene erwiderte: das glaube er alles, er lerne auch lesen und hoffe soweit zu kommen, daß er selbst in der Bibel lesen könne. Dann erzählte Dr. Hole ihm die bekannte Geschichte, wie die Königin Viktoria einmal einem schwarzen Fürsten auf seine verwunderte Frage, woher sie all die Macht und den Reichthum habe, eine Bibel gezeigt und geantwortet habe: „Hier liegt das Geheimniß." Ketschwajo stimmte abermals bei und fügte hinzu, er hoffe auch die Bibel selbst zu lesen und nach ihren Lehren zu leben. Dann wurde von seiner bevorstehenden Reise nach England gesprochen, von der er sich Großes verspricht: die Königin werde seine Unschuld einsehen, ihn wieder einsetzen, und dann werde er ganz nach den Wünschen der Engländer regieren, sein Volk beglücken u. s. w. John Dunn tauge durchaus nicht für's Zulu-Land, denke nur an sich, suche nicht das Beste des Volkes u. s. w. Auf die Frage, ob er, falls er wieder zur Herrschaft kommen sollte, Missionare im Zulu-Land dulden und beschützen würde, erwiderte er, das habe er immer gethan und würde es auch in Zukunft thun; auch würde er nicht zugeben, daß eingeborne Christen verfolgt oder geplagt würden. Dr. Hole erhielt einen sehr günstigen Eindruck von der ungekünstelten Würde, Offenheit und Verstandesschärfe Ketschwajos und glaubt, daß seine Wiedereinsetzung die besten Folgen haben würde. Es ist wirklich merkwürdig, wie dieser alte Heuchler den leichtgläubigen Engländern — durch seine Unverfrorenheit — immer wieder imponirt!

— Ueber die baptistische Mission am Kongo haben wir allerlei nachzutragen. Am 25. April trafen Comber, Bentley und Hartland nach dreimonatlicher Abwesenheit wieder in San Salvador ein, wo sie vom Volk und König mit großer Herzlichkeit, ja mit Enthusiasmus begrüßt wurden. Von den 4 inzwischen eingetroffenen portugiesischen Priestern kamen zwei sogleich, um ihre protestantischen Kollegen „willkommen" (!) zu heißen. Sie alle sind sehr unpopulär, sollen ihre Träger zu erschießen gedroht haben, ihre Diener schlagen, schlecht zahlen u. s. w. Auch der König ist trotz der kostbaren Geschenke, die sie ihm gebracht, gar nicht für sie begeistert. In der Messe war er bis dahin nur einmal gewesen und hatte sich geweigert, ein zweites-

mal daran Theil zu nehmen, weil da ja nichts gelehrt werde. Das Volk aber klagte: „Statt Versammlungen zu halten und uns jeden Sonntag etwas Neues aus Gottes Wort zu lehren und uns den Weg zum Himmel zu zeigen, wie ihr thut, reden sie allerlei in einer Sprache, von der wir kein Wort verstehen." Die katholischen Missionare ihrerseits hatten dem Volk erklärt, die Protestanten seien nichts, weil sie keine Priesterkleider trügen, nicht (Kinder) tauften und „Gott," d. h. das Krucifix, nicht bei sich hätten. Ja, den König warnten sie schriftlich vor dem evangelischen Gottesdienst; wenn er den besuche, könne er nicht selig werden u. s. f. — was ihn deßwegen besonders empörte, weil erst Tags zuvor die 4 Priester zugleich mit ihm von den protestantischen Missionaren waren bewirthet worden. Jedenfalls haben letztere den Vorsprung vor jenen voraus, daß sie die Landessprache verstehen und das Vertrauen des Volkes genießen. Die Portugiesen verachten die Eingebornen und verstehen es nicht, mit ihnen gemüthlich zu verkehren. Wenn sie's versuchen, so kommt's heraus, „wie wenn ein Flußpferd Luftsprünge machen oder eine Eule lustig sein wollte." Die 3 Baptisten blieben 3 Wochen in San Salvador, der König besuchte aber keinen ihrer Gottesdienste, anfangs mit der Entschuldigung, er sei unwohl, endlich aber mit der Erklärung, wenn er den protestantischen Gottesdienst besuche, müsse er auch zum katholischen gehen. In Wahrheit fürchtete er sich vor den portugiesischen Soldaten und besorgte, daß, wenn er nicht die äußerste Vorsicht anwende, es wegen Congo zu einem Krieg zwischen England und Portugal kommen könne! Von sonstigen Leuten waren etwa 100 bei den protestantischen, 30 bei den katholischen Gottesdiensten. Von den vornehmsten Männern war nur Einer für die Katholiken. Auch die protestantische Schule und Sonntagsschule wurde nach wie vor gut besucht. Die Missionare waren daher sehr im Zweifel, ob es recht sein würde San Salvador ganz aufzugeben. Sie legten dem König die Frage vor, und nach drei Tagen erklärte er: „Wenn ihr uns verlasset und wir am Tage des Gerichts nicht zur Rechten Gottes zu stehen kommen, wer wird die Schuld davon haben? nicht ihr, die ihr uns wohl ein wenig gelehrt, dann aber uns verlassen hattet? Wenn der Arzt den Kranken mitten in seiner Krankheit verläßt, so stirbt er. Er muß bei ihm bleiben, bis er ganz gesund ist." Das gab den Ausschlag, und Miss. Hartland blieb in San Salvador, während die beiden anderen nach Mussuka zurückkehrten. Am Sonntag darauf erschien Dom Pedro V. wirklich beim protestantischen Gottesdienst. Nach neueren Berichten geht er einen Sonntag zu den Protestanten, den anderen zu den Katholiken, läßt auch alle Sonntag die portugiesische Fahne aufziehen, schickt einen seiner Söhne zu den Priestern in die Schule,

den anderen zu Miss. Hartland! Sein Herz scheint auf Seiten des letzteren zu sein, jene aber haben gedroht, wenn er als „katholischer König" die Messe nicht besuche, werden Soldaten aus Loanda kommen und ihn absetzen. Er ist schwach und unzuverlässig. Das Volk ist getheilt. Einige sind neutral und suchen von beiden Parteien Nutzen zu ziehen. Die Schule hat bedeutend abgenommen, doch sind gerade die begabtesten Schüler geblieben, und all die Männer und jungen Leute, welche von Anfang an als die hoffnungsvollsten erschienen, sind den Protestanten treu geblieben. Mehrere Knaben aus vornehmen Familien sind ganz in Hartland's Haus als Pensionäre. Doch wird seine Lage eine immer peinlichere, und es fragt sich, ob er wird bleiben können. Die anderen Missionare haben nun in Mussuka ein Depot errichtet und sich in Isandschila und Mbu oder Manjanga bei den Ntombo-Fällen festgesetzt. Am letzteren Ort hat H. Stanley ein Depot, das von der Missionsniederlassung nur durch einen Bach getrennt ist. Der Landweg von Isandschila nach Mbu geht durch das Land der Basundi, die sehr feindselig sind. Begegnen sie einem in kleinen Schaaren, so laufen sie davon, sind sie zahlreicher, so überfallen und berauben sie einen. Die Missionare geben daher dem gefährlichen und beschwerlichen Wasserweg den Vorzug. „Die Gefahren des Wassers sind weniger schrecklich als die Menschen."

Bei Mbu jedoch sind die Eingebornen freundlich, ganz anders als die Basundi. Ihre erste Frage war: „Kaufet ihr Sklaven?" und das Nein beruhigte sie vollständig. Leider sind aber auch hier am Congo schon die Katholiken den Protestanten energisch entgegengetreten. In Mbu trafen letztere den Père Augouard, der gerade von Stanley Pool kam und erklärte, dort dürften nur Franzosen sich niederlassen — natürlich infolge dessen, daß Savorgnan de Brazza das Gebiet zwischen dem Ogowe, Congo und Elima für Frankreich „in Besitz genommen" hat! Ferner hört man von einem portugiesischen Kanonenboot „Bengo", das bis Noki hinaufgefahren ist und drei europäische Häuser für die katholische Mission in San Salvador mitgebracht hat, für welche 1200 Träger gesucht werden; auch von zwei belgischen Handelsgesellschaften, welche an der von Stanley gebauten Straße „Häuser" gründen wollen. Mitte Oktober wurde Miss. Crudgington, der in England gewesen war, und der neu ausgesandte Miss. Dixon am Congo erwartet. Demnächst sollen 6 weitere Missionare ausgesandt werden, zu deren Ausrüstung und Reisekosten begeisterte Freunde bereits das Nöthige gegeben haben. Ueberhaupt wird diese neue Mission immer noch, wie von Anfang an, mit großer Liebe und Aufopferung von den Baptisten betrieben. Aber auch solche, die nicht zu ihrer Gemeinschaft gehören, darunter ein anglikanischer Geistlicher, haben dazu beige-

steuert. Wir glauben nicht, daß das alles nur Strohfeuer ist.

— Im Oktober 1879 beschloß die Bostoner Missionsgesellschaft, in Bihe und dem Gebiet des Kuanza eine neue Mission zu eröffnen. Am 13. Oktober 1880 landeten die drei ersten Missionare, Bagster, Sanders und Miller, in St. Philip, dem Hafen von Benguela, wo etwa 200 Weiße und 400 Eingeborne wohnen. Hier trafen sie die Vorbereitungen zur Reise ins Innere. Die portugiesischen Behörden waren sehr höflich, manche Kaufleute erwiesen ihnen viel Freundlichkeit. Trotzdem hatten sie große Mühe, Träger zu erhalten und konnten erst am 9. März 1881 aufbrechen. Dieser lange Aufschub war aber in mehrfacher Weise nützlich gewesen. Sanders und Miller hatten schon etwas von der Landessprache verstehen gelernt. (Bagster war durch wiederholte Fieberanfälle am Studiren gehindert gewesen.) Dazu hatten die Eingebornen einiges Zutrauen zu ihnen gewonnen und glaubten nicht mehr, daß sie nur als Pioniere einer amerikanischen Kolonie und darauf folgenden Eroberung gekommen seien, wenn gleich sie ihre wahren Absichten noch lange nicht verstehen konnten. Jedenfalls hatten sie sich in dieser Wartezeit einen so guten und weitreichenden Ruf erworben, daß der König von Bihe ihnen seinen „Staatssekretär" entgegenschickte, um sie willkommen zu heißen und ihnen seine Gastfreundschaft anzubieten. Am 28. März kamen sie in Bailunda an. Bagster auf einem Ochsen reitend, die beiden anderen theils in sog. Tepoias getragen, theils zu Fuß. Ihr Gepäck und Geld, d. h. Tauschartikel ꝛc., wurde von 7 Eseln und 60 Menschen getragen. Die ganze Karawane bestand aus 95 Personen. Der König Quiqui nahm sie sehr freundlich auf. Sanders und Miller blieben einstweilen bei ihm, Land und Leute studirend, während Bagster an die Küste zurückkehrte, um von dort aus die Expedition mit neuen Vorräthen an Zeug (statt des Geldes) zu versehen. Nach seiner Rückkehr brachen alle drei am 29. Juli von Bailunda nach Bihe auf. Von Amerika aber wurden ihnen der Handwerksbruder Walter mit Frau und der Arzt Dr. Nichols, ebenfalls mit Frau, zu Hilfe gesandt. Soweit schien alles gut zu gehen. Nach den neuesten Briefen (von Ende August) ist es den Brüdern aber nicht gelungen, nach Bihe zu kommen; sie haben zum König von Bailunda zurückkehren müssen, der sie nun ganz als „*seine* Weißen" betrachtet und in seiner Nähe festzuhalten sucht. Jener Gesandte des Königs von Bihe hatte *gegen* die Missionare intriguirt und, als sie schon nicht fern von ihrem Ziel waren, die Weiterreise verhindert und sie zur Umkehr genöthigt. Der König von Bailunda scheint dahinter zu stecken. Diese afrikanischen Majestäten sind eben für unsereinen unberechenbar und handeln aus Motiven, welche nur nach längerer Bekanntschaft mit ihnen und allen Landesverhältnissen ver-

ſtanden werden können; weßwegen ja manche Reiſende ſchon den Grundſatz aufgeſtellt haben: um das Rechte zu treffen, müſſe man in Afrika immer ſo ziemlich das Gegentheil von dem glauben und thun, was die Eingebornen, namentlich die „Könige," einem ſagen oder rathen.

Einſtweilen bleiben nun die amerikaniſchen Miſſionare in Bailunda, legen dort ihre erſte Station an, bauen ein Haus, lernen die Sprache, machen Freundſchaft mit den Eingebornen und warten auf die weitere Leitung des Herrn.

— Was das zweite neue Unternehmen der Boſtoner Miſſionsgeſellſchaft in Afrika betrifft, welches auf das Reich Umſila's (in Südoſt-Afrika) gerichtet iſt, ſo iſt es nach Pinkerton's Tod (10. Nov. 1880) ſeinen beiden Kollegen Richards und Jourdan gelungen, an das von jenem nicht erreichte Ziel zu gelangen und Umſila's Erlaubniß zur Errichtung von Miſſionsſtationen zu erhalten.

Sumatra.

Die Rheiniſche Batta-Miſſion auf Sumatra hat im v. J. zwei große Fortſchritte erlebt. Der eine iſt die Einführung einer ſorgfältig ausgearbeiteten, ganz den örtlichen Verhältniſſen und der gegenwärtigen Entwicklungsſtufe dieſer Miſſion angepaßten Gemeinde-, Kirchen- und Synodalordnung, welche darauf abzielt, ſelbſtſtändige Gemeinden zu erziehen, die ſich ihre eigenen Prediger wählen und dieſe dann auch ſelbſt beſolden. Der andere iſt die Anlage der erſten Station, Balige, am Ufer des Toba-Sees, d. h. das Betreten eines neuen, großen und wichtigen Arbeitsfeldes. Das kaum erbaute Miſſionshäuschen iſt freilich ſchon in der Nacht des 12. Sept. angezündet und ſammt allem Eigenthum der Miſſionare Pilgram und Keſſel verbrannt worden, jedoch nicht von den ortsangehörigen Eingebornen, ſondern von unbekannten Fremden, die noch nicht ermittelt ſind. Die Häuptlinge des Orts ſind vielmehr die treuen Beſchützer der Miſſionare und haben ihnen alle mögliche Freundlichkeit erwieſen. Ja das ganze Benehmen der Eingebornen bei dieſer Gelegenheit hat den Brüdern ſolche Freude gemacht, daß ſie dadurch reichlich über allen Schreck und Verluſt getröſtet ſind.

Indien.

In Widſchajanagaram im Telugu-Land beſteht ein Gymnaſium, welches der frühere ſehr wohlthätige und bildungsfreundliche Radſcha gegründet hat. Hier dürfen auch Londoner Miſſionare Bibelſtunden und Vorträge halten. Der jetzige Radſcha iſt ein viel ſtrengerer Hindu als ſein Vater, aber noch aufgeklärter, weniger abergläubiſch und ein großer Freund von Büchern, gelehrten Disputen u. dgl. Mit ſeinen heidniſchen Hoftheologen führt er oft philoſophiſche und religiöſe Geſpräche. Von Jeſu denkt er hoch, und einmal hat er zu Miſſionar Goffin geſagt: „Ich habe meine Anſichten ſchon mehr als einmal

geändert, am Ende werde ich noch ein Christ." Dennoch war es dem Missionar eine gar freudige Ueberraschung, als er neulich einen Vortrag über das Thema: „Nach dieser Welt — was dann?" hielt, den jungen Radscha und mehrere Höflinge unter seinen Zuhörern zu erblicken. Ja, nach dem Vortrag unterhielt sich noch der hohe Herr eingehend mit dem Redner über alles Gehörte und übersetzte einiges davon für diejenigen seiner Begleiter, welche nicht gut Englisch verstanden.

— Miss. Miller in Madras berichtet von einem seiner frühern Schüler, einem Brahmanen, der einige Jahre in einer Missionsschule nördlich von Madras angestellt war und sich jetzt hat taufen lassen. Das Erfreulichste dabei ist der Umstand, daß seine früheren Kastengenossen ihn nicht im mindesten verfolgen, er vielmehr ruhig in seinem Hause, mitten im Brahmanenquartier wohnen darf, wie zuvor. Auch wurde infolge dieses Uebertrittes die Missionsschule nicht entvölkert, wie sonst zu geschehen pflegte, obgleich eine Regierungsschule ganz in der Nähe ist und es nicht an Versuchen gefehlt hat, die Missionsschüler in diese hinüberzulocken.

— Der „Nonconformist" erzählt von 3 Frauen und 12 Männern, welche in der Gegenwart von mehr als 1000 Wallfahrern in den berühmten Dschagannath-Tempel zu Puri eingedrungen sein sollen, um das Götzenbild zu zerstören. Der eine sei dabei ums Leben gekommen, die andern zu drei Monat Gefängniß verurtheilt worden. Sie gehören einer Sekte an, welche erst seit 1864 zu existiren scheint, den Götzendienst bekämpft, besondere Offenbarungen von einem menschgewordenen Gott erhalten zu haben glaubt, für ihre Kranken keine Arznei braucht, aber sehr schmutzige Gewohnheiten haben soll.

— Am 9. Dez. v. J. sollen fast sämmtliche Zöglinge der medicinischen Schule in Lahor, d. h. 210 junge Hindus, Sikhs und Muhammedaner zum Brahma Samadsch übergetreten sein — wer's glaubt!

— Nach ihrem letzten Bericht haben Börresen und Skrefsrud in Santalistan jetzt 2892 Bekehrte, von denen 157 (Erwachsene) v. J. 1880 — 1881 getauft wurden. Außerdem haben sie eine christliche Santal-Kolonie in Assam, welche 160 Seelen in 42 Familien zählt. Gegenwärtig weilt Skrefsrud in seiner Heimat Norwegen, wo er, von Frau Börresen unterstützt, für seine Mission Freunde wirbt. Auch das übrige Skandinavien und England wollen die beiden bereisen.

Bücherschau.*)

Mission Life in Greece and Palestine. By Mrs. *Emma R. Pitman.* Cassell, Petter, Galpin & Co. London, Paris & New-York.

Ein geschickt gearbeitetes Buch, das, in den Lebenslauf der bekannten Amerikanerin Frl. Baldwin hineingewoben, Land und Leute in Griechenland und Palästina recht anschaulich schildert, dazu eine Menge ziemlich guter Holzschnitte bietet und in einem Anhang ausführlicher von der Lehre und den Gebräuchen der griechisch-orthodoxen Kirche, von den englischen und amerikanischen Missionen im Orient, sowie vom gegenwärtigen Zustand und den Zukunftsaussichten Palästina's handelt. Frl. Baldwin hat 42 Jahre lang als Missionarin der protestantisch-bischöflichen Kirche von Amerika zuerst in Athen, dann in Jaffa gewirkt. Jungen Leuten, die gern englisch lesen, ist das hübsche Buch recht zu empfehlen.

Herrmann Mögling. Ein Missionsleben in der Mitte des Jahrhunderts, erzählt von Dr. H. Gundert. Calw und Stuttgart. Verlag der Vereinsbuchhandlung. schön geb. 4 Mk.

Wer von der Basler Mission in Indien etwas weiß, der hat auch schon von Dr. Mögling gehört. Wenigen aber dürfte bekannt sein, wie viel dieselbe ihm zu verdanken hat. Diese Biographie, obschon von liebender Freundeshand geschrieben, ist kein Heiligenbild, überhaupt in keiner Weise eine Verherrlichung dessen, den sie meist in seinen eigenen Worten die Geschichte seines Jugendlebens, seiner Bekehrung, seines Hoffens, Wirkens, Liebens und Leidens erzählen läßt, und doch ist aus ihr deutlich zu erkennen, was Gott uns in diesem Manne geschenkt hatte. Ein ewiger Hoffer und Luftschloß-Baumeister, ein unverbesserlicher „busybody" (Vielgeschäftiger), leichtgläubig und unvorsichtig, stürmisch und in wahrem „Arbeitszorn" sich selbst verzehrend — ist dieser von vielen für gewaltthätig und eigenliebig gehaltene Mann doch gegen seine Pfleglinge und gegen alle, an denen er zu arbeiten hatte, voll zärtlicher Liebe, voll eingehender Sorgfalt und selbstaufopfernder Hingabe gewesen, überall mit vollen Händen Samen ausstreuend für eine ewige Ernte und auch zu den Verachtetsten und Undankbarsten sich freundlich herablassend. „Um das Rechthaben ist's mir nicht zu thun; aber ich möchte das Rechte haben." „Wenn Gott sich nicht königlich groß im Vergeben zu mir herabgelassen hätte, was wäre aus mir geworden!" „Ich kenne niemand, welcher so viel Einfluß erleidet von den nächsten Personen und Umständen als ich. Wiederum ist da

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Japanische Landschaft.

gebildet und neben den verschiedenen Verwaltungsausschüssen dem kirchlichen Organismus eingefügt wurde.

Nicht so leicht war der Beschluß über die weiter zu unternehmenden Schritte, doch richteten sich die Blicke sofort auf Südafrika, wo schon mehrere französische Schweizer im Dienst der Pariser Mission ihr Arbeitsfeld gefunden hatten. Vorerst widmete sich Berthoud in Edinburgh und Paris noch medizinischen Studien, und Creux erhielt, nachdem er eine Zeitlang unter den französischen Kriegsgefangenen in Deutschland gewirkt hatte, zunächst einen Evangelistenposten im Waadtlande selbst. Da kam im Oktober 1871 von einem der mit der Pariser Gesellschaft verbundenen Schweizer Brüder ein dringender Hilferuf um mehr Arbeiter für die Basuto-Mission. Das schien ein Wink vom Herrn. Man setzte sich sofort mit der Pariser Mission in Verbindung, und schon am 30. November war die Uebereinkunft fertig, daß Creux und Berthoud der Pariser Mission vorerst als Gehilfen geliehen, nichts desto weniger aber von ihrer Heimatkirche ausgestattet, ausgesandt und unterhalten werden sollten. Beide Theile wahrten sich dabei die volle Freiheit, diese vorläufige Arbeitsgemeinschaft in brüderlicher Liebe auch wieder lösen zu dürfen; die waadtländische Freikirche namentlich war keineswegs gesonnen, durch diese zeitweise Ueberlassung ihrer Sendboten an die Pariser Gesellschaft auf die spätere Gründung einer eigenen, selbständigen Mission zu verzichten.

Der getroffenen Uebereinkunft folgte rasch die That. Creux, in der Kirche von Lausanne feierlich zum Predigtamt geweiht, reiste, nachdem er sich zuvor noch verheirathet hatte, zuerst an seinen Bestimmungsort ab, den er im Mai 1872 erreichte. Berthoud mit seiner jungen Gattin folgte einige Monate später und traf im März 1873 im Basuto-Lande ein.

Schon vor der Ankunft seiner waadtländischen Brüder war indeß Miss. Mabille mit dem weit im Nordosten wohnenden Basuto-Stamm der Bapedi in Berührung gekommen, dessen König Sekukuni damals noch in ungebrochenem Trotz seine Herrschaft behauptete. Einige junge Leute dieses Volkes hatten Mabilles Normalschule in Morija besucht und in ihm das Verlangen geweckt, ihrer Heimat Prediger des Evangeliums senden zu können. Im Geist hatte er dieses Arbeitsfeld bereits den zwei neu angekommenen Schweizern zugetheilt, und da sämmtliche Brüder damit einverstanden waren,

Die
waadtländische Mission in Transvaalien.

Es ist ein noch junges Pflänzlein, von dem wir uns zu berichten anschicken, aber ein Pflänzlein, gepflegt mit so viel Liebe und Hingebung, begossen mit so viel Thränen und durch Gottes sichtbaren Segen schon so reich an lieblichen Früchten, daß es mit Recht unsere Theilnahme in Anspruch nimmt. Von besonderem Interesse dürfte seine Geschichte manchem Leser auch durch die Schlaglichter sein, welche sie auf die Zustände des in letzter Zeit von der Tagespresse so viel besprochenen Transvaal-Landes wirft. Dies möge als Entschuldigung dienen, wenn wir zum Beginn etwas weit ausholen.

1. Gründung der Mission.

Bis zum Jahre 1869 hatte die waadtländische Freikirche als solche sich nicht mit der Heidenmission befaßt, obschon ihre meisten Glieder warmen Antheil an der großen Reichssache unseres Herrn nahmen und mehrere der schon bestehenden Missionsgesellschaften, namentlich die von Basel und Paris, sowie die Missionen der Brüdergemeinde, kräftig unterstützten. Seit einiger Zeit schon hatten indeß manche dieser Geber den stillen Wunsch gehegt, auch eine eigene Mission zu haben, als im Mai 1869 eine Aufforderung hiezu plötzlich in unerwarteter Weise an sie herantrat. Zwei Studenten der freikirchlichen theologischen Schule in Lausanne nämlich, Ernst Creux und Paul Berthoud, richteten an die gerade versammelte Synode die Bitte, ihre Kirche möchte eine eigene Heidenmission gründen und stellten sich ihr für eine solche zur Verfügung. Dieser Vorschlag fand solchen Anklang in der Synode, daß noch im September desselben Jahres ein bleibender Missionsausschuß

gebildet und neben den verschiedenen Verwaltungsausschüssen dem kirchlichen Organismus eingefügt wurde.

Nicht so leicht war der Beschluß über die weiter zu unternehmenden Schritte, doch richteten sich die Blicke sofort auf Südafrika, wo schon mehrere französische Schweizer im Dienst der Pariser Mission ihr Arbeitsfeld gefunden hatten. Vorerst widmete sich Berthoud in Edinburgh und Paris noch medizinischen Studien, und Creux erhielt, nachdem er eine Zeitlang unter den französischen Kriegsgefangenen in Deutschland gewirkt hatte, zunächst einen Evangelistenposten im Waadtlande selbst. Da kam im Oktober 1871 von einem der mit der Pariser Gesellschaft verbundenen Schweizer Brüder ein dringender Hilferuf um mehr Arbeiter für die Basuto-Mission. Das schien ein Wink vom Herrn. Man setzte sich sofort mit der Pariser Mission in Verbindung, und schon am 30. November war die Uebereinkunft fertig, daß Creux und Berthoud der Pariser Mission vorerst als Gehilfen geliehen, nichts desto weniger aber von ihrer Heimatkirche ausgestattet, ausgesandt und unterhalten werden sollten. Beide Theile wahrten sich dabei die volle Freiheit, diese vorläufige Arbeitsgemeinschaft in brüderlicher Liebe auch wieder lösen zu dürfen; die waadtländische Freikirche namentlich war keineswegs gesonnen, durch diese zeitweise Ueberlassung ihrer Sendboten an die Pariser Gesellschaft auf die spätere Gründung einer eigenen, selbständigen Mission zu verzichten.

Der getroffenen Uebereinkunft folgte rasch die That. Creux, in der Kirche von Lausanne feierlich zum Predigtamt geweiht, reiste, nachdem er sich zuvor noch verheirathet hatte, zuerst an seinen Bestimmungsort ab, den er im Mai 1872 erreichte. Berthoud mit seiner jungen Gattin folgte einige Monate später und traf im März 1873 im Basuto-Lande ein.

Schon vor der Ankunft seiner waadtländischen Brüder war indeß Miss. Mabille mit dem weit im Nordosten wohnenden Basuto-Stamm der Bapedi in Berührung gekommen, dessen König Sekukuni damals noch in ungebrochenem Trotz seine Herrschaft behauptete. Einige junge Leute dieses Volkes hatten Mabilles Normalschule in Morija besucht und in ihm das Verlangen geweckt, ihrer Heimat Prediger des Evangeliums senden zu können. Im Geist hatte er dieses Arbeitsfeld bereits den zwei neu angekommenen Schweizern zugetheilt, und da sämmtliche Brüder damit einverstanden waren,

dieser Distrikt ein überaus geeigneter Mittelpunkt für ein weithin ausdehnbares Werk, denn südöstlich von den Spelunken wohnen in geringer Entfernung etwa 12,000 Bamaletsi; im Süden wimmelt der Bezirk von Motjatje von Makwaba-Kafiren und dehnen sich weiter hin die Wohnsitze der Bapedi aus; im Norden hat das in eine Anzahl noch selbständiger Reiche zerfallende Basuto-Volk der Bawenda das Zoutpansgebirge nebst der dasselbe begrenzenden Ebene bis zum Limpopo hin inne und winkt jenseits des Limpopo ein neues Arbeitsfeld sowohl unter den Banyai als unter den aus dem Zoutpansgebirge verdrängten Makwaba, deren König Umsila jetzt einer der mächtigsten Häuptlinge der Amatonga-Kafiren ist.

Dankbar für die erhaltenen Winke, kehrten die beiden Reisenden ins Basuto-Land zurück, um den dortigen Brüdern und den heimischen Kommitteen zu berichten. Die nächste Frage war nun, welche der beiden Missionsgesellschaften, ob die von Paris oder die von Lausanne, die neu zu gründende Station übernehmen wolle? Das entscheidende Wort hierüber sollte merkwürdiger Weise nicht von den heimischen Leitern des Werkes gesprochen werden, sondern von den Behörden in Prätoria, die den Missionaren im Basuto-Land den unerwarteten Bescheid zugehen ließen, daß sie sich der Gründung einer Mission in Transvaal zu enthalten hätten. Aus dem Wortlaut dieses Dokuments schien indeß hervorzugehen, daß damit nur die Pariser Brüder gemeint seien; so wurde denn sofort die seitherige Verbindung beider Gesellschaften gelöst und von waadtländischer Seite beschlossen, Creux und Berthoud mit der Gründung einer selbständigen Mission in Nord-Transvaal zu beauftragen.

Um ganz zu verstehen, worauf der waadtländische Missionsausschuß die Zuversicht gründete, daß seinen Sendboten die Niederlassung in Transvaal unverwehrt sein werde, müssen wir uns die verschiedenartigen Beziehungen der beiden holländischen Freistaaten zu den innerhalb ihrer Grenzen und in deren unmittelbarer Nachbarschaft bestehenden Missionen ein wenig vergegenwärtigen.

Pariser Missionare hatten schon seit 24 Jahren im Reiche Moscheschs, des mächtigen Königs der Süd-Basuto, gearbeitet und nicht nur eine Reihe blühender Stationen gegründet, sondern auch das ganze Volksleben wesentlich gehoben, als 1857 Reibungen

dern schön bewaldet, der Boden so fruchtbar, daß man die Erde nur eine Hand breit aufzuritzen braucht, um die Felder zu bestellen, in denen sich neben den Produkten kühlerer Zonen leicht auch das Zuckerrohr gewinnen läßt. Löwen und Hyänen sind der vordringenden Civilisation noch nicht ganz gewichen, der Elephant aber hat sich schon gegen den Limpopo hin zurückgezogen, während Antilopen und Zebras noch in großen Rudeln umherschweifen und Schwärme wilder Bienen Ueberfluß an Honig liefern. Von den Höhen der Spelunken, deren Spitzen zu nicht ganz 1000 m. ansteigen, schweift das Auge weit ins Land hinaus. Südwärts dehnen sich breite, von verschiedenen Flüssen bewässerte Thäler aus; westwärts streift der Blick über eine wellenförmige Hochebene bis in die Gegend von Goedgedacht hinüber, wo der holländische Miss. Hofmeyr sein Arbeitsfeld hat. Im Nordosten ist der Horizont durch die Hauptkette der Zoutpansberge begrenzt, an deren Fuß die beiden Berliner Missionare Schwellnuß und Beuster ihre Stationen Tschakoma und Ha Schewasse gegründet haben.

Wie in ganz Nord-Transvaal, behaupten auch in den Spelunken noch Matebelen ihre früheren Wohnsitze neben den später eingedrungenen Basuto. Zur Sippe der Matebelen gehören u. A. die stolzen, unbändigen Matwaba Kafir oder Knopfnasen, zur Sippe der Basuto dagegen die friedlichen, ihren Häuptlingen mit kriechender Unterwürfigkeit ergebenen Wawenda oder Bathsuethla. Ein Recht der eingebornen Bevölkerung auf ihren heimischen Boden haben aber die Boers bekanntlich nie zugestanden; sie selbst betrachteten sich vielmehr als das auserwählte Volk, dem dieses Land beschieden sei, und ihre Theorie war: „Wir lassen die Schwarzen für uns arbeiten zum Ersatz dafür, daß wir ihnen erlauben, in unserem Lande zu wohnen.“ So wurde denn auch der Distrikt von Spelunken in eine Anzahl Güter abgetheilt, von denen jeder Kolonist, der sich da niederlassen wollte, eines käuflich erwerben mußte. Der Umfang dieser Güter war theilweise sehr groß; das nördlichste derselben z. B., das zur Zeit von Berthouds und Mabilles Reise der Portugiese Albasini inne hatte, umschloß die Wohnsitze von 5000 Eingeborenen. Ein kleineres Gut, das $2^1/_2$ Kilometer breite und 7 Kilometer lange Klipfontein, war gerade dem Verkauf ausgesetzt.

Auch Mabille und Berthond wie den Berliner Brüdern schien

Boers überfallen und zerstört worden. Daß sie aber doch nicht alle und jede Missionsthätigkeit unter der farbigen Bevölkerung ausschließen wollten, hatten die Boers kurz darauf durch die Berufung von Hermannsburger Missionaren bewiesen, von denen sie, als von harmlosen Deutschen, keine politische Einmischung fürchteten. Die geduldige Art dieser Hermannsburger Brüder hatte auch den Berliner Missionaren, die 1859 zu den wilden Swasi-Kaffern ziehen wollten, eine freundliche Einladung von Seiten der Transvaal-Regierung eingetragen. Auch ihr Werk war nun zu einem stattlichen Baum geworden, der seine Zweige weithin über das Land ausbreitete. Warum sollten da ein paar anspruchslose Schweizer, die als Republikaner und Reformirte in den holländischen Freistaaten noch viel mehr Sympathieen erwarten konnten, nicht mindestens dieselbe Duldung finden, wie jene Lutheraner?

Diese Auffassung legte der waadtländische Missionsausschuß ebenso bündig als klar in einem Schreiben dar, worin er seine Sendboten dem im Dienst der holländisch-reformirten Kirche in Transvaal arbeitenden, ihm persönlich befreundeten Miss. Gonin und durch ihn den christlichen Kreisen Südafrikas überhaupt ans Herz legte. So warm indeß dieses Schreiben einerseits die innigen Beziehungen hervorhob, welche von den Zeiten der Väter her gerade zwischen den reformirten Kirchen Hollands und der Schweiz bestanden, erklärte es andererseits doch nicht minder nachdrücklich, daß die waadtländischen Sendboten gleich fern von engherzigem Konfessionalismus, wie von politischen Nebenabsichten seien und im Blick auf die Missionare anderer Gesellschaften und Kirchen nur den einen Wunsch hegen, in brüderlicher Liebe mit ihnen gemeinsam das Werk des Herrn treiben zu dürfen.

Am 28. Mai 1874 hatte die zu Yverdon versammelte Synode die Gründung einer selbständigen waadtländischen Mission in Südafrika genehmigt; am 16. April 1875 sagten Creux und Berthoud den Pariser Brüdern in Morija Lebewohl und traten mit Weib und Kind ihre Reise nordwärts an, begleitet von den Basuto-Evangelisten Bethuel und Jeremias sammt deren Familien.

Es war eine langsame, mühselige Reise. Am 21. Mai langte man endlich in Pretoria an, wo die Brüder willens waren, bei der Regierung jeden irgendwie erforderlichen Schritt zu thun, um in aller Form Rechtens ihre Wirksamkeit beginnen zu können. Da

mit dem neu gegründeten Oranje-Freistaat zu einem verheerenden Kriege führten, in welchem die Missionsstationen von den Boers rücksichtslos niedergebrannt wurden, Moscheſch aber durch einen Sieg bei seiner Hauptstadt Thaba Bosigu den Frieden erzwang. In dem noch erbitterteren Krieg, der 1865 ausbrach, wurden die Missionsstationen zwar von den Boers geschont, die Missionare selbst aber als Freunde der Schwarzen verjagt und Moscheſch so gedemüthigt, daß ihm nur noch seine wilden, öden Maluti-Berge übrig blieben. Ein Ende des Krieges war indeß nicht abzusehen, so lange der tapfere Basuto-Fürst sich in seiner natürlichen Felsenburg nicht selbst für besiegt erachtete, darum sah die Regierung des Kaplandes sich schließlich zur Einmischung bewogen. Unter englischer Vermittlung kam es 1869 zu einem Vergleich, durch den die Boers zwar nicht die von ihnen selbst gezogenen Grenzen erhielten, Moscheſch ihnen aber doch die fruchtbarere, wenn auch kleinere Hälfte seines Landes abtreten mußte. Sein noch übriges Gebiet, das Lesuto, aber stellte er nun unter den Schutz Englands.

Tausende von Basutos hatten den jetzt verlorenen Landstrich seither fleißig bebaut, und die Missionare die zwei Stationen Hebron und Berseba darauf gegründet. Um wenigstens diese noch zu retten, eilte auf den Wunsch englischer Freunde in Natal Miss. Daumas nach England, wo der Kolonial-Minister ihm freundlich Gehör schenkte. Als Vertreter der Basuto folgte ihm dahin in Begleitung eines englischen Advokaten von Natal Moscheſchs Sohn, der schmucke Tſekelo, der, obgleich selbst noch unbekehrt, mit glühenden Worten schilderte, was sein Volk alles den Missionaren verdanke. So günstig indeß der Eindruck war, den die Erscheinung des jungen afrikanischen Häuptlings in den europäischen Hauptstädten machte, fiel die Entscheidung doch gegen alle Erwartung trübselig aus. Nach zehnmonatlichem Aufenthalt in Europa mußte Tſekelo mit dem Bescheid zurückkehren, daß England nichts für sein Volk thun könne! Die Regierung des Oranje-Freistaates fuhr aber trotz dem fort, den Pariser Missionaren zu grollen, und der Verdacht englischer Sympathien konnte sie wohl auch in der holländischen Schwester-Republik anrüchig machen, welche von Anfang an mit eifersüchtigem Argwohn bemüht gewesen war, jeden englischen Einfluß fern zu halten. Drei blühende Londoner Stationen an der Westgrenze von Transvaal waren ja aus diesem Grunde von den

Untersuchungsreise ins Auge gefaßt hatten, ist noch immer zu haben. Es wird sofort seinem seitherigen Besitzer Watt abgekauft und der Kauf ins Katasterbuch eingetragen, worauf Berthoud voll Freude nach Hause berichtet: „So sind wir nun also Bürger von Transvaal geworden, dürfen auf den Schutz der Regierung zählen und haben volle Freiheit, das Evangelium zu verkünden." — Valdesia soll künftig dieses Besitzthum heißen zur Erinnerung an den Ursprung der Mission auch für die Eingeborenen, denen sich dieser Name zugleich durch seine leichte Aussprache empfiehlt.

Ein wahrer Schatz für die neuen Ankömmlinge sind die von Watt angelegten wohlbewässerten Gärten mit ihren köstlich duftenden Orangen- und Citronenbäumen. Alle Mühen der Gründung einer südafrikanischen Missionsstation bleiben aber darum auch in äußerlicher Hinsicht den waadtländischen Geschwistern doch nicht erspart. Creux findet zwar sammt seiner Gattin mit dem noch nicht ganz 3jährigen Stephan und der erst einige Monate alten Johanna gleich eine ziemlich anständige Wohnung in einem von Watt erbauten, in drei Gemächer abgetheilten Backsteinhäuschen mit Eisendach; so bald aber der Sommer kommt, wird die Hitze unter diesem Eisendach fast unerträglich. Creux versucht durch eine darüber gelegte Strohdecke die Sonnenstrahlen abzuhalten; allein die weißen Ameisen gelangen hinauf und räumen schnell wieder mit dem Stroh auf, und wie er sich dann durch eine unter das Eisendach gespannte Leinwand helfen will, ersehen die Ratten sich den dazwischen befindlichen Raum zu ihrem Tummelplatz und vertreiben ihm und den Seinen durch ihren allnächtlichen Lärm den Schlaf. — Ungleich größere Beschwerden jedoch haben Berthouds mit ihrem kleinen Emil zu übernehmen, denn sie müssen sich zunächst mit 3 Kafferhütten begnügen, bis ein besseres Obdach beschafft ist. Die Dringlichkeit dieses Bedürfnisses bringen ihnen die Frühlingsregen (im Oktober) durch die in ihren Hütten entstehenden Bächlein und Pfützen sattsam zum Bewußtsein. „Wir müssen auf alle erdenklichen Mittel sinnen, um uns vor Ueberschwemmungen zu schützen. Zum Glück regnet es nicht alle Tage. Häufiger ist namentlich bei Nacht der Wind, der von allen Seiten her nach Belieben durch unsere leichte Behausung streicht. Mehrmals schon waren wir drauf und dran, uns mitten in der Nacht in unsern Wagen zu flüchten; aber so gut derselbe an und für sich ist, hat er des engen Raumes wegen doch

der Präsident Bürgers gerade abwesend war, machten sie dessen Stellvertreter Joubert ihre Aufwartung. Sobald dieser hörte, daß Creux und Berthoud Schweizer und von einer Schweizer Gesellschaft ausgesandt seien, versicherte er, sie bedürften zu ihrer Niederlassung gar keiner besonderen Erlaubniß; er seinestheils freue sich, daß sie nach Transvaal gekommen seien, um die Schwarzen zu unterrichten und wünsche ihrer Arbeit den besten Erfolg. In den Spelunken angekommen, dürften sie nur innerhalb 14 Tagen ihre Namen dem nächsten Feldkornet übergeben, um Bürger der Republik zu werden. Auf die Frage, ob sie dann volle Freiheit haben würden, das Evangelium zu verkünden, antwortete Joubert: „Gewiß." Und auf die weitere Frage, ob keinerlei Gesetz oder Verordnung bestehe, wodurch ihre Wirksamkeit gehemmt werden könne, wurde entgegnet: „Nein. Nur über die politische Stellung der Eingebornen sind einige Verordnungen vorhanden, die Sie von dem Staatssekretär erhalten können."

Hiebei glaubten unsere Missionare sich beruhigen zu dürfen. Am 9. Juni brachen sie wieder von Pretoria auf. Die Fahrt gieng jetzt noch langsamer von statten, da mehrere Ochsen erkrankten und fielen. Erst am 25. Juni traf man in Marabastadt ein, wo abermals 6 Tage gerastet werden mußte; am 9. Juli endlich war das ersehnte Ziel erreicht!

2. Anfänge in den Spelunken. Valdesia.*)

Verschiedene Umstände haben sich vereinigt, den waadtländischen Geschwistern den Einstand auf ihrem neuen Arbeitsfelde zu erleichtern. Schon seit zwei Jahren hat ihnen der von Mabille und Berthoud s. Z. dort zurückgelassene Basuto-Evangelist Eliakim vorgearbeitet und heißt sie freudig willkommen. Fast an die heimatlichen Höhen des Jura erinnernd, blickt von Norden her das reichbewaldete Zoutpansgebirge zu ihnen herab. Noch ist es Winter — d. h. zum Glück für die obdachlosen Fremdlinge trockene Jahreszeit. Das Gut Klipfontein, das Mabille und Berthoud schon bei ihrer

*) Nach: Bulletin missionnaire. Lausanne. Ein überaus ansprechendes vierteljährlich erscheinendes Missionsblatt.

halb dieses engsten Kreises schon sind so verschiedene Alters- und Bildungsstufen vertreten, daß ihnen allen die rechte leibliche und geistliche Pflege zu verschaffen, keine Kleinigkeit ist. Ein weiterer Wirkungskreis eröffnet sich ihnen unter den benachbarten weißen Ansiedlern, von denen sie im Allgemeinen freundlich aufgenommen werden, obschon manche derselben der Mission nicht gerade hold sind. Unter den Eingebornen aber, denen ihre Sendung in erster Linie gilt, hat ihnen Eliakim schon in solchem Segen vorgearbeitet, daß sie sogleich einige Anknüpfungspunkte finden. Und erstaunlich ist's, wie schnell Berthoud von Patienten aller Art aufgesucht wird. Als Obdach kann er seinen Pfleglingen vorerst nur die als Küche dienende Hütte bieten, aber keine Klage über die Unannehmlichkeiten, die er selbst und die Seinen dabei zu übernehmen haben, entschlüpft ihm; nur für seine Patienten ist es ihm leid, daß er sie gewöhnlich im Freien berathen und bedienen muß, wo im ungeschicktesten Augenblick einer Operation oft plötzlich ein paar spielende Kinder einem schreienden, blutenden, um sich schlagenden Kranken gegenüber stehen. Wie sehnt er sich, seinen Patienten mit fließender Zunge auch etwas von der tieferen Krankheit der Seele und dem Einen Arzte sagen zu können, der sie heilen kann! Für jetzt ist er schon dankbar, wenn das, was er zu stammeln versucht, einmal nicht ganz unverstanden zu bleiben scheint.

Creux seinerseits hat inzwischen eine kleine Schule eröffnet. Ein hufeisenförmiger Schilfrohrzaun umschließt einen Raum, worin der frühere Besitzer des Gutes die Lederriemen für seine Ochsengespanne zu trocknen pflegte. Hier versammelt Creux jeden Morgen die Kinder der Basuto-Evangelisten, der eingebornen Knechte beider Missionsfamilien und wer sonst aus den nahen Makwaba- und Wawenda-Dörflein noch theilnehmen will. Der Unterricht beginnt mit dem Gebet des Herrn, das Creux mit Eliakims Hilfe ins Sekwaba übersetzt hat, dann folgt Singen, Rechnen, Lesen und biblische Geschichte. Für die beiden letzteren Fächer ist Eliakim angestellt, wobei aber Creux gern zugegen ist und den Kleinen die dazu passenden Bilder zeigt. Neugierig bleiben dann auch manchmal vorübergehende Männer und Weiber stehen, um über den Zaun herein ein wenig zu beobachten, was da drinnen vorgeht. Nach nochmaligem Gesang und Gebet wird die muntere Schaar entlassen. Nachmittags kommen die acht Vorgerücktesten wieder zusammen, aber diesmal in

auch seine großen Unbequemlichkeiten. Unvergeßlich wird uns namentlich eine Nacht bleiben. Wir waren eben erst eingeschlafen, als uns ein plötzlicher Windstoß von Norden her erweckte. Erst fieng unsre alte Thüre an zu klirren, dann unsre Waschküche; weiterhin fielen polternd Bretter übereinander, ihnen folgten getrocknete Ochsenhäute und allerlei Geräthe, dann unsre Läden, und endlich wurde auch das Strohdach unsrer Hütte über unsern Häuptern weggeblasen. Ein dichter Sand- und Staubwirbel drang zu uns herein. Während ich vergeblich Licht zu machen suchte, war meine Frau mit einem Sprung bei unsrem Kleinen und hüllte ihn in einen Teppich. Mir gelang es endlich mit Mühe, aus Betttüchern und Teppichen in unsrer Hütte eine Art Zelt zurechtzumachen, in dem wir den Rest der Nacht zubrachten."

Aber welche Geduldsarbeit ist nicht ein afrikanischer Hausbau! Etliche Tausend theils schon gebrannte, theils noch ungebrannte Backsteine, die Watt mit der übrigen Liegenschaft zurückgelassen hat, können glücklicher Weise dazu verwendet werden. Berthoud selbst führt Steine und macht den Maurer, denn die Katechisten haben ihre eignen Hütten zu bauen und an den Eingebornen findet er nur unzuverlässige Handlanger, die in einer Woche kaum das Tagewerk eines Europäers zu Stande bringen. Der an und für sich niedrige Taglohn stellt sich darum schließlich doch ziemlich hoch, und der gute Berthoud kommt mit seinem Bau so langsam voran, daß sein Häuslein unter den benachbarten Boers fast zum Sprichwort wird. Zum Unglück machen nämlich auch noch die Termiten ihm seinen Bauplatz streitig. Alle Pfosten, Thüren und Fensterrahmen müssen darum getheert werden; ein Glück, wenn es überhaupt nur gelingt, sich gegen das Ameisenheer zu vertheidigen! Ein ganzes Jahr verstreicht, bis im Juni 1876 Berthouds endlich zum ersten Mal wieder in einem Zimmer schlafen können und den Hochgenuß haben, durch Glasfenster das liebe Tageslicht sehen zu können, ohne von Wind, Kälte und Rheumatismus geplagt zu werden.

Neben dem Hausbau müssen natürlich auch die Gärten und das aus dem Lesuto mitgebrachte Geflügel gehegt und gepflegt werden. Doch geht nicht alle Kraft und Zeit in diesen Aeußerlichkeiten auf: seelsorgerliche Arbeit, Schulunterricht und ärztliche Dienstleistungen gehen damit Hand in Hand; denn den Kern einer kleinen Gemeinde haben sie ja schon aus dem Lesuto mitgebracht. Inner-

viele Weiber kaufen. Doch sind sie den sonst liebenswürdigeren Basuto an Wißbegierde und Thatkraft, wie auch an kriegerischer Tüchtigkeit überlegen. Ein großes pitso (eine von den Häuptlingen zusammenberufene Volksversammlung) hat den Missionaren Gelegenheit gegeben, sie von letzterer Seite kennen zu lernen. „Die Truppen sind, bis an die Zähne bewaffnet, an unsern Wohnungen vorübergezogen. Sie haben ihre Kriegslieder gesungen und ihre Lederschilde klirren lassen, haben prahlend ihre langen Federbüsche geschüttelt und pantomimische Einzelkämpfe aufgeführt — all das mit staunenswerther Präcision. Der Anblick dieses kriegerischen Heidenthums mit seiner Geringschätzung des Menschenlebens hat etwas Grauenerregendes. Gott bewahre uns in Gnaden davor, die blumigen Gefilde der Spelunken je von Blut getränkt zu sehen!"

Die Gefahr eines Krieges liegt nämlich nicht fern, denn mit lüsternem, rachgierigem Blick schaut vom Zoutpansgebirge der Wawenda-Häuptling Makhatu in die schöne Ebene hinab. Nur die Schießwaffen der Makwaba stehen ihm im Wege. Diese unschädlich zu machen, ist daher das Ziel seiner abergläubischen Machinationen. So hat er denn eines Tages zwei seiner Getreuen 15 Tagereisen weit nordwärts zu einem Zauberdoktor geschickt. Sie haben von ihm die gepriesene Arznei gekauft und sie ihrem Häuptling im festen Glauben an ihre Unfehlbarkeit gebracht. „Sieh," haben sie gesagt, „diese Arznei wird dich unverletzbar machen, probirs nur an uns." Sie haben sich die Brust mit dem Wundermittel eingerieben und sich auf einige Schritte Entfernung Makhatu gegenübergestellt. Eine von dessen Frauen hat durchaus auch die Probe machen wollen und sich hinter die beiden jungen Männer gestellt, die dem noch zögernden Häuptling voll Zuversicht zugerufen haben: „So ziele doch und verfehle ja nicht unsre Brust. Du hast nichts zu fürchten!" Makhatu hat losgedrückt und seine beiden Getreuen sind als Opfer ihrer Leichtgläubigkeit todt zu Boden gestürzt. Die Frau ist mit einer Armwunde davon gekommen. Von seinem Aberglauben geheilt ist aber Makhatu noch lange nicht. Die Arznei war eben nicht stark genug, das ist alles.

Aber auch unter den Namenchristen, die sich an dieser Nordgrenze der heranwogenden Einwanderung niedergelassen haben, suchen die Missionare ihr Netz auszuwerfen. Es sind ihrer nicht viele, nur etwa 10 Familien, die fast aus ebenso vieler Herren Länder stammen.

einem andern Lokal. Ein paar Schritte von Creux's Wohnung entfernt steht eine runde Schilfhütte, in der er aus Kisten und Fensterläden einen Tisch zurecht gemacht hat, an dem die Anfänger ihre ersten Schreibkünste versuchen. Als Bänke dienen einige durch Backsteine gestützte Bretter. Hier versammeln sich Abends auch die Katechisten um einen der Missionare, um unter seiner Anleitung sich noch tiefer in der Schrift zu gründen.

Sonntags dient dieselbe Hütte der kleinen Missionsgemeinde als Kirchlein, in das man mit Freuden auch heidnische Nachbarn kommen sieht. Ja, man legt es recht darauf an, ihre Neugierde zu erregen, indem man ihnen durch allerlei Aeußerlichkeiten zu verstehen gibt, daß der Tag des Herrn den Christen ein Festtag ist. Auf ihn werden die Schuhe so glänzend geputzt, die Kleider so sauber gebürstet, der ganze Anzug so sorgfältig geordnet, als gienge es zum Gottesdienst nicht in eine armselige Kafferhütte, sondern in die ehrwürdige Kathedrale zu Lausanne. Selbst vom hl. Abendmahle werden Zuschauer nicht ausgeschlossen. Wohl möchten die Geschwister es lieber ganz stille bei geschlossenen Thüren feiern, allein sie erinnern sich der schauerlichen Gerüchte, die sich in den ersten Jahrhunderten über diese geheimnißvollen Mahlzeiten der Christen verbreiteten und wollen also ihrer ganzen Umgebung sofort beweisen, daß es im Christenthum keine Mysterien gibt, die das Licht der Oeffentlichkeit zu fliehen haben.

Schon fangen die Brüder auch an, in Gesellschaft ihrer Evangelisten die umliegenden Dörflein zu besuchen. Oft finden sie da nur die Weiber zu Hause, während die Männer sich in einem Nachbarort dem Trunk ergeben. Manchmal gelingt es, mit diesen Frauen ein tieferes Gespräch anzuknüpfen, im Allgemeinen aber hält es schwer, den Leuten nahe zu kommen, da sie meinen, wie alle andern Weißen, so seien auch die Missionare nur aus Eigennutz ins Land gekommen. Andererseits lernen diese in den argwöhnischen Makwaba die ärgsten Lügner und Diebe kennen. Die Basuto lieben doch ihre Felder und Heerden, die Makwaba dagegen sind durch nichts an einen bestimmten Fleck Erde gefesselt; ihre aus Schilfrohr, Stangen, Gras und Lehm erbauten Hütten dauern höchstens zwei Jahre. Viele von ihnen ziehen als Krämer mit Decken, Zeugen, Perlen u. dergl. umher; außerdem füllen nur zwei Dinge ihr Leben aus: Für die Boers oder für die Diamantengräber arbeiten und — recht

viele Weiber kaufen. Doch sind sie den sonst liebenswürdigeren Basuto an Wißbegierde und Thatkraft, wie auch an kriegerischer Tüchtigkeit überlegen. Ein großes pitso (eine von den Häuptlingen zusammenberufene Volksversammlung) hat den Missionaren Gelegenheit gegeben, sie von letzterer Seite kennen zu lernen. „Die Truppen sind, bis an die Zähne bewaffnet, an unsern Wohnungen vorübergezogen. Sie haben ihre Kriegslieder gesungen und ihre Lederschilde klirren lassen, haben prahlend ihre langen Federbüsche geschüttelt und pantomimische Einzelkämpfe aufgeführt — all das mit staunenswerther Präcision. Der Anblick dieses kriegerischen Heidenthums mit seiner Geringschätzung des Menschenlebens hat etwas Grauenerregendes. Gott bewahre uns in Gnaden davor, die blumigen Gefilde der Spelunken je von Blut getränkt zu sehen!"

Die Gefahr eines Krieges liegt nämlich nicht fern, denn mit lüsternem, rachgierigem Blick schaut vom Zoutpansgebirge der Wawenda-Häuptling Makhatu in die schöne Ebene hinab. Nur die Schießwaffen der Makwaba stehen ihm im Wege. Diese unschädlich zu machen, ist daher das Ziel seiner abergläubischen Machinationen. So hat er denn eines Tages zwei seiner Getreuen 15 Tagereisen weit nordwärts zu einem Zauberdoktor geschickt. Sie haben von ihm die gepriesene Arznei gekauft und sie ihrem Häuptling im festen Glauben an ihre Unfehlbarkeit gebracht. „Sieh," haben sie gesagt, „diese Arznei wird dich unverletzbar machen, probirs nur an uns." Sie haben sich die Brust mit dem Wundermittel eingerieben und sich auf einige Schritte Entfernung Makhatu gegenübergestellt. Eine von dessen Frauen hat durchaus auch die Probe machen wollen und sich hinter die beiden jungen Männer gestellt, die dem noch zögernden Häuptling voll Zuversicht zugerufen haben: „So ziele doch und verfehle ja nicht unsre Brust. Du hast nichts zu fürchten!" Makhatu hat losgedrückt und seine beiden Getreuen sind als Opfer ihrer Leichtgläubigkeit todt zu Boden gestürzt. Die Frau ist mit einer Armwunde davon gekommen. Von seinem Aberglauben geheilt ist aber Makhatu noch lange nicht. Die Arznei war eben nicht stark genug, das ist alles.

Aber auch unter den Namenchristen, die sich an dieser Nordgrenze der heranwogenden Einwanderung niedergelassen haben, suchen die Missionare ihr Netz auszuwerfen. Es sind ihrer nicht viele, nur etwa 10 Familien, die fast aus ebenso vieler Herren Länder stammen.

Am nächsten wohnt der Feldkornet, ein Engländer von Geburt, den seine amtliche Stellung im Dienst der holländischen Republik nicht hindert, mit verschiedenen Artikeln Handel zu treiben. Dann kommt eine von französischen Flüchtlingen abstammende Familie, deren zwei in der Kapstadt erzogene Töchter überaus froh sind an den waadtländischen Geschwistern. Mit diesen wird gleich beim ersten Besuch verabredet, daß in ihrem Hause abwechslungsweise von einem der beiden Missionare ein Gottesdienst gehalten werden soll, zu dem an die übrigen Familien der Umgegend eine schriftliche Einladung ergeht. Am 17. Oktober eröffnet Creux die Reihe dieser Gottesdienste, zu denen sich gleich auch der Feldkornet mit seiner anmuthigen jungen Frau, ferner Hr. Watt mit Tochter und ein christlich gesinnter Boer einfinden. Er kann seinen Vortrag zwar nicht in holländischer Sprache halten, allein alle seine Zuhörer verstehen englisch, wenn sie es auch nicht sprechen, und der Schluß wird mit dem Gesang eines holländischen Liedes gemacht. Bald findet diese Einrichtung weiteren Anklang, und manche Theilnehmer scheinen das verkündete Wort einzusaugen, wie ein dürstendes Erdreich den Regen.

Inzwischen ist der südafrikanische Frühling gekommen. Durch jene Regengüsse, die im Oktober Berthoud's Hütte so unwohnlich machten, sind wie mit einem Zauberschlag die vertrockneten Gefilde in frisches Grün gekleidet. Ueberall sprossen Blumen; an jedem Busch winden sich in vielgestaltigen Bogen schöne Schlingpflanzen hinauf. Ungeheure purpurrothe Astern schmücken die Hügel; prachtvolle schneeweiße Lilien strömen von allen Seiten her ihre Düfte aus; riesige Kalas erheben ihre Häupter, den Fuß umrankt von am Boden hinkriechenden gelben und amaranthnen Winden. Eine Menge nie gesehener, theilweise kolossaler Blumenformen erfreuet das Auge, aber nach den heimatlichen Frühlingsblümchen sucht es vergebens. In den Weidenbüschen und dem Schilfrohr des Flußufers nistet eine Schaar reizender Vögelein von scharlachrothem oder gelb und schwarz gflecktem Gefieder, aber auch Schlangen in Menge kriechen aus ihren Verstecken hervor und machen Jagd auf die Feldmäuse, während ihnen selbst der gravitätische Sekretär nachsetzt, gleich stark im Angriff des Gegners wie gewandt im Ausweichen vor dessen Bissen.

Dankbar freuen die beiden Missionsfamilien sich des Gedeihens ihrer Gärten und des ihnen bis dahin zusagenden Klimas; schon

dürfen sie auch die ersten Regungen eines neuen Lebens in ein paar Heidenherzen sehen. Doch geht das Jahr 1875 nicht zu Ende ohne eine erste Thränensaat. Nach zwei bangen Tagen und Nächten, in denen die kleine Johanna Creux furchtbar, aber mit großer Geduld gelitten hat, erliegt sie am 5. Dezember einem zu der Zahnentwicklung hinzugetretenen Croup-Anfall. Berthoud, der in Massitissi ihre Wiege machen half, zimmert nun ihr Särglein; die Katechisten machen in Creux's Garten das kleine Grab zurecht. Viele Makwaba kommen bewegten Herzens und werfen schweigend noch einen letzten Blick auf die kleine Leiche; auch die Kinder, welche Johanna zuweilen in ihrem Wägelein ziehen durften, weinen ihr nach. Einige der weißen Nachbarn finden sich gleichfalls zur Beerdigung ein. Dem trauernden Vater aber wird Kraft geschenkt, am Grabe seines Lieblings von der Freude und Hoffnung zu zeugen, die sein Herz erfüllt, und er fühlt dabei, daß auch dieses zarte Kindlein schon seine Mission gehabt hat. Denn wie viele heidnische Mütter haben nicht gespürt, daß sie in seiner Gattin eine Schwester haben, wenn sie die Kleine in ihren Armen sahen! Und welch herzliche Beweise von Liebe und Theilnahme hat nun ihr Tod hervorgelockt! auch von Seiten der benachbarten Berliner Missionare Schwellnuß und Beuster, von denen der erstere Creux's einlud, zur Erholung ein paar Tage auf seine Station zu kommen. Gerne folgten sie dieser freundlichen Aufforderung, und der Aufenthalt in Tschakoma besiegelt das Bewußtsein, daß, obschon die Einen lutherischen, die Anderen reformirten Bekenntnisses, sie doch Brüder in Christo sind.

Daß das Evangelium eine Freudenbotschaft ist und die Christen glückliche Leute sind, wollen die waadtländischen Geschwister ihrer ganzen Umgebung auch durch ihre Weihnachts- und Neujahrsfeier kund thun. Lange vorher schon nähen die beiden Frauen sich müde an Geschenken nicht nur für ihre Dienstboten und Schulkinder, sondern auch für die Evangelistenfamilien und einige der regelmäßig zu den Sonntagsgottesdiensten kommenden Schwarzen. Gegen 70 Personen werden mit Gaben bedacht, wozu aus der Schweiz gekommene Sendungen einen willkommenen Beitrag liefern. Erst nach dem feierlichen Morgengottesdienst beginnt man jedoch, an den Schmuck des Kirchleins zu denken, in dem die Bescheerung stattfinden soll. Ein Tannenbaum mit Lichtern ist nicht nöthig, denn in Südafrika ist's an Weihnachten ja hoher Sommer und Blumenflor und Sonnen-

schein im Ueberfluß zu haben. So zieht denn Alles, mit Messern bewaffnet, auf die Wiesen hinaus, um Blumen und Laubwerk zu holen. Das Dach des Kirchenhüttleins wird ganz mit lebendigem Grün verdeckt, der Ständer, der die Geschenke trägt, mit Blumengewinden verziert. Recht stattlich nehmen sich in solcher Umgebung alle die buntfarbigen Kleidungsstücke, die Bücher, die Bilder und ein Korb voll Brödchen aus, während auf rings um die Wände her gestellten Bänken strahlenden Gesichts die Männer und Weiber Platz nehmen und in der Mitte, eng zusammengepreßt, die Kinder kauern. Es ist eine Lust, ihr Glück zu sehen, wie nun jedes zwei Brödchen, ein Büchlein oder Bildchen und eine sonstige Gabe erhält; das Hauptanliegen der freundlichen Festgeber ist aber natürlich, daß jeder ihrer Gäste doch auch einen Eindruck von der Liebe Jesu mit fortnehme.

Für den Neujahrstag, wo die Gedanken ohnedies mehr als sonst heimwärts ziehen, wird eines jener Feste im Freien geplant, wie man sie in der französischen Schweiz so gut zu feiern versteht, nur alles im südafrikanischen Stil. Man spannt also nach dem Morgengottesdienst die beiden Ochsenwagen an, und fort geht es mit sämmtlichen Schulkindern und Stationsbewohnern, erst eine Zeitlang dem Fluß entlang, dann unter allerlei Stößen mitten hindurch und das steile jenseitige Ufer hinan. Dort ergötzt bald ein reizender Anblick das Auge. Von oben herab stürzt schäumend der Fluß von Fels zu Fels, und unten ruht er, von hohem Gras umsäumt und von einem großen Baum beschattet, als ein friedlicher, kleiner See, denn eine mit Schlingpflanzen umrankte Felswand hemmt seinen Lauf. Aber noch wird nicht Halt gemacht. An verschiedenen Makwaba-Dörflein vorüber führt der Weg weiter durch Bataten-, Mais- und Kürbisfelder zu einem schattigen Rasenplatz. Hier spannt man aus, und die Ochsen beginnen sofort ihr Mahl auf der schönen Wiese. Fast ebenso schnell haben aber auch die Knaben die Bäume erstürmt, um den erschrockenen Affen die Früchte streitig zu machen. Die Mädchen raffen inzwischen dürres Holz zusammen und zünden helllodernde Feuer an. Während die beiden Missionsfrauen die Mahlzeit zurichten, leitet Creux die Wettläufe der Knaben. Jetzt läßt man sich in verschiedenen Gruppen an schattigen Plätzen nieder. Hier lagern sich die Missions-, dort die Katechistenfamilien, weiterhin die zahlreiche Schuljugend, zu der nun

auch ein Dutzend Mädchen gehört, die bei den Missionsfrauen nähen lernen. Eliakim spricht im Namen Aller das Tischgebet, dann beginnt das fröhliche Mahl. Die Schuljugend muß sich mit einer reichlichen Portion Kaffee und Brod begnügen, während die Andern eine etwas vollständigere Mahlzeit erhalten. Inzwischen haben sich auch einige Zuschauergruppen gebildet aus Leuten, die sich neugierig dem Zug anschlossen, als die beiden Ochsenwagen durch ihre Dörfer fuhren und der fröhliche Gesang des jungen Volkes in ihre Ohren klang. Im Vollgefühl seiner Würde steht dort, in mehrere Tigerfelle gekleidet, ein Häuptling, hier ein aufgeblasener Bursche mit seinem Sonnenschirm, der offenbar mehr gekommen ist, um gesehen zu werden, als um zu sehen. Zum allgemeinen Ergötzen folgen auf die Mahlzeit noch einige europäische Spiele, dann zieht man fröhlich wieder nach Hause. Der Erfolg aber ist, daß am gleichen Abend noch mehrere der Mädchen sich den Missionsfrauen als Mägde anbieten und das Kirchlein von da an gedrängt voll ist.

So geht die Arbeit fast ein ganzes Jahr hindurch mit wachsender Freudigkeit fort. Zweimal unternimmt Creux auch eine Reise; das erste Mal, um sich unter den benachbarten Stämmen, denen man einen Katechisten schicken möchte, nach dem geeignetsten Platz umzusehen und zugleich auf Miss. Hofmeyrs Station (Goedgedacht) einzukehren, die soeben eine besondere Gnadenheimsuchung erfahren hat, indem 50 Heiden zumal Christen geworden sind. Das andere Mal hat Creux in etwas weitere Ferne zu ziehen: ins Land der Bapedi. Dort hatte die waadtländische Mission ja eigentlich gegründet werden sollen, allein der entschiedene Widerspruch Sekukunis und andrer heidnischer Häuptlinge hatte die Niederlassung europäischer Missionare verhindert. Drei in Morija geschulte Bapedis aber, die Evangelisten Jonathan, Josias und Daniel, hatten seither dort gearbeitet. Nun erscheint eines Tages Josias in Valdesia mit der Kunde, er und Daniel seien von den Häuptlingen Molepo und Dikhale ausgewiesen worden, mit dem Vorwurf, man habe sie getäuscht, als man ihren Leuten das Evangelium gebracht, denn wie sie jetzt merken, untergrabe dasselbe ihre Herrschaft. Daraufhin bricht Creux sofort dahin auf, um mit den beiden Häuptlingen zu unterhandeln und die durch die verschiedensten Plackereien zur Flucht gezwungenen kleinen Bapedi-Gemeinden zu trösten und zu ermuntern. Den letzteren Zweck erreicht er vollständig, aber die

beiden Häuptlinge umzustimmen, gelingt ihm nicht; das Evangelium bleibt in ihrem Gebiet vorerst geächtet, und die verjagten Christen können nicht zu ihren Hütten und Feldern zurückkehren.

Wie nach dreiwöchentlicher Trennung Creux und Berthoud einander am 10. Mai 1876 wieder in Baldesia begrüßen, ahnen sie nicht, daß bald auch der Bestand ihrer eigenen Arbeit in Frage gestellt werden soll.

(Fortsetzung folgt.)

Aufgeben oder Weitermachen?

Aller Anfang ist schwer. Das hat in den letzten Jahren aufs Neue die Geschichte der afrikanischen Missionen bewiesen. Mit welcher Begeisterung und mit welch kolossalen Opfern wurden der Reihe nach die neuen Gebiete am Njassa-, am Tanganjika-, am Ukerewe-See, am unteren Congo, in Bihe, in Umsila's Land von den verschiedensten Gesellschaften in Angriff genommen; und wie schwere Enttäuschungen haben diese alle zu erfahren bekommen! Die Launenhaftigkeit und Unmenschlichkeit eines Mtesa, die herzlose Gewinnsucht der muhammedanischen Sklavenhändler, die rücksichtslose Konkurrenz der katholischen Propaganda, hie und da auch das eigenmächtige oder taktlose Auftreten eines Missionars, dazu die Schädlichkeit des Klimas, Sonnenhitze- und Fieberdünste, Hunger und Durst, Fährlichkeit zu Wasser und zu Lande, Räuberbanden und Stammesfehden unter den Eingeborenen, das Erscheinen der giftigen Tsetse auch da, wo man gehofft hatte, Zugvieh einführen zu können — diese und tausend andere Hindernisse haben den Fortschritt jener Unternehmungen wohl über Erwarten aufgehalten. Eine ganze Schaar der tüchtigsten Missionare hat darüber das Leben gelassen, andere haben mit gebrochener Kraft in die Heimat zurückkehren müssen; Millionen sind ausgegeben, ja zum Theil auf ganz ergebnißlose Experimente verwendet worden, und es fragt sich nun: soll weitergemacht oder zum Rückzug geblasen werden?

Am ernstlichsten vielleicht ist diese Frage in den Kreisen der Londoner Missionsgesellschaft verhandelt worden, welcher die Gründung ihrer Mission am Tanganjika-See ja nicht nur das Leben mehrerer junger Missionare, sondern auch das ihres langjährigen, hochbegabten Leiters (Dr. Mullens) gekostet hat. Aber auch sie ist, wie alle anderen, zu der Ueberzeugung durchgedrungen, daß weitergemacht werden müsse. Was ihr hiezu verholfen hat, ist u. A. die Erinnerung an die Geschichte ihrer eigenen frühesten Unternehmungen namentlich in der Südsee, welche klar beweist, daß eben wirklich aller Anfang schwer ist, daß also die afrikanischen Bedrängnisse nichts „Sonderliches" sind und daß gerade die fruchtbarsten Missionen diejenigen sind, wo am längsten mit Thränen gesäet wurde.

Hören wir z. B. etwas über die Anfänge der Londoner Mission in Polynesien. Es war am 6. März 1797, daß die ersten Londoner Missionare — 30 Mann — in Tahiti ankamen. Von diesen brachte der „Duff" 10 auf die Tonga-, 2 auf die Markesas-Inseln, so daß also 18 in Tahiti blieben. Aber kaum etwas mehr als ein Jahr war vergangen, da hatten 12 von diesen bereits ihren Posten verlassen, einer oder zwei aus Gesundheitsrücksichten, die anderen alle aus Mangel an Ausdauer und Eifer! Kann man sich einen entmuthigenderen Anfang denken!? Im Jahr 1799 starb dann noch einer von den Zurückgebliebenen, während ein zweiter die Insel verließ, so daß im Januar 1800 nur noch 4 Missionare auf Tahiti — ja, wie wir später sehen werden, in der ganzen Südsee — übrig waren.

In England aber trug man sich mit den schönsten Hoffnungen für das Gelingen dieser Mission und ließ, ahnungslos, am 21. Dez. 1798 weitere 30 Brüder auf dem „Duff" in die Südsee abgehen. Ein französisches Caperschiff aber griff den Duff auf, und nach Jahresfrist war die ganze Gesellschaft statt in Tahiti, wieder in England angekommen. Von all den 30 Männern kamen schließlich nur 4 in die Südsee, 3 wurden in andere Missionsgebiete ausgesandt, die übrigen hatten genug gekriegt.

Noch trauriger gieng es auf den Tonga-Inseln, wo 1797 der Duff jene 10 Missionare abgesetzt hatte. Am 10. April waren sie dort angekommen, aber schon im Laufe des ersten Jahres kehrte einer krankheitshalber nach Europa zurück, drei andere wurden im Mai 1799 von den Eingebornen ermordet, ein weiterer begann nach

beiden Häuptlinge umzustimmen, gelingt ihm nicht; das Evangelium bleibt in ihrem Gebiet vorerst geächtet, und die verjagten Christen können nicht zu ihren Hütten und Feldern zurückkehren.

Wie nach dreiwöchentlicher Trennung Creux und Berthoud einander am 10. Mai 1876 wieder in Valdesia begrüßen, ahnen sie nicht, daß bald auch der Bestand ihrer eigenen Arbeit in Frage gestellt werden soll.

(Fortsetzung folgt.)

Aufgeben oder Weitermachen?

Aller Anfang ist schwer. Das hat in den letzten Jahren aufs Neue die Geschichte der afrikanischen Missionen bewiesen. Mit welcher Begeisterung und mit welch kolossalen Opfern wurden der Reihe nach die neuen Gebiete am Njassa-, am Tanganjika-, am Ukerewe-See, am unteren Congo, in Bihe, in Umsila's Land von den verschiedensten Gesellschaften in Angriff genommen; und wie schwere Enttäuschungen haben diese alle zu erfahren bekommen! Die Launenhaftigkeit und Unmenschlichkeit eines Mteja, die herzlose Gewinnsucht der muhammedanischen Sklavenhändler, die rücksichtslose Konkurrenz der katholischen Propaganda, hie und da auch das eigenmächtige oder taktlose Auftreten eines Missionars, dazu die Schädlichkeit des Klimas, Sonnenhitze- und Fieberdünste, Hunger und Durst, Fährlichkeit zu Wasser und zu Lande, Räuberbanden und Stammesfehden unter den Eingeborenen, das Erscheinen der giftigen Tsetse auch da, wo man gehofft hatte, Zugvieh einführen zu können — diese und tausend andere Hindernisse haben den Fortschritt jener Unternehmungen wohl über Erwarten aufgehalten. Eine ganze Schaar der tüchtigsten Missionare hat darüber das Leben gelassen, andere haben mit gebrochener Kraft in die Heimat zurückkehren müssen; Millionen sind ausgegeben, ja zum Theil auf ganz ergebnißlose Experimente verwendet worden, und es fragt sich nun: soll weitergemacht oder zum Rückzug geblasen werden?

in Eimeo ihre beiden tapfern Genossen Nott und Hayward und bei ihnen den vertriebenen König Pomare von Tahiti. Am 18. Juli 1812 bat derselbe um die Taufe, und es dauerte nicht lange, so war das Christenthum auf der ganzen Inselgruppe zur herrschenden Religion geworden! Die stille Lehr- und Predigtarbeit konnte anfangen, Gemeinden wurden organisirt, ein Predigerseminar gegründet und eine Ernte gehalten, welche reichlich für die lange Wartezeit entschädigte und selbst die kühnsten Hoffnungen weit übertraf. Von Tahiti und Borabora giengen nun auch eingeborne Lehrer nach Tonga, das die ersten Missionare im Jahr 1800 verlassen hatten. Heute sind beide Inselgruppen christlich, und keinem Menschen fällt es ein, die großen Opfer zu bereuen, welche vor 80 Jahren hier gebracht wurden.

Und wie ist es auf anderen Missionsgebieten gegangen? Wie lange hat man unter den Kols, bei den Battas, in Madagaskar, in China, in Fidschi auf die Erstlinge warten müssen! *) Jetzt ist das Eis gebrochen, und die schweren Anfänge haben einem fröhlichen Fortgang den Weg gebahnt! Je mehr einer die alte Missionsgeschichte kennt, desto weniger wird er an das Aufgeben irgend eines Gebietes, für das einmal wirkliche Opfer gebracht worden sind, denken. Gewöhnlich sind es daher auch nur oberflächliche Freunde oder gar heimliche Gegner der Mission, welche oft mit dem Schein großer Weisheit und Gewissenhaftigkeit vor weiteren Opfern und Anstrengungen warnen, um so den Missionskommitteen ihre Arbeit zu erschweren. So erinnern wir uns eines 1845 erschienenen Schriftchens: „Die Schattenseiten der Mission und Bibelverbreitung, von einem Freunde Gottes und der Wahrheit," das alle Missionsleitungen des Ehrgeizes und der Herrschsucht beschuldigt, insbesondre aber der Basler Missionskommittee den Vorwurf macht, „sie gehe mit Menschenleben um, als handle es sich um Basler Lebkuchen;" „willenlos und gläubig," d. h. in Wahrheit „grausam und despotisch" schicke sie immer neue Sendboten — in den Tod u. s. f.

Gott sei Dank! Solche Vorwürfe macht jetzt im Ernste kaum jemand. Auch die Missionskommitteen selbst sind ihrer Sache immer gewisser geworden und stimmen wohl alle dem noch nie der Schwär-

*) Auf den Blauen Bergen haben die Basler Missionare, in Tibet die der Brüdergemeinde je 11—12 Jahre auf ihre Erstlinge warten müssen.

merei angeklagten Dr. Fabri bei, wenn er sagt: „Selbst wenn Jahrelang große Erschwerungen walten, ja Katastrophen eintreten, wie früher z. B. im Hereroland und auf Borneo, wenn es mit einer solchen Arbeit gar aus zu sein scheint, ist damit, wie die Erfahrung zeigt, weder gesagt, daß eine solche Arbeit hoffnungslos sei, noch daß es Gottes Wille sei, sie aufzugeben."

Auch die Basler Missionskommittee hat angesichts der schweren Verluste, welche im vorigen Jahre ihre westafrikanische Mission betroffen haben,*) keinen Augenblick ans „Zurückgehen" gedacht, sondern sich nur ernstlicher als je gefragt, was geschehen könne, um womöglich die Gesundheit der dortigen Missionare zu erhalten und die schädlichen Einflüsse des Klimas irgendwie zu bekämpfen. Ja, auch aus dem Schoße der Missionsgemeinde sind manche Stimmen laut geworden, die aufs Entschiedenste zum Weitermachen ermunterten.

Ein deutscher Offizier (Major) z. B. schreibt uns: „. . . . . ob es auch recht sei, die so viele Opfer an Menschenleben kostende Mission auf der Goldküste fortzusetzen? Meine Ansicht ist die nachstehende: Ueberall, wo Menschen wohnen, ist von Gott verordnetes Missionsfeld; ob gesund oder ungesund, ist Nebensache. Ein Christ stirbt ja überhaupt nicht; er geht aus der Fremde in die Heimat.**) Wenn schon in meinem Berufe der Tod auf dem Schlachtfeld als etwas Köstliches gilt, um wieviel herrlicher ist der Tod eines Missionars, der, in den vordersten Reihen der ecclesia militans fechtend, vom Glauben ins Schauen versetzt wird. Die Missionare an der Goldküste dürfen ihren ge-

*) Im Jahre 1881 starben auf der Goldküste 4 Missionare und eine Missionsfrau, im Ganzen in den Jahren 1829 bis 1881 (incl.) von 139 ausgesandten Männern 47, von 78 ausgesandten Frauen 19. Ende 1881 befanden sich 29 Männer und 19 Frauen auf ihren Posten. Die übrigen sind krank in die Heimat zurückgekehrt, nach Amerika gegangen oder entlassen worden.

**) Am 25. Nov. v. J. starb in Madeira Adam McCall, der Führer der „Congo Inland Mission", erst 31 Jahre alt. Ein presbyterianischer Geistlicher, der gehört hatte, es liege ein Todtkranker im Hotel, suchte den Sterbenden auf und betete mit ihm. Als der Geistliche fertig war, erhob McCall seine Stimme und betete stammelnd: „Allmächtiger — ewiger — Gott. — Ich bin — im Begriff — vor dein Angesicht gestellt zu werden. — Ich kann nicht — viele Worte machen — vor Dir — aber das ist — auch nicht — nöthig. Du — weißt — alles, was ich brauche. Du weißt — alles — Herr! Thue — was Dir wohlgefällt. — Ich habe nichts zu sagen. — Ich bin nicht

in Eimeo ihre beiden tapfern Genossen Nott und Hayward und bei ihnen den vertriebenen König Pomare von Tahiti. Am 18. Juli 1812 bat derselbe um die Taufe, und es dauerte nicht lange, so war das Christenthum auf der ganzen Inselgruppe zur herrschenden Religion geworden! Die stille Lehr- und Predigtarbeit konnte anfangen, Gemeinden wurden organisirt, ein Predigerseminar gegründet und eine Ernte gehalten, welche reichlich für die lange Wartezeit entschädigte und selbst die kühnsten Hoffnungen weit übertraf. Von Tahiti und Borabora giengen nun auch eingeborne Lehrer nach Tonga, das die ersten Missionare im Jahr 1800 verlassen hatten. Heute sind beide Inselgruppen christlich, und keinem Menschen fällt es ein, die großen Opfer zu bereuen, welche vor 80 Jahren hier gebracht wurden.

Und wie ist es auf anderen Missionsgebieten gegangen? Wie lange hat man unter den Kols, bei den Battas, in Madagaskar, in China, in Fidschi auf die Erstlinge warten müssen! *) Jetzt ist das Eis gebrochen, und die schweren Anfänge haben einem fröhlichen Fortgang den Weg gebahnt! Je mehr einer die alte Missionsgeschichte kennt, desto weniger wird er an das Aufgeben irgend eines Gebietes, für das einmal wirkliche Opfer gebracht worden sind, denken. Gewöhnlich sind es daher auch nur oberflächliche Freunde oder gar heimliche Gegner der Mission, welche oft mit dem Schein großer Weisheit und Gewissenhaftigkeit vor weiteren Opfern und Anstrengungen warnen, um so den Missionskommitteen ihre Arbeit zu erschweren. So erinnern wir uns eines 1845 erschienenen Schriftchens: „Die Schattenseiten der Mission und Bibelverbreitung, von einem Freunde Gottes und der Wahrheit," das alle Missionsleitungen des Ehrgeizes und der Herrschsucht beschuldigt, insbesondre aber der Basler Missionskommittee den Vorwurf macht, „sie gehe mit Menschenleben um, als handle es sich um Basler Lebkuchen;" „willenlos und gläubig," d. h. in Wahrheit „grausam und despotisch" schicke sie immer neue Sendboten — in den Tod u. s. f.

Gott sei Dank! Solche Vorwürfe macht jetzt im Ernste kaum jemand. Auch die Missionskommitteen selbst sind ihrer Sache immer gewisser geworden und stimmen wohl alle dem noch nie der Schwär-

*) Auf den Blauen Bergen haben die Basler Missionare, in Tibet die der Brüdergemeinde je 11—12 Jahre auf ihre Erstlinge warten müssen.

merei angeklagten Dr. Fabri bei, wenn er sagt: „Selbst wenn Ja
lang große Erschwerungen walten, ja Katastrophen eintreten,
früher z. B. im Hereroland und auf Borneo, wenn es mit e
solchen Arbeit gar aus zu sein scheint, ist damit, wie die Erfahr
zeigt, weder gesagt, daß eine solche Arbeit hoffnungslos sei,
daß es Gottes Wille sei, sie aufzugeben."

Auch die Basler Missionskommittee hat angesichts der schw
Verluste, welche im vorigen Jahre ihre westafrikanische Mission
troffen haben,*) keinen Augenblick ans „Zurückgehen" gedacht,
dern sich nur ernstlicher als je gefragt, was geschehen könne,
womöglich die Gesundheit der dortigen Missionare zu erhalten
die schädlichen Einflüsse des Klimas irgendwie zu bekämpfen.
auch aus dem Schoße der Missionsgemeinde sind manche Stim
laut geworden, die aufs Entschiedenste zum Weitermachen ermunter

Ein deutscher Offizier (Major) z. B. schreibt uns: „. . .
ob es auch recht sei, die so viele Opfer an Menschenleben kost
Mission auf der Goldküste fortzusetzen? Meine Ansicht ist die n
stehende: Ueberall, wo Menschen wohnen, ist von G
verordnetes Missionsfeld; ob gesund oder ungesund,
Nebensache. Ein Christ stirbt ja überhaupt nicht; er geht aus
Fremde in die Heimat.**) Wenn schon in meinem Berufe der
auf dem Schlachtfeld als etwas Köstliches gilt, um wieviel herrli
ist der Tod eines Missionars, der, in den vordersten Reihen
ecclesia militans fechtend, vom Glauben ins Schauen versetzt n
Die Missionare an der Goldküste dürfen ihren

*) Im Jahre 1881 starben auf der Goldküste 4 Missionare und
Missionsfrau, im Ganzen in den Jahren 1829 bis 1881 (incl.) von 139
gesandten Männern 47, von 78 ausgesandten Frauen 19. Ende 1881 befa
sich 29 Männer und 19 Frauen auf ihren Posten. Die übrigen sind
in die Heimat zurückgekehrt, nach Amerika gegangen oder entlassen word

**) Am 25. Nov. v. J. starb in Madeira Adam McCall, der Fi
der „Congo Inland Mission", erst 31 Jahre alt. Ein presbyterianischer
licher, der gehört hatte, es liege ein Todtkranker im Hotel, suchte den
benden auf und betete mit ihm. Als der Geistliche fertig war, erhob M
seine Stimme und betete stammelnd: „Allmächtiger — ewiger — Got
Ich bin — im Begriff — vor dein Angesicht gestellt zu werden. — Ich
nicht — viele Worte machen — vor Dir — aber das ist — auch nic
nöthig. Du — weißt — alles, was ich brauche. Du weißt — alles —
Thue — was Dir wohlgefällt. — Ich habe nichts zu sagen. — Ich bin

fährlichen Posten erst dann verlassen, wenn sie sich dort überflüssig fühlen. — Aber die armen Witwen und Waisen?! Nach meiner Erkenntniß sind unter allen gläubigen Menschen diese am besten daran, denn sie haben die meisten Verheißungen. Schriftworte sind eben Realitäten und nicht bloß schöne Gedanken."

In der katholischen Kirche ist es eine selbstverständliche Sache, daß man sich durch den Tod nicht abschrecken läßt. Neulich wurden in Urundi am Tanganjika-See drei katholische Missionare ermordet, und schon heißt es in ihren Missionsblättern: „Die durch den Tod in der Heldenschaar entstandene Lücke wird bald wieder ausgefüllt sein. Wie verlautet, sollen gleich drei neue Apostel abgehen, um die Ehrenposten ihrer gefallenen Brüder mit allen davon unzertrennlichen Gefahren bereitwilligst einzunehmen." Sollen wir uns durch die römischen Eiferer beschämen lassen?

Von der Bereitwilligkeit der jungen Südsee-Evangelisten an die Stelle ihrer in Neuguinea gefallenen Brüder zu treten, haben wir im letzten Heft gehört. Sollen diese jungen Christen es uns zuvorthun?

Und noch eins: Wie viele Opfer werden doch alljährlich der Wissenschaft gebracht, ohne daß jemand dagegen protestiren oder darin etwas Ueberflüssiges, geschweige denn Unrechtes sehen würde.*)

— traurig — daß Du — mich jetzt — hinwegnehmen willst. — Warum — sollte ich — traurig sein? — Ich habe mich ja — Leib — Seele — und Geist — ganz Dir geweiht — mein ganzes — Leben und Sein — zu Deinem Dienst — ergeben. Und wenn Du — nun — statt der Arbeit — die ich — für Dich zu thun — bereit war — mich selbst — nehmen willst — was gehet es — mich an? Dein Wille geschehe!" Später sagte er noch mit Thränen: „Ja, liebster Jesu, ich komme zu Dir!" — Wer mag einen Missionar beklagen oder bedauern, der so stirbt?

*) Nur selten finden sich in den Berichten der Reisenden Aeußerungen wie die folgenden, welche Serpa Pinto („Wanderung quer durch Afrika" II., S. 233) macht. „Die Stelle, wo ich das letzte Opfer der portugiesischen Expedition durch Afrika dem Schooß der Erde übergab, liegt an einem kleinen Bache nicht weit von der Missionsstation Bethanien. Fast hätte uns Alle dasselbe Loos getroffen; glücklicherweise hatten wir aber für dieses arme Geschöpf das letzte Grab auf afrikanischer Erde gegraben. Als ich langsam zum Wagen zurückkehrte, fragte ich mich, ob die Wissenschaft ein Recht auf so viele Opfer habe, ob der Mensch in seiner Eitelkeit, seinem Bischen Wissen noch

Und mit welcher Selbstverleugnung, ja oft mit welchem Heroismus haben manche, gerade der neuesten Afrika-Reisenden ihrer Aufgabe sich hingegeben! Denken wir nur an den jungen Schotten Jos. Thomson, der erst 22jährig sich plötzlich mitten in Afrika durch den Tod seines Führers (Keith Johnston) an die Spitze einer großen Expedition gestellt sah und dieselbe mit glänzendem Erfolge zu Ende geführt hat — trotz beständig sich wiederholender Fieberanfälle, die zuweilen so heftig wurden, daß der Reisende fast den Verstand darüber verlor und schwach wie ein hilfloses Kind wurde. Das Schlimmste war das rasende, Tag und Nacht nicht weichen wollende Kopfweh, zu dem sich häufig noch Athemnoth und Herzklopfen gesellten. „Ich wurde so krank," schreibt er, „daß ich ohne Zaudern mit philosophischer Ruhe in den See hinein hätte marschieren können; aber trotzdem machte ich voran und ließ auch die furchtbarsten Schmerzen mich nicht abhalten, täglich meine Märsche fortzusetzen. Ich wandelte wie ein Automat, wie eine aufgezogene Maschine und hatte das Gefühl, wie wenn selbst im Fall des Todes mein Gebein sich noch fortbewegen müßte — dem Ziele zu." „Das einzige Mittel," heißts an einer andern Stelle seines zweibändigen Reisewerks,*) „all den schädlichen Einflüssen des erschlaffenden Tropen-

---

ein Atom mehr hinzuzufügen, gerechtfertigt ist, über das Leben seiner Mitmenschen zu verfügen und sie so rücksichtslos auf dem Altar seines Götzenbildes hinzuopfern. So viel ich auch über die Sache nach allen Richtungen hin nachdachte, ich fand keine befriedigende Antwort; wie damals bin ich auch jetzt der Ansicht, daß der Mensch das zwischen sich selbst und seinem Gewissen abmachen muß."

*) Dies interessante Buch enthält überhaupt viel Lehrreiches. Herr Thomson ist nie in Streit mit den Eingebornen gekommen, hat nie auf einen von ihnen geschossen, hat keine Deserteure oder Diebe unter seinen Trägern gehabt und seine Aufgabe ohne Kostenüberschreitung in außerordentlich kurzer Zeit vollendet. So viel Gutes er an den Schwarzen gefunden, so beklagt er sich doch bitter über ihre Lügenhaftigkeit. Auch von Livingstone's Tschuma, den er bei sich hatte, muß er leider bekennen, daß ihm das Lügen viel leichter werde, als das Sprechen der Wahrheit — nicht aus Bosheit, sondern aus Gewohnheit. Daß er mit den Eingebornen so friedlich auskam, schreibt Thomson seinem stets befolgten Grundsatz zu, nie Verdacht zu zeigen, jedermann vertrauensvoll zu begegnen, allein und unbewaffnet überall hinzugehen u. s. f. Den bisherigen Leitern der belgischen internationalen Expedition wirft er vor, daß sie statt eine Mission des Friedens und Wohlwollens auszurichten, sich sämmtliche Stämme, durch welche sie gezogen, zu Todfeinden gemacht

klimas zu widerstehen, ist beständige Thätigkeit und männliche Selbstüberwindung. Wer nichts zu thun hat oder, was er zu thun hätte, nicht thun mag, wird sicherlich in ein paar Monaten unterliegen, um blödsinnig oder ein — baby zu werden. Beständige angestrengte Arbeit ist das einzige Schutzmittel. Das Schlechteste, was ein Afrika-Reisender thun kann, ist Halt machen, um Besserung seiner Gesundheit abzuwarten. Körperliche Anstrengung erhält sein ganzes System in Ordnung, verschafft ihm Appetit und Schlaf." Also — weitermachen und nicht weichgeben — das war die Loosung dieses Missionars der Wissenschaft, und darin lag zugleich das Geheimniß seines Erfolgs. Sollten die Missionare des Kreuzes weniger Muth und weniger Ausdauer haben? Sollte sich auf geistlichem Gebiet mit einer geringeren Loosung etwas ausrichten lassen? Gewiß nicht!

Und wie begeistert sind manche dieser Reisenden für das Land, in welchem sie vielleicht mehr Krankheit und Ungemach zu leiden hatten, als sonst je in ihrem Leben! Da schreibt z. B. ein junger Gelehrter, der die deutsche Expedition nach Loango mitgemacht hat:*) „Bald zwei Jahre sind verflossen, seit wir wieder von diesem Erdtheil schieden, zwei lange Jahre, reich an Sehnsucht, reich an Erinnerungen im Wachen und Träumen, reich des Gedenkens an jene Zeit, in welcher sich das Gefühl der Freiheit, der Ungebundenheit mit der ernsten Auffassung unserer hohen Pflichten und dem Bewußtsein ihrer Erfüllung zu einem Glück reizendster Art einten. Immer noch drängen sich uns im gesitteten Europa Vergleiche mit der Wildniß auf, wo wir wenigen Deutsche, verbunden durch gemeinsame, zur Ehre unseres Vaterlandes, zur Förderung des

---

haben. „Ihre sogen. Stationen sind nichts als Mittelpunkte des Unfriedens (disturbance)." Nicht viel besser kommen die katholischen Missionare „nördlich von Udschidschi" weg: ihre eingezogene, heimlichthuende Lebensweise, daß sie z. B. während ihrer Andachtsübungen die Schwarzen fortjagen u. s. w., mache sie verhaßt. Die hochkirchlichen Mummereien der Universitäten-Missionare in Madschila findet er bei aller Bewunderung ihrer Aufopferung lächerlich und schädlich. Von den Leistungen der Londoner Missionare am Tanganjika-See spricht er voll Anerkennung. Auch die schottische Mission am Njassa-See lobt er sehr und hofft, daß wenn sie und die Londoner fortfahren „in dem liberalen Geist wie bisher" zu arbeiten, für ganz Ost-Innerafrika viel Gutes daraus hervorgehen wird.

*) Soyaux. „Aus Westafrika," S. 122 f.

Wissens, in warmer Liebe für die Menschheit übernommene Aufgaben, uns keineswegs einsam fühlten. Im Kreise gebildeter Männer und feinfühliger Frauen, im Rauschen des tonreichen Musikgenusses, im strahlenden Ballsaal, stets und überall treten der Schwarze und sein Land in ihrer ganzen Individualität vor unser geistiges Auge, immer noch hören wir des ‚Wilden' monoton-melodische Gesänge, das Klimpern seiner einfachen Instrumente, sehen die fröhlichen Menschen im engen Kreise tanzend sich tummeln. Unwillkürlich schweifen in den bequemen Räumen unserer stattlichen Häuser unsere Gedanken weit, weit gen Süden, noch über den Aequator hinaus, nach unserer kleinen Kolonie (der deutschen Station Tschinschoscho in Loango) am Strande des Atlantic, zu unsern Häuschen von Mattenwänden mit kahlen Fensterlucken, den rohgezimmerten Tischen, dem eisernen Feldbett, den vielen Spinnen, Moskitos und Ratten — alles noch so urweltlich einfach, wildnißumweht, und uns doch so lieb, so lieb, daß es sich oft wie eine weiche bittende Hand um das Herz legt, als ob sie uns dorthin zurückgeleiten wolle, um uns nie wieder zu lassen. — Doch fort mit den trübestimmenden schönen Erinnerungen ....."

Die hier geschilderten Gefühle — sie sind wohl den meisten aus Afrika oder sonst woher in die „Heimat" zurückgekehrten Missionaren wie aus dem Herzen geredet. Und eben dieses Heimweh der Missionare nach den Stätten ihrer Arbeiten und Leiden ist vielleicht der beste Beweis dafür, daß der selige Dr. Livingstone Recht hatte, wenn er so energisch warnte, man solle doch nicht immer von den Opfern reden, welche in der Mission zu bringen seien.

Also weg mit dem sentimentalen Gerede, als brächte die Mission irgend einem ihrer Arbeiter zu viel Leiden, geschweige denn als legte sie uns „beim Geräthe Sitzenden" zu schwere Verleugnungen auf. Nie zurück! stets weitermachen, niemanden und nichts aufgeben! Das sei und das bleibe unsere Loosung.

Zur Statistik des Basler Missionshauses.

Von Juli 1816 bis Januar 1882, also in 65 Jahren, wurden ins Missionshaus (resp. in den Dienst der Ev. Miss.-Ges. zu Basel) aufgenommen 1112 junge Männer. Von diesen stammten 505 aus Württemberg, 105 aus Baden, 36 aus dem Elsaß, 173 aus dem übrigen Deutschland, zusammen aus Deutschland 819, aus der Schweiz 203, aus dem übrigen Europa 50, d. h. aus Rußland 22, Dänemark 9, Schweden 6, Frankreich 3, Ungarn 2, Griechenland 2, Holland 2, England 2, Oestreich 1, Norwegen 1; aus aller Welt 40, d. h. aus Armenien 14, Afrika 9, Indien 7, China 6, Amerika 4.

Von diesen 1112 waren vor ihrem Eintritt in die Mission 143 Bauern und Weingärtner, 123 Kaufleute,*) 98 Weber, 73 Lehrer und Lehrgehilfen, 73 Studenten, Gymnasiasten u. dergl., 69 Schuhmacher, 65 Holzarbeiter (Zimmerleute, Schreiner u. dergl.), 50 Eisenarbeiter (Schmiede, Schlosser u. dergl.), 46 Schneider, 29 Schreiber u. dergl., 19 Fabrikarbeiter, 16 Bäcker, 16 Buchdrucker u. dgl., 16 Kandidaten der Theologie, 15 Buchbinder, 15 Mechaniker, 13 Uhrmacher, 13 Sattler, 13 Gärtner, 12 Chirurgen, 11 Posamenter, 10 Säckler, 9 Küfer, 9 Dreher, 8 Maurer, 8 Wagner, 7 Seiler, 7 Diener, 6 Kellner, 6 Goldarbeiter, 6 Conditore, 6 Müller, 6 Maler, 5 Hafner, 5 Gerber, 5 Steinhauer, 4 Spengler, 4 Schäfer, 4 Instrumentmacher und Optiker, 4 Seifensieder, 4 Apotheker, 4 Glaser, 3 Färber, 3 Juristen, 3 Soldaten, 2 Kammmacher, 2 Seeleute, 2 Buchhändler, 2 Gürtler, 2 Kupferschmiede, 2 Tapezierer, 2 Zeichner, 2 Handschuhmacher, je 1 Kolporteur, Musikant, Modellstecher, Lithograph, Ziegler, Bürstenbinder, Bierbrauer (und Metzger), Kürschner, Segelmacher, Appreteur, Nadler, Graveur, Pfeifenmacher, Baumeister, Rabbiner, 17 ohne Beruf.

Von diesen 1112 mußten vor ihrer Aussendung wieder entlassen werden als unbegabt, untüchtig oder kränklich nicht weniger

*) Die Zahl dieser ist deßwegen so groß, weil viele Kaufleute als solche, d. h. ohne durch's Missionshaus gegangen zu sein, von der Handelsgesellschaft nach Afrika und Indien ausgesandt werden.

als 244, während 50 freiwillig austraten, 24 während ihres Aufenthalts im Missionshause starben und 12 in der Heimat angestellt wurden.

Von den übrigen wurden an andere Missionsgesellschaften abgetreten 145, d. h. an die englisch-kirchliche Miss.-Ges. 89, an die Norddeutsche 43, an die Niederländische 7, an einige andere zusammen 6; Judenmissionare wurden 6, in die Türkei kamen 4. Von der Basler Missionsgesellschaft selbst wurden ausgesandt: 20 nach Rußland, 8 nach Liberia, 7 nach Nordindien, zusammen in die alten, später wieder aufgehobenen Basler Missionen 35, in die jetzt noch bestehenden dagegen 343, d. h. 177 nach Indien, 143*) nach Afrika, 23 nach China.

In ausländische Kirchendienste traten im Ganzen 178, d. h. nach Nordamerika wurden gesandt 119, nach Rußland 28, nach Brasilien 22, nach Australien 9.

Wirklich in die Missionsarbeit gekommen sind also . .	533
Pfarrer, Lehrer u. dergl. geworden	190
Entlassen, ausgetreten, im Haus gestorben . . .	318
Ende Februar 1882 noch im Haus	71
Zusammen	1112

Hiezu ist aber zu bemerken, daß von den Entlassenen und Ausgetretenen mindestens 22 später noch Pfarrer in Amerika, 12 Pfarrer, Lehrer u. dergl. in der Heimat geworden, 6 in die Anstalt zu St. Chrischona getreten, viele andere auch noch dies und das im „Reich Gottes“ geworden, manche aber auch verschollen sind.

Von den Ausgesandten sind viele wieder in die Heimat zurückgekehrt und daselbst Pfarrer u. dergl. geworden.

Im letzten Jahresbericht (1881) der Ev. Miss.-Ges. zu Basel findet sich eine Liste aller jetzt noch lebenden (475) aus der Missionsanstalt hervorgegangenen Missionare, Pfarrer, Hausväter, Evangelisten, Lehrer u. dergl. Für Berichtigungen, Ergänzungen und Nachträge zu dieser Liste wird das Sekretariat des Missionshauses jederzeit dankbar sein.

*) Die Differenz zwischen dieser und der auf S. 150 angegebenen Zahl (139) erklärt sich daraus, daß dort die in Basel ausgebildeten und dann nach Afrika zurückgekehrten Schwarzen nicht mitgezählt sind.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die neuesten Briefe aus Uganda reichen von April bis August v. J. In dieser Zeit genossen O'Flaherty und Mackay das ungetrübte Wohlwollen des Königs und der Häuptlinge. Mtesa schenkte ihnen zweimal je ein großes Stück Land, gab ihnen Leute und Material, dasselbe einzuzäunen und urbar zu machen, sowie zu einem Hausbau, ließ sich wieder aus dem Evangelium erzählen und schien mit wirklichem Ernst nach Erkenntniß der Wahrheit zu trachten. Jedenfalls hat er eingesehen, daß die Anwesenheit der Europäer ihm und seinem Volke nichts als Nutzen bringt, während die Araber nur ihren eigenen Vortheil suchen. Der Islam ist wieder beseitigt. O'Flaherty wies den Arabern ihre Unwissenheit und dem König aus dem Koran selbst die Widersprüche des Muhammedanismus nach. Viele Araber sind fortgezogen, nachdem sie in Ungnade gefallen. Die zurückgebliebenen stellen sich schmeichlerisch-freundlich zu den Missionaren; doch kommen auch wieder neue an, von denen einer O'Flaherty zu tödten drohte! Den katholischen Priestern hat dieser erklärt: wenn sie fortfahren, die Protestanten Ketzer und Rebellen zu schelten, so werde er dem König erzählen, wie es in Italien, Frankreich und andern katholischen Ländern um das Verhältniß von Kirche und Staat zu einander bestellt sei; auch hat er sie gebeten, sich doch an die Hauptlehren des Christenthums zu halten und nicht durch Opposition gegen die evangelische Mission die Heiden zu verwirren. Seither hat eine Annäherung beider Theile stattgefunden: man besucht sich, speist zusammen und disputirt wohl auch in Freundschaft. Die Katholiken seien erstaunt, in den Protestanten so ganz andere Leute zu finden, als sie angelerntermaßen sich vorgestellt hatten.

Mackay war in diesen Monaten hauptsächlich mit äußeren Arbeiten beschäftigt. Es gelang ihm, einen tiefen Brunnen zu graben und durch einen Pumpapparat das schönste Wasser zu Tage zu fördern. Die Heiden trauten ihren Augen nicht. „Das ist ein Gotteswerk! Das ist lubare (Fetisch)! Die Weißen sind doch gescheidter als lubare, sie können alles, Araber und Wangwana sind nichts dagegen. Gott kann schaffen, und die Weißen können auch schaffen. Ist das nicht eine wunderbare Schöpfung?“ In solchen und ähnlichen Ausrufen zeigte sich der Eindruck, welchen der erste Brunnen in Uganda auf die Landeskinder gemacht hat. Bisher kannten sie kein anderes als das stinkende Sumpfwasser in der Nähe ihrer Hütten, das beständig allerlei Unrath aufnehmen muß und eine wahre Giftquelle ist. Welch

eine Revolution durch so einen einzigen Pumpbrunnen im ganzen Leben eines Volkes hervorgebracht werden kann! Auch Mackay's Hausbau setzt die Waganda in Staunen. Er hat nämlich einen weißen Lehm entdeckt, aus welchem er Backsteine und Ziegel brennt, und baut nun ein zweistöckiges Haus mit 8 Zimmern und ebensoviel Fenstern. Die Eingebornen haben bisher nur bienenkorbartige Hütten aus Rohr und Gras gekannt, die von Ratten und Eidechsen beständig zerfressen und oft durch einen einzigen Feuerfunken in Flammen gesetzt werden, voll Schmutz, Finsterniß und schlechter Luft. Nun stehen die guten Leute bewundernd vor dem neu erstehenden Prachtbau, und ohne Zweifel wird Mtesa und mancher seiner Häuptlinge sich bald auch so eine Wohnung bauen lassen. Zunächst hat Mtesa alle geschickten Eisen- und Holzarbeiter des Landes entbieten lassen, daß sie ihm unter Mackay's Leitung einen Wagen bauen; auch hat er 10 junge Leute zu Mackay förmlich in die Lehre gethan, daß er sie in allerlei Künsten der Weißen unterrichte.

Aber auch in die Schule, welche von Mackay und Jakob Wainwright gehalten wird, kommen viele. Manche können von früher her schon etwas lesen. Das von Mackay übersetzte und gedruckte Unser-Vater und Glaubensbekenntniß erweist sich dabei als nützlich. „Unsere eigentliche Arbeit fängt jetzt erst an. Bekehrte haben wir noch nicht, aber viele Halbgläubige." Beide Brüder sind voll fröhlicher Hoffnung und bitten dringend um Sendung weiterer Arbeiter. Man müsse das Eisen schmieden, so lange es heiß sei. Sie sind sanguinisch genug zu meinen, bald werde die Station sich selbst erhalten, trage doch ihr Wälschkorn das 500- und ihr Weizen das 40fache. Auch auf ihre süßen Kartoffeln, Erbsen, Bananen und einige europ. Gemüse, zu denen ihnen die französischen Priester verholfen, scheinen sie ganz stolz zu sein, sind doch ihre Hände voller Schwielen vom Hacken, Graben, Jäten und all der anderen Arbeit. Dazu haben sie 6 Kühe, von denen doch wenigstens 2 Milch geben, 14 Ziegen, 1 Schaf, mehrere Hühner, 2 Esel, zwei Mägde für den Garten, Koch, Diener, Kuhhirt, Schafhirt und 12 Wangwana-Arbeiter, für welche auch Hütten errichtet und Gärten angelegt werden. Von Hungerleiden ist keine Rede mehr.

Wenn nur der Sklavenhandel, die Menschenschlächterei, das Rauben, Plündern, Kriegführen und Faullenzen abgeschafft werden könnte! Aber Mtesa meint, dazu habe er keine Macht; vielleicht wenn die Königin für ihn thun wollte, was sie für den Sultan von Sansibar thut, und wenn statt der arabischen Händler englische kommen würden — dann gienge es! Unter solchen Umständen freut man sich über jeden, wenn auch noch so kleinen Fortschritt. So hat Mtesa, als eine Art Pest ausgebrochen war, auf den Rath der Missionare die Straßen und

Häuser reinigen lassen, was sogleich eine Besserung zur Folge hatte. Wollen wir hoffen, daß mit frischem Wasser, größerer Reinlichkeit, besseren Häusern bald auch ein neuer Geist in Uganda seinen Einzug halten möge. Daß die bisherigen Bemühungen der Missionare nicht ohne Frucht geblieben sind, sieht man doch deutlich. Wenn sie erst die Sprache recht können, wird's noch schneller vorangehen.

— In Manjanga am Congo sind nun die Baptisten Bentley und Grenfell seit August v. J. angesiedelt. An ihren englischen Sonntagsandachten nimmt Robert Ferusi aus Sansibar Theil, ein Schwarzer, der Stanley auf seiner großen Reise begleitet hat und jetzt noch in seinem Dienst steht. Er hat 8 Jahre lang bei Bischof Steere in Sansibar gelernt und kann sehr gut lesen und schreiben, ist auch in der hl. Schrift ziemlich bewandert. Die Eingebornen sind zutraulich, fordern aber unverschämte Preise (in Perlen oder Zeug) für jede Kleinigkeit. Ntombo ist eine große Stadt, ungefähr eine Stunde von der Station. Auf dem dortigen Markt sind die schwarzen Diener der Missionare schon geprügelt worden. Warum? Ein Weib hatte ein Huhn gesotten und wollte damit auf den Markt. Ihr Mann sah es und verlangte das Huhn für sich. Sie schlug es aus, gieng auf den Markt und bot das Huhn einem Sansibaren zum Geschenk an, der aber kein gesottenes Huhn von eines anderen Mannes Weib annehmen wollte. So gieng sie wieder heim damit und gab es ihrem Manne. Er erkundigte sich, wer der Freund sei, dem sie das Huhn angeboten und der es ausgeschlagen, sammelte einige Leute um sich, lief auf den Markt und schlug auf die Diener der Weißen los: diese seien schlechte Leute, die kein Gummi und überhaupt nichts kaufen, außer Hühner, Ziegen u. dgl. Der Stadthäuptling war sehr aufgebracht hierüber und drohte mit Krieg — offenbar um sich bei den Weißen in Gunst zu setzen. Es wurde palavert und ein neuer Markt, näher bei den Weißen, eröffnet, um solchen Auftritten vorzubeugen. Lauter echt afrikanischer Unsinn, der aber gelegentlich ein paar Menschen, wohl auch einem Missionar, das Leben kosten kann.

— Crudgington und Dixon sind im Okt. in Banana angekommen. Miss. Comber ist's gelungen, 42 „Krujungen" anzuwerben und mit ihrer Hilfe das neue Stahl-Boot „Plymouth", das jene beiden aus England mitgebracht, zusammenzusetzen und nach Musuka flußaufwärts zu bringen. Dixon ist am 2. Nov. zu Miss. Hartland in San Salvador gestoßen und vom König freundlich empfangen worden. Die Baptisten erkennen immer mehr, wie immens die Aufgabe ist, die sie sich am Congo gestellt haben.

— Die Vereinigte Presbyterianerkirche Schottland's hat im Okt. v. J. zwei Visitatoren nach Alt-Kalabar geschickt, wo dieselben am 1. Dec. glücklich ankamen und von den Missionaren sowie vom König (Ejo Honesty)

freudig empfangen wurden. Auf der Rückreise starb einer von ihnen. Am 13. Dec. wurde in Kingston, Jamaika, ein schwarzer Zögling des dortigen Seminars, namens Clerk, zum Missionar für Alt-Kalabar ordinirt. Schon von Geburt an hatten seine Eltern ihn dem Herrn geweiht und daß der 22jährige noch als Missionar nach Afrika zieht, sehen sie als Gebetserhöhung an. Seine Frau ist eine junge Schottin, deren Vater in Jamaika als Kaufmann gestorben ist, und die seit ihrer Bekehrung zu den eifrigsten und thätigsten Gemeindegliedern in Kingston gehört hat. Auch nach Jamaika haben die Ver. Presbyterianer zwei Visitatoren gesandt. In Alt-Kalabar haben sie 5 europ. und 2 eingeb. ordinirte Missionare, 4 europ. Lehrerinnen, 12 eingeb. Gehilfen und 212 volle Gemeindeglieder nebst 165 Kandidaten und 694 Schülern und Schülerinnen auf 5 Haupt- und 18 Nebenstationen. Eine Erweiterung dieser Mission steht in Aussicht, nachdem Miss. Edgerley, vom „guten und weisen" König Ejo unterstützt, bei einem neuen Stamm in Akunakuna Eingang gefunden hat. „Gott hat den Riegel weggeschoben, und nun müssen wir die Thür vollends aufstoßen" — meint der König.

Indien.

Während eines Götzenfestes der gröbsten Art schlugen Miss. James und Lieut. Johnson in Kalkutta gedruckte Zettel mit der Aufschrift „Abscheulicher Götzendienst" und einigen entsprechenden Bibelstellen an die Straßenecken. Der „Hindu Patriot", eine konservativ-heidnische Zeitung, stellte sich tief beleidigt und verlangte das Einschreiten der Polizei, und diese ließ auch wirklich jene Anschläge wieder abreißen, den betreffenden Buchdrucker aber zur Rede stellen. Einen warmen Vertheidiger dagegen haben jene beiden Eiferer an Kesab Tschander Sen gefunden, von ihm aber auch den Rath bekommen, statt der anstößigen Bibelstellen den Hindus doch lieber Stellen aus ihren eigenen Religionsbüchern gegen den Götzendienst vorzuhalten. In einem andern Artikel seines Blattes „The New Dispensation" giebt derselbe die Parole aus: „Prediger, nicht Lehrer brauchen wir," und schilt dann diejenigen Missionare, welche in weltlichen Fächern Unterricht ertheilen, statt „Christum den Gekreuzigten der nichtchristlichen Welt zu verkündigen."

Kesab Tschander Sen selbst wird leider immer mehr zum Papst seiner freilich sehr zusammengeschmolzenen Partei, führt eine phantastische Ceremonie nach der anderen ein (Bannerentfaltung, mystische Tänze, Nachäffung des Abendmahls, Heiligsprechung, Abendopfer ꝛc. ꝛc.) und redet in überschwänglichen Ausdrücken von der neuen Offenbarung oder Religion, mit welcher er die ganze Welt beglücken will und deren Haupt-grundsätze folgende sind: „Ein Gott, Eine hl. Schrift, Eine Kirche, ewige Fortentwickelung der Seele, die Gemeinschaft der Propheten und Heiligen, die Vater-

schaft und Mutterschaft Gottes, die Brüderschaft aller Männer und Schwesterschaft aller Frauen, Harmonie zwischen Wissenschaft und Frömmigkeit, Liebe und Arbeit, Joga und Asketik auf der höchsten Stufe ihrer Entwicklung, Treue gegen die Obrigkeit." Sein Programm lautet noch hochfliegender. Nach demselben will er: alle Religionen der Welt miteinander versöhnen und verschmelzen, alle Kirchen in Ost und West in eine Universal-Gottesgemeinde vereinigen, die Uebereinstimmung und Einheit aller Gottesoffenbarungen nachweisen, alle heiligen Schriften auf Eine ewige und ungeschriebene Urkunde zurückführen, das Himmelreich Christi verwirklichen, dem Götzendienst sein Leben und seinen Geist entziehen, um ihn so zu vernichten, das Geheimniß der Dreieinigkeit erklären und die Einheit in derselben nachweisen, Glauben und Wissen versöhnen, das reine Christenthum mit dem reinen Hinduismus versöhnen, die Aufmerksamkeit der Menschen von den äußeren Wundern ab und auf die inneren Wunder hinlenken, Christum predigen als den Sohn Gottes, als den Logos in allen Propheten vor und nach ihm, Sokrates verehren als den Lehrer der Selbsterkenntniß, Moses als alttestamentlichen Sittenlehrer, Buddha als den Lehrer von der Einheit Gottes (?!), Tschaitanja als den Lehrer hingebender Andacht, alle Arten der Sünde ausrotten und mit Hilfe des Gebets alles Reine und Gute befördern, das Leben höher stellen als die Lehre, den Wandel höher als das Bekenntniß, den Geist höher als den Buchstaben."

Viel bedeutender als diese „Neue Religion" ist der Sadharana Brahma Samadsch, der sich seit Febr. 1878 von Kesab Tschander Sen losgesagt hat, eine presbyterianische Verfassung besitzt und sich fast zu allen Lehren des Christenthums, die Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre ausgenommen, bekennt, Jünglingsvereine, Schulen, Sonntagsschulen, Gebetsvereine, Bibliotheken u. dergl. gründet, den Götzendienst verwirft und ernstlich an der Einführung socialer Reformen in Indien arbeitet. Der Hauptführer dieser Partei ist der Jurist A. M. Bose, der in England studirt hat und ein ebenso bedeutender als bescheidener Mann sein soll. Seine Hauptgehilfen sind seine Frau, sein Bruder Dr. M. M. Bose und ein gewisser Schiwa Nath Schastri. Der Adi Brahma Samadsch sinkt immer mehr in den Hinduismus zurück und hat fast gar keine Bedeutung mehr. Die Zahl aller Brahmaisten wird für ganz Indien auf 1115 angegeben, für Kalkutta allein (nach dem letzten Census) auf 488 (neben 4101 eingeb. Christen). Die Zahl der Anhänger ist aber viel größer als die dieser eigentlichen Mitglieder.

— In Kalkutta kamen Ende v. J. 6 neue und 2 auf ihre Posten zurückkehrende Baptisten-Missionare sammt 3 Zenana-Lehrerinnen aus England an. 3 von jenen 6 sind Söhne von Missionaren.

— Von Ahmednagar aus hat Miss. Williams von der Ausbreitungsgesellschaft im Oktober und November viele Dörfer predigend besucht. Er rühmt, daß seine erst 1873 begonnene Mission immer festeren Fuß fasse und daß auch die Brahmanen nicht mehr so feindlich seien.

— Im östlichen Bengalen sollen mehrere tausend eingeborene Katholiken Protestanten zu werden wünschen, ohne sich jedoch den dort arbeitenden Baptisten anzuschließen. Ein Missionar aus Kalkutta (vielleicht ein Anglikaner?) soll sich mit mehreren seiner eingeborenen Christen auf den Schauplatz begeben haben. Er wird diesen Leuten gegenüber jedenfalls sehr vorsichtig sein müssen.

— In Gudscharat haben die irischen Presbyterianer eine bei uns zu wenig bekannte Mission. Im Jahr 1880 tauften sie 89, in den letzten 10 Jahren zus. 900 Personen. Zwei ihrer Veteranen, Montgomery und Taylor, sind kürzlich gestorben. Ihre Erziehungsanstalten, ihre 5 Christendörfer, ihre Druckerei und andere Unternehmungen stehen in großem Ansehen. Je länger je mehr üben die Missionare nicht nur auf ihre Bekehrten, sondern auch auf die ganze Bevölkerung einen wohlthätigen Einfluß. Neuerdings ist sogar unter den Muhammedanern ein Forschen und Fragen nach Wahrheit erwacht. Im März v. J. wurden zwei hervorragende Männer getauft, ein Fakir, namens Dschaffer Schah, ein sprachenkundiger, ernster Mann von 28 Jahren, der bereits ein Buch zur Vertheidigung des christlichen Glaubens gegen den Islam geschrieben hat, und Abdallah Abiba, ein sehr begabter und gelehrter Maulwi oder Priester in Nariad, der von seinen zahlreichen Anhängern hoch verehrt worden war, im Stillen aber das N. Test. dreimal durchgelesen und sich mit dem Evangelisten Gopal in Verbindung gesetzt hatte. Sein Uebertritt hat natürlich großes Aufsehen erregt und fängt schon an, gute Früchte zu tragen. Seine Frau hat ihn verlassen, sein kleiner Jakob ist ihm bald nach der Taufe gestorben. Er selbst aber hat angefangen, die Missionare in der Predigt des Evangeliums zu unterstützen und sie auf ihren Reisen zu begleiten. Er ist jetzt in Borsad bei Miss. Brown. Merkwürdigerweise hat sein Nachfolger, der neue Maulwi von Nariad, auch schon angefangen, sich den Christen zu nähern. Er hat den Evangelisten Gopal mehrmals besucht und sich von diesem das N. T. geben lassen. Ende Mai wurden in Borsad 32 Erwachsene und 8 Kinder getauft. Bald darauf 2 junge Männer, einem Priestergeschlecht angehörig und bisher von ihren Kastengenossen, den Dheds, geradezu als Götter angebetet! Der eine von ihnen war vor 8 Jahren, als er gerade in einer feierlichen Prozession daherkam, vom Evangelisten Desaibhai angeredet und dafür zur Rede gestellt worden, daß er sich so gebärde, wie wenn er Gott wäre. Das hat der Mann nie vergessen! Die Stationen dieser

Mission sind Gogo, Surat, Borsad, Ahmedabad und Anand; die Zahl der Missionare ist 8, der Getauften 1019, der Anhänger 643, der Schüler 1752, 125 Waisen nicht gerechnet.

— Die „Vereinigten Presbyterianer" von Nordamerika haben (außer ihrer Mission in Aegypten, wo auf 45 Stationen 8 ordinirte Missionare, 16 Missionarinnen, 6 ordinirte Eingeborne, 5 Kandidaten, 124 sonstige Gehilfen und 12 Gemeinden sind mit 1036 Kommunikanten, welche letztes Jahr 4582 Dollar beisteuerten, und 2219 Schüler, welche 4863 Dollars bezahlten) in Nordindien auf 18 Stationen 5 ordin. Missionare, 5 Frauen, 2 ordin. Eingeborne, 54 sonstige Gehilfen, 6 Gemeinden mit 337 Kommunikanten, die 259 Dollar beitrugen, und 1903 Schüler, die 2219 Doller bezahlten (Kost- und Schulgelder). Besonders interessant ist der Bericht über die Station Zafferwal im Pandschab. Vor 20 Jahren traf ein eingeborner Christ in der Nähe von Dschandran eine Gruppe von Mangs (Weber), denen er aus der Bibel vorlas, ohne zu wissen, daß diese Leute schon ernstlich über Gott nachgedacht hatten und daher sehr empfänglich fürs Evangelium waren. Tief ergriffen kamen sie zu den Missionaren nach Sialkot und ließen sich wieder und wieder stundenlang vom Heiland erzählen. Unter ihnen waren die bedeutendsten Pepo, ein Fakir, dessen jüngerer Bruder Bhadschna und ein anderer junger Mann, Kanija. Sie hatten dringend gebeten, die Missionare möchten sie in ihrem Dorf aufsuchen. Als diese aber kamen, war bereits eine heftige Verfolgung gegen die Erweckten losgebrochen und diese waren so eingeschüchtert worden, daß sie jetzt den Missionaren aus dem Wege giengen. Indessen wanderten einige von ihnen aus und ließen sich auf dem Grund und Boden eines reichen Mannes bei Zafferwal nieder, wo sie ein „Neudorf" gründeten. Zehn Jahre sind darüber hingegangen. Da kommt Pepo in seiner Heimat Dschandran aufs Sterbebett. Er bekennt sich als Christen und ermahnt alle umstehenden Verwandte und Freunde, an Christum zu glauben, zu den Missionaren zu gehen und sich unterweisen zu lassen. Eine ganze Schaar stellt sich infolge dessen zum Unterricht ein, ohne jedoch zum Uebertritt zu kommen. Unentschieden kehren sie zurück. Die Missionare besuchen sie aber treulich von Jahr zu Jahr. Endlich erscheinen Kanija und Bhadschna in Sialkot und empfangen die Taufe. Eine neue Verfolgung bricht los. Ihre Freunde verlassen sie. Kanija's Frau flieht mit ihren 5 Kindern nach Kaschmir. Auch Bhadschna wird von seinem Weib verlassen und von seinen Eltern als ein Gestorbener beweint. Aber sie bleiben fest. Jahre vergehen. Jetzt ist Kanija's Frau zurückgekehrt und mit allen ihren Kindern getauft; ja, auch Bhadschna's Eltern sammt andern Verwandten sind Christen geworden. Eine Gemeinde von 33 Neubekehrten ist gegründet,

und jene beiden sind die Aeltesten derselben. Alles, was sie von der Mission erhalten, ist die Besoldung eines christlichen Schulmeisters, 10 Mk. monatlich. Das sind also keine Reischristen, trugen sie doch im letzten Jahr 34 Dollar für die Mission bei.

— Aus Dschalandhar im östlichen Pandschab, wo die amerikanischen Presbyterianer eine Station haben, berichtet Miss. Bose vom Wüthen der Cholera, allgemeiner Angst, der zeitweiligen Schließung seiner Schule, aber auch von drei Neubekehrten, welche ihm viel Freude machen. Einer derselben, Narian (Narajana?) Rao, der am 21. August getauft wurde, ist ein angesehener Kaufmann aus Katsch, der schon in Liverpool, Paris, Australien, Kalkutta u. s. w. gewesen ist, ja die Königin von England gesehen hat. Er war ein Anhänger des berüchtigten Erdengottes, des Maharadscha von Katiawar, der jetzt im Gefängniß ein Verbrechen büßt, hat aber nun das seiner Familie gehörige goldene Götzenbild mit den 30,000 Mk. Vermögen desselben fahren lassen, obgleich er als einziger Sohn seines Vaters und ältestes Glied der Familie gerechten Anspruch darauf gehabt hätte. Sein väterliches Erbe im Werth von 350,000 Mk. wird ihm wohl streitig gemacht werden. Jedenfalls hat sein Uebertritt ihn mehr gekostet, als wir in der Christenheit Lebenden uns vorstellen können.

Japan.

Einer der bittersten Feinde des Christenthums in Japan ist der amerikan. Professor Morse an der Universität Tokijo, welcher durch Vorträge und sonst alles thut, was in seiner Macht steht, der Mission entgegenzuarbeiten.

— Frl. Kidder, eine baptist. Missionarin, schreibt von den Japanern: „Diese Leute wissen, was recht und unrecht ist. Gar schnell finden sie die Fehler anderer heraus. Sie haben besonders scharfe Augen für die Schwächen derer, welche an Jesum Christum glauben, sind aber so höflich, gleichgültig oder gar schmeichlerisch heuchlerisch, daß wir uns muthlos wieder davonschleichen würden, wenn wirs nicht schon erlebt hätten, daß der hl. Geist etlichen ihre eigenen Sünden aufdeckt und sie zu einem reineren Leben erzieht."

— Die amerikan. „Evangelische Gemeinschaft" (Albrechtsbrüder) hat außer 58 Missionaren in Europa 7 solche in Japan. In Osaka und Tokijo haben diese zusammen 37 Mitglieder und 120 Sonntagsschüler.

— Ueber die christlichen Massenversammlungen, welche voriges Jahr in Kijoto, Osaka, Matsujama und Korema gehalten wurden, sollen eingeborne Beamte sich geäußert haben, daß, wenn alle christlichen Predigten so wären, wie die hier vernommenen, sie nichts dagegen haben würden. Andrerseits sagen die Gegner: Gegen die christliche Sittenlehre ist einstweilen nichts einzuwenden; wir fürchten aber, daß die Missionare, welche den mächtigen Nationen Rußland, England und Amerika angehören,

wenn sie einmal das leichtgläubige Volk für ihre Religion gewonnen haben, dasselbe auch für ihre Regierungen gewinnen und so der Fremdherrschaft unterwerfen werden.

— In Fukui, wo der Besitzer einer Badeanstalt sich bekehrt hat, Sonntags sein Geschäft schließt und statt dessen Gottesdienst darin halten läßt, haben während des Sommers zwei Seminaristen aus Kijoto eifrig missionirt und zum Lohn einen Drohbrief erhalten, welcher mit den Worten schließt: „Euer unreines Blut, junge Kinder, ist nicht werth, vergossen zu werden; doch wollen wir das heilige Schwert zum ersten Mal an euren jugendlichen Hälsen versuchen!" Jener Badbesitzer ist jetzt Kolporteur geworden und hat im Juli 469, im August 284 Schriften verkauft, größtentheils an buddhistische Priester, welche daraus Waffen zur Bekämpfung des Christenthums entnehmen wollten!

— In Kijoto ist ein Büchlein erschienen: „Nachforschung nach Löchern." Löcher sind die Schwächen des Buddhismus und des Christenthums. Der Verfasser hält alle Religion für unnütz, ja für schädlich.

China.

In der Mantschurei arbeiten zwei schottische Missionare, welche neulich einen kleinen Katechismus in der Sprache von Korea gedruckt haben, wohl die erste christliche Druckschrift in dieser Sprache! Bald soll das N. T. nachfolgen. Ein bekehrter chinesischer Buchdrucker hilft ihnen. Auch von einer merkwürdigen Frau erzählt Miss. Roß, die er am 11. Sept. getauft hat. Frau Wu ist 45 Jahre alt, begütert und wohlaussehend. Wie alle Chinesinnen, heirathete sie sehr jung. Der Mann und dessen Mutter machten ihr das Leben so schwer, daß sie's nur ein paar Jahre lang aushielt. Sie verließ ihren Mann. Er heirathete eine andere. Und Frau Wu mußte sich nun allein durch die Welt schlagen. Natürlich that sie es auf heidnische Art, indem sie eine Opium- und Spielhölle in Mukden eröffnete, in welcher bald allerlei hohe Herren, darunter der Generalgouverneur, sich fleißig einzustellen pflegte — hauptsächlich durch die Schönheit der emancipirten Wirthin angezogen. Endlich hatte sie dies Leben satt, schämte sich ihrer Sünden und machte sich daran, dieselben abzubüßen. Sie wurde eine eifrige Buddhistin und strenge Vegetarianerin, sagte ihre Gebete bei Tag und Nacht mit der größten Treue her und that überhaupt alles, was die blinden Blindenleiter ihr anriethen. Aber die veränderte Lebensweise und die trotz aller Frömmigkeit doch immer wiederkehrenden leidenschaftlichen Anfälle von Zorn u. dgl. machten sie krank. Allerlei Aerzte und Arzneien brachten sie nur noch weiter herunter. Schließlich wandte sie sich an Dr. Tschun, einen Bekehrten. Derselbe durchschaute sofort ihren Zustand und sprach sich offen über denselben aus. Das gewann ihr Vertrauen, so daß sie ihn nun auch anhörte,

wenn er ihr die Nutzlosigkeit ihrer Bußübungen vorhielt und von dem Sünderheiland erzählte, der alle Schuld der Menschen so gründlich gebüßt habe, daß gar keine weiteren Opfer oder Leistungen mehr nöthig seien. Sie zerbrach nun ihre Götzen, zerstörte den kleinen Tempel, den sie im Haus eingerichtet hatte, gab den ganzen buddhistischen Unsinn auf, fieng an, zu Gott um Vergebung ihrer Sünden, wie auch um Heilung ihrer Krankheit zu bitten, und erholte sich zusehends. Miss. Roß weilte damals in Europa. Als er wieder in Mukden ankam, wurde ihm Frau Wu als eine Taufkandidatin vorgestellt. Nach längerem Zögern und sorgfältiger Prüfung hat er sie nun wirklich in die Gemeinde aufgenommen. Seither wächst sie zusehends in der Gnade. Ihr zweiter Mann, mit dem sie sich vor einigen Jahren verheirathet hat, ist kein Hinderniß dabei.

— Einen ähnlichen Fall erzählt der amerikan. Miss. Corbett in Tschifu. Unter 11 Neugetauften befand sich auch eine 64-jährige Frau, deren Vater ein Schullehrer gewesen, der sie mit ihren Brüdern am Unterricht hatte theilnehmen lassen. Von Kind auf war sie sehr fromm. In die Ehe getreten, wetteiferte sie mit ihrem ebenso bigotten Mann in religiösen Uebungen und strengstem Vegetarianerthum — weil es Sünde sei, ein Thier zu tödten, man also nur Pflanzenkost genießen dürfe. Da sie wohlhabend waren, verwandten sie einen Theil ihres Vermögens auf Tempelbauten oder Reparaturen, Loskaufung von Thieren, die sonst wären geschlachtet worden, und andere verdienstliche Werke. Vor 20 Jahren starb ihr Mann. Seither war sie nur noch eifriger, gieng, wenn Götzenfeste bevorstanden, von Dorf zu Dorf und ermahnte die Frauen, mit ihr die Tempel zu besuchen, zu räuchern und zu opfern, schritt dann Gebete hersagend vor der Procession her und wurde immer mehr eine Missionarin des Heidenthums. Ihr einziger Sohn war aber ein Spieler und Verschwender, so daß sie sich genöthigt sah, ihr Brod durch einen Seidenhandel zu verdienen. Vor einem Jahr nun kam sie auf einer ihrer Geschäftsreisen in ein Dorf, wo gerade zwei Missionsfrauen unter der weiblichen Bevölkerung zu wirken suchten. Die Neugier trieb sie zu diesen, und sowohl was sie hörte, als was sie sah, gefiel ihr. Dazu machte sie die Bekanntschaft einer dort wohnenden Christenfamilie, wo sie von nun an öfters einkehrte, um sich Bücher geben und mehr vom Christenthum erzählen zu lassen. Als sie um die Taufe bat, fand der Missionar sie schon gut vorbereitet, und seither ist sie nun ebenso eifrig bemüht, das Evangelium auszubreiten als vorher, den Buddhismus anzupreisen.

— Gegen die amerikan. Missionare in Tschinanfu, Provinz Schantung, haben Ende v. J. mehrere „Literaten" dem Gouverneur eine Bittschrift eingereicht: er möchte ihnen doch das Predigen von Irrlehren ꝛc. ver-

bieten. Der Gouverneur aber soll geantwortet haben: „Mir sind diese Leute ebenso zuwider als euch; aber ihr müßt bedenken, daß sie auf Grund der Verträge das Recht haben, hier zu predigen, daß sie außer bei uns noch an gar vielen Orten sich niedergelassen haben, daß ähnliche Anklagen, wie ihr sie erhebet, schon oft gegen sie vorgebracht worden sind, jedoch ohne genügende Beweise. Wenn ihr etwas gegen die Missionare habt, müßt ihr Beweise bringen."

— Für das anglo-chinesische „College" (Gymnasium) in Futschau ist um 14,000 Dollars ein solides Haus mit einem gut gelegenen Grundstück gekauft worden. 10,000 Dollars hatte ein christlicher Chinese T. Akok gegeben. Man hofft, daß auch der Rest von eingebornen Christen wird bezahlt werden.

— Die Katholiken zählen in China, wo sie seit Jahrhunderten arbeiten, 41 Bischöfe, 664 europ. und 559 eingeb. Priester, 34 höhere Lehranstalten, 34 Klöster und 1,092,818 Gemeindeglieder und Anhänger. Die junge evangelische Mission mit ihren 20,000 Bekehrten erscheint daneben wohl klein, in Ansehung ihrer viel geringeren Kräfte und der kürzeren Arbeitszeit, sind ihre Erfolge aber nicht geringer, als die der katholischen.

— In China, Japan und Siam zusammen arbeiteten zu Anfang v. J. 27 britische, 12 amerikanische und 2 (resp. 3) deutsche Gesellschaften mit zus. 618 Missionaren und Missionarinnen, d. h. 227 ordinirten, 73 Laien (darunter 25 Aerzten), 85 Lehrerinnen oder Aerztinnen und 233 Missionarsfrauen, mit einem jährlichen Aufwand von ungefähr 3,060,000 Mk.

Amerika.

In Sacramento, Kalifornien, halten die christlichen Chinesen, welche sich dort der presbyterian. Mission angeschlossen haben, alle Sonntag Nachmittag eine Art Straßenpredigt, zu welcher meist recht viele Zuhörer sich einfinden. Neulich fanden sie aber am gewöhnlichen Predigtplatz einen großen Anschlag folgenden Inhalts: „Die christlichen Prediger behaupten, Christus sei der Herr Himmels und der Erde, ja der Schöpfer. Sie predigen aber bloß um Geld zu machen, und es ist nutzlos, mit ihnen zu disputiren; es muß aber etwas geschehen, um die Leute vor dieser neuen Lügenreligion zu warnen. Nach ihrer eigenen Lehre wurde Christus erst vor 1881 Jahren geboren, er kann also nicht die Welt geschaffen haben; ist aber diese Eine Behauptung falsch, so kann man den Christen überhaupt nichts mehr glauben ..... Wie kommt es, daß Ihr Kerls, die Ihr uns dergleichen Neuigkeiten predigt, immer so vergnügt seid? Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß alle Chinesen, welche zum Christenthum bekehrt worden sind, nicht länger dieser Religion anhangen sollen; ferner, daß diese Lehre nicht länger auf den Straßen gepredigt werden darf, und daß wer es trotzdem thut, von den sechs (geheimen) Gesellschaften

arretirt und als ein Irrlehrer und Betrüger bestraft werden wird. Sie werden ihm 80 Streiche geben, ihn auf den Begräbnißplatz schleifen und lebendig verbrennen; seine Gebeine werden nicht nach China zurückgebracht werden, sondern auf immer fremde Teufel bleiben. Und dann können sie an Jesum glauben soviel sie wollen. Wer es wagen sollte, diese weiße Proklamation abzureißen, ist ein Kind des Todes."

Das weiße Papier, auf welchem dieser Drohbrief geschrieben war, bedeutete nach chinesischer Sitte eine ernst gemeinte, gefährliche Drohung. Jeder heidnische Chinese betrachtet dergleichen mit abergläubischer Furcht; die christlichen Chinesen rissen das Blatt herab, lasen es dem versammelten Volkshaufen vor, widerlegten die Anklagen desselben, sprachen gegen den Götzendienst und bekannten muthig die Wahrheit des Evangeliums. Confucius habe die Menschen ermahnt, nach Wahrheit zu forschen; sie aber drohen ein Verbrechen zu begehen, um sich der Wahrheit zu entziehen; also seien sie gar keine rechten Jünger des Confucius. Viele Heiden hörten aufmerksam zu, und die ganze Sache schlug zum Besten des Evangeliums aus.

— Der katholische Erzbischof von San Francisco hat einige Priester nach China geschickt, wo sie die Sprache lernen sollen, um dann unter den Chinesen in Californien missioniren zu können, wo er auch ein Missionsseminar zu diesem Zweck errichten will.

— Es hat uns sehr gefreut, zu sehen, wie der „Independent", eins der besten amerikan. Wochenblätter, sich der eingewanderten Chinesen annimmt. In einem Artikel gegen den Opiumhandel heißt's dort u. A.: „Nichts steht fester, als daß die amerikan. Nation der chinesischen Einwanderung sehr viel Gutes zu verdanken hat und daß das Geschrei gegen dieselbe niemals einen vernünftigen Grund gehabt hat."

Türkei.

Hr. Noyes, früher Gesandter der Ver. Staaten in Paris, hat im Auftrag seiner Regierung die Türkei bereist und einen Bericht über die dortigen Zustände namentlich in Bezug auf Handel und Industrie eingereicht, in welchem er den amerikanischen Missionaren ein glänzendes Zeugniß ausstellt und u. A. sagt: „Der heilsame Einfluß derselben kann gar nicht überschätzt werden. Aus eigener Beobachtung weiß ich, daß wo immer im Orient ein junger Mann oder ein junges Frauenzimmer von mehr als gewöhnlicher Bildung, Strebsamkeit und Einsicht sich findet, es sich stets herausstellt, daß er oder sie in einer amerikanischen Missionsanstalt in Konstantinopel oder Alexandrien oder Kairo oder Beirut erzogen worden ist. Und mit dieser Bildung kommt das Bedürfniß nach den Bequemlichkeiten und Verfeinerungen der Civilisation. Der junge Araber, der an einer dieser Anstalten sein Abiturientenexamen gemacht hat, mag nicht mehr wie früher in einem Hühnerstall aus Lehm woh-

uen, in schmutzigen Lumpen oder auch ganz nackt einhergehen und Zuckerrohr kauen. Er möchte gern so leben, wie seine Lehrer, die aus der großen Republik jenseits des Atlantischen Oceans gekommen sind. Er sagt den Seinigen, was er gelernt hat, und ein Verlangen nach etwas Besserem, ein heilsamer Ehrgeiz, wird auch in ihnen erweckt. Dies sind die Einflüsse, denen die von Jahr zu Jahr wachsende Nachfrage nach den Dingen zuzuschreiben ist, welche Europa und Amerika vermöge ihrer vorgeschrittenen Kulturentwicklung produziren. Ich sehe nicht ein, warum wir hieraus nicht auch geschäftlichen Nutzen ziehen sollten."

— In der Dezember-Nummer haben wir von der „englischen Bewegung" unter den Armeniern berichtet. Nachträglich sei noch ein Grund erwähnt, warum den anglikanisch Gesinnten unter ihnen, welche sich der amerikanischen Mission nicht anschließen mögen, der Schutz der englischen Kirche besonders zu gönnen ist. Während die Anhänger der amerikanischen Mission als Protestanten den Schutz der Regierung genießen, werden diese noch nicht förmlich zu irgend einer evangelischen Kirche Uebergetretenen nach wie vor als Altarmenier behandelt, stehen also noch unter der Gerichtsbarkeit des Patriarchen, werden von ihm zur Entrichtung der Staatssteuer angehalten u. s. w. Infolge dessen sind sie allen möglichen Unterdrückungen, ja Verfolgungen ausgesetzt, müssen das 4—5fache der wirklichen Steuer bezahlen und können gegen dieses Unrecht nirgends Beschwerde einlegen, denn der Patriarch — von Rechtswegen ihr Beschützer — ist selbst ihr Feind. An manchen Orten werden die, welche sich der Reform angeschlossen haben, sogar verhindert, eigene Gottesdienste zu halten und die englische Liturgie zu gebrauchen. Diesen armen Unterdrückten, welche nicht mehr Altarmenier und noch nicht Protestanten sind, irgendwie zu Hilfe zu kommen, dürfte doch wohl ein gutes Werk sein. Uebrigens lobt ein englischer Geistlicher, H. T. Tozer, der neulich in Armenien gereist und ein Buch „Turkish Armenia and Eastern Asia Minor" herausgegeben hat, die amerikan. Missionare sehr, rühmt besonders ihre Schulen und erklärt, obgleich er ihre Art der Gemeindegründung und Leitung durchaus nicht billigt: „Ich würde es sehr bedauern, wenn man sich in ihr Arbeitsgebiet eindrängen wollte .... Das würde nur zu Verwirrung führen. Ihre Art hat tiefe Wurzeln geschlagen, ein anderes kirchliches System könnte sie zwar hindern, neben ihnen selbst aber schwerlich gedeihen." Andrerseits schreibt ein im Basler Missionshaus gebildeter evangel. Armenier, der seit 11 Jahren einer Gemeinde in Kleinasien als Pastor vorsteht: „Wie Sie wissen, ist meine Gemeinde seit 17 Jahren eine freie, d. h. von der Mission für selbständig erklärt. Aber nachträglich muß man einsehen, daß man mit der Selbständigmachung doch zu eilig zu Werke gegangen ist und die Opferwillig-

keit der in der ersten Liebe stehenden Gläubigen zu stark in Anspruch genommen hat. Es ist mir von Herzen leid, die traurige Wahrheit aussprechen zu müssen, daß die von den Amerikanern gegründeten evangelisch-armenischen Gemeinden mehrfach den Charakter des Jonaischen Kürbis tragen. Wir haben unsre Noth der amerikanischen Miss.-Ges., die vor aller Welt das Recht beansprucht, dieses Land als ihr ausschließliches Missionsgebiet zu haben, mehrmals vorgelegt und sie um Hilfe angefleht, aber bis jetzt ohne Erfolg.

„Seit dem letzten Krieg leidet das Land an zunehmender Armut. Von meiner Gemeinde ist im vorigen und in diesem Jahr der dritte Theil (d. h. 17 Familien und viele Einzelne) ausgewandert, einfach weil sie hier ihr tägliches Brod nicht verdienen konnten, und die noch hier gebliebenen haben nicht mehr die Kraft, die sie in früheren Jahren in Gemeindeangelegenheiten zu entfalten pflegten. Was soll ich thun?" — Wenn in solcher Lage befindliche Pastoren und Gemeinden bei den Anglikanern einen moralischen, politischen, kirchlichen und — finanziellen Halt suchen, wer kann es ihnen verargen?!

Todesfälle.

Am 25. Juli ertrank sammt seinem Kutscher und anderen eingebornen Begleitern der englische Geistliche Wyche in der Diözese Grahamstown in Süd-Afrika, als er im Ochsenwagen durch einen Fluß fahren wollte. Kein Mensch war Zeuge des Unglücks, das erst Tags darauf entdeckt wurde.

— Am 30. Juli 1881 starb in Sirampur Amrita Lal Nath, ein junger eingeb. Prediger, der vor 10 Jahren eine einträgliche Anstellung aufgab, um noch in ein Predigerseminar einzutreten und dann dem Herrn in der Mission zu dienen. 1874 wurde er Pastor im Christendorf Johnnagar, 1879 Hausvater am Seminar in Sirampur. Vor seinem Ende hatte er noch schwer zu leiden, auch durch innere Anfechtungen, ertrug aber alles mit großer Ergebung. Auch nach seinem Tode wird er noch Segen stiften durch mehrere Traktate und zwei Liederbüchlein, die er verfaßt hat und die von der Traktat-Gesellschaft in Kalkutta herausgegeben sind.

— Am 5. Okt. 1881 starb der baptist. Miss. Lyall am Kameruns in West-Afrika, am 23. Sept. der baptist. Miss. Gould in Jamaika, ein alter, aber rüstiger Arbeiter, der am Sonntag vor seinem Ende noch gepredigt und das Abendmahl ausgetheilt hatte.

— Am 31. Okt. starb in Madras Herr Joseph Hufftton, der von 1837 bis 1878 als Lehrer in der freischottischen Mission treu und fleißig mitgearbeitet hatte und 1878 pensionirt worden war. Sein letztes Wort war: „Friede!"

— Am 28. Nov. starb die Frau des Miss. Winter in Delhi, ein großer Verlust für die dortige Mission, insbesondere auch

für die deutschen Gehilfinnen, welche unter ihrer Leitung arbeiteten.

— Am 3. Dec. starb zu Erungalur im Tamil-Land C. S. Kohlhoff nach 46jährigem Dienst als Missionar der Ausbreitungsgesellschaft. Sein Vater war 57 Jahre lang Missionar in Tandschaur gewesen, sein Großvater 1737 als dänisch-hallescher Missionar nach Trankebar gekommen und 52 Jahre lang thätig gewesen, also eine wenn auch nicht apostolische, so doch eine missionarische Succession von 144 Jahren innerhalb Einer Familie!

— Am 7. Dec. starb in Toronto, Kanada, Dr. Fauquier, anglikan. Missionsbischof von Algoma, ein paar Wochen nach dem Heimgang seiner Gattin.

— Am 9. Dec. starb zu Papendorp in der Kapkolonie Dr. J. Mühleisen-Arnold, ein früherer Zögling des Basler Missionshauses, 1841—48 im Dienst der englisch-kirchlichen Miss.-Ges., bekannt geworden durch sein Buch über den Islam und durch seine Missionsthätigkeit unter den Muhammedanern, zuletzt in Südafrika.

— Die irisch-presbyterian. Mission in Gudscherat hat wieder einen ihrer Veteranen verloren: Joseph Taylor, geb. 1820 in Bellary, wo sein Vater Missionar war, hatte eine Zeitlang im Bishop's College in Kalkutta, zugleich mit Bischof Sargent von Tinneweli, studirt, sich aber nicht entschließen können, die 39 Artikel zu unterschreiben, dann zwei Jahre lang in Ongar (England) zugleich mit Dr. Livingstone und dann in Glasgow studirt, war dann 1845 von der Londoner Ges. nach Madras und von da nach Gudscherat geschickt, wo er 34 Jahre lang, zuerst im Dienst der Londoner, dann in der irisch-presbyterianischen Mission, an welche die Londoner 1860 ihre dortigen Stationen abtrat, gearbeitet hat. Sprache und Sitten des Landes kannte er wie wenige, mit den Eingeborenen konnte er verkehren wie einer von ihnen; als Prediger, Uebersetzer und Schriftsteller hat er Großes geleistet. Einer seiner 5 Söhne ist Missionar in Gogo, ebenfalls in Gudscherat, ein zweiter in Kalkutta, ein dritter in Futschau; die zwei übrigen sind noch nicht so weit.

— In Kijoto, Japan, ist der eingeborne Seminarlehrer Jamasaki, erst 24jährig, gestorben, ein ebenso frommer als für die Wissenschaft begeisterter junger Mann, dessen merkwürdige Rede über „wissenschaftliche Bildung in Japan" wir im Jahrg. 1880, S. 121 ff. mitgetheilt haben.

— Am 22. Jan. starb der bekannte englisch-kirchliche Missionar J. Vaughan nach 26jährigem Dienst in Kalkutta und Krischnagar.

— Am 27. Jan. 1882 starb der norwegische Missionsbischof Hans Paludan Schreuder, geb. 18. Juni 1817, Student 1835, zum Missionspastor ordinirt 10. Mai 1843. Am 1. Jan. 1844 in Natal angekommen, versuchte er 1845 vergebens im Zululande Eingang zu finden, war von Sept. 1847 bis gegen Ende

1848 auf einer Reise nach China, nahm dann an der Anlage von Umpumulo in Natal Theil und war dort von Mai 1850 bis Mai 1851 stationirt; ebenso an der Anlage von Empangeni im Zululande, wo er von Mai 1851 bis Juni 1852 sich aufhielt. Von da an lebte er auf Entumeni, welche Station er selbst angelegt hatte. 1860 gründete er mit Hilfe der Hermannsburger Emathlabatini. Am 8. Juli 1866 in Bergen zum Missionsbischof geweiht, kündete er durch ein Schreiben vom Juni 1872 seine Stellung im Dienste der Missionsgesellschaft.

— Am 30. Jan. starb auf der Rückreise nach Schottland der unirt-presbyterianische Geistliche David Williamson, welcher mit seinem Kollegen Marshall als Visitator die Missionsstationen in Altkalabar, Westafrika, besucht hatte, 52 Jahre alt. Er war sein Leben lang gesund gewesen und hatte auch während seines freilich nur 6 Wochen langen Aufenthalts in Afrika bloß einen einzigen, leichten Fieberanfall gehabt. Dennoch scheint er, nach dem Ausspruch des Arztes, an afrikanischem Fieber gestorben zu sein. Noch am gleichen Tag wurde sein Leichnam ins Meer versenkt. Für seinen greisen Vater, seine Gemeinde und für die ganze Kirche, welcher er angehörte, ist das ein schwerer Schlag.

— Am 9. Febr. starb in Ludwigsburg nach schwerem Leiden Stadtpfarrer Haas, früher Basler Missionar in Südrußland und Persien, dann Geistlicher an verschiedenen Orten Württembergs, 81 Jahre alt.

Allerlei.

Ein englischer Geistlicher, Ch. T. Ward in Brandon, Suffolk, schlägt die Gründung eines „Selbstverleugnungsvereins" zum Besten der kirchl. Miss.-Ges. vor. Jedes Mitglied verpflichtet sich auf etwas ihm bisher Gewohntes, wie Wein, Bier, Tabak, Thee, Kaffee, Zucker, Handschuhe, Goldschmuck u. dergl. zu verzichten und das so Ersparte der Miss.-Ges. zu geben, zunächst für ein Jahr. Mitgliederkarten und Verzeichnisse mit Angabe der Ersparnißsumme sollen gedruckt werden. — Ein Anderer macht den Gegenvorschlag, man solle doch erst dem Kirchenluxus zu Leibe gehen, der allerdings in England schrecklich überhand nimmt. Es giebt Kirchenkassen, die allein für das Waschen von Chorhemden, wie sie die Kirchensänger tragen, jährlich 200 Mk. und mehr ausgeben; der Abendmahlskelch in einer gewissen Kathedrale ist mit 70 Edelsteinen, das Altarbuch einer anderen mit 40 Perlen ꝛc. geschmückt, von gemalten Fenstern, kostbaren Gewändern der „Priester" ꝛc. gar nicht zu reden. Wenn das auf solche Dinge verwendete Geld lieber in die Mission gegeben würde, wäre es freilich kein Schade.

— Es hat uns sehr leid gethan, in dem „Geographischen Handbuch" zu dem auch von uns s. Z. empfohlenen Andree'schen Handatlas, S. 167 u. 168, einer ganz verständnißlosen Darstellung der afrikanischen Religions- und

Meisters von Nazareth bekehrt, verbrachte Chingachgook seinen Lebensabend als gern gesehener Lehrer seines Volkes und wurde dann, hochbetagt und allgemein betrauert, auf dem kleinen Friedhof zu Bethlehem in Pensylvanien zur Ruhe bestattet. Die Inschrift seines wie ein Nationalheiligthum wohlbewahrten Grabes berichtet, daß der große Häuptling Chingachgook am 17. April des J. 1742 in der Taufe den Namen Johannes empfangen und, ein hervorragendes Werkzeug göttlicher Gnade, als Lehrer seines Volkes segensreich gewirkt habe, bis er am 27. Aug. 1776 getroster Zuversicht zu seiner Ruhe eingegangen sei."

— Der am 15. Nov. in Barmen verstorbene Millionär L. Ringel hat in seinem Testament allerlei wohlthätige Anstalten, sowie die Stadt Barmen mit Legaten von zusammen 1,226,000 Mk. bedacht. Die Rheinische Miss.-Ges. hat zu einem „Heim für zurückgekehrte Missionare" 20,000 Mk. erhalten. Letzteres hat uns besonders gefreut. Zurückgekehrten kranken Missionaren fehlt es nicht selten an einer passenden Bleibstätte. Die Missionshäuser, in denen alles auf rastlose Thätigkeit berechnet ist, sind als Ruhestätten für solche Invaliden wenig geeignet.

— Die amerikanischen Missionare in Trapezunt haben einen brüderlichen Brief von einer aus 21 Molokanen-Familien zusammengesetzten „Kongregationalisten-Gemeinde" in Batum erhalten mit der Bitte um Unterstützung und der Mittheilung, daß bald noch viele ihrer Glaubensgenossen ihnen nach Batum folgen würden.

Bücherschau.*)

Umschau über die evangelische Mission. Zu haben in der Expedition der Blätter für Mission (Buchhandlung des Vereinshauses). Leipzig.

Unter obigem Titel werden uns in solidem Einband die 12 ersten Jahrgänge der bekannten Werdauer Missionsblätter (1864—1875) sammt einem ausführlichen Register, einem interessanten Vorwort

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Was der Afrika-Reisende Serpa Pinto von der Mission hält.

Am 12. Nov. 1877 brach der portugiesische Major Serpa Pinto von Benguela auf, gieng in östlicher Richtung „quer durch Afrika“ und langte endlich nach zahllosen Abenteuern und Mühsalen am 19. März 1879 in Durban, auf der andern Seite des Kontinents, an. Sein zweibändiges Reisewerk (deutsch bei Ferd. Hirt und Sohn, Leipzig 1881) enthält des Neuen und Wissenswürdigen gar viel. Am interessantesten sind uns aber seine Aeußerungen über die Mission gewesen.

Nimmt man sein Buch in die Hand und sieht da ein ganzes großes Kapitel „Die Familie Coillard“ überschrieben und an der Spitze des zweiten Bandes das wohlgelungene Porträt eben dieses Missionars und seiner würdigen Gattin, so meint man, der katholische Portugiese sei zum Apologeten der evangelischen oder doch der französisch-protestantischen Mission in Südafrika geworden. Dem ist aber nicht so. Dessen, was er gegen die Mission vorbringt, ist entschieden mehr, als dessen, was er für sie zu sagen hat.

Doch hören wir zuerst, wie er über

1. Die Familie Coillard

sich ausspricht, mit welcher er ganz unerwartet mitten im Innern von Afrika zusammentraf, und zwar zu einer Zeit, da er sich im größten Elend befand, so daß ihn die Güte dieser Missionsleute mehrmals bis zu Thränen rührte und er sich wie ein schwaches Kind von ihnen pflegen lassen mußte. Für seine ausführlichen Mittheilungen über diese Erlebnisse persönlicher Art haben wir hier natürlich keinen Raum. Wir wollen nur das zusammenfassende Urtheil anführen, das der Reisende schließlich über diese seine Wohlthäter gefällt hat.

„Herr Coillard — so lautet dasselbe — liebte die Eingebornen sehr und hatte sein ganzes Leben ihrer Civilisirung gewidmet. Stets rührig in Sprache und Geberde, habe ich nie bemerkt, daß er ärgerlich wurde, oder gehört, daß er anders als mit verzeihenden Worten über die von seiner Umgebung begangenen Fehler sprach. François Coillard war und ist der beste, freundlichste Mensch, den ich je kennen gelernt habe; mit seinem großen Wissen verbindet er einen unbeugsamen Willen und die nothwendige Festigkeit zur Ausführung eines schwierigen Unternehmens. Obwohl sehr gelehrt, ist er doch der gefühlvollste Mensch, welchen man sich denken kann; immer nur die in den Eingebornen schlummernden guten Eigenschaften suchend und findend, sieht er die schlechten nicht, oder will sie nicht sehen, und das ist sein einziger Fehler, obgleich derselbe mit seiner edeln Gesinnung hinreichend sich entschuldigen läßt.

„Wie ihr Gatte, so ist auch Frau Coillard die Freundlichkeit selbst gegen ihre Mitmenschen; der Nothleidende geht nie leer, der mit Sorgen Beladene nie ungetröstet von ihr. In Beider Augen sind alle Menschen Brüder; ihre Hand öffnet sich dem Eingebornen wie dem Europäer, dem Armen wie dem Reichen, wenn einer von diesen ihre Hilfe oder ihren Trost braucht. Was mich selbst anbetrifft, so werde ich ewig ihr Schuldner bleiben für die Dienste, welche sie mir geleistet haben und die mich um so mehr zur Dankbarkeit verpflichten, weil sie mit der größten Zartheit erwiesen wurden."

Man fühlt diesen Worten ab, daß sie kein bloßes Compliment sind, sondern der getreue Ausdruck eines wirklich empfangenen überaus günstigen Eindrucks, der für beide Theile ehrend ist.

---

2. König Khama.

Kaum minder anerkennend lautet aber auch das Urtheil, welches Serpa Pinto über eine Frucht der Missionsarbeit, das heißt über den gegenwärtigen Zustand des Bamangwato-Landes und insbesondre über den bekehrten König Khama fällt, welchen er als den „bedeutendsten Eingebornen des südlichen Afrika" zu bezeichnen keinen Anstand nimmt. Die betreffende Stelle (Band II, 182—185) lautet wie folgt: „Dies Land wurde noch vor wenigen Jahren von

einem alten barbarischen Schwächling, Khama's Vater, regiert, bei dem der jetzige König, welcher zum Christenthum übergetreten, von den Engländern erzogen worden und überhaupt ein civilisirter vernünftiger und kluger Mann ist, natürlich nicht in besonderer Gunst stand; trotzdem Khama der älteste Sohn und gesetzliche Thronfolger war, wurde er beständig von dem Alten verfolgt, der in jeder Weise danach strebte, seinen zweiten Sohn Camanhane zu seinem Nachfolger zu machen. Khama zog sich, um verständigerweise den steten Intriguen seiner Feinde in Schoschong (der Hauptstadt) aus dem Wege zu gehen, nach Botlete zurück; unterwegs zerstreuten sich jedoch seine sämmtlichen Rinder in Folge Wassermangels und wurden dann von den Massaruas wieder eingefangen und seinem Vater ausgeliefert. Als Khama sie zurückforderte, erhielt er durch seine Boten die Antwort, er müsse selbst nach Schoschong kommen und sie sich holen, was aber nur mit Gefahr seines Lebens möglich sein würde. Khama entgegnete, er würde sich jedenfalls einstellen und zwar im nächsten Frühjahr; er hoffe, daß man in Schoschong dann bereit sein werde, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wirklich hielt er Wort und marschirte an der Spitze einer beträchtlichen Truppenmacht, die er an den Ufern des Botlete und Ngami gesammelt hatte, in Mangwato ein, wo er, als seinem Vordringen Widerstand geleistet wurde, die Eingebornen in verschiedenen Schlachten vollständig besiegte und bald nachher Besitz von Schoschong nahm. Khama wurde nun zum König proklamirt, sein Vater aber abgesetzt, dem ersterer übrigens seine Heerden und Besitzthümer auslieferte; zugleich sorgte Khama auch in reichem Maße für seinen Bruder Camanhane, verbannte aber beide nach dem Süden an die Ufer des Corumane, während er selbst sich in seiner neuen Herrschaft Alles nach eignem Wunsche einrichtete. Zwölf Monate später rief er Vater und Bruder nach der Hauptstadt zurück und überschüttete sie mit Gunstbezeugungen, was zwar sehr freundlich, aber auch so unpolitisch wie möglich von ihm war, denn die beiden waren kaum in Schoschong warm geworden, als sie auch schon gegen den edelmüthigen König zu konspiriren begannen, der, von den neuen Intriguen seiner Verwandten angeekelt, die Regierung seinem Vater überließ und sich nach dem Norden zurückzog.

„Allein die Bamangwatos hatten die weise Herrschaft Khama's schätzen gelernt, erhoben sich in hellen Haufen gegen den wiederein-

Was der Afrika-Reisende Serpa Pinto von der Mission hält.

Am 12. Nov. 1877 brach der portugiesische Major Serpa Pinto von Benguela auf, gieng in östlicher Richtung „quer durch Afrika“ und langte endlich nach zahllosen Abenteuern und Mühsalen am 19. März 1879 in Durban, auf der andern Seite des Kontinents, an. Sein zweibändiges Reisewerk (deutsch bei Ferd. Hirt und Sohn, Leipzig 1881) enthält des Neuen und Wissenswürdigen gar viel. Am interessantesten sind uns aber seine Aeußerungen über die Mission gewesen.

Nimmt man sein Buch in die Hand und sieht da ein ganzes großes Kapitel „Die Familie Coillard“ überschrieben und an der Spitze des zweiten Bandes das wohlgelungene Porträt eben dieses Missionars und seiner würdigen Gattin, so meint man, der katholische Portugiese sei zum Apologeten der evangelischen oder doch der französisch-protestantischen Mission in Südafrika geworden. Dem ist aber nicht so. Dessen, was er gegen die Mission vorbringt, ist entschieden mehr, als dessen, was er für sie zu sagen hat.

Doch hören wir zuerst, wie er über

1. Die Familie Coillard

sich ausspricht, mit welcher er ganz unerwartet mitten im Innern von Afrika zusammentraf, und zwar zu einer Zeit, da er sich im größten Elend befand, so daß ihn die Güte dieser Missionsleute mehrmals bis zu Thränen rührte und er sich wie ein schwaches Kind von ihnen pflegen lassen mußte. Für seine ausführlichen Mittheilungen über diese Erlebnisse persönlicher Art haben wir hier natürlich keinen Raum. Wir wollen nur das zusammenfassende Urtheil anführen, das der Reisende schließlich über diese seine Wohlthäter gefällt hat.

„Herr Coillard — so lautet dasselbe — liebte die Eingebornen sehr und hatte sein ganzes Leben ihrer Civilisirung gewidmet. Stets rührig in Sprache und Geberde, habe ich nie bemerkt, daß er ärgerlich wurde, oder gehört, daß er anders als mit verzeihenden Worten über die von seiner Umgebung begangenen Fehler sprach. François Coillard war und ist der beste, freundlichste Mensch, den ich je kennen gelernt habe; mit seinem großen Wissen verbindet er einen unbeugsamen Willen und die nothwendige Festigkeit zur Ausführung eines schwierigen Unternehmens. Obwohl sehr gelehrt, ist er doch der gefühlvollste Mensch, welchen man sich denken kann; immer nur die in den Eingebornen schlummernden guten Eigenschaften suchend und findend, sieht er die schlechten nicht, oder will sie nicht sehen, und das ist sein einziger Fehler, obgleich derselbe mit seiner edeln Gesinnung hinreichend sich entschuldigen läßt.

„Wie ihr Gatte, so ist auch Frau Coillard die Freundlichkeit selbst gegen ihre Mitmenschen; der Nothleidende geht nie leer, der mit Sorgen Beladene nie ungetröstet von ihr. In Beider Augen sind alle Menschen Brüder; ihre Hand öffnet sich dem Eingebornen wie dem Europäer, dem Armen wie dem Reichen, wenn einer von diesen ihre Hilfe oder ihren Trost braucht. Was mich selbst anbetrifft, so werde ich ewig ihr Schuldner bleiben für die Dienste, welche sie mir geleistet haben und die mich um so mehr zur Dankbarkeit verpflichten, weil sie mit der größten Zartheit erwiesen wurden."

Man fühlt diesen Worten ab, daß sie kein bloßes Compliment sind, sondern der getreue Ausdruck eines wirklich empfangenen überaus günstigen Eindrucks, der für beide Theile ehrend ist.

---

2. König Khama.

Kaum minder anerkennend lautet aber auch das Urtheil, welches Serpa Pinto über eine Frucht der Missionsarbeit, das heißt über den gegenwärtigen Zustand des Bamangwato-Landes und insbesondre über den bekehrten König Khama fällt, welchen er als den „bedeutendsten Eingebornen des südlichen Afrika" zu bezeichnen keinen Anstand nimmt. Die betreffende Stelle (Band II, 182—185) lautet wie folgt: „Dies Land wurde noch vor wenigen Jahren von

einem alten barbarischen Schwächling, Khama's Vater, regiert, bei dem der jetzige König, welcher zum Christenthum übergetreten, von den Engländern erzogen worden und überhaupt ein civilisirter vernünftiger und kluger Mann ist, natürlich nicht in besonderer Gunst stand; trotzdem Khama der älteste Sohn und gesetzliche Thronfolger war, wurde er beständig von dem Alten verfolgt, der in jeder Weise danach strebte, seinen zweiten Sohn Camanhane zu seinem Nachfolger zu machen. Khama zog sich, um verständigerweise den steten Intriguen seiner Feinde in Schoschong (der Hauptstadt) aus dem Wege zu gehen, nach Botlete zurück; unterwegs zerstreuten sich jedoch seine sämmtlichen Rinder in Folge Wassermangels und wurden dann von den Massaruas wieder eingefangen und seinem Vater ausgeliefert. Als Khama sie zurückforderte, erhielt er durch seine Boten die Antwort, er müsse selbst nach Schoschong kommen und sie sich holen, was aber nur mit Gefahr seines Lebens möglich sein würde. Khama entgegnete, er würde sich jedenfalls einstellen und zwar im nächsten Frühjahr; er hoffe, daß man in Schoschong dann bereit sein werde, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wirklich hielt er Wort und marschirte an der Spitze einer beträchtlichen Truppenmacht, die er an den Ufern des Botlete und Ngami gesammelt hatte, in Mangwato ein, wo er, als seinem Vordringen Widerstand geleistet wurde, die Eingebornen in verschiedenen Schlachten vollständig besiegte und bald nachher Besitz von Schoschong nahm. Khama wurde nun zum König proklamirt, sein Vater aber abgesetzt, dem ersterer übrigens seine Heerden und Besitzthümer auslieferte; zugleich sorgte Khama auch in reichem Maße für seinen Bruder Camanhane, verbannte aber beide nach dem Süden an die Ufer des Corumane, während er selbst sich in seiner neuen Herrschaft Alles nach eignem Wunsche einrichtete. Zwölf Monate später rief er Vater und Bruder nach der Hauptstadt zurück und überschüttete sie mit Gunstbezeugungen, was zwar sehr freundlich, aber auch so unpolitisch wie möglich von ihm war, denn die beiden waren kaum in Schoschong warm geworden, als sie auch schon gegen den edelmüthigen König zu konspiriren begannen, der, von den neuen Intriguen seiner Verwandten angeekelt, die Regierung seinem Vater überließ und sich nach dem Norden zurückzog.

„Allein die Bamangwatos hatten die weise Herrschaft Khama's schätzen gelernt, erhoben sich in hellen Haufen gegen den wiederein-

gesetzten König und holten dessen ältesten Sohn zurück, der nun zum zweitenmal die Regierung antrat. Die Verwandten wurden aufs Neue verbannt und nach dem Corumane geschickt, wo sie wiederum von der Gnade des Königs abhängig waren. Diese letzten Ereignisse in der Geschichte von Mangwato hatten sich etwa sieben Jahre vor meiner Ankunft ereignet; seither hatte Khama seine Macht ununterbrochen befestigt und sich den Ruf eines großen Feldherrn erworben.

„Während meiner Anwesenheit in Schoschong lebte auch Camanhane dort, doch nahm er in keiner Weise an den öffentlichen Angelegenheiten Theil. Khama hatte ihm schon lange verziehen, ihn in seine nähere Umgebung aufgenommen und ihm beträchtliche Reichthümer geschenkt. Im Gegensatze zu allen andern Regierungen der Eingebornen in Afrika, war diejenige Khama's nichts weniger als selbstsüchtig, denn der König dachte stets zuerst an seine Unterthanen, dann erst an sich selbst.

„Ein großer Theil der Bevölkerung gehörte dem christlichen Glauben an, Alle aber kleideten sich nach europäischer Manier. Ich glaube kaum, daß es einen einzigen Bamangwato gab, der keine Schießwaffe besaß, trotzdem sah man aber, außer in den Walddistrikten, selten einen Mann, welcher bewaffnet gieng. Auch Khama selbst trug nie Waffen und kehrte stets von der Missionsstation, die anderthalb Meilen von der Stadt entfernt lag und die er sehr häufig zu besuchen pflegte, allein und ohne Schutz zurück. Welcher andre afrikanische Häuptling würde dasselbe thun?

„Khama war — als ich ihn kennen lernte — etwa 40 Jahre alt, sah aber bedeutend jünger aus; er war von hoher, kräftiger Statur, in seinen Zügen ließ sich jedoch schwer lesen. Seine Haltung war distinguirt, seine Kleidung einfach, aber äußerst geschmackvoll. Wie alle Bamangwatos, war er ein vorzüglicher Reiter, ein vortrefflicher Schütze und ein eifriger Jäger. Fast täglich nahm er bei der Familie Coillard das Frühstück ein, und bei Tisch war sein Benehmen das des vollendetsten Gentleman. Er besaß große Reichthümer, verwendete dieselben aber zum großen Theile zum Besten seiner Unterthanen.

„Einige Jahre vor meiner Ankunft war das Bamangwato-Land von einer Pestilenz und später von einer Hungersnoth heimgesucht worden, in Schoschong wurde letztere jedoch nicht gefühlt, denn der

König kaufte alles Getreide auf, das er bekommen konnte, und soll in Einer Woche allein volle fünftausend Pfund Sterling dafür ausgegeben haben. Seine Unterthanen litten daher keinen Mangel. Es war ein wohlthuender Anblick, zu sehen, wie Alle, welche dem König begegneten, ihn mit größter Ehrerbietung grüßten — nicht bloß aus Ehrfurcht vor dem Herrscher, sondern auch aus Liebe zu dem väterlichen Freunde. Khama besuchte die Wohnungen der Armen so gut wie die der Reichen und veranlaßte Alle in gleicher Weise zur Arbeit, der die Bamangwatos nicht abgeneigt sind. Frauen sowohl als Männer bestellen die Felder, bei deren Beackerung ihnen die von England importirten Pflüge vorzügliche Dienste leisten. Die Bamangwatos sind aber nicht allein Ackerbauern, sondern auch Viehzüchter und viele von ihnen besitzen große Heerden von Rindern und Schafen.

„Im Hause beschäftigen sie sich mit der Bereitung von Fellen, die sie mit Antilopensehnen zusammennähen, um sehr werthvolle Decken und sonstige Gegenstände für den Gebrauch im Winter anzufertigen.

„Während der Jagdsaison sind sie kühne Jäger, denen sowohl Strauße als Elephanten zur Beute werden. Bei allen diesen Beschäftigungen geht ihnen der König mit gutem Beispiel voran, indem er auf dem Felde wie in den Häusern stets unter ihnen weilt. Den Europäern sind die Bamangwatos sehr freundlich gesinnt, so daß man sich in ihrem Lande ebenso sicher fühlt, wie im eignen Vaterlande. Khama gieng fast immer ohne Begleitung umher, höchstens hatte er, wenn er zu Pferde war, wie ich ihn oft sah, ein paar Reiter bei sich."

Ist das nicht ein liebliches Bild, eine wahre Oase in der Wüste des afrikanischen Heidenthums, ein glänzender Beweis für die allseitig segensreichen Einwirkungen des Evangeliums? Serpa Pinto kann das nicht leugnen, er hebt vielmehr geflissentlich hervor, daß das Vorhandensein eines „von den übrigen so grundverschiedenen Stammes" lediglich den englischen Missionaren zu verdanken sei, die hier ein „großes Werk" vollbracht hätten. Das hindert ihn aber doch nicht, an der nun einmal bei allen „Unparteiischen" feststehenden Ueberzeugung festzuhalten, „daß viele Missionare und Missionsstationen in Afrika fruchtlos, wenn nicht noch schlimmer sind," die entgegenstehenden Resultate aber als nur „anscheinend günstige"

zu verdächtigen. Was hat er denn gegen die Mission oder gegen die Missionare?

---

3. Die Missionare eifern, aber mit Unverstand.

Serpa Pinto ist kein Gegner der Mission. Er möchte durch seinen Hinweis auf die Fehler „des jetzigen Systems" nur „der Sache selbst, sowie der Humanität im Allgemeinen einen Dienst erweisen". Um so mehr verdient er von uns gehört zu werden.

„Ich bin in keiner Weise," schreibt er, „gegen das Missionswesen eingenommen. Meiner Ansicht nach verdient nicht nur die Sache selbst, sondern auch das einzelne Mitglied, das gewissermaßen unter den barbarischen Völkern des dunkeln Kontinents in Verbannung lebt, die größte Hochachtung; aber bei den Meisten, mit welchen ich bekannt geworden bin, fand ich die Neigung vorherrschend, einen Weg einzuschlagen, den ich nicht für richtig halte. Sie alle suchen möglichst viel Leute zu bekehren, ohne den Boden zu untersuchen, auf welchen sie Gottes Wort säen.

„Wie ich offen bekenne, halte ich den Verstand des Negers nicht für entwickelt genug, um gewisse Dinge zu begreifen, deren Verständniß den auf einer höheren Stufe stehenden Rassen leicht genug ist. Abstrakte Fragen sind dem niedrigen Fassungsvermögen des Schwarzen unverständlich, und der Versuch, einem Neger Theologie zu erklären, würde ebenso schwierig sein, wie einer Versammlung von Bauern die Lehre von der Differenzialrechnung beizubringen. Aber wenn der Verstand des Eingebornen auf einer so niedern Stufe steht, daß er die großen Wahrheiten der christlichen Religion nicht begreifen kann, so besitzt er doch zweifelsohne ein Gefühl für das Gute und Schlechte und ist im Stande, die Grundsätze der gewöhnlichen Moralität zu verstehen. Mögen daher die Missionare die unwissenden Völker Central-Afrikas aufsuchen und unerschrocken den Weg gehen, welchen ihre Mission ihnen vorschreibt, wenn es nur mit offenen Augen geschehen würde. Sie müssen eine Zeitlang alles für sich behalten, was in der Religionslehre abstrakt ist, und nicht von Anfang an die Neger lehren wollen, was größeres Verständniß erfordert. Sie mögen ihnen Moralität einprägen, aber nur durch Beispiel und Vorschrift, in der Brust derjenigen,

seinen Weg fortsetzen und das hohe Ziel erreichen; aber solche Leute sind in Wirklichkeit Ausnahmen. Das Fleisch ist schwach, aber der menschliche Geist ist noch schwächer.

„Die Leidenschaften, denen der Mensch unterthan ist, veranlassen auch oft den Missionar, der ja auch nur ein Mensch mit allen menschlichen Schwächen ist, einen falschen Weg einzuschlagen. Ein Beispiel davon, ein unwiderlegbarer Beweis der Behauptung, daß der Missionar wie jeder andre gewöhnliche Sterbliche sich von schlechten Leidenschaften leiten lassen kann, ist der ewige Streit zwischen den katholischen und protestantischen Missionen in Afrika. Die protestantischen Missionare — natürlich die schlechten — erzählen dem Neger, daß ‚ihr katholischer Kollege so arm ist, daß er sich nicht einmal ein Weib kaufen kann' (?!) und suchen letzteren dadurch mit Schande zu überhäufen, denn in Afrika ist es so gut wie in Europa ein großes Verbrechen, arm zu sein. Andrerseits lassen die Katholiken kein Mittel unbenutzt, die Protestanten zu diskreditiren. Dieser beständige Streit ist, wo mehrere Konfessionen um die Herrschaft kämpfen, der Hauptgrund der Fruchtlosigkeit vieler Missionen, und ich habe dieses absichtlich erwähnt, um zu beweisen, daß Missionare böse Leidenschaften haben und irren können. An vielen Orten ist es sogar die Regel."

Aber auch das ist noch nicht alles, was Serpa Pinto gegen die Missionare auf dem Herzen hat. Was ihn am meisten empört und zu wirklich haarsträubenden Anklagen fortreißt, ist der Umstand, daß er in den Missionaren die Verleumder der von ihm selbst in den glänzendsten Farben geschilderten Boers sieht. Für diese schwärmt er förmlich; und das scheint uns der wahre Grund, ja die Quelle seiner ungerechten Urtheile über die Mission im Allgemeinen zu sein. Wer die Beziehungen zwischen den Boers und den Missionaren kennt, wird das begreiflich, wenn auch nicht entschuldbar finden.

„Es sind die Missionare, welche die Schuld tragen, daß die Boers in so schlechtem Rufe stehen ..... Nachdem die Boers das Transvaal-Land besetzt und mit Gewalt die kriegerischen Stämme, welche ihnen den Besitz streitig machten, zum Frieden gebracht und demselben eine gewisse Sicherheit gegeben hatten, kamen Dutzende von Missionaren und nahmen ihren Wohnsitz dort. Einige von ihnen waren gut, andere schlecht, und ich werde erklären, was ich mit diesen Bezeichnungen meine.

als das größte Hinderniß ihrer Thätigkeit betrachtet worden?! Und wie soll denn aus dem Mißerfolg einer vom König nichts weniger als begünstigten Mission unter den Matebelen geschlossen werden können, daß die von König Khama so sehr begünstigte Mission unter den Bamangwato sich als völlig resultatlos erweisen werde?!

Nicht minder unlogisch kommt es uns vor, wenn Serpa Pinto meint, die Kaufleute könnten eigentlich in einem Lande, wie das der Matebelen sei, mehr für die Civilisation leisten, als die Missionare, oder wenn er anderwärts bemerkt, „der mächtigste Bundesgenosse des Missionars in Afrika ist der Kaufmann", dann aber sofort beifügt: „doch ist der Handel im Innern unglücklicher Weise in den Händen ganz elender Apostel der Civilisation!" Hieraus folgt ja doch gerade, daß man die Hebung Afrikas und die Erziehung der Schwarzen nicht diesen „Aposteln der Civilisation" allein überlassen darf, sondern zur Ergänzung oder gar zur Unschädlichmachung ihres Thuns auch Apostel der Sittlichkeit und Frömmigkeit nach Afrika senden muß. Und das wird wohl auch der portugiesische Reisende nicht in Abrede stellen; aber — ja nun kommt das große Aber — solche Apostel der Sittlichkeit und Moral finden sich leider unter den Missionaren nur als verschwindende Ausnahme. Die meisten sind eben — schlechte Missionare. Und wie kommt das? Auf diese Frage antwortet unser guter Portugiese in einer naiv-sentimental-pathetischen Herzensergießung, die wirklich drollig zu lesen ist: „Der Mensch ist nicht unfehlbar, meint er; man begreift daher leicht, daß, wenn er, den socialen Einflüssen, von denen er von Kind an umgeben gewesen, entrückt, sich gewissermaßen unter den unwissenden Völkerschaften Afrikas verloren hat und nun in einem ungastlichen Klima lebt, sein Gemüth einer bemerkenswerthen Veränderung zugänglich ist. Dies ist wenigstens im Allgemeinen der Fall, obgleich es natürlich auch Ausnahmen gibt. Letztere findet man in den Männern, welche in Wirklichkeit stark sind, welche ihr Vertrauen auf jene »flores d'alma« („Blumen der Seele") stützen, die der große Dichter (Thomas Ribeiro) so wundervoll schildert; jene Blumen, welche der verrathenen Liebe Vergessenheit, dem schiffbrüchigen Seemann, der jegliche Hoffnung auf Rettung aufgegeben, Trost spenden und den Mönch, der den Barbaren die Segnungen der Civilisation brachte, in seinem Märtyrerthum aufrecht erhielten. Wer diesen unermeßlichen Schatz besitzt, wird, sich selbst überlassen,

gieb deine thierische Trägheit auf, arbeite und bete*), laß das Verbrechen und pflege die Tugend, von der ich dir ein Beispiel gebe; wirf deine Unwissenheit von dir und lerne**) — dann, aber auch dann erst wirst du auf derselben Stufe wie der Weiße stehen und Seinesgleichen sein!"

„Das ist die Sprache der guten Missionare, es ist die Wahrheit, welche den Schwarzen beizubringen die schlechten nicht einmal den Versuch machen. Dem unwissenden Wilden sagen, daß er dasselbe ist, wie der civilisirte Mensch, ist eine Falschheit, ein Verbrechen, es bedeutet, daß der Missionar alle jene Pflichten nicht erfüllt, welche ihm auferlegt wurden, als er nach Afrika aufbrach, daß er ein Verräther an seinem heiligen Beruf ist ..... Das von diesen unwürdigen Missionaren befolgte System bringt Unordnung hervor und ist für den Fortschritt im südlichen Afrika das größte Hinderniß.

„Als die Boers das Land erobert hatten, merkten sie bald, daß einige von den Missionaren bei der Sicherung der neuen Herrschaft ihnen mächtige Bundesgenossen waren, während andere ihnen nur Streitigkeiten und Schwierigkeiten bereiteten. Die natürliche Folge war, daß sie das Verfahren der letzteren rügten und dafür in den Augen Europas schlecht gemacht und verleumdet wurden. Daraus ist der schlimme Ruf entstanden, welchen die Boers in der Außenwelt genießen. Das ist die Wahrheit, welche ich hiemit ohne Zögern öffentlich ausspreche, und die zu bekennen, bislang Niemand freimüthig genug gewesen ist."

Auf diesen heftigen Angriff haben wir zweierlei zu erwidern. Vor allem wollen wir unumwunden zugestehen, daß manche englische Missionare aus falschem Liberalismus und unbiblischem Humanitätseifer allerdings das gespannte Verhältniß zwischen den Eingebornen und den Boers unnöthigerweise noch mehr gespannt haben; das sind aber — kurios genug! — gerade diejenigen Missionare, welche eben nach Serpa Pinto's Maxim handeln, indem sie den Schwarzen zuerst zu Menschen und dann erst zu Christen machen wollen. Die andern, welchen es vor allem um Bekehrung und geistliche Erneuerung ihrer Pflegbefohlenen zu thun ist, haben nie Veranlassung gegeben zu der übrigens für alle Fälle übertriebenen Klage, die

*) Zu wem?
**) Was?

„Die guten sind diejenigen, welche, verständig und aufgeklärt, die den Dienern Gottes zukommenden Eigenschaften besitzen, ihre Zwecke in Herzenseinfalt verfolgen, geduldig ihr Gebäude aufbauen, auch die Unannehmlichkeiten von heute in der Hoffnung, morgen zu triumphiren, ertragen, die Moralität durch Beispiel und Vorschrift predigen, ihren Weg unbewegt von blendenden Leidenschaften verfolgen und von der Verantwortlichkeit ihres hohen Berufes durchdrungen sind. Die guten sind diejenigen, welche außer Verstand und Aufklärung auch jene ‚Blumen der Seele' besitzen, die ich schon früher erwähnt habe. Es giebt solche Leute, leider aber ist ihre Zahl nur sehr gering.

„Die schlechten Missionare aber — also die große Mehrzahl — sind diejenigen, welche bei wenig Verstand und Kenntnissen glauben, daß alle Lebensweisheit darin besteht, daß man gewisse Stellen der heiligen Schrift unvollkommen verstehe und auslegen könne, welche jedes mehr oder weniger würdige Mittel anwenden, um einen falschen Zweck zu erreichen, welche vom Gift der Eitelkeit verdorben oder von persönlichen Interessen geleitet, den Gesellschaften, welche sie ausgeschickt haben, außergewöhnliche Erfolge zu zeigen wünschen, die mit in Europa nicht üblichen Mitteln erreicht worden sind, und welche endlich die Hauptursache gewesen sind, daß der fürchterliche Kampf zwischen Civilisation und Barbarei sich in Afrika so sehr in die Länge gezogen hat. Der Hauptzweck dieser Leute ist, sich die Gunst der Eingebornen zu erschleichen, und um in Ermangelung der Fähigkeiten, welche ihnen den rechten Weg zeigen würden, dies dennoch zu erreichen, wenden sie ein leichtes Mittel an, das selten den Erfolg versagt.

„Dieses Mittel ist — *den Aufruhr zu predigen* (!). Dem Ohr der Barbaren ist es immer eine angenehme Musik zu hören, daß er gegen den Weißen revoltiren soll. Diese Missionare, mit ihren geringen Kenntnissen und ihrem engbegrenzten Verstand beginnen damit, dem Eingebornen von Stunde zu Stunde vom Betpult herab, von dem er doch nur Worte der Wahrheit vernehmen sollte, zuzuflüstern, daß er auf gleicher Stufe mit dem Civilisirten steht und der Weiße Seinesgleichen ist; während er ihm in überredendem und überzeugendem Ton stets wiederholen sollte: „Zwischen dir und dem Europäer liegt eine weite Kluft; aber ich bin gekommen, um dich zu lehren, wie du sie überbrücken kannst; erneuere dich,

Mission mit der ausdrücklich abgewiesenen Pariser Mission zu identificiren und somit die Brüder in Valdesia einer bewußten Widersetzlichkeit zu zeihen. Diese hatten, inzwischen von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß vielleicht doch nicht Alles in Ordnung sei, im März (1876) nachträglich noch ein schriftliches Gesuch um Genehmigung ihrer Evangelisationsarbeit an die Behörden eingesandt und sahen mit aller Ruhe der Antwort entgegen. Man denke sich ihr Erstaunen, als am 8. Juni ein amtlicher Erlaß kommt, der ihr Gesuch rundweg abschlägt und noch dazu erklärt:

1) Daß die Exekutivgewalt bei diesem Beschluß beharren werde;

2) Daß die Missionare sich dem Miss. Mabille 1873 ertheilten Bescheid zuwider ohne schriftliche Erlaubniß in den Spelunken niedergelassen hätten;

3) Daß die Regierung von Transvaal wie jeder christliche Staat die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden wünsche, daß aber der rechte Weg hiezu nicht der sei, Zwietracht zu säen und die Achtung vor den Behörden zu schädigen;

4) Daß die Berliner Missionare dem Gesuch der Schweizer entgegen seien.

In Betreff der ihnen selbst gemachten Vorwürfe konnten Berthoud und Creux sich leicht beruhigen. Schmerzlicher hätte sie der angebliche Protest der Berliner Missionare gegen ihr Kommen berühren müssen, wäre es ihnen nicht festgestanden, daß Männer, die ihnen so herzliche Liebe bewiesen hatten, wie die Missionare Grünberger, Knothe, Schwellnuß und Beuster, unmöglich hinter ihrem Rücken gegen sie agirt haben konnten. Und bald wurde ihnen auch die Genugthuung zu Theil, daß die deutschen Missionare in einer an die Regierung gerichteten Eingabe feierlich gegen jene Unterstellung protestirten, ihre durchaus brüderlichen Beziehungen zu den Waadtländern hervorhoben und dringend baten, man möchte denselben doch die Fortsetzung ihrer Arbeit gestatten. Auch die umwohnenden Kolonisten sprachen sich zu Gunsten der Missionare aus.

Was sollten nun aber diese selbst thun? Ein direkter Rekurs an die Regierung war weder möglich noch räthlich, weil der Volksrath gerade versammelt war, als jener Erlaß ergieng, und erst im folgenden Jahr wieder zusammentreten sollte; 2) weil der Volksrath sich nur mit den ihm von der Exekutivgewalt vorgelegten Gegenständen zu befassen hat und der erste Satz jenes Erlasses jede Hoffnung

Missionare hätten den Aufstand gepredigt! Nur wo es sich um haarsträubende Vergewaltigungen der Eingebornen handelte, haben sie diese gegen die Boers wie gegen andre Weiße in Schutz genommen.

Und das führt uns auf das Zweite, was wir gegen Serpa Pinto zu sagen haben. Die Boers — wie er sie schildert — existiren eben nicht. Daß dieselben im Pateieifer oft zu schwarz gemalt worden sind, das glauben wir auch. Aber Serpa Pinto ist keineswegs ihr erster oder ihr glücklichster Vertheidiger. Von seinen Uebertreibungen nur Ein Beispiel: „Die Boers, behauptet er, verstehen von der Theologie ebensoviel, wie ihre vorgeblichen Lehrer (die Missionare), wenn nicht mehr, denn sie haben die Bibel stets in der Hand". Ja, leider bringen die Boers es fertig, mit der Bibel in der Hand gegen unschuldige Eingeborne grausam zu Felde zu ziehen und alles damit zu entschuldigen, daß sie das erwählte Volk Gottes seien, welchen Gott das Land der Kanaaniter zum Erbe und diese selbst zu Sklaven gegeben habe. Warum diese Theologie besser sein soll, als die der Missionare, ist doch schwer einzusehen.

Im übrigen machen wir unsre Leser auf den folgenden Artikel über die waadtländische Mission aufmerksam. Derselbe enthält gewiß keine Verleumdungen, sondern die einfache Wahrheit. Welch eigenthümliches Licht aber wirft das darin geschilderte Verfahren der Boers auf die „Tugenden" dieser wie auf die „Leidenschaften" der Missionare!

Die waadtländische Mission in Transvaalien.

3. Allerlei Wirren.

Die waadtländischen Missionare hatten, wie wir gesehen haben, ihre Arbeit in Valdesia in der guten Zuversicht begonnen, der Regierung der Boers gegenüber alle Gerechtigkeit erfüllt zu haben. Diese selbst aber war anderer Ansicht. Die Anwesenheit von Basuto-Evangelisten war ihr Grund genug, die waadtländische

Am 15. Juli also kommt Grieve angesprengt und tritt bei den Missionaren ein mit den Worten: „Meine Herren, ich habe Befehl, Sie zu verhaften. Ich hoffe, Sie leisten der Aufforderung, sich unverzüglich nach Marabastadt zu begeben, um dort das Weitere zu vernehmen, freiwillig Folge; sonst habe ich Ordre, Gewalt zu brauchen."

Damit weist er seine Papiere vor und es folgt eine kurze Pause des Staunens, nach welcher Berthoud anhebt:

„Und Sie, Herr Grieve, bringen uns diesen Befehl und sind gewillt, ihn zu vollstrecken? Fürchten Sie denn nicht, sich dadurch zu einem Werkzeug der Ungerechtigkeit und Tyrannei zu machen?"

„Meine Herren, ich bin nur ein Diener der Regierung. Ihre Befehle zu bekritteln oder zu umgehen, steht mir nicht zu; ich wasche meine Hände in Unschuld."

In einem längeren Gespräch giebt der Feldkornet zwar zu, daß der von der Regierung eingeschlagene Weg ungesetzlich und ungerecht sei, schließt aber doch mit den Worten: „Wenn Sie nicht freiwillig nach Marabastadt gehen, wird die Sache sehr ernst werden."

„Wir sind auf Alles gefaßt, Herr Grieve. Glauben Sie ja nicht, daß wir unsere Heimat etwa verlassen haben, weil es uns dort nicht gut gieng oder wir uns nicht anders zu helfen wußten. Wir haben es gethan, um den Willen unseres Gottes zu thun, und nur darauf kommt's uns auch jetzt an. Unsere Frauen sind Eines Sinnes mit uns. Auch sie sind bereit, Trübsal zu leiden um unseres Herrn willen, der uns so hoch geliebt hat. Er allein ist unsere Zuversicht."

„Ihr letztes Wort, bitte, daß ich mich darnach richten kann."

„Sie werden uns wohl binden und Ihrer Vollmacht gemäß forttransportiren müssen. Wenn Sie uns aber auch befehlen wollten, augenblicklich aufzubrechen, so wäre uns dies einfach unmöglich, denn Frau Berthoud ist krank und unsere Wagen sind fort zur Reparatur."

„So geben Sie mir wenigstens Ihr Ehrenwort, daß Sie nicht nordwärts fliehen wollen."

„Von Herzen gern, wenn Ihnen das genügt, um uns für heute in Ruhe zu lassen."

„Werden Sie sich widersetzen, wenn ich Sie arretiren muß?"

„Fürchten Sie nichts; wir werden keinen Gebrauch von unsern

auf eine günstige Wendung im Voraus abschnitt. Indirekt aber konnten sie suchen durch die öffentliche Meinung auf die Regierung zu wirken, indem sie den wahren Sachverhalt durch die Presse bekannt machten. Dies zu thun, schien um so gerechtfertigter, als offenbar Mißverständnisse obwalteten. Gerade als in Pretoria über das Gesuch der Schweizer berathen wurde, war dort nämlich der Pariser Missionar Dieterlen auf der Durchreise zu den Banyais eingetroffen, festgenommen und nur gegen eine Kaution von 7500 Fr., die der Berliner Missionar Grünberger für ihn stellte, wieder freigelassen worden unter der Bedingung, daß er sofort ins Lesuto zurückkehre! Alle regierungsfreundlichen Blätter hallten nun von der Anklage wieder, Dieterlen habe nur deßhalb zu den eingebornen Stämmen im Norden reisen wollen, um sie mit Waffen zum Kampf gegen die Weißen zu versehen! Ein ähnlicher Verdacht, so ungegründet er in beiden Fällen war, mochte auch gegen die Schweizer Brüder gehegt werden, was sich durch die fieberhafte Aufregung, in welche Sekukunis immer kecker werdende Räubereien die weiße Bevölkerung neuerdings versetzt hatten, einigermaßen erklären ließ.

Natürlich berichteten Creux und Berthoud ihre Verlegenheiten sogleich nach Hause, allein wie lange mußte es anstehen, bis von dort aus irgend ein Schritt für sie gethan werden konnte! Zunächst also hatten sie ihren Entschluß selbst zu fassen, und da schien es ihnen: Gott mehr zu gehorchen als den Menschen sei das auf ihren Fall anwendbare Schriftwort. Demnach beschlossen sie, komme was da wolle, ruhig ihre gerade jetzt besonders hoffnungsvolle Arbeit weiter zu treiben.

Eine peinliche Verlegenheit für den armen Feldkornet (Grieve), der gemessenen Befehl hatte, über jede Bewegung der Brüder zu berichten und ihnen weder Predigt, noch Schulunterricht, noch auch persönlichen Verkehr mit den Eingebornen zu gestatten! — So langsam auch sonst in Afrika Alles zu gehen pflegte, traf doch die Weisung, die widerspenstigen Missionare zu verhaften, schnell genug ein. Und nun begannen Verhandlungen, bei denen Freund Grieve eine recht klägliche Rolle spielt, während Berthoud und Creux als Söhne der freien Kirche des Waadtlandes, die sich unter so mancherlei Kämpfen ihr Dasein errungen hat, sich berufen fühlten, wenigstens durch passiven Widerstand auch hier im fernen Südafrika für das Kleinod der Gewissensfreiheit zu zeugen.

Am 15. Juli also kommt Grieve angesprengt und tritt bei den Missionaren ein mit den Worten: „Meine Herren, ich habe Befehl, Sie zu verhaften. Ich hoffe, Sie leisten der Aufforderung, sich unverzüglich nach Marabastadt zu begeben, um dort das Weitere zu vernehmen, freiwillig Folge; sonst habe ich Ordre, Gewalt zu brauchen."

Damit weist er seine Papiere vor und es folgt eine kurze Pause des Staunens, nach welcher Berthoud anhebt:

„Und Sie, Herr Grieve, bringen uns diesen Befehl und sind gewillt, ihn zu vollstrecken? Fürchten Sie denn nicht, sich dadurch zu einem Werkzeug der Ungerechtigkeit und Tyrannei zu machen?"

„Meine Herren, ich bin nur ein Diener der Regierung. Ihre Befehle zu bekritteln oder zu umgehen, steht mir nicht zu; ich wasche meine Hände in Unschuld."

In einem längeren Gespräch giebt der Feldkornet zwar zu, daß der von der Regierung eingeschlagene Weg ungesetzlich und ungerecht sei, schließt aber doch mit den Worten: „Wenn Sie nicht freiwillig nach Marabastadt gehen, wird die Sache sehr ernst werden."

„Wir sind auf Alles gefaßt, Herr Grieve. Glauben Sie ja nicht, daß wir unsere Heimat etwa verlassen haben, weil es uns dort nicht gut gieng oder wir uns nicht anders zu helfen wußten. Wir haben es gethan, um den Willen unseres Gottes zu thun, und nur darauf kommt's uns auch jetzt an. Unsere Frauen sind Eines Sinnes mit uns. Auch sie sind bereit, Trübsal zu leiden um unseres Herrn willen, der uns so hoch geliebt hat. Er allein ist unsere Zuversicht."

„Ihr letztes Wort, bitte, daß ich mich darnach richten kann."

„Sie werden uns wohl binden und Ihrer Vollmacht gemäß forttransportiren müssen. Wenn Sie uns aber auch befehlen wollten, augenblicklich aufzubrechen, so wäre uns dies einfach unmöglich, denn Frau Berthoud ist krank und unsere Wagen sind fort zur Reparatur."

„So geben Sie mir wenigstens Ihr Ehrenwort, daß Sie nicht nordwärts fliehen wollen."

„Von Herzen gern, wenn Ihnen das genügt, um uns für heute in Ruhe zu lassen."

„Werden Sie sich widersetzen, wenn ich Sie arretiren muß?"

„Fürchten Sie nichts; wir werden keinen Gebrauch von unsern

Flinten machen. Unsere einzige Waffe ist das Schwert des Geistes, das Wort Gottes."

Die Nachricht von diesem Vorfall erregte in solchem Grade die Entrüstung eines englischen Nachbars, daß er sämmtliche Weiße der Umgegend zu der Erklärung veranlaßte, sie würden dem Feldkornet den Gehorsam verweigern, falls er sie zur Vollstreckung einer Maßregel aufbieten sollte, die sie Alle für ungesetzlich hielten. Für das Vaterland zu kämpfen, seien sie bereit; in dieser Sache aber werde keiner von ihnen Hand oder Fuß regen. — Da Grieve die beiden Missionare doch nicht allein binden und fortschaffen konnte und seine Befehle bis jetzt nur in Form einer Instruktion erhalten hatte, mußte er sich also vor allem ein Mandat im Namen des Gesetzes erbitten. Dadurch erhielten die Brüder noch eine 14tägige Frist — eine reichgesegnete Zeit voll Theilnahmsbeweisen von Seiten der umwohnenden Kolonisten wie der benachbarten Berliner Missionare, voll Ermunterungen durch das sichtbare Fahen des Wortes unter den Eingebornen, vor allem aber voll süßen innern Friedens, obschon Frau Berthoud durch ein schmerzhaftes rheumatisches Fieber ans Bett gefesselt war. Sorge machte ihnen eigentlich nur der Gedanke, manche Freunde in der Heimat könnten sich durch die unerwartete Störung ihres Werkes entmuthigen lassen.

Am 1. August traf das Mandat ein. Freilich fehlte auch jetzt noch viel zu dessen rechtsgiltiger Form, eine um so drohendere Sprache aber führte es gegen den armen Feldkornet. Dieser theilte den Brüdern denn auch sofort die Nothwendigkeit mit, in die er sich versetzt sehe, sie zu arretiren, während er daneben ihnen privatim seine Dienste anbot und Zeit zu den Reisevorbereitungen ließ. Jetzt erst wurde auch der eigentliche Anklagegrund laut: Berthoud habe auf der Untersuchungsreise, die er vor drei Jahren mit Miss. Mabille gemacht, Sekukuni — der sie aber nicht einmal vor sich hatte kommen lassen — zum Aufstand gereizt und sei somit der Miturheber des jetzigen Krieges!

Ein schmerzlicher Abschied, als am 2. August der Polizeiwagen erschien, um Creux und Berthoud von ihren Familien, ihren Katechisten und ihren Schülern hinwegzuführen! Ahnungslos war Miss. Hofmeyr soeben nach Valdesia gekommen, um zu fragen, ob nicht vielleicht einer der Basuto-Evangelisten bereit wäre, sich einer Botschaft anzuschließen, die auf Miss. Dieterlens Wunsch aus der Ge-

meinde in Goedgedacht zu den Banyais gesandt werden sollte, um ihnen dessen Mißgeschick mitzutheilen und sein Ausbleiben zu erklären. Zur großen Freude, ja sogar zur persönlichen Ermuthigung seiner Lehrer erklärte Bethuel sich hiezu willig. Die Reise, die er sich anzutreten entschloß, war jedenfalls viel ernster als ihre eigene, denn sie führte ihn mindestens 3 Monate von Weib und Kind fort. Kein Wunder darum, daß unter Allen, die einander Lebewohl zu sagen hatten, seiner Frau der Abschied am schwersten fiel.

Eine dreitägige Fahrt brachte die beiden Missionare wohlbehalten nach Marabastadt. Für Decken und Proviant zu sorgen war zwar der Regierung nicht eingefallen, um so weniger aber hatten die Missionsfrauen dies vergessen; auch genossen die Reisenden unterwegs die allgemein übliche Gastfreundschaft. Sogar zur Verkündigung des Wortes wurde ihnen Gelegenheit. Die Bedeckung der Gefangenen bildete ein harmloser Portugiese, der einzige Weiße, der sich dazu hergegeben hatte, Hand an die Missionare zu legen und für seine leichten Dienste nun ein Taggeld von 20 Fr. erhielt. Selbst ein kleiner Makwaba-Häuptling, an den sich Grieve gewandt hatte, hatte das an ihn gestellte Ansinnen zurückgewiesen. „Warum soll ich die Missionare festnehmen? Was haben sie denn Unrechtes gethan?“ hatte er zuerst gefragt, und auf des Feldkornets Antwort, das wisse er selbst nicht, diesem die Lektion ertheilt: „So nimm du sie selbst gefangen. Ich meinestheils will Niemand ohne Grund angreifen, auch bin ich nicht gesonnen, meine Hand an einen Weißen zu legen.“

Uebrigens ist es keine harte Gefangenschaft, die der beiden Brüder wartet; sie werden weder in Ketten gelegt, noch geringschätzig behandelt; vielmehr empfängt sie der Landdrost wie vordem mit tausend Freundschaftsbezeugungen. Er selbst sei von Kindheit auf im Herzen ein Missionar gewesen; welches Vergehens sie sich schuldig gemacht, wisse er selbst nicht; auf höhern Befehl aber müsse er sie bis zum Eintreffen weiterer Instruktionen in Gewahrsam halten. Er nimmt Abschrift von ihren Pässen, um sie nach Pretoria zu schicken, und hofft ihre Sache damit ins Reine zu bringen. Zum Gefängniß weist er ihnen ein Zimmer in seinem eigenen Hause an, das jedenfalls ungleich besser ist, als ihre Wohnung in Valdesia und dessen Schloß er sie selbst mit viel Mühe öffnen lehrt. Sie dürfen frei aus- und eingehen, ja ungehindert das Evangelium

verkünden. Rührend ist es ihnen da, gleich am ersten Sonntag von einigen jungen Christen aus der Filialgemeinde, die Miss. Hofmeyr in Marabastadt hat, an das Wort unseres Herrn erinnert zu werden: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden.“ In diesem Gemeindlein hört man alle Sprachen des Landes: Sekwaba, Sesuto, Zulu und Holländisch; die drei letzteren auch beim Gesang. Von der Erweckung in Goedgedacht sind auch einige Boers mit ergriffen worden und lassen sich nun mit großer Treue das geistliche Wohl ihrer schwarzen Dienstboten angelegen sein, während die Mehrzahl der weißen Bevölkerung es den Missionaren nicht verzeihen kann, daß sie einen und denselben Himmel für Schwarze und Weiße lehren und erstere jetzt schon als Miterben derselben Verheißung behandeln.

Indessen werden Berthoud's ärztliche Dienstleistungen viel begehrt, und auch Gespräche über göttliche Dinge finden Anklang. Ein angesehener Mann z. B. erklärt ihnen: „Ich bedaure die Maßregel, die man gegen Sie ergriffen hat; aber ich danke Gott, daß Er Sie hieher geführt hat, uns das Evangelium zu verkünden; das brauchten wir.“ — Offene Verächter des Wortes gibt es überhaupt in Transvaal kaum, trotzdem aber ist der Schlußeindruck der Brüder von Marabastadt ein trauriger: „Man hört nur Skandalgeschichten von Betrügereien, Händeln, Verleumdungen, Trunksucht, Ehebruch, unversöhnlichem Haß u. s. w. Die nächsten Nachbarn können einander nicht ausstehen, und jede Familie verwünscht die andere. Nachdem wir das Evangelium allen angeboten haben, mit denen wir in Berührung gekommen sind, ist es uns, als hätten wir unsere Perlen vor die Säue geworfen. Für unser kurzsichtiges Auge wenigstens sieht es hier gar düster aus.“

Kein Wunder, daß den beiden Brüdern die Zeit lang wurde, als Woche um Woche verstrich, ohne den erwarteten Bescheid zu bringen. Auch von Valdesia blieben einmal die Nachrichten drei Wochen lang aus, und dann war die erste Kunde, daß 10 Tage nach Bethuels Abreise dessen jüngstes Söhnlein, sein besonderer Liebling, gestorben sei. Mit welch inniger Theilnahme gedachten sie des fernen Vaters! Ein anderes Mal sehen sie Abends, wie sie eben verlangend nach der Post ausschauen, einen Boten mit zwei gesattelten Pferden daher sprengen. Er bringt einen Brief an Berthoud und einen an den Landdrost Mare. Ein dem letzteren be-

um Kunde von den geliebten Lehrern zu holen und ihnen Erquickungen von ihren Frauen zu bringen, zugleich aber auch die Nachricht, daß in den Spelunken Krieg ausgebrochen sei und auf den Valdesia gegenüber liegenden Hügeln Dörfer niedergebrannt, Leute erschlagen worden. Wie froh sind die Brüder nun, nach Hause eilen zu dürfen! Froh aber auch darüber, daß ihre Gefangenschaft doch auch eine Frucht getragen. Einige junge Farbige aus der Gemeinde wollen nächstens in die Spelunken zurückkehren und sich dann in Valdesia niederlassen; und im weißen Dorf reicht ihnen die junge Frau eines Trunkenbolds noch unter Thränen die Hand mit den Worten: „Was Sie uns da neulich gesagt haben, daß Jesus die Sünder annimmt, war für mich; ich bin eine Sünderin, und will mich an Ihn wenden."

Um 11 Uhr Morgens treten sie die Heimreise an. In Rhenosterpoort treffen sie fast die ganze weiße Gemeinde Miss. Hofmeyrs versammelt, die viel für sie gebetet hat und sie nun freudig willkommen heißt, bedient, bewirthet, ja, förmlich überschütten will mit Vorräthen für die Weiterreise. „Es ist gut, daß Sie heute gekommen sind," erklärt ihnen der junge V., „denn Montag hätten wir Sie mit Gewalt in Marabastadt geholt. Die Regierung hat kein Recht, unsere Pfarrer und Aerzte einzustecken." Sobald um Mitternacht der Mond aufgegangen ist, setzen die Brüder ihre Reise fort. Dieselbe war mühselig und anstrengend genug. Am 9. September, Abends 5 Uhr, aber dürfen sie in Valdesia einziehen — welche Freude!

Kaum hat man gemeinsam Gott gedankt und einander recht wiedergesehen, so kommt der Berliner Miss. Kuhn angesprengt, um die beiden Frauen auf seine Station abzuholen, denn Makhatu hat ihm zu wissen gethan, er sei entschlossen, die Makwaba zu bekriegen und aus dem Lande zu jagen; er selbst führe gegen die Missionsfrauen zwar nichts Böses im Schilde, für seine Leute aber könne er nicht stehen. Wie sehr waren also die beiden Männer zur rechten Zeit bei ihren Frauen eingetroffen! So übernahm denn Kuhn nur den Auftrag, Makhatu von der Rückkehr der Missionare in Kenntniß zu setzen und ihn um Schonung für Valdesia zu bitten.

Infolge des für die Boers ziemlich demüthigenden Krieges mit Sekukuni hatte natürlich das Ansehen der Weißen unter der gesamm-

zu machen; allein sie fühlten, daß ihnen das nicht zieme. So galt es denn, ihre Seelen aufs neue in Geduld zu fassen. Am 6. Sept. kam endlich eine Depesche mit der Weisung: Die Missionare sollten selbst nach Pretoria kommen, um den dortigen Behörden ihre Ordinationsscheine und Pässe vorzulegen.

„Nun, Herr Mare, was denken Sie jetzt mit uns anzufangen?" fragt Creux den Landdrost. — „Ich kann Sie nicht freigeben, denn der Befehl, Sie in die Spelunken zurückzuschicken, ist noch nicht gekommen." — „Wenn wir aber die Papiere vorweisen sollen, die wir zu Hause zurückgelassen haben, so werden wir sie doch wohl dort holen müssen?" — „Für jetzt habe ich noch keine Vollmacht, Sie zu entlassen." (!)

Der gleiche Abend sollte den beiden Brüdern noch eine andere Ueberraschung bringen. Wie sie von einem kleinen Spaziergang nach Hause kommen, liegt der Postsack aus den Spelunken auf ihrem Tisch, und darin finden sie ihre eigenen, die Woche vorher nach Hause geschriebenen Briefe! „Wer hat denn diese Briefe gebracht?" fragen sie. — Ein Kaffer aus den Spelunken. — „Wo ist er?" — Draußen. — Creux geht hinaus und sieht in das wohlbekannte Gesicht eines jungen Taufbewerbers, der voll Freude erzählt, wie die beiden Frauen ihn zu Hrn. G. geschickt haben, um die Post dort zu holen und nach Marabastadt zu bringen. Der Arme! Also 30 Stunden weit war er in seiner Dienstwilligkeit eines mißverstandenen Auftrags wegen fast ohne Kleider und Nahrung gelaufen! So leid es den Brüdern für ihre Frauen that, daß diese nun eine ganze Woche länger auf die ersehnten Briefe warten mußten, konnten sie doch unmöglich dem guten Burschen zürnen, der erst nach und nach seinen Irrthum begriff.

Uebrigens war die Freude des Wiedersehens näher als sie ahnten. Schon Tags darauf zeigte sich der Landdrost plötzlich umgestimmt und bereit, seine Gefangenen gegen Kaution freizugeben. Wie er so auf einmal anderen Sinnes geworden, blieb ein Räthsel, daß es aber vom Herrn kam und sie gerade zur rechten Stunde ihre Freiheit erlangten, sollte den Brüdern klar werden, noch ehe sie Marabastadt verließen.

Die Bürgen waren schnell gefunden; am andern Morgen sollte die Heimreise angetreten werden. Da erscheint noch vorher der Katechist Jeremias mit Creux's und Berthoud's beiden Knechten,

um Kunde von den geliebten Lehrern zu holen und ihnen Erquickungen von ihren Frauen zu bringen, zugleich aber auch die Nachricht, daß in den Spelunken Krieg ausgebrochen sei und auf den Valdesia gegenüber liegenden Hügeln Dörfer niedergebrannt, Leute erschlagen worden. Wie froh sind die Brüder nun, nach Hause eilen zu dürfen! Froh aber auch darüber, daß ihre Gefangenschaft doch auch eine Frucht getragen. Einige junge Farbige aus der Gemeinde wollen nächstens in die Spelunken zurückkehren und sich dann in Valdesia niederlassen; und im weißen Dorf reicht ihnen die junge Frau eines Trunkenbolds noch unter Thränen die Hand mit den Worten: „Was Sie uns da neulich gesagt haben, daß Jesus die Sünder annimmt, war für mich; ich bin eine Sünderin, und will mich an Ihn wenden."

Um 11 Uhr Morgens treten sie die Heimreise an. In Rhenosterpoort treffen sie fast die ganze weiße Gemeinde Miss. Hofmeyrs versammelt, die viel für sie gebetet hat und sie nun freudig willkommen heißt, bedient, bewirthet, ja, förmlich überschüttet will mit Vorräthen für die Weiterreise. „Es ist gut, daß Sie heute gekommen sind," erklärt ihnen der junge V., „denn Montag hätten wir Sie mit Gewalt in Marabastadt geholt. Die Regierung hat kein Recht, unsere Pfarrer und Aerzte einzustecken." Sobald um Mitternacht der Mond aufgegangen ist, setzen die Brüder ihre Reise fort. Dieselbe war mühselig und anstrengend genug. Am 9. September, Abends 5 Uhr, aber dürfen sie in Valdesia einziehen — welche Freude!

Kaum hat man gemeinsam Gott gedankt und einander recht wiedergesehen, so kommt der Berliner Miss. Kuhn angesprengt, um die beiden Frauen auf seine Station abzuholen, denn Makhatu hat ihm zu wissen gethan, er sei entschlossen, die Makwaba zu bekriegen und aus dem Lande zu jagen; er selbst führe gegen die Missionsfrauen zwar nichts Böses im Schilde, für seine Leute aber könne er nicht stehen. Wie sehr waren also die beiden Männer zur rechten Zeit bei ihren Frauen eingetroffen! So übernahm denn Kuhn nur den Auftrag, Makhatu von der Rückkehr der Missionare in Kenntniß zu setzen und ihn um Schonung für Valdesia zu bitten.

Infolge des für die Boers ziemlich demüthigenden Krieges mit Sekukuni hatte natürlich das Ansehen der Weißen unter der gesamm-

ten schwarzen Bevölkerung einen schweren Stoß erlitten und lang verhaltene Gelüste kleiner eingeborner Häuptlinge machten sich nun auf einmal Luft. So auch in den Spelunken, wo die Wawenda mit bitterem Neid auf die erst später eingedrungenen Makwaba sahen. Den unmittelbaren Anstoß zum Ausbruch der Feindseligkeiten hatten übrigens hier die Eifersüchteleien zwischen drei Makwaba-Häuptlingen gegeben, von denen der eine den stammesfremden Makhatu zu Hilfe rief. Ernstliche Schlachten werden bei solchen Kämpfen kaum geliefert; die Haupttaktik besteht im Niederbrennen von Dörfern, wobei die mitverbrennenden Vorräthe der erheblichste Theil des Schadens sind. Drei Tage vor der Rückkehr der Missionare war es indeß doch zu einem bedeutenderen Kampf zwischen den Wawenda und Makwaba gekommen und jene hatten den Kürzeren gezogen. Zehn bis zwanzig der Ihren waren getödtet und viele verwundet worden, während die Makwaba nur zwei bis drei Verwundete hatten. Am Morgen jenes Tages hatte eine Panik alle Einwohner der Spelunken ergriffen; nur die Missionsfrauen hatten den Muth nicht verloren. Am frühen Morgen schon weckte der gute alte Eliakim Frau Berthoud und rief ihr mit bebender Stimme zu, man müsse sich eiligst zur Flucht rüsten, denn drüben über dem Fluß hausten sengend und brennend die Wawenda. Vergeblich suchte Frau Berthoud ihn zu beruhigen; Alles half ihm bereits das Vieh zusammenzutreiben, und Jeremias stieg schon zu Pferd, es zu einem weißen Nachbar in Sicherheit zu bringen. Ein letztes entscheidendes Wort von Frau Berthoud gebot indessen noch Halt. Aber bald drängten sich von allen Seiten her die Rathschläge zur Flucht, begleitet von ebensoviel wohlgemeinten Dienstanerbietungen. Kommt zuerst ein englischer Kaufmann, der den Damen seinen Schutz anbietet und sie zum Aufbruch mahnt. Um ihre Leute ein wenig zu beruhigen, schicken diese zum Feldkornet und lassen ihn um seine Ansicht fragen. Freund G. meint, sie sollten eiligst fliehen, und schickt eine halbe Stunde darauf einen reitenden Boten, um diesen Rath noch dringlicher zu wiederholen. Darauf hin machen sich Eliakim und seine Genossen abermals fluchtbereit, so bestimmt auch die beiden Frauen erklären, sie selbst werden bleiben und haben nur die eine Bitte, daß man wenigstens ein Ochsengespann zu ihrer eigenen Verfügung zurücklasse. Jetzt erscheint ein deutscher Kaufmann, der 6 Stunden weit hergeritten ist, um den verlassenen

Damen zu Hilfe zu eilen. Gleich hinter ihm drein kommt Watt und bietet ihnen ein Asyl in seinem eigenen Hause an. Trotz all seines Drängens aber beharren beide Frauen auf dem Entschluß, ihren Posten nicht zu verlassen, denn einmal glauben sie die Station weniger gefährdet, wenn sie bleiben, dann aber fühlen sie selbst sich auch in ihrem eigenen Hause sicherer unter der treuen Hut ihres Gottes als bei Leuten, die sich Abends zu betrinken pflegen. Zuletzt treten auch noch die Berliner Missionare ein. Sie billigen den Entschluß der beiden Frauen, sprechen ihnen Muth ein und bleiben bei ihnen, bis gegen Abend alles ruhig geworden ist. Zwar ließen in den nächsten Tagen nun auch noch die heidnischen Häuptlinge die Missionsfrauen auffordern, sich lieber auf die Berliner Stationen zurückzuziehen, allein sie blieben. Und nun denke man sich ihre Wonne, als sie am gleichen Abend noch durch die Ankunft ihrer Gatten überrascht wurden!

Trotz alles Geredes von Krieg kam es indeß in den Spelunken zu keinen weitern nennenswerthen Kämpfen. Makhatu hate offenbar genug an seiner einmaligen Niederlage. Um aber das Kapitel der politischen Wirren hiemit abzuschließen, erwähnen wir gleich jetzt, daß durch den unglücklichen Krieg gegen Sekukuni das Ansehen der Weißen den Schwarzen gegenüber in dem Maße geschwächt war, daß Abtheilungen der letzteren plündernd bis in die Mitte des Landes eindrangen.

Inzwischen hatten Creux und Berthoud sich natürlich beeilt, die verlangten Papiere nach Pretoria zu schicken. Da jedoch Creux's Ordinationsschein ungeschickter Weise in der Schweiz zurückgeblieben war, wurde vorerst nur Berthoud als Missionar anerkannt und zwar mit ausdrücklicher Beschränkung auf seine eigene Station. Dadurch ließen aber die beiden Brüder sich nicht abhalten, in einem Lande, in dem Jeder that, was ihm gut däuchte, ihres Dienstes zu warten, wo immer sich Gelegenheit dazu fand. Und solche wurde ihnen jetzt reichlicher zu Theil als je, denn ihre Verhaftung hatte die Aufmerksamkeit der Eingebornen erregt und viele von ihnen den Verfolgten günstig gestimmt.

4. Erstlingsfrüchte und Erquickungszeiten.

Wir haben schon wiederholt ein Häuflein angefaßter Seelen erwähnt, das sich um die Missionare zu sammeln begann, noch ehe diese Zeit gehabt hatten, die Landessprache recht zu erlernen. Seit 1873 hatte eben der wackere Katechist Eliakim schon als fleißiger Säemann in Baldesia gewirkt, aber auch an verschiedenen andern Orten ausgestreute Samenkörner des Worts sollten, in die Spelunken zurückgetragen, erst dort recht kräftig grünen und zu vollen Aehren reifen. Eben dieser Mannigfaltigkeit der einzelnen Seelenführungen wegen ist es nicht uninteressant, uns mit den verschiedenen Gliedern der werdenden Gemeinde etwas näher bekannt zu machen.

Als eine Frucht von Eliakims Arbeit finden wir bald nach Ankunft der Missionare einen jungen Lekwaba in ihrem Unterricht, der erklärt hat, er möchte gern hören, was das Evangelium über den Weg zur Seligkeit sage. — Durch den Verkehr mit den Missionsfamilien selbst fühlte sich kurz darauf Frau Berthoud's Mägdlein Makabane zum Christenthum hingezogen und verlangte mehr von Jesus zu hören. Nicht lange war zwar dem armen Kinde das Glück beschieden, bei den Missionaren zu wohnen; sobald die Zeit kam, die Felder zu bestellen, mußte sie zur väterlichen Hütte zurückkehren, um nicht nur bei der Feldarbeit mitzuhelfen, sondern daneben auch noch fünf jüngere Geschwister zu versorgen. Allein ihr Verlangen wurde dadurch nicht gedämpft. Geduldig ließ sie sich plagen und ihrer von Frau Berthoud erhaltenen Kleider wegen mit Fingern auf sich deuten. Hatte sie den ganzen Morgen auf dem Felde gearbeitet, so kam sie jeden Tag noch eine Stunde zu Frau Berthoud, lernte bei ihr ihre Kleider flicken und sammelte sich einen neuen Vorrath von Bibelworten, ehe sie wieder den Hügel hinanstieg, um ihren Mais zu stoßen oder ihre Hütte anzustreichen.

Zugleich mit Makabane meldete sich auch ein schwer geprüftes Weib, die arme Sethlumala als verlangend nach weiterem Unterricht. Einst war sie eine der fünf Frauen eines auf Miss. Hofmeyrs Station lebenden Lekwaba gewesen. Fünf Kinder waren ihr da nacheinander gestorben, da hatte man sie nach Landessitte beschuldigt, sie selbst habe deren Tod verursacht. Man gab ihr alle erdenklichen Arzneien und ließ kein Zaubermittel unversucht, den Einfluß der bösen Geister zu bannen. Als aber trotzdem auch die

folgenden Kinder starben, schickte ihr Mann sie fort. Das Herz voll Trauer, kehrte sie in die Spelunken zurück und hörte da Eliakim predigen. Sie lauschte seinen Worten und begriff davon wenigstens so viel, daß sie ihr Vertrauen auf Jesum setzen müsse. Ihr Sündenelend schien ihr vorerst noch verborgen, doch freute Berthoud sich auch schon dieses Glaubensfünkleins. — Als ein gleichfalls noch etwas selbstgerechter Taufbewerber erschien kurz darauf Jakob Mbizana, ein Lekwaba, den seine gründliche Kenntniß des Sesuto den Missionaren zu einem willkommenen Dolmetscher machte. Er hatte während eines dreijährigen Aufenthaltes in Pretoria das Evangelium verkündigen hören, sich da entschlossen, mit dem Heidenthum zu brechen und sich selbst einen christlichen Vornamen beigelegt, ohne sein eigenes Herz noch recht zu kennen.

Mit ganz erschütternden Sündenbekenntnissen stellten sich dagegen etliche Monate später John Songele und sein Schwager Sambiki ein, zwei junge Männer, die sofort getauft zu werden wünschten. Beide hatten schon zu wiederholten Malen auf den Diamantfeldern gearbeitet und waren dort von den ersten Lichtstrahlen evangelischer Wahrheit angeleuchtet worden. Nachher hatten sie auch noch in Pretoria Miss. Grünberger predigen hören. Eine hochwillkommene Kunde war es John dann gewesen, bei seiner Heimkehr in die Spelunken einmal zu vernehmen, es seien Missionare da gewesen und hätten einen Lehrer gebracht. Voll Eifer war er nun zu Eliakim in die Schule gegangen und schnell einer seiner besten Schüler geworden. Als er nach einiger Zeit auf die Diamantfelder zurückkehrte, war schon eine merkliche Veränderung mit ihm vorgegangen. Dort scheint er zwar in christlicher Erkenntniß nicht weiter gewachsen zu sein, doch weigerte er sich bei seiner abermaligen Heimkehr standhaft, das heidnische Todtenopfer für seinen inzwischen gestorbenen Vater darzubringen. Eben jetzt waren die Missionare angelangt und John fieng sogleich an, sammt seinem Schwager Sambiki regelmäßig die Gottesdienste zu besuchen. Bald darauf baten sie sogar um die Taufe. Auf die Frage, warum sie denn nicht schon früher gekommen seien, um über ihre Seelen zu sprechen, antworteten sie, die Leute hätten ihnen gesagt: „So, meint ihr, man könne nur so geschwind ein Christ werden? Da muß man vorher das ganze große Buch gelernt haben.“ Offenbar hatten sie selbst auch jetzt noch sehr unklare Begriffe vom Wesen der Taufe. Befragt, was

dieſelbe ſei, antworteten ſie: „Waſſer.“ Und auf die weitere Frage, wozu ſie diene? „Das wiſſen wir nicht recht, aber wir denken, das Waſſer theile den Geiſt mit.“ Daraufhin konnte ihr Wunſch natürlich nicht alsbald erfüllt werden; mit großer Freude aber nahmen die Miſſionare ſie in die Zahl der Taufbewerber auf, denn unverkennbar war es dieſen Männern ein ganzer Ernſt mit dem Wunſch, ein neues Leben anzufangen.

Die größte Ermunterung war den beiden Miſſionaren aber gerade für die Tage aufgeſpart, in denen ſtündlich ihre Verhaftung drohte. Da durfte Eliakim ihnen vier junge Männer zumal zuführen, von denen wenigſtens drei ſie durch das Maß ihrer chriſtlichen Erkenntniß in freudiges Staunen verſetzten. Alle waren noch wie wilde Heiden, faſt unbekleidet, aber auf ihren Angeſichtern ſtand ſchon etwas vom Frieden Gottes geſchrieben. Thaliſi, der Eine von ihnen, hatte in Natal erſtmals das Evangelium gehört und es ſeither nicht mehr vergeſſen können. „Mitten in der Nacht,“ ſo erzählte er, „muß ich aufſtehen und beten; dann fällt mir Alles, was ich ſchon gehört habe, wieder ein und ich erſchrecke über meine Sünden und werde ganz krank. Ich bin fertig mit den Sitten und Götzen meiner Väter, ich will hinfort für Gott leben und ihm allein angehören.“ Die drei andern Taufbewerber waren die Frucht von Eliakims eigener Arbeit.

Bald nach ihrer Rückkehr aus der Gefangenſchaft hatten die Miſſionare 20 Taufbewerber im Unterricht. Als Erſtling unter dieſen wurde am 4. Okt. 1876 Lydia Sethlumala getauft. Vor etwa 50 zur Feier verſammelten Perſonen erzählte ſie, zu einem öffentlichen Bekenntniß ihres Glaubens aufgefordert, in aller Einfalt, aber mit tiefer Bewegung, wie ſie dazu gekommen ſei, den heidniſchen Bräuchen den Abſchied zu geben und ſich an das Wort zu halten, das allein ſelig machen könne. Auch die heidniſchſten Heiden ſchienen davon ergriffen.

Gleich in den nächſten Tagen traten neue Taufbewerber heraus. Wunderbar! Den Berliner Miſſionaren waren die Makwaba als ein faſt hoffnungsloſer Stamm erſchienen, und nun wirkte gerade unter ihnen der Geiſt Gottes in einer Weiſe, daß die waadtländiſchen Geſchwiſter ſich nur beugen konnten im Gefühl ihres eigenen Nichts gegenüber dieſer Macht aus der Höhe, die da weht, wo ſie will. Vielleicht hatte eine furchtbare Dürre, welche die von dieſer

Landplage Südafrikas sonst verschonten Spelunken damals heimsuchte, hiezu beigetragen. Schon die Maiernte im Mai war so schlecht ausgefallen, daß alle Vorräthe jetzt erschöpft waren und die Leute oft zehn Stunden weit zu gehen hatten, um zu hohen Preisen Mais zu kaufen, den sie dann erst noch auf ihren Köpfen hertragen mußten, und nun drohte wegen anhaltender Trockenheit eine neue Mißernte. Aber auch diese Trübsal mußte dem Lauf des Evangeliums förderlich sein. Lange suchten die Makwaba durch alle erdenklichen Mittel Regen herbei zu ziehen. Kühe, Ochsen, Ziegen und was ihnen von Mais noch übrig blieb, brachten sie den Regenmachern zum Geschenk; Tage und Nächte lang wurde getanzt und nach Regen geschrien. Eines Abends gruben sie den verwesten Leichnam einer schon vor Monaten gestorbenen Frau aus und ließen ihn offen liegen, um Himmel und Hölle anzurufen. Tags darauf wurde allen Müttern, die in den letzten Monaten Kinder verloren hatten, befohlen, das Gleiche zu thun. Umsonst! Da kamen endlich gegen 200 Makwaba zu den Missionaren und sprachen diese um ihre Fürbitte an. Es war ein schöner, wolkenloser Sonntag Morgen. Sogleich wird mit der ganzen Schaar eine Betstunde gehalten, wobei Berthoud die Geschichte vom Gebet des Elias vorliest und die Versammlung mit den Worten entläßt: „Wenn uns Gott heute noch Regen schenkt, so wollen wir morgen wieder zusammen kommen, um Ihm dafür zu danken. Regnet es nicht, so wollen wir täglich fortfahren mit Beten, und beim siebenten Mal wird gewiß Regen kommen.“ So wird denn wirklich die ganze Woche hindurch fortgebetet, und richtig, am Samstag kommt die erflehte Gabe noch zeitig genug, um die Ernte zu retten. In strömendem Regen wird Weihnachten mit dankerfülltem Herzen durch Predigt, Gesang und Austheilung von Geschenken gefeiert — diesmal ohne Berthouds, denen am 23. Dez. ein Töchterlein (Adele) geschenkt wurde, bei dessen Anblick der kleine Stephan Creux nachdenklich sagte: „Sie ist ganz wie Johanna; wird der Herr Jesus sie auch holen?“

Es war ein Jahresschluß, wie die Missionare ihn sich nicht köstlicher wünschen konnten. Neue, größere Segnungen aber noch als das entschwundene Jahr sollte ihnen das kommende bringen, obschon abermaliger Regenmangel und wiederholte ernste Erkrankungen in beiden Familien auch ihre Schatten darein warfen. Schnell stieg die Zahl der Taufbewerber bis auf 30,

größtentheils junge Familienväter in der Kraft und Blüthe ihrer Jahre!

Der 8. Juli war der festliche Tag, an welchem 7 dieser Neubekehrten mit 10 Kindern — darunter Creux's neugebornes Söhnlein Johannes — die Taufe empfiengen, und zwar in Anwesenheit der deutschen Freunde und der Geschwister Coillard, die auf dem Wege zu den Banyais 10 Tage in Valdesia Rast machten. Auf wiederholte Bitten und Vorstellungen hatte die Republick den Pariser Missionaren endlich doch noch den Durchzug gestattet; ein eigenthümliches Zusammentreffen aber war es, daß Coillards gerade an dem Tag (19. Mai) nach Pretoria kamen, wo dort bei wehenden Flaggen unter Militärmusik und Kanonendonner Sir Theophil Shepstone und die neue Regierung der Königin von England den Eid der Treue leisteten. Es war jetzt auf einmal guter Ton geworden, mit Entrüstung von Präsident Bürgers und seinen Räthen und der Art zu sprechen, wie zuerst Missionar Dieterlen, dann die Schweizer Missionare von diesen behandelt worden waren; recht wohl aber fühlten Coillards sich in der vergnügungssüchtigen Stadt doch nur bei dem Berliner Missionar Grünberger.

Welche Wonne dann aber das Wiedersehen in Valdesia! Coillards staunten über alles, was Gott den waadtländischen Geschwistern schon hatte gelingen lassen, wie auch über den weithin fühlbaren Einfluß ihrer eignen Basuto-Mission durch die von den Pariser Missionaren geschaffene Sesuto-Literatur. Wenn ihre drei Wägen mit Büchern vollgepackt gewesen wären, hätten sie sie alle ohne Mühe verkaufen können; überall wollte man Neue Testamente von ihnen haben. In Valdesia glaubten sie sich ganz ins Basuto zurückversetzt; man sprach ja Sesuto, man sang ihre Lieder und die schönen Berge vollendeten die Täuschung. Die Kunde von der Ankunft der Freunde verbreitete sich schnell, und am gleichen Abend noch fanden sich einige der Neubekehrten und mehrere Heiden ein, sie zu begrüßen. Der Glanzpunkt ihres Aufenthaltes in Valdesia aber war das Taufest, an dessen Abend Waadtländer, Franzosen, Deutsche, Makwaba, Bapedis und Basutos gemeinsam das heilige Abendmahl feierten unter dem tiefen Gefühl der gnadenreichen Nähe des Herrn.

Drei Tage darauf spannte Creux seinen Wagen an, um mit den Seinen die Pariser Geschwister zu Missionar Hofmeyr zu geleiten. Schon die Reise in so lieber Gesellschaft war eine Lust.

Ein noch höherer Genuß aber war es, das Wachsthum der Gemeinde in Goedgedacht zu sehen, die sich in Jahresfrist um etwa 100 Mitglieder vermehrt hatte, was theilweise schon die vielen neu erstandenen Häuslein mit ihren netten Verandas verriethen. Das ganze Feuer der ersten Liebe sprach aus dem Eifer, womit den Reisenden zur Wegzehrung Mehl, Mais, Bataten, Hühner, Schweine, Tauben und was sonst nicht Alles gebracht wurde; fast hätte man dabei an die Arche Noahs denken können. Am letzten Sonntag, den sie in Goedgedacht zubrachten, hielt Hofmeyr noch eine ergreifende Predigt über die völlige Hingabe an den Herrn und fragte darauf seine Gemeinde, wer aus ihrer Mitte wohl bereit wäre, den französischen Brüdern als Dolmetscher und Wegweiser zu den Banyai zu dienen? Am andern Morgen kam er mit Tagesgrauen zu Coillard und erklärte: „Lieber Bruder, der Herr fordert mir meine rechte Hand für dich ab; aber du sollst sie haben." Mittags boten sich zwei weitere Männer an, Säulen der Gemeinde. „Der Herr nimmt mir meine besten Leute weg," sagte Hofmeyr; „aber sie sind Sein." Den Abend vor der Abreise war noch eine Abschiedsversammlung, die sich bis tief in die Nacht verzog. Tief bewegt sagte Hofmeyr, gegen Coillard gewendet, zum Schluß: „Geliebter Bruder, hier übergeben wir dir drei unsrer Kinder, um mit dir den Banyais, für die wir schon so viel gebetet haben, das Evangelium zu bringen. Es wird uns schwer, uns von ihnen zu trennen; aber der Herr ruft sie, und mir ist nur leid, daß meine eignen drei Söhne noch zu jung sind, um auch mit Euch zu ziehen." Den in der Mitte der Versammlung stehenden drei Evangelisten aber gab er noch das Wort mit: „Gedenket daran, daß die Leiber der Knechte Christi der Dünger sind, auf dem die Pflanzung des Evangeliums gedeiht."

Creux geleitete die Reisenden noch bis an die westlichen Ausläufer des Zoutpangebirges. Dort, wo der Weg in sandiger Ebene um das Gebirge biegt, knieten sie zwischen ihren Wägen noch einmal mit einander nieder, dann zogen die Einen weiter in die unbekannte Wüste hinaus, die Andern kehrten durch die schöne Gebirgslandschaft wieder heim zur gewohnten Arbeit.

Wie schon erwähnt, hatte übrigens das Segensjahr 1877 auch seine Prüfungen. Von April bis September fiel nur ein einziges Mal Regen genug, um das Erdreich einen Finger tief zu befeuchten, daher bewirkten auch die langen Winternächte nicht dieselbe Ab-

kühlung wie sonst und auf einen sehr kurzen Frühling folgte schon im September eigentliche Sommerglut. Viele Quellen versiegten ganz, andre wenigstens halb. Die ältesten Leute konnten sich keiner solchen Dürre erinnern, und dazu stieg die Hitze bis in den Dezember hinein auf einen fast unerträglichen Grad. Oft war die Luft ganz mit Elektricität gesättigt, der Barometer fiel bis auf die niedersten Stufen herab, auf allen Seiten sammelten sich schwere Wolken an, dann sah man plötzlich in der Ferne einen Staubwirbel aufsteigen, ein Sturmwind brauste daher, blies die Strohdächer der Hütten weg und schien einen Regenguß zu verheißen; aber in der Nacht wurde wieder Alles still. Manchmal hörte man ein paar mächtige Donnerschläge, und etliche Tropfen Regen feuchteten die Erde; aber zu mehr kam es nicht. Auf den Sturmwind folgte gewöhnlich eine zweitägige Abkühlung, dann aber schossen die Sonnenstrahlen wieder so glühend herab als je. Die Heiden nahmen ihre Zuflucht wieder zu ihrem alten Aberglauben, und die angeblichen Regenmacher bereicherten sich auf Kosten des leichtgläubigen Volks. Selbst der Portugiese Albasini schickte der berühmten Regenmacherin Motjatje zwei Ochsen zum Geschenk.

Eigentlicher Mangel herrschte zwar noch nicht und stand der vorausgegangenen guten Ernte wegen auch nicht unmittelbar bevor; die Gesundheit der Missionsfamilien aber litt sehr unter der furchtbaren Hitze. Am besten ertrug sie Creux, der schon im April eine schwere Krankheit überstanden hatte; Berthoud schätzte sich glücklich, wenn er mit drei Kopfwehtagen in der Woche davon kam. Von den Kindern erkrankte im September zuerst Stephan Creux, während Berthouds gerade einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Tschakoma machten, wo Berthoud theils geographische Forschungen verfolgen, theils auf die Bitte der dortigen Freunde Frau Schwellnuß bei ihrer bevorstehenden Entbindung beistehen wollte. Doch kam der treue ärztliche Freund mehrmals, sogar mitten in der Nacht, um nach dem fast hoffnungslos darniederliegenden Stephan zu sehen, und unter Gottes Segen blieb das Kind seinen Eltern erhalten. Nun aber brach die von der Krankenpflege überanstrengte Mutter zusammen. Glücklicherweise waren Berthouds jetzt wieder da, so daß Frau Creux sich einige Tage völlige Ruhe gönnen und Kraft sammeln konnte für einen neuen Sturm, der ihrer durch einen Croup-Anfall des kleinen Johannes wartete. Es war derselbe

Husten, dasselbe angstvolle Stöhnen, das den Eltern von ihrer Johanna her noch durch Ohr und Herz drang; eine schnell eintretende günstige Krisis beseitigte diesmal aber die Gefahr und füllte ihre Seelen mit Lob und Dank. — Bedenklicher als diese vorübergehenden Krankheiten in der Familie Creux, war Frau Berthouds Zustand. Nur mühsam konnte sie sich aufrecht halten. Jede Arbeit mußte dem matten Leib abgezwungen werden.

Neben dieser leiblichen Trübsal giengen jedoch die geistlichen Segnungen ununterbrochen fort. Aus der unmittelbaren Umgebung der Missionare traten immer neue Taufbewerber mit den rührendsten Bekenntnissen hervor; man fühlte, daß während ihre menschlichen Lehrer die Landessprache erst stammelten, der Geist Gottes selber ihre Herzen in die Wahrheit leitete. Die Katechisten Bethuel, Jonathan und Jeremias wohnten jetzt nicht mehr mit den Missionaren in Valdesia zusammen, sondern jeder von ihnen hatte in der Umgegend sein eigenes Arbeitsfeld angewiesen bekommen und sich da seine Hütte erbaut. In besondrem Segen wirkte der im Okt. 1876 von seiner gefahrvollen Reise zu den Banyais glücklich zurückgekehrte Bethuel, so daß sogar sein Nachbar, der Feldkornet, äußerte: „Ich bin ganz erstaunt über die Fortschritte des Evangeliums unter den Makwaba. Ich hätte das nie für möglich gehalten. Ganz in meiner Nähe kenne ich eine Anzahl junger Leute, die dem Heidenthum und dem Trunk entsagt haben. Sie werden von ihren Angehörigen verfolgt und vertrieben, und dennoch bleiben sie fest.“ *)

Wie nüchtern die Missionare selbst diese Bekehrungen beurtheilen, beweist ein vom 12. Dez. 1877 datirter Brief Creux's, worin dieser u. A. sagt: „Uns genaue Rechenschaft über den innern Stand unsrer Bekehrten zu geben, ist nicht leicht. Unser noch immer mangelhaftes Verständniß des Sekwaba, die Ungeübtheit unsrer Leute, ihre Gedanken und Gefühle auszusprechen; unsre Furcht, wir könnten sie ermuthigen, mehr zu sagen, als in Wahrheit da ist; all das ist uns bis jetzt dabei im Weg gestanden. Wie überall, sind auch hier die

*) Da gerade jetzt die junge evangelische Gemeinde in Barcelona der freien Kirche des Waadtlandes für alle Theilnahme, die sie schon von ihr erfahren hatte, einen Gegendienst leisten wollte und sich zum Unterhalt eines ihrer Katechisten in Südafrika erbot, wurde Bethuel der Fürsorge dieser spanischen Geschwister zugewiesen und sein Filial nach deren Vaterstadt Barcelona genannt.

Redseligsten nicht gerade die Tiefsten und Wahrhaftigsten. Das aber kann ich bezeugen, daß viele unsrer Bekehrten täglich in der Gnade und Erkenntniß Jesu wachsen und mehrere derselben ihres Glaubens wegen schon Verfolgung erlitten haben, ja sogar von den Ihrigen verstoßen worden sind. Wir haben hier noch keine jener Erweckungen mit Weinen und Schluchzen gehabt, wie sie in der Gemeinde von Miss. Hofmeyr, im Lasuto und anderswo schon vorgekommen sind; aber die Arbeit des heil. Geistes ist darum nicht minder fühlbar unter uns gewesen. Einer unsrer Neubekehrten nach dem andern ist gekommen, um seine Sünden zu bekennen und zu fragen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" Es befinden sich unter ihnen Leute, die alle Heiden ihres Orts um sich versammeln, ihnen das Evangelium verkünden und mit ihnen beten, ohne daß wir sie's geheißen hätten. Nur zufällig ist das zu unsrer Kenntniß gekommen. Wir reißen unsre Neophyten nicht aus ihrer heidnischen Umgebung heraus, weil das Salz in seinem nächsten Umkreis seine Kraft beweisen soll."

Der Schmerz, unter ihren Pfleglingen auch Rückfälle zu erleben, blieb natürlich den waadtländischen Brüdern so wenig wie andern Missionaren ganz erspart. Uebrigens giengen sie mit der Taufe sehr langsam und vorsichtig zu Werk; nur 12 der im Vorbereitungsunterricht Stehenden wurden schon an Weihnachten 1877 dazu zugelassen. Diese aber konnten dann auch mit bewegter, dankerfüllter Seele bekennen: „Wir waren in der Finsterniß; nun aber wandeln wir im Licht; wir waren blind; jetzt sind wir sehend geworden; wir waren wie die irrenden Schafe; nun aber sind wir bekehrt zu dem Hirten und Bischof unsrer Seelen."

Der Nachmittag des Christfestes brachte eine neue Freude: die christliche Trauung von 10 Paaren, und damit also die Gründung ebenso vieler christlicher Hausgemeinden mit ihren durch das Evangelium geheiligten Freuden und Leiden. Nach der Trauung machte die ganze fröhliche Gesellschaft unter dem Gesang geistlicher Lieder einen Spaziergang, während in der Kirche die Tische zum gemeinsamen Hochzeitsmahl gedeckt wurden. Wie es aber kein Licht ohne Schatten gibt, so wurden am gleichen Abend die Missionare noch durch Klagen betrübt, die nicht ohne Grund über die Art erhoben wurden, wie ihr Major Domus seines Amtes gewartet hatte. Besser als zuvor verstanden sie jetzt, warum die Apostel zu einer so

äußerlichen Verrichtung, wie zu Tische zu dienen, Männer voll Glaubens und heiligen Geistes brauchten, denn von ihren eignen Katechisten mußten sie sich gestehen, daß auch dem besten unter ihnen, was Zartgefühl betrifft, noch viel zu lernen bleibe.

Die Weihnachtsgeschenke wurden diesmal erst bei der Feier des Jahresschlusses im beleuchteten Kirchlein ausgetheilt. Mit Schulkindern, Taufbewerbern und Getauften, den Katechisten und ihren Familien und den Kindern und Dienstboten der Missionsgeschwister waren im Ganzen jetzt schon über 90 Personen zu bedenken. Schweizer Freundinnen hatten durch ihre Sendungen wieder treulich mitgeholfen, dies zu ermöglichen. Und welchen Beifall fanden nicht ihre Hemden, Röcke, Blousen und sonstigen Kleidungsstücke, ihre Arbeitsgeräthe und buntfarbigen Tücher! Die Missionsfrauen selbst hatten freilich auch noch ein gut Theil Mühe damit gehabt, allein sie fühlten sich durch die allgemeine Freude doch reichlich dafür belohnt.

Und ein viel schöneres Fest noch folgte am Neujahrstag 1878. Auf einem zwei Stunden von Valdesia entfernten Hügel sollte eine Zusammenkunft mit der Gemeinde der benachbarten deutschen Brüder stattfinden, um eine Annäherung anzubahnen zwischen den zwei feindlichen Stämmen der Makwaba und Wawenda angehörigen Christen. Und nicht nur das. Diese Zusammenkunft sollte zugleich auch eine innerhalb der Tropen gehaltene Allianzversammlung sein zwischen Reformirten und Lutheranern, soweit anders die kirchlichen Benennungen, denen ihre Missionare angehören, auf Heidengemeinden anwendbar sind. Daß Bruder Schwellnuß so bereitwillig auf diesen Vorschlag eingegangen war, gereichte den Schweizern zu großer Freude. Nur Eins war schade, daß Frau Berthoud's Gesundheit ihr nicht erlaubte, diesen Ausflug mitzumachen und deßwegen auch ihr Mann zu Hause blieb. Doch hören wir Creux selbst über diesen Freudentag.

„Der Tag begann mit einem Gottesdienst in unsrem Kirchlein, dann auf in die Wägen! Der meine war ganz stolz, unsre liebe Schweizer Flagge zu tragen, die heute zum ersten Mal von 12 Ochsen gezogen und von den kräftigen Händen eines Mapedi gehalten wurde. Unter dem Gesang geistlicher Lieder setzten sich die Wägen in Bewegung; die Peitschen knallten, und jetzt Tschakoma zu! Nach zwei Stunden gewahrten wir im Schatten eines großen Baumes einen

Haufen Menschen am Weg. Es waren unsre Freunde von Tschakoma mit ihren Kindern. Miss. Kuhn aus dem 12 Stunden entfernten Makoarele war auch dabei. Sie hatten etwa 20 von ihren Taufbewerbern und Getauften mitgebracht. Anfangs herrschte selbst verständlich ein wenig Zurückhaltung und Verlegenheit. Um die Herzen in Einklang zu bringen, fieng man an, geistliche Lieder zu singen und gegenseitig Worte der Ermunterung an einander zu richten. Dann kam das große Geschäft des Essens und die Frage: „Werden die mitgebrachten Vorräthe auch für diese ganze Schaar reichen?“ Ich beaufsichtigte die Austheilung nach bestem Vermögen. Alles gieng gut. So konnte denn also auch ich mich zu unsern Freunden und den Meinen gesellen, um mit ihnen eine Mahlzeit einzunehmen, die mich bis auf ihre einzelnen Bestandtheile hinaus an so manches ähnliche Mahl erinnerte, das ich bei unseren Versammlungen in der trauten Heimat gehalten habe. Aber wo waren unsre schönen Tannen, unsre herrlichen Alpen und ihre majestätischen Berge? Wo das Rauschen unsrer Bergströme und der tiefblaue Spiegel unsrer Seen? Eine Flut von Erinnerungen stieg in meinem Herzen auf und wurde noch erhöht durch den Anblick des Banners mit dem weißen Kreuze, das sich von dem in blauen Duft gehüllten Zoutpansgebirge abhob. Doch es war nicht Zeit zum Träumen. Wir waren da, um eine Saat der Liebe, des Friedens und heiliger Christenfreude auszustreuen und an der Verwirklichung der Gnadenabsichten unsres Herrn unter diesen Stämmen zu arbeiten; also auf ans Werk!

„Zwei Stunden lang vergnügte sich nun unsre Jugend mit verschiedenen Spielen: Wettläufen, Bogenschießen u. dgl. Dann, auf ein gegebenes Zeichen, setzten sich Alle ins Gras. Eine Menge Heiden stand um uns her: es war eine schöne Gelegenheit, das Evangelium zu verkünden. Eine Stunde lang wechselten Ansprachen und Gesänge in Sekwaba und Sewenda; dann beschloß Gebet und die Ertheilung des Segens diesen besten Theil des Festes. Nun sagte man sich unter allerlei guten Wünschen Lebewohl und Alle schickten sich zur Heimkehr an. Hätte nicht die Sonne ihre glühenden Strahlen gerade in unsern Wagen gesandt, so wäre unser Heimweg ein rechter Genuß gewesen. Sie war wirklich schön diese Fahrt durch die grünen Gefilde unter den dreistimmig erklingenden Gesängen. Als wir an einem Feld vorbeikamen, auf dem etwa ein

halbes Hundert Männer arbeiteten, tanzte und sang der Obmann derselben eine Strecke vor unsern Wägen voraus — eine große Ehrenbezeugung für uns! Um 6 Uhr Abends waren wir wieder zu Hause. Zu den Vergnügtesten gehörten gewiß unsre Kleinen, die diesen Tag nicht so leicht vergessen werden. Meine liebe Frau und ich waren froh, von unsern Anstrengungen ausruhen zu können; man richtet für so viele Leute kein Fest zu, ohne es zu spüren. Aber wir sind dankbar für die Freude, die wir unsern Kindern bereiten durften, während wir zugleich an der Ausbreitung des Reiches unsres Herrn und Heilandes arbeiten konnten."

Das altgermanische
Heidenthum und die christlichen Glaubensboten.

Von Dr. Hermens.*)

Ernst war bei den alten Deutschen die Auffassung des Lebens und nicht gleichgültig war ihnen die Frage, was aus dem Menschen nach dem Tode werden sollte. Tiefer als bei Griechen und Römern war bei ihnen das Leid über die Endlichkeit des Lebens und gewaltiger die Sehnsucht nach einer seligen Fortdauer. Alle gefallenen Tapferen nahm Walhalla auf, und schön sterben war die höchste Moral. Im Grunde ist die alte Götterlehre Deutschlands dieselbe wie die Skandinavien's, nur minder ausgebildet. Ohne die großartige nordische Göttersage würde dem mythischen Pantheon der Abschluß fehlen. Das erste und älteste Lied der Edda beginnt damit, daß eine Wole in den Kreis der Götter tritt und ihnen in schauervollen Tönen ihren Fall und des herrlichen Götterhimmels Asgard Zerstörung im allgemeinen Weltbrande verkündet.

*) Aus der demnächst erscheinenden 2. Aufl. seiner „Bilder aus der Kirchengeschichte". Greßler, Langensalza.

Der Götter, Odhin's und der Asen Herrschaft, ist nur durch den Sturz eines früher herrschenden Riesengeschlechts eingeführt worden. Aus dem gestürzten Herrschergeschlecht indessen hat sich Loki, das alles verzehrende Feuer, das Böse, erhalten und unter die Asen gemengt. Durch Gemeinschaft mit ihm sündigen auch diese und der Schuld folgt, wenn gleich spät, die Rache: schon ist es Loki's Arglist gelungen, Baldur, den Frommen, welcher durch seine Liebenswürdigkeit alle bezaubert, zu fällen, und endlich werden alle Mächte des Abgrunds ihre Bande brechen. Die tragische Mythe von Baldur's Tod spricht die tiefe Trauer der Götter und Menschen über das Dasein aus, von welchem Heiligkeit und Unschuld gewichen sind; denn Baldur's Tod ist Folge von der Asen eigenem Leichtsinn und Verschuldung. Aber Baldur war auch das Band, welches Walhall's Kranz zusammenhielt. Grauenhaft klingt die Sage der Edda. Schreckliches Schneegestöber wird das nahende Ende verkünden; es währt drei Winter lang und keinem folgt ein Sommer. Wilder Kampf entbrennt im Himmel und auf Erden, Götter kämpfen gegen Götter, Söhne gegen Väter, Brüder gegen Brüder. In dem Allkriege fallen mit den Riesen zugleich alle Asen; die Welt geht aus den Fugen, die Erde beginnt zu wanken, ihre Wurzeln sind abgenagt, Felsen zittern, Berge stürzen ein, das Meer tritt aus, heulend verschlingen die Wölfe der Unterwelt Sonne und Mond, der Himmel zerreißt, alles Leben muß ersterben. So weissagt, während das Ende alles übrige Heidenthum unversehens überfällt, die nordische Mythologie selbst sich den Untergang: Ragnarök, Götterrauch, Götterdämmerung. „Gern", schreibt Grundvig in der 1. Auflage seiner nordischen Mythologie, „reicht der Nordbewohner dem Griechen den Preis, wenn nach Bestimmtheit und äußerem Schmuck der Figuren gefragt wird; ist aber die Rede von innerer Kraft und tiefstem Sinn, so deutet der Nordländer auf Ragnarock, und der Grieche muß schweigen".

Der schöne Tod macht aber auch die Götter der Auferstehung würdig. Wenn die Flamme die Welt verzehrt, erhebt sich aus den Fluthen der Meere eine neue Erde, auf welcher ein unschuldiges Menschenpaar von Morgenthau lebt und Baldur kehrt aus der Unterwelt zurück: auf Ragnarok folgt Gimil, ein Reich des Friedens, der Versöhnung und Verklärung, eine Welt ohne Uebel. Die Dichtung von dem großen Weltdrama der Götterdämmerung war in Wirk-

lichkeit die Morgenröthe eines neuen Tages, dessen Sonne Jesus Christus ist.

Thiere, Pflanzen und Metalle dachte der Deutsche von Elfen und Zwergen bewohnt, von kleinen und feinen Geistern. An Meer und Flüssen hausen Undinen und Nixen. Tanz, Gesang und Musik sind die Freude aller Wassergeister. In Schweden erzählt man von der lockenden, bezaubernden Weise des Strömkarl, der mit seinem Spiel sich bei Mühlen und Wasserfällen aufhält, daher er in Norwegen Fossegrimm (fos=Wasserfall) heißt. Dem Strömkarl brachte man ein schwarzes Lamm dar, um dafür in der Musik unterrichtet zu werden. Auch der Fossegrimm lockt in stillen Abenden die Menschen an sich durch seine Musik. Man mag sich dabei an Göthe's Fischer erinnern.

Dieser Glaube an Nixen u. dgl. dauerte lange fort und auch der Einfluß christlicher Lehre verdrängte ihn nur theilweise. Der christgewordene Deutsche gab doch nicht allen Glauben an die Macht dieser Geister auf; es sind ihm unselige Geister, die aber einmal der Erlösung theilhaftig werden können. Dahin gehört die rührende Sage, daß der Strömkarl oder Neck für seinen Unterricht in der Musik sich nicht blos opfern, sondern auch die Auferstehung und Erlösung versprechen läßt. Zwei Knaben spielten am Strom, der Neck saß und spielte seine Harfe; die Kinder riefen ihm zu: was sitzest du Neck und spielst? Du wirst doch nicht selig. Da fieng der Neck bitterlich zu weinen an, warf die Harfe weg und sank in die Tiefe. Als die Knaben nach Hause kamen, erzählten sie ihrem Vater, der ein Priester war, was sich zugetragen hatte. Der Vater sagte: ‚Ihr habt euch an dem Neck versündigt, geht zurück und tröstet ihn und sagt ihm die Erlösung zu.' Da sie zum Strom zurückkehrten, saß der Neck am Ufer, trauerte und weinte. Die Kinder sagten: Weine nicht so, du Neck, unser Vater hat gesagt, daß auch dein Erlöser lebt. Da nahm der Neck froh seine Harfe und spielte lieblich bis nach Sonnenuntergang. Ich wüßte nicht, daß irgendwo in unsern Sagen so bedeutsam ausgedrückt wäre, wie bedürftig des christlichen Glaubens die Heiden sind und wie mild es ihnen nahen sollte." (Jakob Grimm in seiner deutschen Mythologie).

Johann Gottfried v. Herder hat in seinem Gedicht „Die Fremdlinge" die Ankunft der christlichen Glaubensboten in Deutschland also gefeiert:

„Gegrüßet seid ihr mir, ihr Morgensterne
Der Vorzeit, die den Alemanen einst
In ihre Dunkelheit den Strahl des Lichts,
In ihre tapfre Wildheit Milde brachten ...
In eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz, mit ihm
Die Pflugschaar war es, die die Welt bezwang.
Grau'nvoller Anblick! Undurchdrungner Wald

Bedeckte Thäler, Auen und Gebirg',
Bis hinten unersteigbar hoch das Eis
Der Gletscher glänzt in kalter Majestät,
Aus Klüften stürzten Ströme wild herab,
Felsen zerreißend. Tief im Hain erscholl
Das Kampfgeschrei der Männer und des Ur's,
Geschrei der Weiber und Gefangenen.
Aus Höhlen zischten Drachen; am Altar
Floß Menschenblut dem Wodan. Oede lag
Das Feld umher in trägem Sumpf und Moor.
Der ärmsten Hütte ärmste Nothdurft ward
Von hartgehaltnen Knechten arm bestellt,

Da wagten aus entfernten Landen sich
Von Gott erweckte Männer in das Grauen
Der alten Nacht, durchwanderten das Land.
Arm, einsam, unbekannt, verfolget ....
Dann verschaffte
Der Orden Benedict's der Sonne Raum,
Die Erde zu erwärmen. Wessen Hand
Hat diesen Fels durchbrochen? Diesen Wald
Gelichtet? Jenen seucheschwangern Pfuhl
Umdämmt und ausgehackt die Wurzelknoten
Der ew'gen Eichen? Wer hat dieses Moor
Zum Garten umgeschaffen, daß in ihm
Italien und Hellas, Asien
Und Afrika jetzt blühet? War es nicht
Gottsel'ger Mönche emsig-harte Hand?
Und wie den Boden, so durchpflügeten
Sie wild're Menschenseelen. Manchen Ur
Belegt ein Heil'ger mit dem sanften Joch
Des Glaubens. Mancher Drache flog, besprochen
Vom mächt'gen Wort, laut zischend in die Luft,
Zur Ruh' der ganzen Gegend.....

Missions-Zeitung.

Afrika.

Vom amerik. Miss. Richards liegen jetzt Briefe vor über seinen Empfang bei Umsila. An der Grenze des Landes angelangt, fand er einen Induna (Häuptling), der ihm in des Königs Namen erklärte, daß bei Todesstrafe kein Weißer dasselbe betreten dürfe, ehe Erlaubniß vom König da sei. Auf diese Erlaubniß mußte nun 37 Tage lang gewartet werden! Auf der Weiterreise hatte die Karawane in einer wüsten Gegend furchtbar an Wasser- und Nahrungsmangel zu leiden. Nur noch eine Tagereise vom Ziele entfernt, bekam Richards Fieber und mußte 20 Tage liegen bleiben. Am 10. Okt. erreichte er endlich Umsilas Kraal, von den Eingebornen Umoja muhle genannt, d. h. „Hafen guter Winde." Den König nennen sie Ujamondwa, nicht Umsila. Ueber diesen schreibt Richards: „Er ist der bestaussehende Schwarze, der mir je vorgekommen. Sein Gesichtsausdruck ist voll Verstand und wirklich angenehm. Er ist groß und schlank, etwas mager, aber wohlgebaut und würde in jedem Lande für einen schönen Mann gelten können. Ich erzählte ihm gleich meine ganze Geschichte: wer mich gesandt, warum ich gekommen und, was ich von ihm erwarte. Er hörte sehr aufmerksam zu, sagte dann, er werde sich mit seinem Hauptrathgeber besprechen und mir in einigen Tagen Antwort geben. Tags darauf regnete es fortwährend, ebenso die zwei folgenden Tage, so daß wir fast aus unserm Zelt weggeschwemmt wurden. Die Regenzeit hatte allen Ernstes angefangen. Das hielt aber Umsila nicht ab, an uns zu denken. Gegen 10 Uhr Morgens sandte er uns vier schöne Stiere, von denen wir einen gleich erschießen und verspeisen sollten. Ich wählte den besten aus, und so hatten wir denn Fleisch genug. Tags darauf sandte er zwei Elephantenzähne zum Morgengruß. Der eine wog 20, der andere 6 Pfund. Erst am Samstag klärte sich das Wetter auf. Der König meldete sich an, kam aber nicht. Ich meinerseits ließ ihm sagen, daß ich ihn am nächsten Tag (Sonntag) nicht empfangen würde. So fand denn unsere letzte Zusammenkunft erst am Montag, 17. Okt., statt. Das Resultat derselben war, daß der König die Missions-Gesellschaft in Amerika grüßen und dieselbe auffordern ließ, 5 Missionare mit ihren Familien in sein Land zu senden und daselbst ihre Arbeit zu treiben." Die Rückreise dauerte 46 Tage. Am 3. Dez. kam Richards wohlbehalten in Durban an.

— Die Hauptstation der freikirchlich-schottischen Mission am Njassa-See ist jetzt Bandawe,

das centraler gelegen und zugleich gesunder ist als Livingstonia, wo hinfort nur einige eingeborne Gehilfen stationirt sein werden, nämlich Tschimlolo, welcher Polizeimeister und Oberrichter sein und in der Ausübung dieser Aemter von eingebornen Räthen unterstützt werden soll, Nwana Ndschobru, d. h. „der junge Elephant," welcher die Gottesdienste und Sonntagsschule halten soll, während der eigentliche Schulmeister Komani ist und der vierte, Samatgona, fürs Magazin und Handelssachen zu sorgen hat. Alle diese vier sind noch nicht getauft, sollen es aber bald werden. Das Wasser des Njassa-Sees und des aus demselben fließenden Schire ist so gefallen, daß der „Ilala" neulich auf Felsen stieß und ein Leck bekam. Die Handwerkerbrüder Reid und Paterson sind nach Ablauf ihres Engagements in die Heimat zurückgekehrt. Ihre mündlichen Berichte lauten sehr erfreulich. Dr. Laws, der nun schon 6 Jahre am See arbeitet, sei ganz gesund u. s. f. Hr. James Stewart ist im Begriff in Maliwandu, nördlich vom Njassasee, auf dem neuen Weg zum Tanganjika-See eine Station anzulegen.

— Die anglikanische Station St. Marks im Kafferland hat unter nur Einem Missionar, dem Archidiakonus Waters, und zwei eingebornen Geistlichen an 48 Orten zus. 3436 Getaufte (1891 Erwachsene und 1545 Kinder), darunter 1254 Kommunikanten, und dazu 211 Taufkandidaten (30. Sept. 1881). 77 Lehrer und Lehrerinnen arbeiten an der Jugend.

— Der 20. März v. J. war ein Freudentag für die christlichen Bamangwato in Schoschong. Da wurden vier junge Männer, welche den Miss. Hepburn an den Ngami-See begleiten sollen, mit Handauflegung von den eingebornen Aeltesten, darunter dem König Khama, eingesegnet. Letzterer sagte u. A: „Die Sache, die uns heute zusammengeführt hat, ist keine Sache des Königreichs der Bamangwato; es ist die Reichssache des großen Königs Jesus Christus. Da geziemet es uns recht ernst und eifrig zu sein und was wir thun von ganzem Herzen zu thun und zu frohlocken darüber, daß Gott uns ein so herrliches Werk anvertraut hat." Reiche Gaben zur Ausrüstung der Expedition wurden beigesteuert. Geld, Ziegen, Schafe und Korn, auch drei große Hunde zum Schutz gegen die wilden Thiere; ein Hund aber ist in Schoschong soviel werth wie ein Ochs! Die Kinder brachten aus freien Stücken 250 Mk. in 272 einzelnen Münzen, also beinahe 1 Mk. per Kopf.

— Die amerikan. Missionare, welche auf dem Weg nach Bihe genöthigt wurden sich beim König Kwikwi von Bailunda niederzulassen, waren Ende v. J. immer noch dort. Der König will sie offenbar ausnützen, ist bettelhaft, thut ihnen aber nichts zu Leide, da ers mit den Weißen nicht verderben will. Uebrigens haben sie 100 Träger bei sich, in der Hoffnung, doch bald die Weiterreise ins Innere antreten zu können. Dr. Nichols u. Miss. Walter mit ihren

Frauen sind nach längerem Aufenthalt in Benguela, von Miss. Bagster geführt, nun auch nach Bailunda aufgebrochen und am 29. Nov. nach nur 16tägiger Reise daselbst angelangt.

— Miss. Clark und Ingham von der Congo Inland Mission haben Stanley Pool erreicht und sind nach Manjanga zurückgekehrt, um von dort Baumaterial nach Stanley Pool zu schaffen.

— In Bemba (Manjanga) ist ein nettes und geräumiges Haus, das die Missionare mit vieler Mühe erbaut und mit Genuß ein halbes Jahr lang bewohnt hatten, am 22. Aug. 1881 sammt den darin befindlichen Vorräthen ꝛc. verbrannt. Funken von einem Grasbrand hatten es angezündet. Ein neues Haus ist bereits errichtet worden. In Banana ist ein größeres Eisenhaus aufgestellt worden. In Banza Montiko starb am 13. Nov. 1881 Frau Maria Richards am Wechselfieber. Sie war s. Z. als junge Witwe, die auch ihr einziges Kindlein hatte begraben müssen, ins Missionshaus zu Herrn und Frau Grattan Guinneß in London gekommen und hatte sich aufs Bescheidenste zu irgendwelchen Diensten in der Mission angeboten. „Vielleicht würde eine Missionsfrau, die Kinder hat, sie als Gehilfin brauchen können". Man nahm sie auf und vertraute ihr die ganze Haushaltung des Missionshauses an. Geduld und Takt, Freundlichkeit und Dienstwilligkeit waren ihre Haupteigenschaften. Daneben war sie sehr geschickt in allerlei Hand- und Hausarbeiten, lernte auch noch die Krankenpflege. Miss. Richards bat um ihre Hand. Anfang 1880 reiste sie ihm nach Afrika nach. Von April 1880 bis Nov. 1881 lebten sie in glücklichster Ehe, und das Haus, das Richards in Banza Montiko gebaut hatte, wurde durch ihre Anwesenheit zur lieblichsten, wohlthuendsten Heimstätte am ganzen Congo-Fluß. Täglich widmete sie einige Stunden den Kranken, auch den schmutzigsten Hautkranken, welche im Missionshaus Hilfe suchten; für die unverheirateten Brüder nähte und flickte und wusch sie wie eine Schwester. Alles fühlte sich wohl in ihrer Umgebung. Allgemein und schwer wird ihr früher Tod beklagt.

— Miss. Craven, der 3 Jahre lang am Congo war, hat im Sommer 1881 zwei eingeborne Jünglinge und ein kleines Mädchen nach England gebracht. Mit Hilfe der zwei ersteren haben nun er und Herr Guinneß eine Congo-Grammatik und Wörterbuch zu Stande gebracht, auch einige Bibeltheile übersetzt.

— Von Okt. 1880 bis Okt. 1881 wurden 9 neue Arbeiter in die Congo-Mission gesandt, ebensoviel mußten in dieser Zeit aber ihre Posten wieder verlassen. Einige starben, einige erwiesen sich als untüchtig, einige kehrten krank nach England zurück.

— Am 3. April wurden 14 neue Missionare für die Congo-Inland-Mission in London verabschiedet, darunter einige Amerikaner und Schweizer.

— Die baptistische Mission hat wieder 20,000 Mk. von Hrn. Ar-

thington erhalten. Ihr zerlegbares Dampfboot „Plymouth" schwimmt bereits auf dem Congo. Die Schwierigkeiten der Schifffahrt auf diesem Strom sind aber sehr groß, wohl ebenso groß, als die einer afrikanischen Landreise.

— Die Mission der protestantisch-bischöflichen Kirche von Amerika hat in Liberia unter Bischof Penick 14 ordinirte Geistliche, 3 weiße, 8 liberische, 3 eingeborne, ferner 3 weiße Lehrerinnen und 21 liberische und eingeborne Laienarbeiter. Die Zahl der Kommunikanten ist 357, der Gottesdienstbesucher 782, der Schüler 500. Getauft wurden im Jahr 1880: Erwachsene 20, Kinder 58.

— Die blühendste Mission in Liberia ist wohl die der lutherischen Generalsynode von Nordamerika. In Mühlenberg hat der erfahrene und trotz des schlechten Klimas merkwürdig gesunde Miss. Day 64 Kinder, darunter 39 Christenkinder in seiner Anstalt, dazu 67 im Schulunterricht. Im Jahr 1880 wurden 43 Erwachsene und 8 Kinder getauft, so daß die Gemeinde jetzt 117 Glieder, darunter 62 Kommunikanten, zählt. Diese steuerten im Jahr 1880 zusammen etwa 380 Mk. bei. Die Missionsplantage hat 17,000 Kaffeebäume und lieferte im Jahr 1880 über 1350 Pfund. Außerdem wurden süße Kartoffeln, Kassawa u. dergl. gezogen. Mühlenberg ist zu einer Art Centrum oder Hauptquartier für alle in Liberia arbeitenden Missionare geworden. Viele junge Ankömmlinge haben sich dort berathen lassen und zu akklimatisiren versucht, andere haben sich krank dahin geflüchtet, um Br. Day's Pflege und Beistand zu genießen, so z. B. zwei Missionare, die ein Herr Morris in Philadelphia, der bei Mühlenberg Plantagen besitzt, dahin ausgesandt hatte, eine methodistische Lehrerin u. A. Wiederholt hat Miss. Day auch den Friedensvermittler zwischen heidnischen Häuptlingen und anderen Missionaren gemacht, ja zweimal auch der Regierung in ähnlicher Weise gedient. Bei den Liberianern, wie bei den eigentlichen Eingebornen steht er in hoher Achtung. So Gott will, wird er nächstens eine Forschungsreise in das fast noch ganz unbekannte Hinterland von Liberia machen und womöglich eine neue Station daselbst anlegen.

— Kapitän Lonsdale hat im Nov. v. J. König Mensa von Kumase zur Abschaffung der Menschenopfer aufgefordert und nach dreitägiger Bedenkzeit von ihm das Versprechen erhalten, daß dergleichen in ganz Asante nie wieder vorkommen solle. Hunderte von Sklaven, die bereits zu Opfern ausersehen waren, wurden freigelassen, und alles Volk war voll Freude.

— Die Katholiken in Madagaskar haben vom 1. Juli 1880 bis 1. Juli 1881: 961 Erwachsene und 2788 Kinder getauft, 642 gefirmelt, 178 Ehen eingesegnet, 82 Mal die hl. Oelung gespendet. Ihre Stationen belaufen sich auf 271 verschiedene Posten mit 40 fertigen und 10 noch im Bau begriffenen Kirchen, 118 fertigen und 40 im Bau begriffenen Kapellen. Ferner ha-

ben wir 215 Schullehrer und 98 Lehrerinnen. Die Knabenschulen zählten 3860 Schüler und 336 Pensionäre, die Mädchenschulen 3868 Schülerinnen und 595 Pensionärinnen." Von einigen Schülern, welche aus protestantischen in katholische Schulen übergetreten waren und dafür mißhandelt worden sein sollen, werden schauerliche Geschichten erzählt.

— Im Sommer v. J. haben Miss. Maples und Goldfinch von der englischen Universitäten-Mission eine Reise durch das Makua-Land zwischen dem Rowuma und Luli gemacht. Die wilden Tänze der Maviti erinnerten an Scenen aus dem Zulu-Krieg. Die Missionare waren froh, daß sie nur unbehelligt durch dies Gebiet ziehen durften. Im Mete-Land, wo klare Bäche fließen, Kokospalmen und Mangobäume grünen, gefiel es ihnen sehr; leider war aber der junge und sehr einflußreiche Häuptling Mwalija ein ausschweifender Mann, sodaß an Gründung einer Mission in seinem Gebiet nicht zu denken war. In seiner Residenz trafen sie auch eine 2000 Köpfe zählende Sklavenkarawane, die aus Makandschila's Hauptstadt kam und nach Kisanga wollte. Gern hätten sie den Schneeberg Irati, von dem die Eingebornen viel zu erzählen wissen, besucht, Mwalija ließ es aber nicht zu. — Miss. Johnson, ebenfalls von der Universitäten-Mission, der sich in Mataka's Stadt, Moembe, niedergelassen und bereits 8 hoffnungsvolle Taufkandidaten daselbst hatte, ist leider vertrieben worden. Während er auf einer Predigtreise war, soll Mataka selbst Johnson's Haus geplündert, Zeug und Perlen (Tauschartikel) gestohlen, Bücher und Arzneien zerstört, Schafe und Ziegen sich angeeignet haben — ein Verlust von etwa 4000 Mk. für die Mission. Als Johnson zurückkam, ließ Mataka sich nicht blicken, worauf jener mit einer Karawane nach Sansibar aufbrach. Veranlassung zu dieser Katastrophe gab die Befreiung von etwa 50 dem Mataka gehörigen Sklaven durch Capitän Foote, welcher die betreffende Karawane bei Lindi aufgegriffen hatte. Diesen Umstand hatten einige Spitzbuben benutzt, um den Häuptling gegen Johnson aufzustacheln, wie wenn er jene Sklaven dem englischen Capitän in die Hände gespielt hätte.

— Die schwedische Missionsexpedition unter Arrhenius brach am 8. November von der Station M'Kullo, Tags darauf von Massowa auf, kam am 11. Nov. nach Suakim am Rothen Meer, traf hier mit Baron Müller zusammen, der sehr freundlich und dienstfertig war, zog dann durch die Nubische Wüste nach Berber und von da Nil aufwärts nach Khartum, wo sie am 6. Dec. ankam. Die ägyptische Regierung, der östreichische Konsul u. s. w. kam den Reisenden freundlich entgegen. Am 13. Dec. waren sie schon unterwegs nach Sennaar, Famaka u. s. w. Von seinem Begleiter Onesimus, einem getauften Galla, hat Arrhenius schon etwas Galla gelernt. Bis jetzt ist alles sehr glücklich gegangen.

— Unsere Leser werden sich erinnern, daß vor einigen Jahren

die schwedischen Missionare aus der abessinischen Provinz Mensa vertrieben wurden. Einige ihrer Bekehrten waren dort zurückgeblieben. Neuerdings hat nun König Johannes, dieser Räuberhauptmann, dieselben zu verfolgen angefangen. Ein Jüngling, der fliehen wollte, wurde niedergeschossen; andere sind gefangen ins eigentliche Abessinien geschleppt worden, ein paar haben sich nach M'Kullo zu den Missionaren flüchten können. Einer der letzteren, Swennson, ist nun nach Abessinien gereist, um womöglich jenen Gefangenen die Freiheit zu verschaffen.

Indien.

Bal Mukand, ein Mitglied der Quäker-Mission in Hoschangabad, Ostindien, erzählt (4. Jan. 1882): „Als Ali Baksch und ich eines Abends predigten, hatten wir eine große und aufmerksame Zuhörerschaft. Nur einige Muhammedaner disputirten mit uns. Ich sagte ihnen, wir seien nicht gekommen, um unsere kostbare Zeit mit nutzlosem Disputiren zuzubringen. Jetzt werde das Evangelium von uns verkündet, und ihre Pflicht sei es, aufmerksam zuzuhören, hintennach würden wir uns dann sehr gern in Gespräche einlassen. Als diese Muhammedaner noch immer widersprachen, nahm ein alter, einfach aussehender Mann, mit einem Bündel auf dem Rücken, das Wort und erklärte den Versammelten in mildem Tone, alles was im N. Testament geschrieben stehe, sei vollkommen wahr. „Ich habe das N. Testament von Anfang bis zu Ende gelesen," sagte er, „und ganz gewiß ist Jesus Christus der Sohn Gottes, eine wahrhaftige und heilige Menschwerdung des Höchsten; ihr seid alle irdisch gesinnt und habt den Herrn nicht geschmeckt; aber was diese Christen sagen, ist wahr." Natürlich war die Menge sehr verwundert über dieses Bekenntniß und viele fragten: „Willst du denn ein Christ werden?" worauf er erwiderte: „Es ist nichts Böses, ein Christ zu werden. Die Christen glauben an Gott und an seinen Sohn Jesum Christum, den Erlöser."

Als die Predigt aus war und wir uns anschickten, nach Hause zu gehen, verspotteten die Leute diesen alten Mann, was ihn aber nur freute. Er folgte mir und bat mich, ihm ein Nachtquartier zu zeigen. Da er mir wohlgefiel, nahm ich ihn in mein Haus, wo er über eine Woche blieb und noch mehr von Jesus hörte. Er ist ein Kaufmann aus dem Staate Bhopal und war in Geschäften nach Hoschangabad gekommen. Ich fragte ihn, wie er denn zum N. Testament gekommen sei, worauf er mir erzählte: ein Mann aus Radschputana habe dies Buch mitgebracht, einige Leute hätten ihm aber gesagt, dasselbe werde ihn zum Christen machen, da habe er es zum Verkauf ausgeboten, und er, Nathmal — so heißt mein Freund — habe es um eine Mark gekauft, habe angefangen es zu lesen, wie er denn überhaupt sehr gern lese, und bald

mehrere Stellen gefunden, welche sagen, daß Jesus Christus in die Welt gekommen sei, Sünder selig zu machen, ja für sie zu sterben u. s. w. Er konnte viele Stellen auswendig hersagen. Er war bisher ein Buddhist. Am Lesen hat er solche Freude, daß wenn es nur nicht an einer Lampe fehlt, er die ganze Nacht fort liest. Er hat mehrere Besuche bei Herrn und Frau Williams (Quäker-Missionaren) gemacht und großes Wohlgefallen an ihrer Milde und Freundlichkeit gefunden. Er meint, der Herr Jesus habe ihnen diese Eigenschaften eingeflößt. Nach 10 Tagen kehrte er in seine Heimat Tschandpura zurück, versprach aber, in einigen Monaten wiederzukommen. Von meinem Schwiegervater David kaufte er noch eine Menge Bücher. Von Hrn. Williams erhielt er auch ein Altes Testament, in welchem er schon fleißig zu lesen anfieng, so lange er bei mir wohnte."

— Am letzten Christfest taufte der freikirchlich-schottische Miss. M'Kichan in Alibag bei Bombay einen jungen Brahmanen und hatte bei dieser Gelegenheit äußerst interessante Gespräche mit den dortigen Juden, welche durch diesen Uebertritt eines Heiden zum Christenthum in eine charakteristische Aufregung gerathen waren (s. Röm. 11, 11. 14). Einer von ihnen suchte dem Neubekehrten zu beweisen, daß Paulus und Jakobus in Betreff der Rechtfertigunslehre einander widersprechen und ihn so irre zu machen, versicherte aber sammt den anderen Juden: „Wir sind nicht betrübt. Es freut uns, daß er den Götzendienst aufgegeben hat!" Warum thut ihr denn nie etwas, um die Götzendiener zu bekehren? fragte der Missionar, worauf sie erwiderten, das sei nicht ihre Pflicht, sondern Gottes Sache. Dem widersprach aber ein Muhammedaner mit den Worten: „Doch, es ist eure Pflicht, Gott hats befohlen." Was für eine merkwürdige Scene: auf der einen Seite der Heide, auf der andern der Jude, der Moslem und der Christ, von denen aber schließlich doch nur der letztere etwas für jenen thut! Den Angesehensten dieser Juden, einen Regierungsbeamten, besuchte der Missionar nachher noch in seinem Hause und besprach Stundenlang mit ihm die messianische Frage. Ehe man auseinandergieng, wurde gemeinschaftlich der 51. Psalm gelesen.

— Sonntag 1. Jan. wurden in Borsad, Gudscherat, 28 Heiden — groß und klein — getauft, nachdem Dr. M. Mitchell, der noch immer auf einer Rundreise durch ganz Indien ist, gepredigt hatte. — Ein irisch-presbyterian. Missionar beschreibt eine der vielen in Gudscherat bestehenden Hindu-Sekten, die sog. Swami-Narajans, welche viel von den Inkarnationen Gottes reden, und fügt dann hinzu: „Die Christenheit hat eine Menge von Glaubensbekenntnissen formulirt, aber in keinem derselben findet sich eine solche Darstellung der christlichen Lehre von der Menschwerdung Gottes, wie sie nöthig wäre, um die Irrthümer des Hinduismus in Betreff dieses

Punktes zu widerlegen. Wenn man so mit den Augen eines Draußenstehenden auf die alte Christenheit blickt, wie wir hier zuweilen zu thun genöthigt sind, so bekommt man den Eindruck, daß hier noch viel zu thun übrig ist und daß die größte und umfassendste aller Bekenntnißschriften — welche gegen die Irrthümer des Hinduismus, des Islam, des Buddhismus und des Confucianismus Zeugniß ablegt — erst noch geschrieben werden muß."

— Der „Bombay Guardian," d. h. der greise Miss. Bowen, beklagt den Tod eines jungen eingeb. Christen Gideon Krischnadschi, der in Bombay eine Anstellung bei der Regierung hatte, aber jeden Morgen einige Stunden in einer Missionsschule Unterricht zu ertheilen und Abends bei der Straßenpredigt zu helfen pflegte. Zu beidem hatte er vorzügliche Gaben. Er starb im Hause seines Vaters, der in Dschunir Pastor einer englisch-kirchlichen Missionsgemeinde ist, nachdem er noch Eltern, Geschwister, Frau und Kinder getröstet und zu voller Hingabe an den Herrn ermuntert hatte.

— Frl. Reade, die seit mehreren Jahren eine unabhängige Mission in Punruti geleitet hat, ist durch Krankheit nach Europa getrieben worden. An ihre Stelle traten einstweilen ihr alter Vater, der früher Beamter in Indien war, ihre Mutter und zwei andere Damen, die ebenfalls auf ihre eigenen Kosten diesen Liebesdienst ausführen. Drei Katechisten und zwei Bibelfrauen sind in Punruti angestellt; das Waisenhaus zählt 32 Kinder, dazu kommen noch eine Schule, ein kleines Spital und zwei Außenstationen.

— Der Methodist C. B. Ward, der im Teluguland unter der unfreundlichen Regierung des Nisam von Heiderabad 60 Hindu- und 10 halbeuropäische Waisen gesammelt hat, und von keiner Gesellschaft besoldet, sein Werk „im Glauben" treibt, berichtet, daß 40 seiner Pfleglinge allen Anzeichen nach wahrhaft wiedergeboren seien.

— Vor einigen Jahren forderten mehrere englische und amerikanische Blätter gläubige Prediger auf, doch auf längere oder kürzere Zeit nach Indien zu gehen, um durch Vorträge und Gespräche, namentlich unter den gebildeten, aber vielfach in Unglauben und Materialismus versunkenen Jung-Hindus zu wirken. Man sagte ihnen: 1) Ihr braucht keine fremde Sprache zu lernen, die gebildeten jungen Hindus verstehen alle Englisch; 2) Ihr braucht nicht lang zu bleiben; 3) Ihr braucht nicht an Einem Ort zu bleiben, sondern könnt die großen Städte bereisen und jeden Tag neue interessante Gegenden, Ortschaften, Bauwerke, Menschen u. s. s. kennen lernen. — Und wirklich haben in den letzten Jahren mehrere hervorragende Prediger englischer Zunge Indien (zum Theil auch andere Missionsländer) in dieser Weise bereist: Rose, Somerville, Mitchell u. A. Und gegenwärtig weilt der berühmte Amerikaner Joseph

Cook, ein tüchtiger Kenner der deutschen Theologie und Philosophie, in Indien. In Bombay und Kalkutta hat er eine Reihe von apologetischen Vorträgen gehalten und einen Zulauf gehabt, wie vor ihm kaum ein anderer Redner. Er gehört keiner Gesellschaft an, sondern reist mit seiner Frau auf eigene Hand und natürlich auch auf eigene Kosten. Von Indien will er nach China und Japan, um dann über San Francisco nach Hause zurückzukehren. Mit Babu Kesab Tschander Sen ist er in freundliche Beziehungen getreten. Gern hätte man ihn in Kalkutta festgehalten.

— Der Generalgouverneur Lord Ripon hat die vor einigen Jahren erlassene Verordnung, durch welche die indische Presse, namentlich die nicht in englischer Sprache erscheinenden Zeitungen, einer strengen Censur unterworfen waren, wieder aufgehoben — zu allgemeiner Befriedigung. Er sucht überhaupt die Eingebornen möglichst ins Vertrauen der Regierung zu ziehen. — Neulich hat er auch eine Kommission von 20 Mitgliedern, worunter mehrere Missionare sind, nach Kalkutta berufen, um feststellen zu lassen, was das bisherige Regierungsschulwesen (seit 1854) geleistet oder nicht geleistet hat.

— Ende Dez. 1882 soll in Kalkutta eine allgemeine indische Missionskonferenz gehalten werden.

— In Ceylon ist der Streit zwischen dem Bischof und der englisch-kirchlichen Miss.-Gesellsch. jetzt beigelegt. Die letztere treibt ihr Werk unter Singalesen und Tamilern, namentlich auch unter den Kulis, auf den Kaffeepflanzungen, im Segen weiter. Letztes Jahr wurden 139 erwachsene Heiden getauft, 379 befinden sich noch im Taufunterricht. Manche Pflanzer unterstützen die Missionare und gestatten ihnen, ihren Arbeitern (Kulis) etwa Morgens bei der Musterung (s. das Bild) eine Predigt zu halten.

Allerlei.

— Ein amerikan. Geistlicher Bainbridge hat kürzlich — mit Frau und Sohn — eine Reise um die Welt gemacht, um die verschiedenen christlichen Missionen in Japan, China, Indien, Mesopotamien, Palästina ꝛc. persönlich kennen zu lernen, sich von ihrem Werth oder Unwerth zu überzeugen, die Arbeitsmethoden zu vergleichen und überhaupt das ganze Missionswesen gründlich zu studiren. In seinem höchst interessanten Buch von 583 Seiten: "Around the World Tour of Christian Missions" (bei D. Lothorp u. Comp in Boston, 1882) theilt er nun seine Reiseerlebnisse, Beobachtungen und Erfahrungen mit, spricht sein Urtheil über die von ihm besuchten Stationen offen aus und entwirft ein erhebendes Gesammtbild von der weltumfassenden Wirksamkeit der modernen Mission, eine Art Missionsweltumschau. Auch seine Frau, die ihn begleitete, hat ein Buch über diese Reise herausgegeben: "Round the World Letters", mehr im Feuilletonstyl.

Bücherschau.*)

Der Beobachter. Allgemeine Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute für Touristen, Exkursionisten und Forschungsreisende. Nach dem „Manuel du Voyageur“ von D. Kaltbrunner, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von E. Kollbrunner. Zürich. J. Wurster & Cie., Geogr. Verlag. 1882. Preis Fr. 16.50.

Ein ehrlicher Rathgeber für alle, die mit offenen Augen reisen möchten, zugleich eine encyklopädische Einleitung in das Studium der Geographie, Geologie, Meteorologie, Botanik, Zoologie, Bevölkerungsstatistik, Ethnologie, Sprachwissenschaft u. s. f. Die darin gegebene Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute, zum Anlegen von Sammlungen, sowie zur Darstellung der gesammelten Beobachtungen in Bild und Wort ist eine ebenso gründliche als leichtverständliche. Auch das über die Reisevorbereitungen Gesagte ist durchaus praktisch und zuverlässig. Mehrere Anhänge, Tabellen, Schemata, 270 Figuren und 26 Abbildungen, sowie ein alphabetisches Register erhöhen noch den Werth des 900 Seiten starken, vortrefflich gedruckten Buches.

Wir empfehlen dasselbe in erster Linie den Missionaren, sowie allen übrigen, welche entweder Neigung oder Beruf in fremde Länder führt, dann aber auch den zahlreichen jungen Leuten, namentlich Studenten, welche auf ihren Ferienreisen nicht nur „bummeln“ sondern auch etwas lernen möchten.

Ganz besonders aber erlauben wir uns wohlhabende Missionsfreunde darauf aufmerksam zu machen, daß sich einem angehenden oder ausziehenden Missionar kaum ein passenderes Geschenk geben läßt als dieser „Beobachter.“ Wir sagen das keineswegs deßwegen, weil wir etwa der Meinung wären, es sollte jeder Missionar durch allerlei Forschungen und Beobachtungen die Wissenschaft zu bereichern suchen, sondern weil wir überzeugt sind, daß auch für die Studien, welche er von Berufswegen machen muß, jeder Missionar aus diesem Buche viel lernen kann und weil wir glauben, daß es zur Geistesfrische und Gesundheit viel beiträgt, wenn man auch als Prediger und Seelsorger der Heiden die Augen recht offen hält für die Wunder Gottes in der Natur, wie sie einem ja gerade in den Tropenländern so großartig — aber nur zu oft fast unverstanden — entgegentreten.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Eine japanische Straßenscene.

Was die

kanadischen Presbyterianer für die Heiden thun.

„Ein Jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was des Andern ist.“ Wie stimmt mit dieser apostolischen Vorschrift die Gewohnheit vieler Missionsfreunde, sich nur um die Eine Gesellschaft zu kümmern, welcher sie selbst angehören? Ist's denn nicht wahr, daß wir alle „Ein Leib sind in Christo“, und daß für uns ist, wer nicht wider uns ist? Wieviel weiter würde unser Blick werden, wieviel größer unsere Freudigkeit, wieviel fester unsere Hoffnung auf den endlichen Sieg des Evangeliums in aller Welt, wenn wir mehr Notiz nehmen wollten von dem, was neben und außer uns durch andere Kirchengemeinschaften oder Gesellschaften gearbeitet wird. Oft geht's in der eigenen Mission gerade kümmerlich zu; wie kann's einem da zur Aufmunterung gereichen, wenn man sieht, daß andere Missionen zu gleicher Zeit Triumphe feiern, oder auch, daß über sie die gleichen Anfechtungen ergehen! Wahrlich, getheilter Schmerz wäre da oft halber Schmerz und getheilte Freude doppelte Freude! Und wie wohl thuts den anderen, wenn wir auch an ihren Sorgen und Siegen brüderlich theilnehmen, wenn wir je und je ein Wort der Liebe für sie haben oder durch ihre Erfahrungen uns auch mitbelehren lassen. So hat's der Heiland gewollt. Und wen bei allem Eifer für das eigene Werk die Werke anderer kalt lassen oder am Ende gar immer nur zum Tadel, wo nicht zum Neid oder zur Schadenfreude reizen, der besinne sich wohl, ob er nicht zu denen gehöre, die fremdes Feuer auf des Herrn Altar bringen und denen all ihr Eifern nichts nützt, weil sie die Liebe nicht haben, durch welche allein wir Gottes Nachahmer werden können.

Was uns zu diesen hoffentlich für manche unserer Leser ganz überflüssigen Bemerkungen veranlaßt hat, ist die Freude, welche wir selbst in letzter Zeit an einigen uns bisher ziemlich unbekannt gebliebenen Missionswerken gewonnen haben. Zu diesen gehört unter Anderem auch die Thätigkeit der presbyterianischen Kirche von Kanada, aus deren Monatsblatt wir die folgenden Mittheilungen entnommen haben.

---

1. Ein Missionsfest in Montreal.

Ende vorigen Jahres wurde in Montreal, diesem Haupthandelsplatz und Verkehrsmittelpunkt von Kanada (108,000 Einw.), ein liebliches Missionsfest gefeiert. Der erste Redner war ein Professor der Theologie, der seinen Zuhörern die Christen des ersten Jahrhunderts, von denen jeder ein Missionar gewesen sei, als Muster vorhielt und die Ueberzeugung aussprach, daß der Segen, den die Mission-treibenden Kirchen selbst durch ihre Thätigkeit empfangen, fast noch höher anzuschlagen sei als das, was durch sie die Heiden erhalten. Dann kam der Bürgermeister von Toronto, ein Mitglied der presbyterianischen Missionskommittee, an die Reihe. „Die Heidenmission," sagte er, „ist eine Sache der gesammten Kirche; es ist daher ganz recht und gut, daß wir aus verschiedenen Provinzen uns zu diesem Werk zusammengethan haben. Livingstone pflegte vom Missionswerk als von dem allergrößten und wichtigsten Gotteswerk zu reden, so daß wer keinen Missionsgeist habe, wohl überhaupt den Geist Christi nicht habe, und in der That, wer für die Ausbreitung des Evangeliums kein Verständniß hat, wie kann der überhaupt das Evangelium verstehen? Wir leben in einem rechten Missionszeitalter, und überall stehen uns jetzt Thüren offen, die noch vor 50 Jahren verschlossen waren. Was nun uns selbst betrifft, so sind uns unsere Glaubensgenossen in den östlichen Provinzen (Kanadas) um manches Jahr zuvorgekommen. Als wir noch gar nicht an eine Mission dachten, hatten sie schon Missionare unter den Heiden. Vielleicht ist dies unser Zurückbleiben durch die reißende Zunahme der Bevölkerung gerade im Westen zu erklären, denn durch sie waren wir genöthigt, auf lange Zeit hinaus wenigstens unsere Hauptkraft der inneren Mission zuzuwenden. Der erste Missionsversuch, den wir

gemacht haben, datirt vom Jahre 1856. Damals wurde Miss. Stevenson nach Indien geschickt. Eine Choleraepidemie und andere Widerwärtigkeiten machten aber diesem Unternehmen ein frühzeitiges Ende. Im J. 1861 wurde dann unsere Aufmerksamkeit auf Britisch Kolumbia und das Land am Red River (Rother Fluß) gelenkt; Miss. Jamieson ward nach Neu-Westminster gesandt, und da arbeitet er heute noch ebenso eifrig als erfolgreich. 1862 wurde ein zweiter Missionar, Nesbit, nach Fort Garry gesandt. 1874 ist derselbe in Kildonan gestorben, wo ein anderer Geistlicher unserer Kirche, Dr. Black, sich schon 1852 niedergelassen und im Segen gewirkt hatte.

„Das waren unsere Anfänge im weiten Nordwestgebiet, einer damals noch unerforschten Wildniß, wo aber heute, die Missionare nicht gerechnet, wenigstens 30 presbyterianische Pfarrer im Amt stehen. Und nicht nur an die Auswanderer, auch an die armen Indianer, die von der steigenden Flut der Civilisation immer weiter dem Sonnenuntergang zu getrieben wurden, haben wir gedacht. Gegenwärtig sind drei Missionare unsrer Kirche unter ihnen thätig.

„Dann wurde 1872 durch Dr. Mackay eine Mission auf der chinesischen Insel Formosa angefangen. Ich will nicht wiederholen, was wir alle wissen (wie er in Tamschui zuerst in einem Pferdestall sich einmiethete, dann die Sprache lernte, ein kleines Hospital errichtete, sich der Kranken annahm, predigend die ganze Gegend bereiste, gar bald den Zorn der Literaten auf sich zog, von spionirenden Soldaten belästigt wurde, sich die ärgsten Verleumdungen gefallen lassen mußte, ja mehrmals in Lebensgefahr kam, in dem allen aber weit überwand und vom Herrn der Ernte mit reichem Segen gekrönt wurde, so daß schon eine ganze Reihe von Gemeinden durch ihn gegründet und mit Pastoren versehen worden sind). Ja, die Geschichte dieser Mission ist ein wahrer Roman. Aus der Ferne ist es kaum möglich, die Größe der Schwierigkeiten zu ermessen, welche dort in so kurzer Zeit überwunden wurden, oder den Erfolg richtig zu schätzen, der uns zu Theil geworden. Das Evangelium hat in Nord-Formosa Eingang gefunden. Die Verfolgung hat aufgehört. 20 Kapellen sind errichtet, und 20 eingeborne Prediger verkündigen darin das Wort Gottes. 323 Heiden sind getauft worden und mehr als 1000 Personen kommen zu den Gottesdiensten. (Vor kurzem ist Dr. Mackay nach einem Erholungsaufenthalt in der Heimat zum zweitenmal nach Formosa hinausgezogen).

„In Centralindien (Indor) haben wir 3 ordinirte Missionare und mehrere eingeborne Lehrer. Erst seit vier Jahren besteht diese Mission und von großen Erfolgen ist noch nichts zu rühmen; aber ein Anfang ist gemacht, manche Vorurtheile sind besiegt worden und manche Thüren haben sich unseren Brüdern aufgethan. (Neulich haben sie den Triumph gehabt, daß der Maharadscha Holkar, dessen Polizei sie und ihre Gehilfen, namentlich einen bekehrten Brahmanen, namens Lakschman, wiederholt hatte am Predigen verhindern wollen, ja der eigentlich alle Missionsarbeit in Indor verboten hatte, dieses Verbot zurückgenommen hat, nachdem die Missionare den englischen Residenten Sir Lepel Griffin um seinen Schutz gebeten. Ueberdies hat Frl. Mc Gregor eine Mädchenschule unter dem Protektorat der Maharani eröffnen können, und der Maharadscha selbst hat ihr gestattet, die Knaben seines Findelhauses zu unterrichten. Jener Lakschman ist durch seinen Bruder, einen Gehilfen der Quäker-Missionare im benachbarten Hoschangabad, zur Erkenntniß des Heils gebracht und erst kürzlich getauft worden, zugleich mit einem Erstling aus Indor selbst. Auch in Mhau haben die ersten Heiden getauft werden können. Miss. Douglas, der vor kurzem zur Erholung in seine Heimat gereist ist, berichtet mit Freuden, daß die Leute anfangen, die stille und geduldige Liebesarbeit der Missionare zu schätzen, wie denn z. B. ein Gelehrter zu ihm gesagt hat: „Sahib, wir wissen, daß deine Religion die wahre ist, denn niemand würde das thun können — Kranke pflegen u. s. f. — wenn nicht Gott mit ihm ist.“) In der That, wir haben Grund, dankbar zu sein und sollten auch die Tage geringer Dinge nicht verachten. Ist's doch eine Gnade, daß wir überhaupt am Missionswerk theilnehmen dürfen.

„Was die Missionsbeiträge betrifft, so sind dieselben seit 1861 von 2000 auf 35,000 Dollar gestiegen. Auch das ist ein Grund zum Dank. Je mehr wir geben, desto mehr wird uns gegeben werden. Lasset uns die Gelegenheit, welche wir jetzt haben, benutzen. Ob es richtig ist, wie Dr. Pierson behauptet, daß noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts das Evangelium aller Kreatur könnte und sollte gepredigt werden, das weiß ich nicht. Das aber ist gewiß, daß die christliche Kirche noch nie so viel Gelegenheiten und Aufforderungen zur Missionsarbeit gehabt hat, als eben jetzt.“

Der dritte und letzte Redner war Miss. Mackenzie aus Efate, einer der Neuhebriden-Inseln. Ehe wir ihn jedoch hören,

wollen wir ihn uns auch ansehen. „Er ist nicht groß, zart gebaut, von dunklem Teint, erst 36 Jahre alt. Sein Gesicht trägt die Spuren des Fiebers. Auf den ersten Anblick scheinen seine sonst angenehmen Züge etwas Lebloses zu haben; kaum hat man aber ein Gespräch mit ihm angeknüpft, so fangen seine dunklen Augen an zu funkeln und ein wohlwollendes Leuchten kommt über sein Antlitz; man spürt, daß man mit einem Enthusiasten, einem Missionar vom reinsten Wasser, zu thun hat. Er ist aus Picton gebürtig, wo seine beiden Eltern noch leben, hat im Dalhousie College Theologie studirt, wurde 1871 ordinirt, studirte noch einige Monate Medicin, verheiratete sich und reiste dann mit zwei andern Missionsfamilien (Murray und Robertson) nach Australien, wo das Missionsschiff „Dayspring" („Tagesanbruch") schon auf sie wartete, um sie sammt Dr. Geddie und Miss. Inglis auf die Neuhebriden, zunächst nach Aneitjum, zu bringen, wo die Reisegesellschaft im Mai 1872 eintraf und von der Schreckenskunde empfangen wurde, daß auf Eromanga Miss. James Gordon von den Eingebornen ermordet worden. Dann machten sie eine Rundreise von Insel zu Insel und kehrten endlich nach Aneitjum zurück, wo die jährliche Synode gehalten wurde. Hier erkrankte Dr. Geddie, der Gründer dieser Mission, so, daß er nach Australien gebracht werden mußte, um hier schon am 14. Dec. 1872 zu sterben. Miss. Mackenzie aber und einer seiner Kollegen wurden in Efate, beinahe im Mittelpunkt der Inselgruppe, stationirt, und hier hat er gearbeitet, bis er genöthigt war, in der Heimat Erholung zu suchen, wo er aber keineswegs unthätig gewesen ist, sondern durch zahlreiche Vorträge die Herzen vieler für die Mission gewonnen oder doch aufs neue erwärmt hat."

So schildert uns das presbyterianische Missionsblatt in ächt amerikanischer und doch so zutraulich gemüthlicher Weise den heimgekehrten Missionar, aus dessen eigenem Mund wir nun Näheres über seine Wirksamkeit auf Efate hören wollen. „Die Insel, wo ich neun Jahre lang mit meiner Frau gelebt habe, gehört zu den schönsten der ganzen Gruppe. Sie liegt ungefähr 20 Stunden nordwestlich von Eromanga, hat einen Umfang von beinahe 35 Stunden und eine Bevölkerung von etwa 2000 Seelen. Die Inselgruppe, zu welcher Efate gehört, ist theilweise vulkanischen Ursprungs. Drei feuerspeiende Berge sind noch immer in Thätigkeit. Der eine davon, auf Tanna, sieht von Ferne wie ein riesiger Leuchtthurm aus;

kommt man näher, so sieht man Massen von Dampf und flüssiger Lava strahlenförmig aus dem Krater aufsteigen und große glühende Steine mit donnerähnlichem Gekrach herausfliegen. Efate hat zwei Häfen: Pango Bay im Süden und Havannah Harbour im Nordwesten. Meine Station ist in der Nähe des ersteren, während Miss Macdonald, ein Schwiegersohn Dr. Geddie's und von der Presbyterianerkirche in Viktoria ausgesandt, sich bei Havannah Harbour niedergelassen hat. Was ihr Aeußeres betrifft, so haben die Einwohner von Efate manches vor den Eingebornen der weiter südlich gelegenen Inseln voraus, an Wildheit und Heruntergekommenheit aber lassen sie nichts zu wünschen übrig. Vielweiberei geht im Schwange. Menschenfresserei desgleichen. Das Wort Vergebung kennen sie nicht. Rache wird unerbittlich geübt. Will man die Unmenschlichkeit der Menschen kennen lernen, hier ist Gelegenheit dazu. Kindermord gehört zur Tagesordnung. Früher pflegten Söhne ihre Väter lebendig zu begraben, wenn dieselben altersschwach wurden, einfach um ihrer los zu sein. Kleider kennt man kaum. Was sie zum Lebensunterhalt brauchen, wächst ihnen sozusagen in den Mund. Der Arbeit sind sie daher sehr abhold. Nur wo das Christenthum Eingang gefunden, ists anders. Wer zu den Gottesdiensten kommt, der kleidet sich auch anständig. Und mit der Umwandlung der Herzen geht auch die Verbesserung der Häuser und des ganzen äußeren Lebens Hand in Hand.

„Als ich auf der Insel ankam, war schon ein guter Grund dafelbst gelegt durch meine Vorgänger. Da jedoch einige Jahre lang kein Missionar auf der Insel gewohnt hatte, mußte in vielem doch wieder von vorne angefangen werden. Kurz vor unsrer Ankunft war Miss. Gordon getödtet worden, und dies Ereigniß warf natürlich einen unheimlichen Schatten auf unser ganzes Werk. Seither ist zwar kein Missionar mehr ermordet worden. Aber die Heiden sind so argwöhnisch, leicht gereizt und unversöhnlich, daß man keinen Augenblick sicher ist. Ehe man sichs versieht, kann man ein Opfer ihres Aberglaubens werden, wenns ihnen z. B. einfällt, der Missionar könnte die Ursache eines Erdbebens, Sturmes oder sonst eines Unglücks sein, das sie gerade betroffen hat. Von einem künftigen Gericht haben sie keine Ahnung. Vielmehr glauben sie, daß unmittelbar nach dem Tode alle Gestorbenen an ein und denselben Ort kommen, aber nur auf kurze Zeit, um dann völlig zu — vergehen

„Zuerst ließ ich mich in Erakor an der Pango Bay nieder, wo schon eine Gemeinde bestand. Die umwohnenden Heiden waren aber noch ungünstiger gegen das Evangelium gestimmt, als bei der Ankunft der ersten Missionare, denn jetzt wußten sie schon, was man zu verleugnen habe, wenn man ein Christ werden wolle, während sie vom Segen des Evangeliums noch nichts verstanden hatten. Nachdem ich meinen ersten Besuch in einem heidnischen Dorfe Eratap gemacht hatte, fand ich den Weg mit einem Tabu (Bann), d. h. mit einem grünen Baumast belegt, welcher mir sagen sollte, daß wenn ichs wagen würde, noch einmal zu kommen, es mein Leben kosten würde. Ebenso war es früher einem eingebornen Lehrer gegangen, den Miss. Morrison gesandt hatte. Er hatte sich um die Warnung nicht gekümmert, war zum zweiten Mal nach Eratap gegangen, aber nie wieder von da zurückgekehrt! Als ich meinen ersten Besuch daselbst machte, ließen mich daher die Christen nicht allein gehen, sondern einige von ihnen begleiteten mich und zwar mit Waffen in der Hand. Von jenem Tage an habe ich das Waffentragen nie mehr geduldet. Und allmählich gelang es auch, in Eratap einen Lehrer zu stationiren. Freilich umringten die Heiden nach einiger Zeit seine Hütte und hätten ihn getödtet, wenn er nicht geflohen wäre. Tags darauf gieng ich selbst hin. Der Häuptling saß gerade im Versammlungshaus, wie diese Insulaner es zu haben pflegen, von einem Haufen aufgeregter Männer umringt, die mit der Zubereitung des Kawa-Trankes beschäftigt waren. Sie machten gar wilde Gesichter und der alte Häuptling ließ deutlich genug merken, daß man nicht gesonnen sei, mich anzuhören. So zog ich denn unverrichteter Dinge wieder ab. Einige Wochen darauf starb der Häuptling und ich hatte Angst, man werde seinen Tod irgendwie mir zuschreiben und Rache nehmen. Merkwürdigerweise geschah aber nichts der Art, ja dieser Todesfall wurde mittelbar die Veranlassung dazu, daß das ganze Dorf sich dem Christenthum zuwandte und bald darauf eine Kirche daselbst erbaut werden konnte. Jetzt sind 29 von den früher so feindseligen Leuten Kommunikanten, eine ganze Anzahl nimmt am Taufunterricht theil und alle, Kleine wie Große, halten sich zu Kirche und Schule.

„Im Ganzen haben wir jetzt 3 Kirchen und 89 volle Gemeindeglieder. Die Bibel ist in die Sprache von Efate übersetzt, und viele lernen lesen. Während meiner Abwesenheit wurden die Got-

tesdienste abwechslungsweise von einigen der geförderten Gemeindeglieder gehalten. Leider giebts aber immer noch Heiden und sogar Kannibalen auf der Insel. Bei einem Häuptling dieser Art machte ich einmal einen Besuch, den ich nicht so leicht vergessen werde. Er musterte mich von Kopf bis zu Fuß und fieng dann mit Kennermiene an mich zu betasten, wahrscheinlich um zu untersuchen, ob ich wohl einen fetten oder einen mageren Bissen abgeben würde. Jedenfalls fühlte ich mich unaussprechlich erleichtert, als ich wieder gehen durfte, denn jener Häuptling war ein notorischer Verbrecher, der schon manchen Menschen gefressen und von 70 Weibern damals noch 30 übrig hatte. Als er starb, athmete alles auf."

Zum Schluß gab der Missionar noch einige Efate-Sprachproben zum Besten, die mit großem Beifall aufgenommen wurden.

---

2. Ein Kreuzzug gegen die Kawa-Wurzel.

Unsere presbyterianischen Freunde in Kanada sind eifrige Bekämpfer der Trunkenheit und großentheils strenge Temperenzler. Es versteht sich daher von selbst, daß sie auch in der Mission nicht nur gegen Schnaps und Wein, sondern auch gegen die landesüblichen Getränke, wie Bier, Kawa u. dgl. zu Felde ziehen. Mit welchem Erfolg, das möge uns einer ihrer Missionare selbst erzählen.

Aus Aneitjum, dieser allen Missionsfreunden wohlbekannten Neuhebriden-Insel, schreibt Miss. Annand (Juli 1881): „Während der letzten Monate war die brennendste Frage, welche uns hier bewegte, das Kawa-Trinken .... Im Januar war plötzlich jemand in Folge übermäßigen Kawa-Trinkens gestorben, und das hatte uns veranlaßt, gründlich zu untersuchen, in welchem Umfange denn eigentlich diese Gewohnheit hier verbreitet ist. Da war ich denn überrascht zu finden, daß viele unserer Gemeindeglieder ziemlich häufig ihre Schüssel Kawa zu trinken pflegen, während andere, die selbst nicht trinken, die Kawa-Wurzel als Tauschartikel für Handelszwecke verwenden und auch stets einen Vorrath davon im Haus haben, um etwaige Gäste traktiren zu können. Würde es nun immer bei mäßigem Genuß bloß zur Erhöhung der geselligen Gemüthlichkeit bleiben, so wäre die Sache nicht so schlimm und wir

würden uns nicht weiter auf dieselbe eingelassen haben .... Aber unsre Christen stehen dem Heidenthum noch zu nah und haben zu wenig Widerstandskraft gegen die Versuchung, als daß man ruhig zusehen dürfte, wenn sie sich solchen Gefahren aussetzen. Bekanntlich ist — nach der Aussage heruntergekommener Europäer in der Südsee — die einzig richtige Art der Zubereitung des Getränkes die, daß die Wurzel gekaut, in eine Schüssel hineingespieen und dann mit Wasser angerührt wird. Damit pflegen überdies allerlei heidnische Gebräuche verbunden zu sein, über welche nicht alle unsere Christen so ganz erhaben sind — ein Grund mehr, gegen diese Unsitte zu Felde zu ziehen. Aber auch die Folgen des Trinkens an und für sich sind schlecht, ganz schlecht, wie alle unsre besten Leute hier aus eigener früherer Erfahrung bezeugen. Die Zeit des Trinkens ist immer der Abend, und das führt nicht nur zum Versäumen des Abendgottesdienstes, sondern zu allerlei anderem, was nicht gut ist. Immerhin ist Kawa unschuldiger als Schnaps. Es wirkt mehr wie ein Opiat und erzeugt, reichlich genossen, Schlaf, aus dem der Betreffende am nächsten Morgen mit Kopfweh und rothen Augen erwacht, während das Schnapstrinken hier unfehlbar zu Schlägereien und lärmenden Auftritten führt.

„Im goldenen Zeitalter der Mission auf Aneitjum, d. h. vor etwa 20 Jahren hieß es, sämmtliche Kawapflanzen seien mit den Wurzeln ausgerissen und verbrannt worden. Später hat sichs aber herausgestellt, daß diese Ausrottung doch keine vollständige gewesen war, ja daß einige Männer heimlich immer noch das Getränk bereiteten und genossen. Da dies unbeachtet blieb und nichts weiter gegen die Unsitte geschah, fiengen diejenigen, welche damals nicht aus eigener Ueberzeugung, sondern eben von der öffentlichen Meinung mit fortgerissen, sich an der Zerstörung betheiligt hatten, an, die alten Zeiten wieder zurückzuwünschen. Es wurde allmählich wieder Kawa gepflanzt und mehr und mehr getrunken. Einige nahmen es als Medicin, wogegen ein Theil der Missionare nichts einwenden mochte, was aber zur Folge hatte, daß bald gar viele um ihres schwachen Magens willen nothwendig etwas Kawa haben mußten, und anderen die Erkenntniß aufgieng, daß es auch für starke Mägen gesund sei. So gewann das Uebel eine immer größere Ausdehnung; ein Mann vergiftete sich mit dem Getränk und mehrere andere starben infolge unmäßigen Genusses.

„Diese traurigen Fälle haben uns nun aber geholfen, alle Verständigen davon zu überzeugen, daß völlige Enthaltung vom widerlichen Getränk entschieden das Beste wäre. Ja, wir haben unser Möglichstes gethan, eine nochmalige gründliche Ausrottung des Gewächses zu Stande zu bringen, und diese Bemühungen sind nicht umsonst gewesen. Vor 6 Wochen kam eine Schaar von Männern in Procession, laut singend und rufend, auf die Kirche losmarschiert. Wir kamen heraus um zu sehen, was es gebe, und sahen nun den alten Häuptling Karahi an der Spitze seiner Leute, deren jeder eine ganze Last Kawa-Wurzeln auf den Schultern trug. Ein großes Feuer wurde angezündet und der ganze Haufen unter Freudenbezeugungen verbrannt. Diese Leute waren 2—3 Stunden weit über die Berge hergekommen, aus dem Anumedsch-Distrikt. Andere haben, was sie von Kawa-Wurzeln hatten, privatim zerstört, und wir hoffen es wenigstens dahin zu bringen, daß das Uebel, sofern es nicht ganz überwunden werden kann, sich wieder in die heimlichen Winkel und Löcher verkriechen muß."

---

3. Eine merkwürdige Traumgeschichte

erzählt der kanadisch-presbyterianische Miss. Grant in San Fernando (Insel Trinidad): „Heute hatte ich ein langes Gespräch mit einem ruhigen, nüchternen, für sehr zuverlässig und fleißig geltenden indischen Plantagenarbeiter. Dieser Mann will vor einigen Tagen, als er Nachts ohne zu schlafen in seinem Zimmer lag, eine merkwürdige Erscheinung gehabt haben. Zuerst hörte er einen Ton wie das Wehen eines starken Windes; dann kam eine Stille, und vor ihm stand eine Gestalt — ein Mann mit ausgebreiteten Armen, welcher sprach: „Ich bin Jesus, steh eilend auf und warne deine Freunde und Nachbarn vor ihren Sünden, sowie vor der Strafe, welche ich über sie kommen lassen werde, wenn sie nicht Buße thun und an mich glauben." Ueberzeugt, den Herrn gesehen und seine Stimme gehört zu haben, stand er sofort auf und gieng — obgleich es Mitternacht war — von Haus zu Haus, seine Botschaft treulich ausrichtend. Die Leute fuhren aus dem Schlaf, standen auf, meinten aber, ihr Nachbar sei verrückt geworden. Er seinerseits versicherte, er sei nicht verrückt, sondern rede blos was er gesehen und gehört.

Der Aufseher der Plantage, ein gottesfürchtiger Weißer, hat mir gesagt, der Mann sei auch zu ihm gekommen — früh Morgens — und habe ihm seine Geschichte erzählt, und an seiner Aufrichtigkeit sei nicht zu zweifeln. Das Evangelium hat er schon seit einigen Jahren gehört, ohne uns jedoch näher getreten zu sein oder die Kirche besucht zu haben. Jetzt ist er ein Taufkandidat und am letzten Sonntag richtete er auch in der Kirche seine Botschaft aus.... Der hiesige schottische Geistliche, Hendrie, der sieben Jahre lang Missionar in Radschputana war, erzählte mir von einem Dorfhäuptling, der vor 10 Jahren auch durch eine Erscheinung angetrieben wurde, nach Adschmir zu gehen und sich dort im Christenthum unterweisen zu lassen, der dann auch getauft und ein tüchtiger Gehilfe der Missionare geworden sei. Gott ist nicht beschränkt in der Wahl seiner Mittel; warum soll Er nicht auch durch Träume wirken können?"

Was diesen „Dorfhäuptling" betrifft, so ist ohne Zweifel ein gewisser Radscha Rao gemeint, der in der Nähe von Todgarh (Radschputana) auf seinem Familiengut als Fürst von drei Rawatstämmen wohnt und von welchem der schottische Missionsvisitator Young, der ihn vor zwei Jahren kennen lernte, folgenden Bericht gibt: „Vor 15 Jahren, bereits 52 Jahre alt, hatte Radscha Rao zwar den Namen Christi schon nennen hören, war aber nie mit einem Missionar oder sonstigen Lehrer des Christenthums zusammengekommen. Da hatte er — als er einmal wachend auf seinem Bett lag — wie er feierlich versichert, und er ist ein vernünftiger nüchterner Mann — eine Erscheinung des Heilands, welcher ihn anwies nach Adschmir zu gehen, wo er Belehrung erhalten werde. Er gieng hin, fragte nach einem christlichen Guru, wurde an Miss. Robson gewiesen, erfuhr von diesem, daß in der Nähe seines Gutes ein andrer Missionar, namens Robb, wohne, suchte nun diesen auf und gewann bald durch sein ernstes, verständiges Wesen dessen Wohlgefallen, wurde ein eifriger Bibelforscher und entsagte einige Wochen später bei einer feierlichen Gelegenheit, da er an der Spitze seiner Rawats eine götzendienerische Ceremonie hätte verrichten sollen, öffentlich dem Heidenthum, bekannte seinen Glauben an Christum und wurde nicht lange nachher getauft. Was man auch über jene Erscheinung sagen oder denken mag — der Radscha selbst ist eine Thatsache, seit 15 Jahren eine notorische christliche Thatsache! Ich

selbst sah ihn in Todgarh, wo er bei der Austheilung des Abendmahls half — mit nicht weniger Anstand und Würde, als irgend ein Gemeindeältester in Schottland. Er genießt einen fleckenlosen Ruf und steht im höchsten Ansehen auch bei seinen heidnischgebliebenen Stammesgenossen. Sein fleißiges Bibelstudium, seine gereifte christliche Erfahrung, sein brünstiges Beten, sein Eifer, seine Demuth, seine Liebe, sowie sein stattliches, würdevolles Auftreten — alles machte einen tiefen Eindruck auf uns."

Die waadtländische Mission in Transvaalien.

5. Arbeitstage.

Daß mit dem Segen sich auch die Arbeit mehrt, spürten die waadtländischen Geschwister nicht nur in den Tagen festlicher Freude, sondern ungleich mehr noch im Alltagsleben. Bereits traten allerlei neue Bedürfnisse und Fragen an sie heran, so namentlich die Erwerbung eines zweiten Guts in günstigerer Lage, auf dem die von ihren Angehörigen verstoßenen neuen Christen angesiedelt und in allerlei Handwerken unterrichtet werden könnten. In ihren hoffnungsvollsten Bekehrten sahen die Missionare bereits auch das Material zu tüchtigen Evangelisten; aber woher die Zeit nehmen, um sie auf diesen Beruf vorzubereiten, wenn selbst die unabweisbaren laufenden Geschäfte immer nur lückenhaft und stoßweise besorgt werden konnten? Zwölf Männer hätten nach dem Gefühl der Brüder schon die Hände voll zu thun gefunden, allein woher solche Gehilfen nehmen? Sehr oft war das Ermüdendste und Aufreibendste an Creux's und Berthoud's Aufgabe die Unmöglichkeit, gerade das zu thun, was sie sich vorgenommen hatten, weil immer hunderterlei unerwartete Abhaltungen dazwischen kamen. Das eine Mal drangen Marder, Hunde oder Ratten in den Hühnerstall und

vernichteten mit Einem Schlag die junge Brut, auf welche die Missionsfrau für ihren Haushalt gezählt hatte; dann mußte der Hausherr selbst sich an Ausbesserungen machen, die er schon — wie oft! seinen jungen Makwaba aufgetragen hatte, ohne daß sie recht besorgt worden waren. Ein andres Mal brachen die Schweine aus ihrem schadhaft gewordenen Stall in benachbarte Aecker ein und richteten Verwüstungen an, wofür sich die Eigenthümer dadurch rächten, daß sie ihre Assagaien nach den Missethätern warfen, die Missionare aber mit Vorwürfen überhäuften. Wieder einmal drangen durch die nicht mehr fest schließende Thüre der Vorrathskammer Diebe ein; somit auch da Tischlerarbeit! Dann drohte das von den Termiten angefressene Kirchlein einzustürzen ..... überall Anforderungen ohne Ende. Die guten Katechisten aber halfen, statt den Missionaren etwas abzunehmen, diese Art Arbeit nur noch vermehren. Auch sie hatten ja ihre Häuser und Gärten und bedurften dazu fortwährend des Raths und der Arbeitsgeräthe ihrer Lehrer: Peitschen, Riemen, Joche, Wagenschmiere, Aexte, Sägen und was nicht alles, hatten diese ihnen zu liefern. Und wer sollte dann all die schadhaft gewordenen Sachen wieder flicken, wenn nicht Creux, der außer Samstags doch täglich Schule zu halten hatte und daneben vor Verlangen brannte, sein Sekwaba ABC-Buch zu vollenden, das Neue Testament und die Psalmen zu übersetzen, Sekwaba-Lieder auf bekannte Melodieen zu dichten u. s. w.? Selbst ein junger englischer Zimmermann, der seit der zweiten Hälfte des Jahres 1877 auf der Station wohnte, hatte weder Lust noch Zeit, sich um all jene Kleinigkeiten zu kümmern.

Berthoud aber wurde, so sehr er sich auch dagegen sträubte, auf Kosten seines Missionsberufs immer mehr der Arzt der Weißen. Selbst Leute, die nur ihren Leidenschaften und Lastern fröhnten und beim Anblick eines Missionars die Zähne knirschten, außer wenn sich hoffen ließ, einige Franken durch ihn zu ersparen, nahmen in Krankheitsfällen ihre Zuflucht zu ihm. Nur Ein Beispiel hievon. Ein herumziehender Händler wurde vom Fieber ergriffen. An einem Sonntag Nachmittag schien sein Zustand bedenklich und seine Frau schickte einen Boten nach Valdesia mit einem Billet, dessen kurzer Inhalt ein verzweifelter Nothschrei und Hilferuf war. Da Berthoud, wie gewöhnlich nach den Gottesdiensten, gerade von einem Haufen eingeborner Kranker umringt war, schrieb er zurück, daß es ihm unmöglich sei,

an diesem Abend noch zu kommen, daß er aber am andern Morgen kommen wolle, wenn er bis dahin nicht wieder Nachricht erhalte. Am folgenden Tag regnete es und Berthoud hatte Arbeit in Menge; allein er wollte sein gegebenes Wort nicht brechen. So machte er sich denn nach der eine Stunde entfernten Wohnung jenes Mannes auf. Wieder und wieder glitt sein Pferd auf dem schlüpfrigen, durchweichten Boden aus, so daß er erst nach 3/4stündigem Ritt bei dem Kranken eintraf. Dieser war bedeutend besser, setzte Berthoud seinen ganzen Zustand auseinander und nannte ihm die Mittel, die er selbst inzwischen angewendet hatte. Berthoud billigte sie, gab dem Patienten einige weitere Verordnungen und richtete zum Schluß auch ein paar Worte der Ermahnung an ihn, die mit in der Tasche geballter Faust ohne eine Silbe der Erwiderung angehört wurden. Einige Zeit darauf schickte Berthoud jenem Mann eine kleine Rechnung über seinen Besuch zu; als einzige Bezahlung dafür erhielt er aber einen drei Seiten langen Schmähbrief, worin es u. A. hieß: „Sie haben von Glück zu sagen, daß ich bei Ihrem Besuch zu krank war, als daß mich meine Füße getragen hätten. Sonst weiß ich nicht, ob mein geringer Respekt vor Ihrem schwarzen Rock Sie vor etwas Handgreiflicherem geschützt hätte, als Sie wohl erwarteten." — Berthoud erflehte sich Weisheit zu einer den Geist christlicher Liebe athmenden Antwort und übergab sie demselben Boten, der ihm jenes unflätige Schreiben überbracht hatte. Welchen Eindruck sein Brief machte, erfuhr er nicht.

Nicht nur von Privatleuten jedoch, auch von der Regierung wurde Berthoud's Rath begehrt. Wiederholt ersuchte ihn dieselbe um sein Gutachten über eine in der Nähe von Marabastadt unter den Eingebornen ausgebrochene Pocken-Epidemie; ja sie bat ihn sogar, für etliche Wochen ganz in den davon ergriffenen Bezirk zu kommen, was aber glücklicherweise durch das Erlöschen der Epidemie überflüssig wurde.

Daß die beiden Missionsfrauen in ihrem Theil kaum minder in Anspruch genommen waren, als ihre Männer, läßt sich denken. War es ihnen doch Herzenssache, neben der Sorge für ihren Haushalt und der Pflege ihrer Kleinen, soviel als möglich ihren Gatten auch in der Missionsarbeit zu helfen. Einen kleinen Einblick in diese Thätigkeit gewährt uns ein Brief vom Juni 1876, worin Frau Berthoud einem der Arbeitsvereine in der Heimat ihren Dank

ausspricht für eine kurz zuvor angelangte Kiste und dann fortfährt: „Die armen Leute um uns her begreifen die Nothwendigkeit und den Nutzen von Kleidern noch nicht recht. Es ist etwas Trauriges um ein so tief gesunkenes Volk, das nicht einmal seine Blöße zu decken sucht. Wir thun, was wir können, um den Eingebornen in unsrer Umgebung zu Kleidern zu verhelfen. Alle, die unsre Schule und Gottesdienste besuchen, wissen, daß wir beiden Frauen es uns zur Freude rechnen, ihnen aus dem Stoff, den sie uns bringen, Kleider zu machen, und bei dem ausgedehnten Gebrauch, der von unsern Diensten gemacht wird, füllen diese Näharbeiten einen großen Theil unsrer Zeit aus. Wir haben allen unsern Schülerinnen Kleider gemacht, welche sie nur in den Stunden tragen, die sie auf der Station zubringen. Um nach Hause zurückzukehren, müssen sie sie wieder ablegen, weil sie sonst bald unsagbar schmutzig würden. Unsre kleinen Mädchen sehen ganz verwandelt aus, wenn sie so hübsch und reinlich gekleidet sind und bewundern sich dann selbst nicht wenig; aber der heidnische Geist gewinnt gewöhnlich schnell wieder die Oberhand, und nur selten sind sie beharrlich genug, 2—3 Monate nacheinander regelmäßig zur Schule zu kommen. Die Knaben dagegen kommen ganz regelmäßig, und unter den älteren machen uns mehrere durch ihre Fortschritte große Freude. Wir leihen ihnen für die Schulstunden Hemden, worauf sie sich viel zu gute thun, ohne sichs träumen zu lassen, wie komisch unsre europäischen Freunde ihren Anzug finden würden, wenn sie Fuchsschwänze (die einzige Bedeckung der jungen Matwaba) die Stelle von Beinkleidern vertreten sähen. Nach und nach hoffe ich, werden wir sie aber auch mit Beinkleidern versorgen können."

So vielerlei Arbeit jedoch vorlag, blieben beiden Missionsfamilien immer weniger auch die Tage erspart, in denen es hieß: „Leiden ist jetzt dein Geschäfte." Namentlich Frau Berthoud's Gesundheit wankte in immer bedenklicherer Weise, wozu ihre mangelhafte Wohnung nicht wenig beitrug. Auch die im Klima der Spelunken liegenden Gefahren lernten die waadtländischen Geschwister erst ganz kennen, als am 18. Januar 1878 der seit drei Jahren fast ausgebliebene Regen endlich einsetzte und nun 16 Tage lang sündflutartig niederstürzte, um nach kurzer Unterbrechung von Neuem zu beginnen. Schnell füllten sich da nicht nur die vertrockneten Bäche wieder, sie wurden zu verheerenden Strömen. Und bei der

geringen Senkung des Bodens blieb das Erdreich so lange mit Feuchtigkeit gesättigt, daß die Luft eine Menge gährender Pflanzenstoffe in sich aufnahm. Einen ganzen Monat noch, nachdem kein Tropfen Regen mehr gefallen war, bemerkte Berthoud auf sonst völlig trockenen Hügeln sumpfige Pfützen und rinnende Bächlein; alles schimmelte und faulte. Kein Wunder, daß sich da allerlei Krankheiten und besonders Fieber einstellten.

Unter den Eingebornen trat eine epidemische Augenkrankheit auf, die bald auch ihren Weg in Berthoud's durchfeuchtete Wohnung fand. Zuerst wurde sein Söhnlein Emil davon ergriffen, dann er selbst, und endlich auch noch die kleine Adele. Alle drei litten qualvolle Schmerzen, und ließ die Aufregung des Fiebers dem durch alle vorausgegangenen Anstrengungen aufs äußerste erschöpften Vater je einen Augenblick Ruhe, so schreckte ihn das Gewimmer der Kinder auf. Vierzehn Tage lang glich Berthoud's Wohnung einem Blinden-Asyl, in dem bei Tag das durch Vorhänge gedämpfte Licht, bei Nacht ein matter Lampenschein die Gestalten der Kranken nur wie Schatten erkennen ließ. Als unermüdliche Pflegerin waltete da, für diese schwere Zeit wunderbar gestärkt, Frau Berthoud, die vorher sich kaum von einem Zimmer ins andre zu schleppen vermocht hatte. Die arme kleine Adele, die daneben noch an der Zahnentwicklung litt, glich schon einem verlöschenden Lichtlein. Allmählich wurde es mit sämmtlichen Patienten besser, und auf die Dunkelheit folgte wieder Sonnenschein.

Ein großer Trost waren für Berthouds in jenen Leidenstagen die Früchte des Evangeliums, die sie im eignen Hause schon wahrnehmen durften, indem ihre christlichen Dienstboten sich über alle Erwartung bewährten. Ihre Theilnahme und Dienstbeflissenheit war rührend. Auch Creux's suchten natürlich ihren Freunden nach Kräften beizustehen und nahmen endlich den kleinen Emil ganz zu sich, um dem Vater Erleichterung zu verschaffen. Nun wurde aber Johannes Creux angesteckt, doch ohne bedenkliche Folgen.

Nichts gewährt in mancher Hinsicht eine wohlthuendere Ausspannung von den Mühen des südafrikanischen Missionslebens, als eine Reise im Ochsenwagen — so anders die Kinder gesund bleiben,

Weg nicht durch angeschwollene Flüsse gehemmt wird, keiner der
n hinsiecht oder gar fällt, die Dienstleute guter Laune sind
Gras und Wasser genug da ist. Ueberaus freundlich kam
. noch ehe Berthoud der Gesundheit seiner Frau wegen einen
igen Wunsch aussprach, die heimische Kommittee ihm mit dem
ieten eines mehrmonatlichen Urlaubs entgegen. Eine liebliche
ng war es, daß dieses Anerbieten gerade in einem Zeitpunkt
f, in dem Berthoud ohnedies eine Reise nach Pretoria dringend
n schien, um durch mündliche Rücksprache mit den neuen Be-
n über verschiedene Fragen ins Klare zu kommen. Mit dieser
in die Hauptstadt ließ sich dann leicht auch ein Besuch bei
freunden Gonin in Saulspoort verbinden, bei denen Frau
oud gründlich ausruhen sollte.

Sich auf eine solche Ochsenwagenfahrt zu rüsten, ist freilich
keine Kleinigkeit. Eine dreimonatliche Reise erfordert mindestens
Monat Vorbereitung, denn der Reisewagen ist eine Behausung,
it Umsicht und Geschick eingerichtet sein will. Ist das aber
anden, wie süß läßt sichs dann ruhen von all den tausenderlei
n Sorgen der Landwirthschaft und des gewöhnlichen Haus-
! Wie gern vergißt der Wanderer da auf Augenblicke, wo er
m, einen Pack der zuletzt erhaltenen Nachrichten in der Hand,
rückzuversetzen in die traute europäische Heimat. Wie dank-
reut er sich da aber auch manchmal, daß ihm draußen auf
Missionsfeld so mancher unerquickliche Streit und unfruchtbare
skampf erspart bleibt, dessen verworrenes Getöse aus so weiter
seinen Frieden nicht stört! Und wie glücklich fühlt er sich,
er fürbittend aller derer gedenkt, die auf dem ganzen Erden-
am Kommen des Reiches Gottes arbeiten, als ein Glied der
großen Gemeinde der Heiligen, welche die Pforten der Hölle
überwältigen sollen!

Etwas von diesen Freuden kostete Creux auf einer fast drei-
ntlichen Reise, die er mit den Seinen (5. März) antrat, noch
Berthouds die Vorbereitungen auf ihre große Reise recht be-
n. Da nämlich noch keiner der Berliner Brüder sich der
gten Christen unter den Bapedis hatte annehmen können,
vorerst noch einer der waadtländischen Brüder nach dieser
gten Heerde sehen. Der Weg durch die herbstlichen Gefilde
herrlich; die Wüste blühte wie die Lilien; der kleine Stephan

namentlich konnte sich nicht satt sehen an den prachtvollen Blumen. Eine schönere Blume aber noch däuchte seinen Vater das nette Dörflein, das die vertriebenen Christen sich erbaut, und die Felder und Gärten, die sie darum her angelegt hatten. Fast glaubte er sich in die Tage der Apostel zurückversetzt, als er sah, welches Band der Liebe und gegenseitigen Handreichung die Verfolgung um sie geschlungen hatte, denn auf den Rath ihres Katechisten Josias hielten sie in der gegenwärtigen Nothzeit sogar ihre Mahlzeiten gemeinsam, damit keiner Ueberfluß habe und keiner Mangel leide. Bei näherer Prüfung fand Creux dann aber doch bei mehreren dieser jungen Christen einen großen Mangel an klarer evangelischer Erkenntniß, und unter den neuen Taufbewerbern war nur ein einziger, dem er Freudigkeit hatte die Taufe jetzt schon zu ertheilen.

Ueberhaupt sollte diese Reise nicht lauter Freude für ihn und die Seinen sein. In Josias Dörflein waren sie zwei Tage lang aus ihrem Wagen vertrieben, weil ein Bienenschwarm davon Besitz genommen hatte. In dieser Zeit litt der kleine Johannes furchtbar von seinen noch immer kranken Augen, Stephan bekam einen Ruhranfall und die Mutter wurde durch ein rheumatisches Fieber niedergeworfen. Sofortige Umkehr nach Valdesia schien fast geboten. Allein trotz ihrer Schmerzen drang Frau Creux auf die Weiterreise, damit nicht der Katechist Daniel und seine Gemeinde sich vergeblich auf den Besuch des Lehrers gefreut haben sollten. Und Gott gab seinen Segen. Der Zustand der Kranken wurde leidlicher, und Daniels Gemeinde sammelte sich jeden Abend hochbeglückt um den Wagen des Missionars, der ihnen im Mondschein das Wort Gottes auslegte. Er hatte hier zwar schwerer Sündenfälle wegen einige Glieder aus der Gemeinde auszuschließen, im Ganzen aber fand er dieselbe gewachsen und konnte mit Freudigkeit 10 Frauen und 8 Männern die Taufe ertheilen. Ein Versuch der Feinde, die Taufhandlung in der ärmlichen Euphorbienhütte zu verhindern, mißlang, und unter Gesängen, bei denen die Harmonie freilich mehr in den Herzen, als in den Stimmen war, traten Creux die Heimreise an, auf der die Kranken sich vollends erholten.

Erst Anfangs Juli brachen endlich Berthouds auf. Der Beginn ihrer Reise war ernst genug, ein kalter Wind und das Rütteln und Schütteln des Wagens vermehrten zuerst nur Frau Berthoud's Beschwerden, doch kam das nach etlichen Tagen besser. Auch dies-

mal gieng die Fahrt zuerst ins Land der Bapedis, denn Josias hatte vor Kurzem eine Braut gefunden und wünschte von einem der Brüder aus Valdesia getraut zu werden. Daß es ein gewagtes Ding ist, Gäste in ein gerade von einer Pocken-Epidemie heimgesuchtes Dorf einzuladen, bedachte er dabei nicht, doch blieben Berthonds mit ihren Begleitern gnädig vor Ansteckung verschont. Wie furchtbar aber dieses Jahr das Fieber weithin gehaust hatte, zeigten die Trauerkleider und die noch übrigen Halbkranken auf verschiedenen Bauerngütern, in denen man einsprach. Ohne Marabastadt selbst zu berühren, bog Berthoud hart vor dem Ort seiner vorjährigen Gefangenschaft nach dem schön gelegenen Dörflein Erstellung um, wo augenblicklich das Kommissariat für die Eingebornen von Nord-Transvaal seinen Sitz hatte. Diese Behörde von dem Zweck seiner Reise nach Pretoria in Kenntniß zu setzen, schien ihm in jeder Hinsicht gerathen, vielleicht konnte er ja auch hier schon über einzelne Punkte die gewünschte Auskunft erhalten.

Welche Lebensfrage es für die Mission in Valdesia war, zu erfahren, wie die neue Regierung sich zu den eingebornen Stämmen zu stellen gedenke, liegt auf der Hand. War doch die Rede davon, daß diese vielleicht in ganz neue Wohnsitze vertheilt werden sollten. Von großer Wichtigkeit war es auch zu hören, ob wohl dem unheilvollen, in erschreckendem Grade überhandnehmenden Branntweinverkauf Einhalt gethan, ob der Polygamie entgegengearbeitet, ob christliche Ehen begünstigt, ob Gewissensfreiheit geschützt werden werde. Die Beamten übrigens konnten nur wenig Aufschluß geben. Die neue Regierung war eben noch gar nicht sattelfest.

Immer freundlicher gestaltete sich aber weiterhin die Reise. Eine Enttäuschung war es zwar, bei der Ankunft auf der Berliner Station Modimulle (20. Juli) zu hören, daß Miss. Beyer, auf dessen Bekanntschaft sich Berthoud so gefreut hatte, gerade nach Marabastadt gegangen war, allein wie warm, wie schwesterlich nahm seine Gattin die Reisenden auf, obschon sie weder Englisch noch Französisch sprach! Auch ohne Worte flossen bald die Herzen zusammen, und so weit hatte man sich schnell verständigt, daß die Gäste über den Sonntag bleiben und Berthoud für Beyer predigen solle. Und von welcher Blüthe der Station zeugte nicht die schöne Kirche, auf die nach Berthoud's Ansicht manches Schweizer Dörflein stolz sein dürfte, wie auch die schmucke, zahlreiche Schuljugend, die

namentlich konnte sich nicht satt sehen an den prachtvollen Blumen. Eine schönere Blume aber noch däuchte seinen Vater das nette Dörflein, das die vertriebenen Christen sich erbaut, und die Felder und Gärten, die sie darum her angelegt hatten. Fast glaubte er sich in die Tage der Apostel zurückversetzt, als er sah, welches Band der Liebe und gegenseitigen Handreichung die Verfolgung um sie geschlungen hatte, denn auf den Rath ihres Katechisten Josias hielten sie in der gegenwärtigen Nothzeit sogar ihre Mahlzeiten gemeinsam, damit keiner Ueberfluß habe und keiner Mangel leide. Bei näherer Prüfung fand Creux dann aber doch bei mehreren dieser jungen Christen einen großen Mangel an klarer evangelischer Erkenntniß, und unter den neuen Taufbewerbern war nur ein einziger, dem er Freudigkeit hatte die Taufe jetzt schon zu ertheilen.

Ueberhaupt sollte diese Reise nicht lauter Freude für ihn und die Seinen sein. In Josias Dörflein waren sie zwei Tage lang aus ihrem Wagen vertrieben, weil ein Bienenschwarm davon Besitz genommen hatte. In dieser Zeit litt der kleine Johannes furchtbar von seinen noch immer kranken Augen, Stephan bekam einen Ruhranfall und die Mutter wurde durch ein rheumatisches Fieber niedergeworfen. Sofortige Umkehr nach Valdesia schien fast geboten. Allein trotz ihrer Schmerzen drang Frau Creux auf die Weiterreise, damit nicht der Katechist Daniel und seine Gemeinde sich vergeblich auf den Besuch des Lehrers gefreut haben sollten. Und Gott gab seinen Segen. Der Zustand der Kranken wurde leidlicher, und Daniels Gemeinde sammelte sich jeden Abend hochbeglückt um den Wagen des Missionars, der ihnen im Mondschein das Wort Gottes auslegte. Er hatte hier zwar schwerer Sündenfälle wegen einige Glieder aus der Gemeinde auszuschließen, im Ganzen aber fand er dieselbe gewachsen und konnte mit Freudigkeit 10 Frauen und 8 Männern die Taufe ertheilen. Ein Versuch der Feinde, die Taufhandlung in der ärmlichen Euphorbienhütte zu verhindern, mißlang, und unter Gesängen, bei denen die Harmonie freilich mehr in den Herzen, als in den Stimmen war, traten Creux die Heimreise an, auf der die Kranken sich vollends erholten.

Erst Anfangs Juli brachen endlich Berthouds auf. Der Beginn ihrer Reise war ernst genug, ein kalter Wind und das Rütteln und Schütteln des Wagens vermehrten zuerst nur Frau Berthoud's Beschwerden, doch kam das nach etlichen Tagen besser. Auch dies-

mal gieng die Fahrt zuerst ins Land der Bapedis, denn Josias hatte vor Kurzem eine Braut gefunden und wünschte von einem der Brüder aus Valdesia getraut zu werden. Daß es ein gewagtes Ding ist, Gäste in ein gerade von einer Pocken-Epidemie heimgesuchtes Dorf einzuladen, bedachte er dabei nicht, doch blieben Berthouds mit ihren Begleitern gnädig vor Ansteckung verschont. Wie furchtbar aber dieses Jahr das Fieber weithin gehaust hatte, zeigten die Trauerkleider und die noch übrigen Halbkranken auf verschiedenen Bauerngütern, in denen man einsprach. Ohne Marabastadt selbst zu berühren, bog Berthoud hart vor dem Ort seiner vorjährigen Gefangenschaft nach dem schön gelegenen Dörflein Erstellung um, wo augenblicklich das Kommissariat für die Eingebornen von Nord-Transvaal seinen Sitz hatte. Diese Behörde von dem Zweck seiner Reise nach Pretoria in Kenntniß zu setzen, schien ihm in jeder Hinsicht gerathen, vielleicht konnte er ja auch hier schon über einzelne Punkte die gewünschte Auskunft erhalten.

Welche Lebensfrage es für die Mission in Valdesia war, zu erfahren, wie die neue Regierung sich zu den eingebornen Stämmen zu stellen gedenke, liegt auf der Hand. War doch die Rede davon, daß diese vielleicht in ganz neue Wohnsitze vertheilt werden sollten. Von großer Wichtigkeit war es auch zu hören, ob wohl dem unheilvollen, in erschreckendem Grade überhandnehmenden Branntweinverkauf Einhalt gethan, ob der Polygamie entgegengearbeitet, ob christliche Ehen begünstigt, ob Gewissensfreiheit geschützt werden werde. Die Beamten übrigens konnten nur wenig Aufschluß geben. Die neue Regierung war eben noch gar nicht sattelfest.

Immer freundlicher gestaltete sich aber weiterhin die Reise. Eine Enttäuschung war es zwar, bei der Ankunft auf der Berliner Station Modimulle (20. Juli) zu hören, daß Miss. Beyer, auf dessen Bekanntschaft sich Berthoud so gefreut hatte, gerade nach Marabastadt gegangen war, allein wie warm, wie schwesterlich nahm seine Gattin die Reisenden auf, obschon sie weder Englisch noch Französisch sprach! Auch ohne Worte flossen bald die Herzen zusammen, und so weit hatte man sich schnell verständigt, daß die Gäste über den Sonntag bleiben und Berthoud für Beyer predigen solle. Und von welcher Blüthe der Station zeugte nicht die schöne Kirche, auf die nach Berthoud's Ansicht manches Schweizer Dörflein stolz sein dürfte, wie auch die schmucke, zahlreiche Schuljugend, die

ihm vorgeführt wurde! Als man sich dann zur Abfahrt rüstete, hätte fast ein weiteres Joch Ochsen noth gethan, um alle Vorräthe fortzuschaffen, mit denen Frau Beyer und ihre Leute die Scheidenden überschütten wollten: da wurde zuerst eine ganze Last frisch aus dem Ofen gekommenes Brot herbeigebracht, dann eine große Hammelskeule, gedörrtes Obst, ein Sack voll Orangen, ein Korb voll Bataten u. s. w. — es war unmöglich, alles mitzunehmen!

Ebenso herzlich war weiterhin der Empfang auf der Hermannsburger Station Mosetla, auf der Berthouds bei dem fließend französisch sprechenden Miss. Hasselblatt, dessen Bekanntschaft sie schon vor drei Jahren in Pretoria gemacht hatten, sich einige Tage der wärmsten Gastfreundschaft und innigsten brüderlichen Gemeinschaft erfreuten. — Und dann vollends in Saulspoort das süße Zusammensein mit Gonins, die so manches Neue aus der Schweiz zu erzählen wußten, in der sie seit Berthoud's Abschied von der Heimat einen Besuch gemacht hatten! Die gehoffte Kräftigung aber fand Frau Berthoud nicht, theils wegen des anhaltend schlechten Wetters, theils wegen der Pflege, welche die fortwährend kränkelnde Adele bedurfte.

Gonin begleitete dann Berthoud nach Pretoria, wo Miss. Grünbergers sichs nicht nehmen ließen, sie die ganze Zeit über zu beherbergen. Eine neue Freundschaft wurde hier geschlossen mit dem holländischen Pfarrer Bosman und dessen Gattin, deren innige werkthätige Frömmigkeit Berthouds überaus wohlthuend ansprach. Auch mit einigen schweizerischen Landsleuten gab es freundliche Begegnungen. Die Rücksprache mit den Behörden fiel im Ganzen befriedigend aus. Offiziell erhielten sie (18. Sept.) aber nur die folgende schriftliche Erklärung: „Die Regierung beabsichtigt, der Polygamie entgegenzuarbeiten und nichts zu unterlassen, was sie in gesetzlicher Weise thun kann, um die christliche Civilisation zu begünstigen, aber die geeignetsten Mittel hiezu haben bis jetzt noch nicht in Erwägung gezogen werden können."

Am 9. Okt. trafen Berthouds wieder in Valdesia ein, froh, das Wanderleben mit der gewohnten Tagesarbeit zu vertauschen. Tags zuvor waren Creux's ihnen vier Stunden weit entgegengefahren bis zu dem zur Anlegung einer zweiten Station in Aussicht genommenen, jetzt gerade käuflichen Bauerngut. Die Freude dieses Wiedersehens übertraf doch alles, was Berthouds unterwegs freund-

liches begegnet war; ihr kleiner Emil machte seinem Jubel bald durch lautes Freudengeschrei, bald durch Thränen Luft. Man spannte aus, um den Rest des Tages vollends da zuzubringen und die Nacht über da zu lagern. Und damit die Heimkehr ja recht festlich werde, mußten auch noch alle benachbarten Berliner Geschwister auf dem Wege zu ihrer Konferenz da vorbeikommen und ganz in der Nähe ein paar Stunden Halt machen.

In Valdesia hatte während Berthoud's Abwesenheit Creux natürlich doppelte Arbeit gehabt. Es waren geradezu unzählige Nöthen, die sein baufälliges Häuslein bereitete, worin der Kampf gegen Staub, Feuchtigkeit, Schmutz und die Alles zerfressenden Ameisen immer hoffnungsloser wurde. Einmal mußte er auch fast einen ganzen Tag mit dem Zerstücken eines geschlachteten Ochsen zubringen, aus dessen Fleisch er lange Streifen schnitt, um sie einzusalzen und im Schatten zu trocknen, während die Knochen gegen Bataten und Pistazien verkauft wurden, wobei stundenlang mit geschwätzigen Weibern gemarktet werden mußte. Dann wieder durfte er froh sein, nach langem Suchen endlich zwei Wawenda zu finden, die sich herbeiließen, ihm einige Säcke Korn zu mahlen, denn nur wenige Eingeborne mögen sich zu diesem Geschäfte hergeben, das ja auch im orientalischen Alterthum nur Sklaven oder Verbrecher besorgten. Aehnliche Aufgaben warteten gleich nach seiner Rückkehr auch auf Berthoud. Sein Häuslein war bei seiner Abreise nach Pretoria noch immer nicht ganz fertig gewesen; und so mußte Berthoud oft im Schweiß seines Angesichts sägen und hobeln, wenn er viel lieber seine Sekwaba-Studien und Uebersetzungsarbeiten vorgenommen hätte.

Unter all diesen Mühen wurden die Geschwister indeß durch neue Bekehrungen erquickt. Schon im Juli, gerade als der kleine Johannes Creux nach schwerer Krankheit seinen Eltern wie neu geschenkt worden war, erhielten diese auch einen neuen geistlichen Sohn in ihrem früheren Knechtlein Mattin, dem ersten und zugleich sanftesten und treuesten, das sie in den Spelunken gehabt, aber daneben ein Sklave der Unkeuschheit. Jetzt betete er: „Schon lange hast du mich gerufen, o Herr, und ich habe nicht kommen wollen; o nimm mich heute an. Ich habe meine Eltern und meine Anverwandten gefürchtet; jetzt will ich Dich fürchten und Dir dienen. Nur Jesus will ich jetzt folgen; als ein verirrtes Schaf komme ich

zu Dir." — Eine Woche darauf sah Creux früh Morgens ein 14jähriges Mädchen vor seiner Thüre, das schon in beiden Missionsfamilien als Mägdlein gedient, sich aber durch allerlei boshafte Streiche unmöglich gemacht und trotzdem nicht aufgehört hatte, als die Einzige in ihrer Verwandtschaft in die Kirche zu kommen. „Was ist dir, Seketse, hat man dich geschlagen oder mißhandelt?" fragte Creux, als sie an jenem Morgen ganz verstört und in Thränen zu ihm kam. — Nein. — „Bist du krank?" — Nein, mein Herz — Jetzt nahm Creux sie in sein Zimmer und sprach mit ihr von Jesus. Da erzählte sie ihm, daß sie die ganze Nacht hindurch über ihre Sünden geweint habe. Auch sie war tief in Sünden der Unreinigkeit verstrickt; aber sie konnte glauben, daß ihr vergeben sei und gieng fröhlich von dannen. — Ebenso regte sichs auf Bethuels Filial, wo am 1. September die 7 Erstlinge getauft und zugleich einige Paare getraut wurden. Schon am Abend dieses Tages traten zwei weitere Makwaba mit der Erklärung hervor, daß auch sie nun Jünger Jesu werden wollten. „Ich glaube schon lange an Gott," sagte der Eine von ihnen. „Als ich zum ersten Mal von Ihm sprechen hörte, sah ich, daß die Missionare Recht hatten. Die Welt hat sich offenbar nicht selbst gemacht; Gott ist ihr Schöpfer. Sogar wir Makwaba glauben an Gott, ohne es zu wissen. Wenn der Donner rollt und der Blitz erglänzt, haben wir Angst. Dann nehmen wir eine Hacke aus unsrer Hütte, stellen sie hinaus und sagen: „O Gott, nimm diese Hacke an. Ich gebe sie Dir für Alles, was ich gestohlen habe; tödte mich nicht durch den Blitz; verschone mich." Als ich vor anderthalb Jahren auf die Diamantfelder gieng, fiel mir Alles, was ich in Baldesia gehört hatte, wieder ein und verfolgte mich. Oft sagte ich zu mir: „Ach, wenn ich nur auf einer Missionsstation wohnen und von Gott sprechen hören könnte." Und nun hat mich Gott erhört. Wie ich hieher zurückkomme ist das Erste, was ich sehe, daß mein Bruder im Neuen Testament liest und betet, und ich höre, daß jetzt ein Missionar (Bethuel) bei uns wohne. Indeß wollte ich es auch wie die Anderen machen und eine zweite Frau kaufen. Ich hatte sie schon gewählt, dann kamen wir aber doch nicht ins Reine, und nun sehe ich, daß Gott mich retten wollte, indem Er mich verhinderte, mich durch eine vom Teufel geschmiedete Kette zu binden. Jetzt bin ich entschlossen, mit allen heidnischen Sitten zu brechen und Jesu nachzufolgen." — Ein paar Tage darauf kam Creux's zwölfjähriges

ihn doch von seinem Unglauben zu heilen, da war die Last von seinem Herzen weg, und er konnte Jesus freudig als seinen Heiland umfassen.

Ergreifend war dann am Tauftag selbst namentlich Matissivis Bekenntniß. „Nur mit Schmerz und Beugung," sagte er, „kann ich an die Sünden denken, die mein Leben schon befleckt haben. Als ich noch ein ganz kleiner Bursche war, konnte ich schon stehlen, lügen, betrügen und jede Art von Unzucht begehen. Und weit entfernt mich zu schämen, rühmte ich mich dessen und sagte bei mir selbst: ‚Ich bin nicht dumm; vor ihren Augen sogar kann ich den Leuten wegnehmen, was ihnen gehört, ohne daß sies merken.' Ich hielt mich für einen Mann, weil ich es in allen bösen Bräuchen der Makwaba meinen Altersgenossen zuvorthat. Ach, wenn ich mich heute unter Euch allen, die ich Tag für Tag gesehen habe, umschaue, so ist da kein größerer Sünder als ich. Ich habe mehr Böses gethan als alle andern Kinder, jungen Leute und Männer; um so größer muß darum mein Dank sein für das Wunder der Vergebung meiner Schuld. Mein Herz war so voll Neid, daß ich Keinen sehen konnte, der Kleider oder irgend etwas Schönes hatte, ohne daß ich ihn darum haßte und murrte: ‚Solche Sachen werde ich nie bekommen; so glücklich werde ich nie werden.' Ich arbeitete schlecht und hintergieng meine Dienstherren. Da hörte ich einmal, es seien Missionare in unser Land gekommen. Aus Neugierde wollte ich sie hören und gieng lang in die Schule, ohne etwas an meinem schlechten Leben zu ändern und die Wichtigkeit von dem, was ich hörte, zu verstehen. Aber plötzlich wurden mir die Augen aufgethan. Die Missionare sind meine rechten Eltern geworden, und Jesus hat sich in seiner unendlichen Liebe durch meine Sünden nicht abschrecken lassen. Er hat alle die Schulden, die aufzuzählen ich mich schäme, auf sich genommen, hat für mich gelitten, hat meine Missethat getilgt, und mir dafür Friede und Freude im heiligen Geist geschenkt, so daß ich ein neues Leben anfangen konnte. In meiner großen Schwachheit verlasse ich mich auf Den, der gesagt hat: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht."

Im Ganzen zählte die eingeborne Gemeinde in Valdesia mit Einschluß der erst im Taufunterricht Stehenden jetzt 43 Seelen. Waren solche Erfahrungen nicht Arbeits- und auch Leidenstage werth?

sie ganz zu diesen zurück. Doch jetzt begann eine neue Anfechtung für Jonas. Trotz all seines Eifers im Lernen, trotz seines regelmäßigen Kirchenbesuchs, trotz seiner täglichen Gebete, konnte er noch nicht an die Vergebung seiner Sünden glauben, die ihm immer größer und schwerer erschienen. Er glaubte, daß Jesus der Heiland der ganzen Welt sei, daß Er aber auch sein Heiland sei, konnte er nicht glauben. Lebhafter noch als sein eigenes Gewissen erwachte auch das seines Bruders Matissiwi. Tag für Tag betete dieser ernstlich um die Vergebung seiner Sünden, und eines Morgens war es ihm, als höre er darauf ein göttliches Amen. Wie durch eine unsichtbare Macht plötzlich verwandelt, sagte er Berthoud mit seligem Lächeln, es sei Freude in sein Herz eingekehrt; er fühle jetzt, daß Jesus ihn von Tod und Verdammniß erlöst habe, und alsbald floß sein Herz von einem brünstigen Dankgebet über. Das Glück, das aus des Bruders Zügen strahlte und von dem sein ganzes Wesen zeugte, machte auf Jonas einen tiefen Eindruck. Er meinte, wenn er nur recht ernstlich fortbete, müsse auch er in derselben Weise der Vergebung seiner Sünden versichert werden. Oft schlich er sich darum hinaus, um draußen im Gebüsch laut zu Gott zu schreien; aber er vernahm keine Antwort, und seine Arbeit wollte ihm gar nicht gelingen. Er war ungehorsam, vergeßlich, nachlässig. Man konnte ihm keinen Leuchter zu putzen geben, ohne daß er ihn zerbrach und kein Mehl zum Sieben, ohne daß er die Säcke offen und alles in Unordnung ließ. Tadelnde wie ermunternde Worte, nichts wollte fruchten. Wieder und wieder nahm ihn Creux in sein Zimmer und bewies ihm, die Bibel in der Hand, daß er sich auf seine eigene Gerechtigkeit verlasse, daß ihn weder seine guten Vorsätze, noch seine Gebete selig machen können, und daß es sich für ihn einzig und allein darum handle, sich als einen verlornen Sünder zu erkennen und Jesus als seinen Heiland und Retter anzunehmen. Aber Jonas war schlechterdings nicht von der Meinung abzubringen, er könne durch seine Gebete seine Begnadigung gleichsam abverdienen, und weil er sich so unter das Gesetz stellte, mußte er auch in vollem Maße erfahren, wie die Sünde überaus sündig wird durch das Gebot. Monate lang verharrte er in dem Unglauben, der da fühlen und genießen will, statt dem Worte Gottes kindlich zu trauen. Nach und nach aber wurde er doch demüthiger und weicher, und als er am Abend vor Weihnachten nun endlich den Herrn einfältig bat,

ihn doch von seinem Unglauben zu heilen, da war die Last von seinem Herzen weg, und er konnte Jesus freudig als seinen Heiland umfassen.

Ergreifend war dann am Tauftag selbst namentlich Matissivis Bekenntniß. „Nur mit Schmerz und Beugung," sagte er, „kann ich an die Sünden denken, die mein Leben schon befleckt haben. Als ich noch ein ganz kleiner Bursche war, konnte ich schon stehlen, lügen, betrügen und jede Art von Unzucht begehen. Und weit entfernt mich zu schämen, rühmte ich mich dessen und sagte bei mir selbst: ‚Ich bin nicht dumm; vor ihren Augen sogar kann ich den Leuten wegnehmen, was ihnen gehört, ohne daß sies merken.' Ich hielt mich für einen Mann, weil ich es in allen bösen Bräuchen der Makwaba meinen Altersgenossen zuvorthat. Ach, wenn ich mich heute unter Euch allen, die ich Tag für Tag gesehen habe, umschaue, so ist da kein größerer Sünder als ich. Ich habe mehr Böses gethan als alle andern Kinder, jungen Leute und Männer; um so größer muß darum mein Dank sein für das Wunder der Vergebung meiner Schuld. Mein Herz war so voll Neid, daß ich Keinen sehen konnte, der Kleider oder irgend etwas Schönes hatte, ohne daß ich ihn darum haßte und murrte: ‚Solche Sachen werde ich nie bekommen; so glücklich werde ich nie werden.' Ich arbeitete schlecht und hintergieng meine Dienstherren. Da hörte ich einmal, es seien Missionare in unser Land gekommen. Aus Neugierde wollte ich sie hören und gieng lang in die Schule, ohne etwas an meinem schlechten Leben zu ändern und die Wichtigkeit von dem, was ich hörte, zu verstehen. Aber plötzlich wurden mir die Augen aufgethan. Die Missionare sind meine rechten Eltern geworden, und Jesus hat sich in seiner unendlichen Liebe durch meine Sünden nicht abschrecken lassen. Er hat alle die Schulden, die aufzuzählen ich mich schäme, auf sich genommen, hat für mich gelitten, hat meine Missethat getilgt, und mir dafür Friede und Freude im heiligen Geist geschenkt, so daß ich ein neues Leben anfangen konnte. In meiner großen Schwachheit verlasse ich mich auf Den, der gesagt hat: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht."

Im Ganzen zählte die eingeborne Gemeinde in Valdesia mit Einschluß der erst im Taufunterricht Stehenden jetzt 43 Seelen. Waren solche Erfahrungen nicht Arbeits- und auch Leidenstage werth?

Missions-Zeitung.

Japan.

Während der letzten Jahre (1880 und 1881) sind in Japan mit obrigkeitlicher Erlaubniß 8702 Bücher gedruckt worden, und zwar im letzten 4910, im vorletzten 3792. Politischen Inhalts waren 545 im letzten, 281 im vorletzten Jahr; juristischen 255 : 207; national-ökonomischen 25 : 15; geographischen 164 : 170 (also eine Abnahme gegen 1880); mediciniſchen 267 : 229. Die Chemie war vertreten durch 17 : 25, Naturgeschichte durch 20 : 22; „Naturphilosophie" durch 13 : 19; Mathematik durch 107 : 116; Astronomie durch 7 : 9 Werke; also auf naturwissenschaftlichem Gebiete durchgängig eine Abnahme. Dagegen haben die Zahl der Werke moralistischen Inhalts sich von 32 auf 93, die der geschichtlichen von 196 auf 276, die der poetischen von 491 auf 556 gehoben. Fast die Hälfte aller Publikationen waren in beiden Jahren Schulbücher. Im Jahre 1881 erschienen 193 Romane und andere der Unterhaltungsliteratur angehörige Bücher. 149 neue Zeitschriften wurden angefangen, von denen jedoch 114 das Neujahr 1882 nicht erlebt haben, während von den 1880 gegründeten 269 nur 47 so bald wieder eingiengen. Ueber Handelswissenschaft u. dgl. erschienen im vorletzten Jahr 70, im letzten 113 Werke.

— In Japan arbeiten 78 Missionsehepaare, 10 unverheirathete Missionare und 48 Missionarinnen auf 35 Stationen und 84 Außenstationen, unterstützt von 37 ordinirten eingebornen Pastoren und 116 unordinirten Predigern. Die Zahl der erwachsenen Getauften ist 3408, die der Gemeinden 80 (?). Voriges Jahr wurden für 64,000 Mk. Neue Testamente und Bibeltheile in Japan verkauft. Vom 16. bis 21. April 1883 soll eine allgemeine Missionskonferenz in Osaka gehalten werden.

— Der anglikanische Missionar Wright in Tokijo hat im letzten Jahr nur einen einzigen Erwachsenen getauft, einen Lehrer, der schon seit 6 Jahren mit dem Evangelium bekannt ist und durch viel Zweifel und Schwierigkeiten sich durchgearbeitet hat, nun aber „wahrhaft wiedergeboren" zu sein scheint. Er berichtet u. A., daß die Buddhisten der Monto-Sekte einige ihrer Mitglieder nach Europa, namentlich nach Oxford, gesandt haben, um dort zu studiren und dann um so besser den Buddhismus verfechten zu können. In Kijoto, Osaka und Tokijo hat diese Sekte in Theatern und Sälen gegen das Christenthum Vorträge halten lassen. In Tokijo soll ein Hr. Fukusawa 2000 Mk. für einen Vortrag erhalten haben. Die oberen und mittleren Klassen der Bevölkerung sollen größtentheils dem

Unglauben ergeben sein. Miss. Wright macht auch grauenhafte Mittheilungen über die trotz aller Verbote in Japan weitverbreitete Sitte des Kindermords. Meist läßt man nur eine gewisse Anzahl von Kindern, etwa 2, in einer Familie leben. Die Hebammen besorgen das.

China.

Der „Missionary Herald" weist das Wachsthum der chinesischen Mission durch folgende Zahlen nach: 1853 gab es in China 351 eingeborne Christen (erwachsene Gemeindeglieder), 1863: 1974; 1868: 5743; 1872: 8000; 1877: 13035; 1881: 19660. Von diesen 19660 sind 3379 Kongregationalisten, 4818 Presbyterianer, 3490 Methodisten, 2126 Baptisten, 2088 Anglikaner, 2237 Deutsch-Evangelische (Basel und Barmen), 713 „Reformirte," 804 gehören zur bekenntnißlosen China-Inland-Mission.

— In Schantung sollen mehrere katholische Missionare getödtet worden sein.

— In Kanton hat der Pöbel ein altes buddhistisches Kloster sammt dem dazu gehörigen Tempel am 15. Nov. v. J. zerstört, weil trotz eines obrigkeitlichen in der Sittenlosigkeit der Mönche wohlbegründeten Verbots diese Gebäude von Frauenzimmern waren besucht worden.

— Die Christen in Sutschau triumphiren, weil es ihnen endlich gelungen ist, einen eigenen Begräbnißplatz zu erwerben, der durch eine Proklamation des Gouverneurs vor heidnischen Gewaltthätigkeiten geschützt ist. Bei der überaus großen Bedeutung, welche in China dem Begraben der Todten und allem, was damit zusammenhängt, beigelegt wird, ist das wirklich eine werthvolle Errungenschaft.

— Der amerik.-methodistische Missionar Ohlinger berichtet aus Futschau von einer Erweckung, welche besonders durch die Predigten zweier eingeb. Geistlichen herbeigeführt worden ist. Sia Sek Ong scheint immer mehr „ein amerikanischer Erweckungsprediger vom reinsten Wasser" zu werden. Ob das ein Lob oder ein Tadel ist, darüber läßt sich verschieden denken. Er predigt jeden Abend und hält Nachversammlungen mit den Erweckten. Die Missionare helfen ihm. Merkwürdigerweise betheiligt sich jener reiche und freigebige Chinese Akok, welcher 10,000 Dollars zum neuen method. anglo-chinesischen „College" gegeben hat, aufs lebhafteste an diesen Versammlungen. Er kommt mit 20—30 Knechten, Commis und anderen seiner Angestellten regelmäßig zur Kirche, obgleich er noch nicht getauft ist. Die Erweckung hat neues Leben auch ins Predigerseminar und in die anderen Missionsanstalten gebracht.

Oceanien.

Am 6. Nov. v. J., dem Sonntag nach der Rückkehr des Königs und der Königin von ihrer Reise um die Welt, hielt der Lord Bischof von Honolulu eine Predigt über Luk. 19, 13 vor den

Majestäten, in welcher er das kleine Inselreich als das glücklichste, gesundeste, sicherste, fruchtbarste der Welt schilderte, darauf hinwies, daß Gerechtigkeit und nicht äußere Macht ein Volk erhöhe, und schließlich dem „hawaiischen David" dafür dankte, daß er den Bau seiner Kathedrale so kräftig unterstützt habe. Jetzt ist der Bischof in England, um Geld für die Vollendung dieses Baues und überhaupt zur Fortführung seines Werkes zu sammeln. Es macht einen tristen Eindruck, dieses Werk sich seit Jahren um den immer noch nicht vollendeten Bau einer „Kathedrale" drehen zu sehn. Das Heil kommt nicht durch Kathedralen.

Während der Abwesenheit des Königs hatte seine Schwester Liliuokalani die Regierung geführt. Obgleich „mit Leib und Seele dem Protestantismus ergeben," benutzte sie diese Gelegenheit, den greisen katholischen Bischof Maigret und den bekannten Pater Damian, der sein Leben den Aussätzigen auf der Insel Molokai gewidmet hat, durch Verleihung hoher Orden auszuzeichnen und überhaupt der katholischen Geistlichkeit des Landes ihre Anerkennung zu bezeigen, worüber die „Katholischen Missionen" sehr vergnügt berichten.

In Hawaii werden jetzt viele Gilbert-Insulaner als Arbeiter verwendet und Miss. Bingham ist von der Regierung zum Protektor derselben ernannt worden. Sie sind sehr empfänglich fürs Evangelium, kommen gern zum Gottesdienst, kaufen christliche Bücher und geben sogar schon Missionsbeiträge. Miss. Bingham, der früher selbst auf den Gilbert-Inseln war und sich nur Krankheitshalber nach Hawaii zurückgezogen hatte, um dort in der Gilbert-Sprache literarisch zu arbeiten, bedauert sehr, daß seine schwache Gesundheit es ihm unmöglich macht, mehr für diese Leute zu thun.

Die Zahl der Chinesen in Hawaii ist auf 12,804 gestiegen, bei einer Gesammtbevölkerung von 66,895. Von diesen 12,804 sind nur 286 Christen. Ein Sohn des bekannten Geistlichen Dr. Damon soll im Auftrag der hawaiischen Evang. Gesellschaft eine regelrechte Missionsthätigkeit unter ihnen anfangen. Er ist ein vielgereister, feingebildeter junger Mann.

— Nach dem vom Marquis Rays auf Neu-Irland gegründeten „Neu Frankreich" sind mehrere katholische Priester als Seelsorger für die Kolonisten und Missionare für die Eingebornen abgegangen, zunächst nach Port Praslin, jetzt Port Breton genannt. Wir sind gespannt, was aus dieser ganzen abenteuerlichen Unternehmung noch werden wird. (Vgl. Miss.-Mag. 1881, S. 290ff.)

Amerika.

Am 3. Nov. 1881 wurde in der Trinitatiskirche zu San Francisco der chinesische Diakon Walter Tsching Jung mit Fu Ateng, einem hübschen 18jährigen Mädchen aus dem Berliner Findelhaus in Hongkong, durch Bischof Kipp getraut. Dem

Jahresbericht des Berl. Frauen-Missionsvereins für China entnehmen wir — zum Besten unserer Leserinnen — folgende wichtige Mittheilungen über diese Feier: „Die Braut war in ihrer Nationaltracht, sie trug ein prächtiges, purpurfarbenes, mit Gold durchwirktes Kleid, darüber eine blauseidene Tunika mit Scharlach-Stickerei und gelbem Atlas besetzt, das Ganze von soliden goldenen Knöpfen zusammengehalten. Der Kopfputz bestand aus einer Fülle von chinesischen Blumen und bedeckte vollständig ihren Hinterkopf; goldgestickte Pantoffel und ein großes scharlachseidenes Taschentuch vollendeten den prächtigen Anzug. Der Bräutigam trug einen schwarzen englischen Anzug mit goldgestickter Kravatte. Nach der feierlichen Handlung fuhren sie nach dem Missionshause zurück, wo Begrüßungen bis 5 Uhr in der Kapelle stattfanden, die mit künstlichen und frischen Blumen geschmückt war, die Wände mit neuen chinesischen Emblemen bedeckt. Hier wurden leichte Erfrischungen und Thee gereicht in den feinsten Täßchen, bis 4½ Uhr. Darauf fuhr das neuvermählte Paar mit chinesischen und amerikanischen Freunden nach der Hauptrestauration für Chinesen, wo ein Diner servirt wurde. Unter den Gästen, die beim Empfang waren, fanden sich Damen der höchsten Gesellschaft, die prächtige Toiletten mit Diamanten entfalteten, viele derselben von hohen Beamten und Offizieren der Armee und Marine begleitet." Zu was es doch ein armes Chinesenmädchen bringen kann, wenn sie einen Mann heirathet, der in der bischöflichen Kirche von Amerika ein geistliches Amt bekleidet, in der Kirche, welche mehr als die meisten anderen über Mangel an Arbeitern und an Geld — für Missionszwecke — zu jammern pflegt! — Vor ihrer Abreise von Hongkong hatte die Braut sich photographiren lassen, „denn drei Photographien mußte sie haben, eine für den amerikanischen Konsul, eine für den Hafenmeister und eine für den Schiffskapitän. Auch mußte sie ein Schema ausfüllen, in welchem sie die vorgelegten Fragen, besonders ob sie aus freiem Willen, ungezwungen und nicht zu schlechten Zwecken nach Amerika gehe, zu beantworten hatte. Erst seit etlichen Jahren ist es hiemit so streng, weil allerlei Betrug und Gezwungenheit vorgekommen ist; gewiß eine sehr gute Sache!" Der in Hongkong eingekaufte „hübsche, von Klein und Groß bewunderte Hochzeitsstaat" kam aber nicht zur Verwendung, sondern mußte dem oben beschriebenen vom Bräutigam selbst angeschafften weichen!

Allerlei.

Kürzlich ist in Boston ein reich illustrirter und vorzüglich ausgestatteter Band erschienen, welcher am besten als ein amerikanisches Seitenstück zu Dr. Warneck's „Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur" bezeichnet werden kann: The Ely Volume, or, The Contributions of our Foreign Missions to science and human well-being, von Dr.

Thomas Laurie. Ein hervorragender Missionsfreund, namens Ely, hörte einmal einen Literaten sagen, er habe nicht gewußt, daß Missionare je etwas für die Wissenschaft gethan hätten. Das veranlaßte ihn, die Bostoner Missionsgesellschaft zur Herausgabe eines Buches über diesen Gegenstand aufzufordern, und zur Bestreitung der Unkosten eine schöne Summe zu stiften. Es hat mehr als 10 Jahre gedauert, bis sein Plan ausgeführt werden konnte. Das Buch ist aber auch eine Riesenarbeit. Auf 532 Seiten (groß Oktav) findet sich darin mit genauer Quellenangabe zusammengestellt, was die große amerikanische Missionsgesellschaft zu Boston bisher zur Förderung der Geographie, Geologie, Meteorologie, Botanik, Zoologie, Archäologie, Philologie, Ethnographie, Geschichte und Religionswissenschaft, zur Bereicherung der heimatlichen Museen, zur Pflege der Musik, zur Hebung ganzer Nationen durch Schulen, Bibelübersetzungen und Einführung sonstiger Literatur, durch ärztliche Thätigkeit, durch Beförderung von Handel und Industrie, zur Bekämpfung der Sklaverei, Vielweiberei und anderer Greuel, zur Linderung des Elends in Hungersnöthen und Kriegen — ganz abgesehn von der eigentlich geistlichen Arbeit — beigetragen hat. Wir haben in diesem, freilich mehr einer Materialiensammlung gleichenden Werk, manches gefunden, was uns neu war, und sind auf vieles aufmerksam geworden, was wir früher kaum beachtet hatten. Allen Gelehrten und Philanthropen, welche die Mission verachten, ist das Studium desselben sehr zu empfehlen. Soviel geht jedenfalls klar aus demselben hervor, daß die Eine Missionsgesellschaft zu Boston — ohne es eigentlich zu wollen — mehr für Wissenschaft und Kultur geleistet hat, als manches Dutzend von Gesellschaften, die ausschließlich wissenschaftliche Zwecke verfolgen, daß also in der That die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist und nicht bloß für eine zukünftige, sondern auch schon für diese Welt etwas Erkleckliches zustande bringt.

— Im J. 1881 wurden in England von allen Kirchenparteien und Gemeinschaften zusammen 1,108,950 Pfd. für die Mission beigetragen. 1871 waren es nur 855,742 Pfd. Bedenkt man aber, daß für Zwecke der inneren Mission jährlich wohl 2 Mill., und für den Bau oder die Restaurirung von Kirchen mehr als 1 Mill. Pfd. beigetragen wird, daß die „Charities" von London jährlich allein 4 Mill. betragen und daß das jährliche Einkommen der Kirche von England sich auf 10 Mill. Pfd. beläuft, so erscheint die zum Besten der Heidenmission aufgebrachte Summe doch ziemlich klein. Wenn dieselbe nur etwa 1/20 aller für Kirchen- und Wohlthätigkeitszwecke zusammengekommenen Gelder beträgt, so ist das wahrlich nicht zu viel.

— Bischof Titcomb v. Rangun hat krankheitshalber sein Amt niederlegen müssen. Zu seinem Nachfolger ist Dr. Strachan ernannt worden, der seit 1860 als Mis-

sionar der Ausbreitungsgesellschaft in Madras gearbeitet und neulich eine Reise um die Welt gemacht hat.

— Der 20ste Jahresbericht über die Missionsthätigkeit der Presbyterianerkirche der Südstaaten Nordamerikas berichtet von 18 ordinirten Missionaren, 1 Missionsarzt, 26 Hilfsmissionaren, 13 eingeborenen Pastoren und 34 sonstigen eingeborenen Gehilfen, also im Ganzen von 93 Angestellten, welche unter den Indianern Nordamerikas, in Mexiko, Brasilien, Italien (Mailand), Griechenland (Miss. Sampson) und China (Hangtschau u. Sutschau) arbeiten. Eine neue Mission in Westafrika ist vorgeschlagen. Im J. 1880 wurden 12 neue Missionare ausgesandt infolge einer erhöhten Einnahme. Sehr verwundert hat uns eine Bemerkung dieses Berichts: es gebe kein einziges Heidenvolk, dessen Charakter eine Anziehungskraft auf die Herzen der Christen ausüben könne, nur das Mitleid mit ihnen könne uns bewegen, etwas für sie zu thun! Wir sind der entgegengesetzten Meinung, daß sich nämlich kein Volk findet, welches nicht durch irgendwelche liebenswürdige Eigenschaften die Herzen derer, welche an ihm arbeiten, gewinnen würde. Der Missionar dürfte sehr zu bedauern sein, der nur aus Mitleid und aus Gehorsam arbeitet.

— Eine Missionsgesellschaft schrecklicher Art ist die „Mormonenkirche" mit ihrer Vielweiberei, Grausamkeit und dem finsteren Fanatismus.

Am 6. April 1830 wurde sie von 6 Männern gegründet, die nichts Geringeres als die „Bekehrung" der ganzen Welt vorhatten. Bald darauf wurden einige „Aelteste" als Missionare zu den Indianern, das Jahr darauf schon 30 Aelteste ausgesandt, die bis Missouri kamen. Im dritten Jahr predigte und taufte Brigham Young schon in Kanada, Neuengland, Pennsylvanien und Ohio. 1835 wurden die „12 Apostel" gewählt, um sammt 70 anderen ebenfalls hinauszuziehen und die Welt in Bewegung zu setzen. Zwei Jahre später giengen zwei von den Aposteln nach England, wo sie großen Anhang gewannen. Am 6. April 1840 landeten weitere 12 in Liverpool, und im Lauf eines Jahres hatten sie 7000 Bekehrte, von denen dann viele nach Amerika übersiedelten. 1841 reisten zwei Aelteste nach Palästina, 1843 giengen Missionare in die Südsee. 1844 fand der Prophet sein Ende, ließ aber 100,000 Anhänger zurück. Bis 1847 ruhte die Missionsthätigkeit. Die „Heiligen" richteten sich am Salzsee ein. Dann aber gieng's von neuem an die Bekehrung der Welt, und zwar mit unglaublichem Erfolg, bis 1853 die Einführung der Vielweiberei eine Krisis herbeiführte. Tausende fielen wieder ab oder wurden ausgeschlossen. 1850 waren die Heiligen auch nach Frankreich, Deutschland, Skandinavien, Italien, in die Schweiz und nach Hawaii gekommen, 1852 nach Westindien, Britisch Guiana, Gibraltar, Malta, Südafrika, Ceylon, Indien, Siam, China und

Australien! An den meisten dieser Orte hatten sie aber gar keinen Erfolg. 1853—54 wurden ihre Sendlinge aus Preußen und Oestreich ausgewiesen.

In den letzten 5 Jahren sind über 800 Aelteste, also etwa 150 jährlich ausgesandt worden, doch meist nicht um zu predigen, sondern um zu kolonisiren. Von diesen giengen 284 in die Nord-, 111 in die Süd-Staaten, 219 nach England, 114 nach Skandinavien, 17 nach Hawaii, 13 nach Neuseeland. Die meisten kehren freilich nach wenig Jahren wieder zurück, aber durchschnittlich sind doch beständig 400 mormonische Missionare damit beschäftigt, allerlei Christen und Heiden zu verführen. In und um Utah wohnen jetzt 83,000 Mormonen, 36,000 ungetaufte Kinder nicht mitgerechnet.

Wie kommt es, daß der Fanatismus größerer Opfer und Anstrengungen fähig zu sein scheint, als das gesunde, nüchterne evangelische Christenthum?

Uebrigens hat die presbyterianische Kirche 17 ordinirte Missionare und 45 Missionslehrer in Utah; auch wirken dort bischöfliche Methodisten, Independenten und Baptisten unter den größten Schwierigkeiten, aber nicht ohne Erfolg. Auch die Gesetzgebung der Ver. Staaten fängt an, dem Mormonismus zu Leibe zu gehn.

— Das „General Council" der lutherischen Kirche von Nordamerika hat im Teluguland auf zwei Stationen (Radschamandri und Samulkotta) 3 Missionare, 2 eingeborne Pastoren und 216 volle Gemeindeglieder. Seit 1869 wurden 536 Personen, Erwachsene und Kinder, getauft, dazu von Januar bis Juni 1881: 93 Personen. Der „Missionsbote" hat bereits 15,000 Abonnenten und verdient etwas Nettes für die Missionskasse; das ihm entsprechende englische Blatt hat 5,000 Abonnenten. Die Einnahmen dieser Mission betrugen im J. 1880: 7640, die Ausgaben 6915 Dollar.

— Die lutherische „General-Synode" von Amerika hat im Teluguland (seit 1839) und in Westafrika (Mühlenberg) zusammen 5 Missionare auf 5 Stationen. In Indien wurden vorletztes Jahr 679 erwachsene Heiden und 519 Kinder getauft, so daß die Zahl der Kommunikanten (in 109 Gemeindlein) auf 2246, die der Getauften auf 5423 gestiegen ist. Die Zahl der Taufkandidaten betrug nach dem letzten Bericht 2936. In Afrika sind es auf der einen Station nur 117 Getaufte, darunter 62 Kommunikanten. Das seit 1880 bestehende englische Missionsblatt dieser Synode zählt bereits 8—9000 Abonnenten.

Todesfälle.

Der Bischof von Pretoria, Südafrika, beklagt den Verlust von zwei seiner Geistlichen, Lange und Spratt.

— Ein junger anglikanischer Missionar Foster in der Diöcese Neufundland ist sammt seiner, erst 8 Tage vorher ihm angetrauten Frau und etwa 40 anderen Personen mit dem Dampfer „Lion" untergegangen.

Ein siamesischer Prinz und sein Bedienter.

Licht und Schatten in Siam.

Das nebenanstehende Bild versetzt uns nach Siam. Manches erinnert hier an Japan. Wie das „Land der aufgehenden Sonne," so war auch das „Land des weißen Elephanten" bis vor wenigen Jahrzehnten nicht nur dem Verkehr mit Europa, sondern auch dem Evangelium verschlossen. Am Anfang dieses Jahrhunderts versuchten die Engländer dort Verbindungen anzuknüpfen, aber erst 1826 gelang es ihnen. Bald darauf kam auch der erste evangelische Missionar ins Land. Es war Dr. Gützlaff, der 1828 einen Besuch in Bangkok machte und hier die Uebersetzung des Neuen Testaments ins Siamesische vollendete. 1833 folgten ihm die amerikanischen Baptisten, druckten das N. Testament, tauften auch 1840 einen Erstling aus den Siamesen, beschränkten sich aber dann ganz auf die eingewanderten Chinesen, unter welchen sie sechs Gemeinden mit etwa 500 Getauften und mehreren eingebornen Predigern gegründet haben. Ihr alter Missionar Dr. Dean steht in hoher Achtung beim König, der ihm schon wiederholt auffallende Beweise seiner Gunst gegeben hat. Neben ihnen arbeiten seit 1840 amerikanische Presbyterianer. Sie haben bis jetzt etwa 300 volle Gemeindeglieder aus den eigentlichen Landeskindern, Thai, d. h. die „Freien," gesammelt, und einer ihrer sechs ordinirten Missionare, Dr. Mc. Farland, ist vom König zum Unterrichtsminister und Direktor eines großen Gymnasiums gemacht worden.

Ein merkwürdiger Mann, dieser Tschao Pha Tschulalaukorn, der — am 27. September 1854 geboren — seit 1868 regiert! Schon sein Vater war ein aufgeklärter Fürst, der 1852 eine Gesandtschaft an Napoleon und dem Papst einen eigenhändig geschriebenen englischen Brief schickte, das 1780 erlassene Verbannungsedikt gegen

Ein siamesischer Prinz und sein Bedienter.

Licht und Schatten in Siam.

Das nebenanstehende Bild versetzt uns nach Siam. Manches erinnert hier an Japan. Wie das „Land der aufgehenden Sonne," so war auch das „Land des weißen Elephanten" bis vor wenigen Jahrzehnten nicht nur dem Verkehr mit Europa, sondern auch dem Evangelium verschlossen. Am Anfang dieses Jahrhunderts versuchten die Engländer dort Verbindungen anzuknüpfen, aber erst 1826 gelang es ihnen. Bald darauf kam auch der erste evangelische Missionar ins Land. Es war Dr. Gützlaff, der 1828 einen Besuch in Bangkok machte und hier die Uebersetzung des Neuen Testaments ins Siamesische vollendete. 1833 folgten ihm die amerikanischen Baptisten, druckten das N. Testament, tauften auch 1840 einen Erstling aus den Siamesen, beschränkten sich aber dann ganz auf die eingewanderten Chinesen, unter welchen sie sechs Gemeinden mit etwa 500 Getauften und mehreren eingebornen Predigern gegründet haben. Ihr alter Missionar Dr. Dean steht in hoher Achtung beim König, der ihm schon wiederholt auffallende Beweise seiner Gunst gegeben hat. Neben ihnen arbeiten seit 1840 amerikanische Presbyterianer. Sie haben bis jetzt etwa 300 volle Gemeindeglieder aus den eigentlichen Landeskindern, Thai, d. h. die „Freien," gesammelt, und einer ihrer sechs ordinirten Missionare, Dr. Mc. Farland, ist vom König zum Unterrichtsminister und Direktor eines großen Gymnasiums gemacht worden.

Ein merkwürdiger Mann, dieser Tschao Pha Tschulalaukorn, der — am 27. September 1854 geboren — seit 1868 regiert! Schon sein Vater war ein aufgeklärter Fürst, der 1852 eine Gesandtschaft an Napoleon und dem Papst einen eigenhändig geschriebenen englischen Brief schickte, das 1780 erlassene Verbannungsedikt gegen

die Katholiken aufhob und eine englische Erzieherin für seine Kinder berief. Ohne Zweifel ist es diesem Einfluß und dem Beispiel seines Vaters zu verdanken, daß der jetzige König sein Land so weit als möglich den Fremden öffnet und jede Art von Fortschritt entschieden begünstigt. Er hat die abgöttische Verehrung, welche früher der Person des Herrschers gezollt wurde, abgeschafft, so daß, wer vor ihm erscheint, sich nicht mehr auf den Boden zu werfen und im Staube zu wälzen braucht. Eine Art Konstitution ist eingeführt und mit den angesehensten christlichen Mächten, auch mit Deutschland, sind Handelsverträge geschlossen. In der Hauptstadt Bangkok residiren zehn Konsuln westländischer Nationen. Fremde Kaufleute treiben blühende Geschäfte, reisen ungehindert im Lande herum und dürfen überall Grundbesitz erwerben. Auf dem Menam laufen Dampfer flußauf, flußab. Auch mit dem Telegraph ist ein kleiner Anfang gemacht, und ein Netz von Poststationen soll bald das Land bedecken. Dampfsägemühlen befördern den Holzhandel und Dampfreismühlen den Reisbau. An Stelle des früheren Muschel- und Bleigeldes ist eine handliche Kupfermünze getreten und die früheren kugelrunden Silberstücke haben einer hübschen Silbermünze Platz gemacht. Eine schöne Kaserne ist erbaut und ein Museum angelegt, das von Zeit zu Zeit allem Volk unentgeltlich gezeigt wird. Nächstens soll eine große Landesausstellung stattfinden, welche den Unterschied zwischen dem Siam von heute und dem vor 100 Jahren jedermann vor Augen stellen soll. Auch werden Adreßbücher und Hausnummern eingeführt, Schulen gegründet und sonst allerlei europäische Einrichtungen nachgeahmt.

Was uns aber am meisten freut, ist die unbeschränkte Freiheit, welche das Evangelium genießt. Kein Land der Welt steht demselben gegenwärtig offener, als Siam mit seinen 8 Millionen Einwohnern. Der Missionar darf reisen, predigen und sich niederlassen, wo er will. Auch in Tempeln, Gerichtshöfen und Privathäusern hat er Zutritt. Nur selten wird er abgewiesen oder als Feind behandelt. Selbst Missionsfrauen können unbelästigt ihr Zelt bald hier bald da aufschlagen, um in den umliegenden Dörfern den Weibern und Kindern nachzugehen. Für die Laos-Gebiete, wo früher einmal die Christen blutig verfolgt wurden, ist 1878 ein weitgehendes Toleranzedikt erlassen worden. Der König und die Vornehmen respektiren das Christenthum und erkennen offen

die Heiden, so ists offenbar, daß die Mission hier noch ein großes und schwieriges Arbeitsfeld vor sich hat.

Die Katholiken zählen ihre Bekehrten zwar schon nach Tausenden; diese wissen aber mehr von Maria, als von Gott und Christus, genießen auch in ihrem Verhalten als Bürger und Unterthanen kein gutes Lob. Es ist daher sehr zu wünschen, daß die amerikanischen Christen sich die Hilferufe ihrer in Siam stationirten Missionare recht zu Herzen gehen lassen und das von ihnen begonnene Evangelisationswerk mit vermehrtem Eifer weitertreiben. Die Zeit dazu ist günstig. Ueber Nacht kann auch in Siam alles wieder anders werden.

Die waadtländische Mission in Transvaalien.

6. Die Leidenstaufe.

Hatte es ihnen schon bisher nicht an Leiden und Beschwerden gefehlt, so sollten unsere Freunde mit dem Jahr 1879 erst recht in die Kreuzesschule eingeführt werden. Zwar der Januar verstrich noch ungetrübt. Am 9. wurden Creux durch die Geburt eines dritten Söhnleins, Waldo, erfreut, und hoffnungsvoll sahen sie der Zeit entgegen, da die neue Station Waterfall in gesunder, wasserreicher Gegend, mitten unter einer zahlreichen eingebornen Bevölkerung, würde bezogen werden können.

Schon im Februar begann das tückische Fieber aufzutreten, das im Lauf des Jahres so manches Opfer fordern sollte. Zuerst erkrankte der englische Zimmermann, dann Stephan Creux. Sie genasen wieder. Von der Pflege war aber Vater Creux so angegriffen, daß sich heftige Nervenschmerzen bei ihm einstellten.

Am 6. März genas Frau Berthoud eines Töchterleins, Anna. Mutter und Kind befanden sich ordentlich wohl; aber schon am

es noch nicht so weit hat bringen können, der trachtet doch aus allen Kräften darnach, auch mehr als eine Frau zu haben. Wie bei solchen Zuständen das häusliche Leben beschaffen ist, mag man daraus schließen, daß die Leute je und je voll Verwunderung zum Missionar sagen: „Du bist schon so lange hier, und noch nie haben wir gesehen, daß du deine Frau schlägst."

Dazu kommt, daß beinahe der dritte Theil der Bevölkerung aus Sklaven besteht. Nicht nur Kriegsgefangene und deren sämmtliche Nachkommen gehören dazu, sondern jeder Freie (Thai) kann auch seine Kinder und Frauen, ja sich selbst in die Sklaverei verkaufen. Kann einer seine Schulden nicht bezahlen, so verpfändet er sich selbst oder die Seinigen dem Gläubiger, und ein Loskauf ist nur selten möglich. Eine fruchtbare Quelle dieser Art von Leibeigenschaft ist die Spielwuth der Siamesen. Männer, Frauen und Kinder sind leidenschaftliche Spieler, und die Fälle sind gar nicht selten, in welchen ein Mann alle seine Habe, ja seine und der Seinigen Freiheit — verspielt.

Daß im Handel und Wandel die größte Unehrlichkeit herrscht und keiner dem andern traut, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Mehr als in anderen Heidenländern aber hat das Volk vom Steuerdruck zu leiden. Alles ist besteuert oft bis zu 30, 40, 50 Procent vom Werth der betreffenden Gegenstände, so daß einerseits die Gewerbe schwer darunter leiden, andrerseits Unredlichkeit und Verbrechen befördert werden. Die Zöllner sind wie weiland im jüdischen Lande die bestgehaßten Leute. Im Blutsaugen und Erpressen haben sies auch wirklich weit gebracht. Die Siamesen sind von Haus aus schon indolent, auch physisch schwach; unter solchem Druck von oben aber kommen sie vollends herunter — sittlich, gesellschaftlich und körperlich. Die meisten und einträglichsten Geschäfte sind denn auch in die Hände von Ausländern, insbesondre von Chinesen übergegangen, welch letztere massenhaft in Siam einwandern. Alles, was ohne Kapital, Arbeit und Unternehmungsgeist nicht geht, haben sie an sich gezogen, und bald wird Siam ein halbchinesisches Land sein.

Aber natürlich bringen diese bezopften Einwanderer auch ihren Götzendienst und ihre Laster mit herüber, so daß von ihnen für die sittliche Hebung des Landes nicht viel erwartet werden kann. Und da auch die meisten Europäer in Siam nicht viel besser sind, als

die Heiden, so ists offenbar, daß die Mission hier noch ein großes und schwieriges Arbeitsfeld vor sich hat.

Die Katholiken zählen ihre Bekehrten zwar schon nach Tausenden; diese wissen aber mehr von Maria, als von Gott und Christus, genießen auch in ihrem Verhalten als Bürger und Unterthanen kein gutes Lob. Es ist daher sehr zu wünschen, daß die amerikanischen Christen sich die Hilferufe ihrer in Siam stationirten Missionare recht zu Herzen gehen lassen und das von ihnen begonnene Evangelisationswerk mit vermehrtem Eifer weitertreiben. Die Zeit dazu ist günstig. Ueber Nacht kann auch in Siam alles wieder anders werden.

Die waadtländische Mission in Transvaalien.

6. Die Leidenstaufe.

Hatte es ihnen schon bisher nicht an Leiden und Beschwerden gefehlt, so sollten unsere Freunde mit dem Jahr 1879 erst recht in die Kreuzesschule eingeführt werden. Zwar der Januar verstrich noch ungetrübt. Am 9. wurden Creux durch die Geburt eines dritten Söhnleins, Waldo, erfreut, und hoffnungsvoll sahen sie der Zeit entgegen, da die neue Station Waterfall in gesunder, wasserreicher Gegend, mitten unter einer zahlreichen eingebornen Bevölkerung, würde bezogen werden können.

Schon im Februar begann das tückische Fieber aufzutreten, das im Lauf des Jahres so manches Opfer fordern sollte. Zuerst erkrankte der englische Zimmermann, dann Stephan Creux. Sie genasen wieder. Von der Pflege war aber Vater Creux so angegriffen, daß sich heftige Nervenschmerzen bei ihm einstellten.

Am 6. März genas Frau Berthoud eines Töchterleins, Anna. Mutter und Kind befanden sich ordentlich wohl; aber schon am

10. wurde Berthoud's Töchterlein Adele vom Fieber erfaßt. Die arme Kleine litt furchtbar und wollte Tag und Nacht nur von ihrem Vater und Frau Creux in den Armen gehalten sein. Am 12. legte sich auch ihr Brüderlein Emil. Zwei Nächte und einen Tag lang glaubte er sich immer von Schlangen, Ratten, Fischen und Ameisen verfolgt, schrie einmal über das andere: „Mama, Mama, hilf mir! Sie packen mich! Sie wollen mich beißen!" Am 14. mußte sich auch Frau Creux legen. Ihr folgte Br. Berthoud und ihr Söhnlein Waldo. Stephan war von dem erhaltenen Chinin noch fieberisch und aufgeregt; nur Creux und sein kleiner Johannes blieben aufrecht. Auch die Dienstboten bekamen fast alle der Reihe nach das Fieber.

Es waren endlos scheinende Tage und Nächte, in denen Creux als der einzige Gesunde unter all den Kranken umherwandelte. Doch that unter Gottes Segen das Chinin treffliche Dienste. Am 19. trat bei Emil eine entschiedene Wendung zum Bessern ein, und Adele fieng wieder an zu spielen. Nun aber zeigte sichs, daß all dieser Jammer zu viel für Frau Berthoud's vorher schon so tief geschwächte Kraft gewesen war. Eine Menge alter Uebel brachen neu hervor und bereiteten ihr Leiden ohne Zahl. Ihr Mann, selbst noch krank, konnte sie nur mangelhaft pflegen; Creux nahm sich neben seinen eignen Kranken auch der kleinen Anna wie eine Mutter an. Am 29. kamen unerwartet die Pariser Geschwister Coillard von ihrer Reise an den Sambesi zurück — gerade recht, um in den schwersten Tagen den hartgeprüften Freunden beizustehen, denn schon sah man, daß Frau Berthoud's Ende nahte. Sie selbst fühlte erst jetzt, daß sie an den Pforten der Ewigkeit stehe und hatte beim Gedanken an ihren Abschied nur noch die eine Sorge, daß man doch eine Ziege finden möchte, um ihrer kleinen Anna die ihr nicht zusagende Kuhmilch zu ersetzen. Als Frau Coillard sagte, daß sie ihr eine solche abtreten könne, hatte sie keinen irdischen Wunsch mehr und sah in ihren wenigen lichten Augenblicken in seligem Frieden ihrem Heimgang entgegen. In ihrer letzten Nacht sah sie sich in ihren Fieberträumen bald von allen ihren Lieben in der Heimat umringt, bald glaubte sie sich schon im himmlischen Jerusalem und rief wieder und wieder: „Wie schön! Wie schön! Wie herrlich!" Wieder bei klarem Bewußtsein, dankte sie ihren Freunden noch innig für alle Liebe und Treue und stimmte leuchtenden Blickes in

die Schriftworte und Liederverse ein, die man ihr vorsagte. Am 3. April, Abends 10 Uhr, hatte sie ausgelitten.

Schon am folgenden Tag war die Beerdigung. Der treue Schwellnuß kam im strömenden Regen dazu angeritten; Berthoud selbst mußte noch das Bett hüten. In dem kleinen Garten am Hause, im Schatten eines Citronenbäumchens, das die Entschlafene selbst gepflanzt hatte, fand sie ihre Ruhestätte. Frau Creux nahm sich mütterlich der drei Waislein an und pflegte sie mit ihren drei eigenen Kleinen.

Aber noch waren die Tage der Trübsal nicht zu Ende. Emil und Adele hatten noch öfters nächtliche Fieberanfälle, und schliefen sie je, so schrieen die beiden Kleinen. Dazu wurde jetzt auch der bisher gesunde Johannes vom Fieber ergriffen, und Frau Creux und Waldo aufs Neue davon niedergeworfen. Es war ein wahres Wunder, daß Creux selbst aufrecht blieb. Wohl suchten die unter ihrer Last fast Erliegenden ihre Herzen damit zu stillen, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden, aber dennoch rang sich aus der Tiefe ihrer Seele manchmal der Seufzer los: „Ach du Herr, wie so lange!" — Es war ein entsetzliches Fieberjahr. Von allen Seiten hörte man nur von Krankheit und Tod; auch die Berliner Stationen waren schwer heimgesucht.

Inzwischen hatte sich in der Heimat in Frl. Wüthier eine Freundin gefunden, die auf die fortwährenden Nachrichten von Frau Berthoud's versagender Kraft hin bereit war, zu deren Unterstützung hinauszuziehen, und die Kommittee hatte die hiezu nöthigen Mittel verwilligt. Sie reiste in Gesellschaft von Berthoud's Bruder Samuel, der als Kaufmann nach Südafrika gieng. In Pretoria sollte die neue Gehilfin von einem der Brüder abgeholt werden. Unter den jetzigen Umständen schien es aber das Beste, daß alle zusammen die Reise dahin antraten. Eine Luftveränderung, bessere Nahrung u. s. f. war für die Kranken durchaus nothwendig.

So brach man denn Mitte April auf. Es war eine zahlreiche Reisegesellschaft, denn an Coillards, die bei den Banyais vorerst nur zwei Katechisten zurückgelassen hatten und selbst — von Allem entblößt — ins Lesuto zurückkehrten, schlossen sich Jonas, Matissiwi, Mattin und noch ein andrer junger Makwaba-Christ an, um in die Normalschule in Morija einzutreten. Auch einige der

heranwachsenden Kinder der in den Spelunken arbeitenden Basuto-Evangelisten wurden von ihren Vätern mitgeschickt. Aber wie trübselig gieng diesmal die Fahrt vor sich! Frau Coillard, die Frau Creux bei der Pflege beistehen wollte, erkrankte noch in Valdesia selbst am Fieber, und das ganze Häuflein der Rekonvalescenten wurde der Reihe nach von immer neuen Anfällen der tückischen Krankheit heimgesucht. Es war ein Anblick zum Erbarmen, wenn die armen Kleinen, vom Schüttelfrost ergriffen, zuerst blau und kalt, dann brennend heiß wurden, bis unter furchtbaren Schmerzen im ganzen Körper sich heftiges Erbrechen einstellte, und kaum minder wehmüthig war es anzusehen, wie bleich, gelb, matt und schwankend sie nach überstandener Krisis waren. Rührend aber war auch die Theilnahme, welche die Reisenden gleich in Marabastadt erfahren durften. Da buck ihnen der Eine ihr Brot und ersetzte ihr schlechtes Mehl durch sein eigenes gutes; ein Andrer besorgte ihnen Fleisch, Eier und Gemüse; ein Dritter schickte ihnen gar sechs Büchsen kondensirte Milch als Geschenk — die willkommenste Gabe, die ihnen für die beiden Kleinen werden konnte. Weiterhin bot die Einkehr bei den Berliner Geschwistern Beyer leibliche und geistliche Erquickung.

Am 8. Mai langte man in Pretoria an, und am 11. trafen auch die Schweizer Reisenden dort ein. Es war zum ersten Mal seit 7 Jahren, daß die beiden Brüder Berthoud einander wiedersahen. Pauls Thränen waren die einzige Antwort auf Samuels Frage: „Wo ist denn Eugenie?“

Frl. Wüthier legte sofort mit viel Umsicht Hand an, um der sich in hingebender Liebe ganz verzehrenden Frau Creux bei der Pflege der Kleinen zu helfen. Samuel Berthoud entschloß sich, vorerst auch mit nach Valdesia zu kommen und dem schwergeprüften Bruder dort beizustehen. Daß er alsbald die Besorgung der Kühe in die Hand nahm und die ausgehungerten Rekonvalescenten mit kräftigen Speisen erquickte, war mehr als Arznei. Auch die Behörden zeigten sich unsern Missionaren überaus freundlich, so daß die Papiere über den Ankauf des neuen Gutes Waterfall ohne Schwierigkeiten ausgefertigt wurden.

So trat man einigermaßen gestärkt die Heimreise an, auf der sich aber neue Fieberanfälle einstellten. Am Abend des 28. Juni war Waterfall erreicht, und schon am Morgen des 30. folgte

Anna Berthoud ihrer Mutter in die Ewigkeit nach. Mit der kleinen Leiche hielt Berthoud nun seinen Einzug in Valdesia. Das Grab der Mutter mußte nun auch das Töchterlein aufnehmen.

Während Creux sich nun in Waterfall einzurichten suchten, nahm Berthoud seine Arbeit in Valdesia einsam wieder auf. Am ersten Sonntag konnte er ohne große Anstrengung beide Gottesdienste halten; am zweiten aber nur mit Mühe; am dritten fesselte ihn ein Fieber ans Bett. Dazu war auf die Hochfluth der geistlichen Segnungen des vorigen Jahres jetzt eine fühlbare Ebbe gefolgt. Einzelne heilsbegierige Seelen kamen zwar auch jetzt neu herzu, dagegen war besonders unter dem weiblichen Theil der Gemeinde eine gewisse Schläfrigkeit eingerissen, und zwei Männer, die längere Zeit regelmäßig die Kirche besucht hatten, blieben wieder ganz weg, weil sie der Versuchung zur Vielweiberei nicht zu widerstehen vermochten.

An nichts hängt nämlich das Herz des Afrikaners so sehr, wie an der Vielweiberei, ohne welche er weder zu Ansehen noch zu Reichthum gelangen zu können meint. Er muß mehrere Frauen haben, einmal um recht viele Kinder zu kriegen, dann aber auch, um allerlei Familienverbindungen zu haben und so seine eigene Macht und Würde zu vermehren. Werden ihm viele Söhne geboren, so träumt er sich schon an der Spitze eines kleinen Königreichs; hat er viele Töchter, so berechnet er zum Voraus, wie viel Geld sie ihm einmal eintragen werden. Und aus diesem Kapital erzielt er die höchsten Zinsen, wenn er für sich oder seine Söhne abermals weitere Frauen kauft. Die abscheulichen Folgen dieses gesellschaftlichen Zustands zu schildern, ist unmöglich. „Doch hieße es zu weit gehen," schreibt Berthoud, „wenn man sagen wollte, die Weiber werden wie ebenso viele Stück Vieh behandelt; in Wahrheit sind sie nur Sklavinnen. Das Loos der Mädchen aber gleicht dem des Viehs. Findet der Vater einen Käufer, der gut bezahlt, so überläßt er ihm seine Tochter und braucht nöthigenfalls Gewalt, um sie ihm auszuliefern. Was Wunder, wenn die Familienbande da zu einem fast thierischen Instinkt herabsinken? Nichts ist für einen unbemittelten Makwaba schwerer, als sich zu verheiraten, und nichts leichter, als in Unzucht zu leben. Vor einigen Monaten kam Tumela in Begleitung des Katechisten Jeremias zu mir und theilte mir seinen Wunsch mit, sich zu verheiraten, wozu auch sein Vater ihn drängte. Die Offenheit

und Geradheit, die dabei aus seinem Gesicht sprach, that mir wohl. Ich ließ die Gelegenheit, ihn über das in Frage stehende Kapitel zu examiniren, nicht unbenützt und empfahl ihm zum Schluß, doch eine Frau zu wählen, die aus Liebe mit ihm zusammenleben wolle. Er antwortete mir, er kenne kein Mädchen, das er zur Ehe haben könnte, ohne es zu kaufen. Darauf schlug ich ihm zwei Mädchen vor, die er mir aufzusuchen versprach. Wenn alle Leute so willig, wie er, auf den Rath ihrer Pfarrer hörten, hätten diese in der That keinen Grund, sich zu beklagen. Indeß mißlang Tumelas Versuch. Ich bat ihn, sich doch weiter umzusehen und Erkundigungen einzuziehen; allein auch diese Schritte blieben fruchtlos. So erhielt er denn Erlaubniß, sich eine Frau zu kaufen, jedoch nur eine solche, die dem Evangelium nicht abgeneigt sei und um deretwillen er sich nicht in Schulden stürzen müsse. Oder hätten wir ihm etwa sagen sollen: ‚Stehe von allen Heiratsgedanken ab?' Nur kindischer Unverstand könnte das verlangen. Es wird uns wahrlich nicht leicht, wenn wir theoretisch die heilige Lehre des Evangeliums dargelegt haben, in der Praxis dann mit den herrschenden Mißbräuchen zu paktiren. Wollte ich aber auf alle Einwendungen antworten, die zu Hause etwa gegen unsre Handlungsweise erhoben werden könnten, so würde all mein Papier nicht zur richtigen Beleuchtung dieser Verhältnisse ausreichen; also kann ich die lieben Freunde nur bitten, mir entweder aufs Wort zu glauben, oder aber mich mit ihrem Besuch zu beehren." Christlichen Vätern erlaubten die Missionare selbstverständlich den Verkauf ihrer Töchter nicht; aber solche, welche heiratsfähige Töchter hatten, waren in der jungen Gemeinde bis jetzt noch nicht vorhanden.

Im tiefen Gefühl, wie dringend nöthig es für das innere Wachsthum der Gemeinde sei, den Bekehrten wenigstens einzelne Theile des Neuen Testaments in ihrer Muttersprache mit in ihre Hütten geben zu können, übersetzte Berthoud immer weiter; aber es gieng nicht mehr. Jeden Montag war er krank von den Anstrengungen des Sonntags; nur einige Briefe zu schreiben oder eines seiner Kinder in die Arme zu schließen, wurde ihm zu viel. Die Fieberanfälle wurden immer schlimmer. So wurde denn auf den März, als den günstigsten Reisemonat, die Heimkehr nach Europa beschlossen, und der fünfjährige Emil erklärte: „Papa, du darfst nicht sterben, ehe du uns in die Schweiz gebracht hast."

das nahende Ende. Stephan war untröstlich; auch die Eltern glaubten, diesen Verlust nicht ertragen zu können. Hatte ihnen doch seine Taufe mit den Erstlingen der Makwaba-Kinder gleichsam die Versiegelung seines künftigen Missionsberufs geschienen. Da richtete plötzlich der kleine Kranke sich auf, sah sie an, wie um ihnen Lebewohl zu sagen, blickte gen Himmel, als sähe er eine liebe, bekannte Gestalt, und entschlief ohne Kampf.

Die Mutter, selbst von der Krankheit ihres Kindleins angesteckt, konnte nicht weinen, doch ließ sie sichs nicht nehmem, die kleine Leiche selbst zurechtzulegen. Dem Vater halfen die schwarzen Brüder ein Särglein machen und ein Grab graben. Tags darauf geleitete die ganze Gemeinde den kleinen Johannes unter Gesängen zu seiner Ruhestätte im Garteneck. Dort zeugten Berthoud und Creux beide von der seligen Hoffnung der Christen, die ihre Todten nicht im Grabe suchen, sondern da, wo kein Leid, kein Geschrei, keine Thräne mehr ist.

Welch ein Gegensatz zum Sterben und Begräbniß der Makwaba! „Wölfe" nennen diese die Leute, die ihre Todten fortschaffen in das nächtlich gegrabene Grab. Und diese Wölfe verlangen eine Ziege zum Lohn, um in deren Galle ihre Hände wieder rein zu waschen von der Verunreinigung durch den Todten. Oft wird auch in die Wand der Hütte ein Loch gemacht und der Leichnam hindurchgeschoben, damit er die Schwelle nicht beflecke. Und dennoch werden die Todten als Götter angerufen! Nicht weit von dem Grab des kleinen Johannes war auch das eines Makwaba. Man hatte einen großen Tabakbusch darauf gepflanzt und ein Gefäß, das immer mit Kafferbier gefüllt war, halb darauf eingegraben, damit der Todte an seinem düstern Ort doch Tabak zu kauen und Bier zu trinken habe und seine Kinder nicht als Gespenst plage. Die kamen dann oft und suchten durch anhaltendes Schreien und Rufen ihn aus dem Bauch der Erde soweit herbeizuziehen, daß er ihre Bitte um eine gute Ernte hören könne.

Im Missionshaus aber fieng nun auch Emil Berthoud an zu klagen. In der folgenden Nacht bekam er heftiges Fieber. Welch unschätzbare Hilfe war da Fr. Wüthier's Anwesenheit in den bangen Tagen und Nächten bis zu Vater Berthoud's Ankunft am Abend des 5. April! Zum schmerzlichen Staunen der Freunde wollte dieser schon Tags darauf weiter reisen. Sie hätten gern

zehn Tagen in Waterfall bei Frau Creux waren, schwelgten mit Johannes Creux in süßem Entzücken.

Zur Feier des Jahreswechsels kam auch Berthoud aus Valdesia herüber, von Adelchen mit krankhafter Freude begrüßt. Man betete zusammen, las den 90. Psalm, sprach von den Heimgegangenen, den Abwesenden, der Heimat, der Kirche. Berthoud schien heiter, bekam aber in der allzuluftigen Wohnung einen erneuten heftigen Fieberanfall, ebenso Adele, die sich dann im dumpfen Valdesia bald wieder erholte, während beim Vater jeder neue Stoß eine vermehrte Schwäche zurückließ. Mit welcher Theilnahme blickte da nicht Creux auf den schwer geprüften Freund, und welch heißer Dank stieg in seinem Herzen auf, daß er selbst seine Gattin und Kinder noch hatte und seine eigene Kraft durch alle Anstrengungen der letzten Monate eher gestählt als geschwächt worden war!

Aber auch ihm sollte noch der Trübsalsbecher gereicht werden. In Tschakoma, wo er im März mit den Seinen einen kurzen Besuch machte, war eines der Schwellnuß'schen Kinder halskrank. Nach Waterfall zurückgekehrt, legten sich Stephan und Waldo am gleichen Uebel. Waldo namentlich schien Nachts einmal schon am Ersticken, allein die Krisis gieng vorüber und beide genasen! „Wie unser Johannes doch so viel kräftiger ist, als die beiden Andern! Wie wohl er aussieht!" sagte die Mutter. In des Vaters Herzen aber stieg, wenn sein Auge auf dem blonden Lockenkopf ruhte, die leise Frage auf: „Was würdest du machen, wenn Gott ihn dir nähme?" Da legte sich auch dieser eben noch von Gesundheit strotzende, dreijährige Liebling der Eltern. Schon in der Nacht kam er in große Gefahr. Er erholte sich zwar ein wenig, aß aber fast nichts und wollte nur immer in den Armen der Mutter oder in seinem Wägelein sein; der Vater war inzwischen selbst an der Grippe erkrankt. Darüber kam Frl. Wüthier mit den zwei kleinen Berthouds, die man während der letzten Reiserüstungen in Valdesia nicht wohl brauchen konnte. Anfangs brachten sie große Freude ins Haus. Die kleine Adele namentlich entzückte Groß und Klein, wenn sie anfieng Singstunde zu halten und ihre Lieder von Jesu und der Herrlichkeit des ewigen Lebens so anmuthsvoll zu singen. Am 29. März aber verlor Johannes Creux plötzlich die Stimme und konnte fast nicht mehr athmen. Seine blauen Lippen, die wachsende Bangigkeit und große Schweißtropfen auf seiner Stirne verriethen

Leidensblick nach dem Vater und sagte: „Kann nicht! — Schlafen.“ Kaum hatte Berthoud sie wieder aufs Kissen gelegt, so that sie den letzten Seufzer. Er rief ihr: Adele, Adele! küßte das erkaltete Gesicht, als ob er es wieder beleben müßte; endlich legte er sich, wie von Gott verlassen, und wünschte sich zu sterben. Aber bald konnte er sein Herz wieder in dem Gedanken stillen, daß seine mutterlosen Kleinen nun von aller Sünde und Verführung geflüchtet und ewig selig seien. Er selbst wurde jedoch nun so krank, daß er alle Besorgungen seinem Bruder Samuel überlassen mußte. Das Särglein wurde von Frau Grünberger mit Lorbeeren, Geranien und Rosen geschmückt, und ihr Mann übernahm mit dem holländischen Geistlichen Bosman das Gebet und die Rede am Grab. Zwei Schweizer Freunde liehen ihr Gefährt zum Hinausfahren auf den weit entfernten Friedhof und ließen selbst das Särglein in sein enges Grab hinab.

Lassen wir nun aber Berthoud seine traurige Reise fortsetzen, und sehen wir uns wieder nach den Freunden in Waterfall um. Auch sie hatten noch schwere Zeit. Die Sonne schien zwar noch heiß, aber daneben wehte schon kalte Herbstluft und die schnellen Temperaturwechsel erzeugten Krankheiten aller Art: Fieber, Grippe, Hals- und Augenentzündungen waren an der Tagesordnung; Creux konnte kaum allen Bitten um Arzneimittel nachkommen, mit denen er angelaufen wurde. Und auch im eigenen Hause war die Trübsal noch nicht zu Ende. Kaum war Frau Creux wieder hergestellt, so ergriff die Halsbräune auch das Kindsmädchen Seketse, und der kleine Waldo selbst erkrankte zum zweiten Mal daran. Allein auch dieser Sturm gieng vorüber, und als Sonntag, den 25. April, Creux trotz seines kranken Fußes zur Verkündigung des Evangeliums in ein Dorf hinausritt, gewährte er gern die Bitte seines kleinen Waldo, ihn vor sich aufs Pferd zu setzen. Wie jubelte der Kleine! Stephan durfte auch reiten; Frau Creux und Frl. Wüthier giengen zu Fuß. Aber am Montag Morgen war Waldos Hals entzündet. Es schien nicht bedenklich, denn er konnte noch immer lachen, seine Mutter liebkosen und mit den Ochsen in heisern Lauten sich unterhalten. Am Dienstag jedoch nahm die Krankheit eine ernste Wendung. Der Vater rief alle Christen zusammen, um für ihn zu beten; allein es war, als ob keiner entschieden um seine Genesung bitten könnte; man betete nur: „Laß doch diesen Kelch vorübergehen! Wo nicht, so ge-

den kleinen Kranken noch gepflegt, er glaubte nicht schnell genug sein Kind flüchten zu können und ließ sich nicht länger als bis zum 7. halten. Samuel Berthoud begleitete seinen Bruder; Frl. Büthier blieb bei Creux zurück. Besorgt sahen diese den Reisenden nach; aber Emil selbst freute sich so sehr auf die Schweiz. Wenn nur die Ochsen zogen, klagte er weder über Durst noch Schmerzen. Geduldig, aber immer schwächer und schwächer lag fünf Tage lang der kleine Kranke da. Am Abend des 12. April fragte ihn der Vater: „Emil, gehst du gern zum lieben Heiland, wo du deine Mama triffst und dein Schwesterlein Anna?" „Ja, Papa," antwortete Emil; „aber vorher möchte ich noch die Schweiz sehen." Das waren seine letzten Worte. Bald darauf war er daheim in einer bessern Schweiz, in den Armen des rechten Vaters.

Man war gerade in der Nähe des dem Landdrost Ziervogel gehörenden Gutes Upsal. Dieser hatte selbst erst kürzlich ein Kindlein verloren und war zu jeder Hilfe bereit. Durch einen benachbarten Bauern ließ er ein Särglein machen; Freunde trugen es hinaus; der Vater folgte mit dem Onkel, letzterer die kleine Adele auf dem Arm.

Am 15. fuhr der Wagen weiter. Nach etlichen Tagen fieng auch Adele an, über ihren Hals zu klagen. Bald wollte sie nicht mehr beim Onkel, sondern nur noch beim selber kranken Vater sein. Am 20. langte man in Modimulle an, wo das in diesem Jahr über die ganze Gegend verbreitete Fieber ausnahmsweise heftig wüthete. Frau Beyer selbst war davon ergriffen; in jedem Haus lagen Kranke oder Todte. Gern wäre man weiter gefahren, allein die Ochsen waren zu müde; man mußte in der Moderluft übernachten. Als man dann weiter fuhr, meinte Adele bei jedem Bauerngut, an dem man vorüberkam, jetzt sei man in der Schweiz, in Großpapas Haus, da müsse alles Leid ein Ende haben und alles Glück beisammen sein! Weinend bat sie dann ihren Vater, sie doch zum Großpapa und zu den Bäschen zu tragen. Wie weh thats diesem, wenn er wieder und wieder antworten mußte: „Noch nicht, mein Kind; habe noch ein wenig Geduld." Als aber die Schmerzen im Hals immer zunahmen, sagte Adele selbst: „Ich werde sterben."

Am 28. April hielt der Wagen bei Pretoria. Adele war schon zu schwach, um sitzen zu können. Sie verlangte noch einmal zu trinken, konnte aber nicht mehr schlucken. Sie warf noch einen

Am 15. Mai traf die Nachricht von Adele Berthoud's Tod in Waterfall ein. „Von zehn, die wir voriges Jahr waren, sind jetzt noch vier übrig," schreibt Creux. „Wenn aber der Herr dieses Leid dazu dienen lassen will, sein Werk in unsern Herzen auszurichten und viele Seelen dem Himmel zuzuführen, haben wir einen Trost, wie es sonst keinen auf Erden gibt. Die erste Frucht dieser Prüfungen wird in den Heimatgemeinden gewiß die sein, daß sie ihrer heimgesuchten Missionare mit doppelter Theilnahme und Fürbitte gedenken, obschon sich da und dort in diese Harmonie vielleicht ein Mißton mischen wird, weil es immer auch Christen gibt, die sich durch schmerzliche Erfahrungen entmuthigen lassen. Aber wir haben den Fußstapfen des Mannes der Schmerzen zu folgen. Je mehr Trübsal hier, desto süßer die Ruhe dort."

7. Weiterer Fortgang des Werks.

Das furchtbare Fieberjahr 1879 hatte Südafrika endlich den Frieden wiedergebracht: am 4. Juli hatten die Engländer den trotzigen Zulu-König Ketschwajo, am 2. Dezember den übermüthigen Bapedi-Fürsten Sekukuni gefangen genommen. Gezähmt und gedemüthigt beugten die eingebornen Stämme sich jetzt unter die englische Herrschaft; noch ahnte man nicht, welch neuen Kampf die britische Regierung bald selbst durch eine unweise und ungerechte Maßregel gegen die bisher treu verbündeten Süd-Basuto heraufbeschwören würde. Alle Wege waren wieder frei; die lang verschlossene Thür ins Land der Bapedi stand wieder offen. In den Spelunken aber hatte unter Weißen und Schwarzen die Trunksucht in erschreckendem Grade um sich gegriffen. So unermüdet auch Creux dagegen gezeugt und geeifert hatte, waren nach und nach nicht weniger als fünf Branntweinbuden im Bezirk eröffnet worden, — eine derselben gerade vor der Thüre des armen Feldkornets, der selbst dem Säuferwahnsinn verfiel. Die bessern Kolonistenfamilien waren schon früher weggezogen. Die Zurückgebliebenen waren von der Art, daß z. B. einer der „Anständigeren" unter ihnen Creux's verlaufene Ochsen einfach annektirte und gar nicht daran dachte, ihrem Eigenthümer nachzufragen, bis Creux sie bei einem Besuch in Marabastadt wieder-

schehe dein Wille!" Immerhin wurde Waldo wieder besser; er fieng an zu lächeln und aufzustehen. Aber in der Nacht kehrten die Anfälle wieder, und am Morgen des 29. April trat der Todeskampf ein. Noch am gleichen Abend wurde Waldos Leiche neben das Gräblein seines Bruders Johannes gelegt fast zur selben Stunde, da im fernen Pretoria die kleine Adele, mit der Waldo erst noch so heiter gespielt hatte, in ihr Ruheplätzchen gebettet wurde. Nach dem Gesang am Grab sprach zuerst Creux einige Worte zu Christen und Heiden, darauf ergriff der Katechist Jonathan das Wort und bat die betrübten Eltern, indem er auf die Gräber ihrer Kinder wies, sich zu freuen, daß ihr Waldo nun daheim sei beim himmlischen Vater und daß, während ihre leiblichen Kinder in die Herrlichkeit eingegangen seien, sie dafür geistliche Kinder geschenkt erhalten hätten, die auch schon etwas vom ewigen Leben in sich tragen. „Gewiß," fuhr er fort, „du Mutter, und du mein Vater, Ihr seid viel mehr meine Eltern, als die, welche die Welt so nennt. Diese Gräber sind Zeugen, daß ihr unser Volk lieb habt, und einmal werden sie ein Zeugniß gegen alle diejenigen sein, welche sich nicht bekehrt haben." — Nachher bekannte Jonathan noch, er sei nach jener gemeinsamen Betstunde für Waldo allein in den Busch hinausgegangen, um den Herrn zu bitten, falls der Knabe einst kein Missionar werden sollte, ihn lieber jetzt aus der Welt zu nehmen. In seinen Augen war es nicht der Mühe werth, für einen andern Zweck zu leben, als um ein Bote des Evangeliums zu sein, und im Grunde dachte Creux wie er, nur nahm er das „Missionar sein" in weiterem Sinn, als der gute Jonathan.

Nun aber kam die Reihe des Erkrankens auch an Frl. Wüthier. Wie mit eherner Faust wurde diese am 3. Mai von qualvollen Schmerzen gepackt, die sie unter verzehrender Fieberglut ohne eine Sekunde Schlaf 6 Tage und 6 Nächte lang regungslos ans Bett fesselten. Tag und Nacht lauschte Frau Creux, die doch schon die ganze vorhergehende Woche ihres kranken Kindes wegen nicht aus den Kleidern gekommen war, auf jedes Bedürfniß der Freundin. Mitten in der Nacht schlachtete sie einmal eine Ente, um ihr Fleischbrühe bereiten zu können. Frl. Wüthier selber glaubte nicht anders, als die Zeit ihres Abscheidens sei da, eine Gabe Opium aber brachte ihr wieder Schlaf, und damit trat eine Wendung zum Bessern ein.

thoud mit ihrem Töchterlein Anna, gieng der Weg ins verlassene Missionshaus. Ein trauriger Einzug! Doch der Christ hat nicht rückwärts, sondern vorwärts zu schauen, also muthig voran im Lauf zum seligen Ziel! Nicht nur am geistlichen Tempel galt es hier zu bauen, auch zur Herstellung eines Kirchleins, in dem die Gemeinde sich versammeln konnte, mußte Hand angelegt werden, da die längst dem Einsturz nahe Hütte nicht mehr zu gebrauchen war. In vier Tagen war unter treuer Mithilfe sämmtlicher Gemeindeglieder Creux's früheres Wohnhaus in eine bescheidene Kapelle umgewandelt. Jetzt versammelte man sich auch zur Besprechung einiger tief ins Gemeindeleben eingreifenden Fragen.

Die erste derselben lautete: „Ist es rathsam, daß Gemeindeglieder auf den Diamantfeldern Arbeit suchen?" Sie wurde einstimmig verneint. Alle, die kürzlich von diesem südafrikanischen Sodom zurückgekommen waren, bezeugten, welchen Schaden der Anblick des dort herrschenden Sittenverderbens und die schlechte Gesellschaft, in die man gerathe, der Seele bringe. Der Diamanten-Diebstahl, sagten sie, werde dort in solchem Maßstab betrieben, daß ein ehrlicher Mann nur sehr wenig verdiene, während er zusehen müsse, wie Andere sich durch unrechtmäßigen Gewinn bereichern; auch Trunkenheit und Unzucht gehen unter den von allen Seiten zusammenströmenden Weißen und Farbigen furchtbar im Schwang; dazu kam noch, daß die Abwesenheit ihrer Männer christliche Frauen Versuchungen aussetzte, denen sie nicht gewachsen waren. Zwei traurige Beispiele davon lagen bereits in Valdesia vor: eine Taufbewerberin und eine schon getaufte Frau hatten sich in ihrer Vereinsamung wieder von ihren Angehörigen ins Heidenthum zurückziehen lassen; viel schlimmer noch sah es auf Jeremias' nahem Filial aus, wo die meisten Taufbewerber auf die Diamantfelder gezogen waren.

Die zweite Frage war: „Ist es wünschenswerth, daß die Gemeindeglieder ihre heidnischen Dörfer verlassen, um sich auf der Missionsstation oder auf einem ihrer Filiale anzusiedeln?" Und die Antwort hieß: „Im Allgemeinen Ja, weil die meisten Gemeindeglieder zu entfernt wohnen, als daß ihre Kinder regelmäßig zur Schule oder Kirche kommen, und ihre Frauen leicht ihre Kleinen und ihre häuslichen Arbeiten verlassen könnten, um am Religionsunterricht theilzunehmen. Etliche Männer sprachen sogar die Ueberzeugung aus, daß es für sie selbst geradezu eine Nothwendigkeit sei,

fand und zurückverlangte, wobei er noch recht dankbar sein mußte, sie überhaupt wieder zu bekommen. Auch von Marabastadt selbst erhielt Creux bei jenem Besuch den allertraurigsten Eindruck: es schien, als führen dort Liederlichkeit und Trunksucht ganz unbestritten das Scepter, Miss. Hofmeyr hatte seine dortige Filialgemeinde deßhalb bereits anderswohin geflüchtet.

Valdesia aber, das am Neujahr 1879 so lieblich blühte, stand jetzt verödet da. Gleich zu Anfang des Jahrs 1880 hatte Eliakim unter Creux's Oberleitung die Pflege der dortigen Gemeinde übernehmen müssen, da Berthoud selbst nichts mehr thun konnte. Wir haben bereits erwähnt, wie ein fühlbarer Stillstand oder vielmehr Rückschritt in der dortigen Gemeinde noch mit zu den Schmerzen gehörte, welche die letzten Monate vor Berthoud's Abreise bezeichneten. Auch Creux täuschte sich hierüber nicht, aber er fand es nicht gerade verwunderlich, als er im Februar nach Hause schrieb: „Unsre Gemeinde ist eben noch gar neuen Datums und besteht vorwiegend aus jungen Männern und Frauen, deren inneres Leben schnell auf- und niederwogt. Auch daß sie so weit zerstreut und theilweise sehr vereinzelt mitten unter Heiden wohnen, kann leicht ungünstig auf sie einwirken. Bei den Frauen weit mehr als bei den Männern hat ein wirklicher Rückschritt stattgefunden; mehrere von ihnen sind es müde geworden, sich fort und fort mit Spötteleien überschütten zu lassen und, ein Kind auf dem Rücken, den weiten Weg zur Kirche zu machen. Aber der Hauptgrund dieser Abnahme des geistlichen Lebens ist meiner Ansicht nach darin zu suchen, daß wir das Neue Testament noch nicht in der Sekwaba-Sprache besitzen. Den Frauen ist das Sesuto eine ganz fremde Sprache und nicht einmal alle Männer können es lesen. Wenn nun sogar Christen, die von Kindheit auf in göttlichen Dingen unterwiesen worden sind, in ihrem Glaubensleben zurückkommen, so bald sie die Betrachtung der hl. Schrift versäumen, wie viel größer muß diese Gefahr sein für noch unmündige, von vielen Versuchungen umgebene Neubekehrte aus den Heiden!"

Dem treuen Eliakim unter die Arme zu greifen, begab sich Ende Mai die ganze Missionsfamilie von Waterfall auf 8 Tage nach Valdesia. An den lieben Gräbern vorbei, wo im Schatten einiger Maulbeerbäume Johanna Creux und Bethuels Kindlein Viktor ruhen, und unter dem eines Citronenbäumleins Frau Ber-

nun ein Valdesia-Klipfontein und ein Valdesia-Waterfall gab. Während für jenes bereits eine Zeit der Sichtung gekommen war, stand dieses noch in den Tagen der ersten hoffnungsvollen Anfänge; den eigentlichen Brennpunkt geistlicher Segnungen aber bildete jetzt Bethuels mitten inne liegendes Filial Barcelona. Den sieben Erstlingen, die Creux im September 1878 dort hatte taufen dürfen, waren im Januar 1880 sieben weitere Neubekehrte gefolgt, und im September erhielten abermals fünf Erwachsene und mit ihnen neun Kinder die Taufe, während zugleich sechs Paare getraut wurden und die Zahl der Taufbewerber sich auf etliche und 30 belief. Es entstand dort ein nettes, etwa zehn Häuser zählendes Christendörflein mit einem von der Gemeinde selbst erbauten Kirchlein. Ein Dutzend Kinder kam regelmäßig zur Schule und einer der Neubekehrten brannte von solchem Verlangen, für die Seinen selbst auch ein Bote des Evangeliums zu werden, daß er nicht nur verschiedene seiner Angehörigen in der Nähe für Christum gewann, sondern, seine Freudenkunde im Munde, bis zu seinen entfernten Verwandten an die Delagoa-Bai hinunterwanderte, von wo er dann wirklich auch ein junges Mädchen zu christlicher Erziehung mitbrachte.

In Valdesia-Waterfall hatte Creux im Januar 1880 seine Erstlinge taufen dürfen. Von der fröhlichen kleinen Schaar, die damals dort versammelt gewesen, war jetzt nur noch Stephan übrig; bloß bei der Durchreise deutscher Geschwister kam es noch vor, daß wieder der süße Laut mehrstimmigen Kinderjubels durchs Haus erklang. Um so emsiger aber gieng die Arbeit fort. Früh Morgens finden wir um die Mitte des Jahres 1880 Creux schon auf. Nachdem er sein Bad genommen hat, geht er ins Christendörflein hinab, um dort den Morgengottesdienst zu halten. Auf dem Heimweg sieht er nach seinen Backsteinen und gibt seinen Arbeitern die nöthigen Weisungen, dann begießt er vor dem Frühstück noch seine Bananen. Gleich nach der Familienandacht geht es wieder hinaus in den Garten, dessen lehmigter Boden erst durch Zufuhr von Wald-Erde anbaufähig gemacht werden muß. Es ist das ein tüchtiges Stück Arbeit, allein er darf sichs nicht verdrießen lassen, denn wie oft hat es ihnen nicht namentlich in Krankheitstagen schon an den rechten Lebensmitteln gefehlt. Wie manchesmal hat nicht seine Frau ihm schon gesagt: „Aber Ernst, ich weiß wirklich nicht, was

sich von ihrer heidnischen Umgebung zu trennen und sich unter der unmittelbaren Leitung eines Missionars oder Evangelisten auf einer der Stationen zu sammeln.

Die dritte Frage betraf den Unterhalt der jungen Makwaba, die sich in Morija darauf vorbereiteten, einmal Lehrer und Evangelisten unter ihren Landsleuten zu werden. An warmer Theilnahme hiefür fehlte es nicht, ja es herrschte sogar eine gewisse Begeisterung. Aber was die kleine Gemeinde in ihrer Armut für diesen Zweck zu geben vermochte, war nur sehr wenig. Creux begnügte sich daher, sie zu ermuntern, doch jedesmal bei der Feier des hl. Abendmahls eine Gabe bereit zu haben.

Während dann am folgenden Sonntag Eliakim die Morgenandacht hielt, gieng Creux in die umliegenden Dörfer hinaus, um ihre Bewohner zum Gottesdienste einzuladen. In einem dieser Dörfer sah er eine Gruppe Frauen sich in der Sonne wärmen. „Kommt doch, um die Botschaft Gottes zu hören," sagte er. „So!" rief da eine: „Ist man denn sicher vor dem Tod, wenn man in die Schule geht? Sind euch nicht eure Kinder gestorben? Wir wollen nicht sterben, wir!" Das war ein hartes Wort, aber es gab Creux Gelegenheit, von der Hoffnungslosigkeit der Heiden und dem süßen Trost der Christen im Angesicht des Todes zu sprechen, bei dem sein Herz vor Freude walle, wenn er ans selige Wiederfinden drüben denke. In andern Dörfern wurde er freundlicher aufgenommen, und als nun der Ruf der Glocke ertönte, wurde das neu hergerichtete Kirchlein so voll, daß viele draußen stehen bleiben und von dort aus zuhören mußten. Unter dem inbrünstigen Gebet, daß der Herr in diesem Hause, in dem Er ihm einst seinen Johannes und seinen Waldo geschenkt, ihm nun auch geistliche Kinder geboren werden lassen möge, lud Creux dann aus überfließendem Herzen die Versammelten ein, doch gleich dem verlorenen Sohn zu ihrem Vater zu kommen, und — äußerlich wenigstens — blieben bis zum Schluß alle ruhig und aufmerksam. Nachmittags war noch eine besondere Unterredung mit drei in Sünden gefallenen Frauen, von denen zwei sich demüthigten und reuig um Wiederaufnahme in die Gemeinde baten, die dritte aber erklärte, es sei ihr entleidet, immer den weiten Weg in die Kirche zu machen.

Da das verwaiste Valdesia jetzt eigentlich nur noch Filial war, wurde sein Name auch auf die neue Station übertragen, so daß es

nun ein Valdesia-Klipfontein und ein Valdesia-Waterfall gab. Während für jenes bereits eine Zeit der Sichtung gekommen war, stand dieses noch in den Tagen der ersten hoffnungsvollen Anfänge; den eigentlichen Brennpunkt geistlicher Segnungen aber bildete jetzt Bethuels mitten inne liegendes Filial Barcelona. Den sieben Erstlingen, die Creux im September 1878 dort hatte taufen dürfen, waren im Januar 1880 sieben weitere Neubekehrte gefolgt, und im September erhielten abermals fünf Erwachsene und mit ihnen neun Kinder die Taufe, während zugleich sechs Paare getraut wurden und die Zahl der Taufbewerber sich auf etliche und 30 belief. Es entstand dort ein nettes, etwa zehn Häuser zählendes Christendörflein mit einem von der Gemeinde selbst erbauten Kirchlein. Ein Dutzend Kinder kam regelmäßig zur Schule und einer der Neubekehrten brannte von solchem Verlangen, für die Seinen selbst auch ein Bote des Evangeliums zu werden, daß er nicht nur verschiedene seiner Angehörigen in der Nähe für Christum gewann, sondern, seine Freudenkunde im Munde, bis zu seinen entfernten Verwandten an die Delagoa-Bai hinunterwanderte, von wo er dann wirklich auch ein junges Mädchen zu christlicher Erziehung mitbrachte.

In Valdesia-Waterfall hatte Creux im Januar 1880 seine Erstlinge taufen dürfen. Von der fröhlichen kleinen Schaar, die damals dort versammelt gewesen, war jetzt nur noch Stephan übrig; bloß bei der Durchreise deutscher Geschwister kam es noch vor, daß wieder der süße Laut mehrstimmigen Kinderjubels durchs Haus erklang. Um so emsiger aber gieng die Arbeit fort. Früh Morgens finden wir um die Mitte des Jahres 1880 Creux schon auf. Nachdem er sein Bad genommen hat, geht er ins Christendörflein hinab, um dort den Morgengottesdienst zu halten. Auf dem Heimweg sieht er nach seinen Backsteinen und gibt seinen Arbeitern die nöthigen Weisungen, dann begießt er vor dem Frühstück noch seine Bananen. Gleich nach der Familienandacht geht es wieder hinaus in den Garten, dessen lehmigter Boden erst durch Zufuhr von Wald-Erde anbaufähig gemacht werden muß. Es ist das ein tüchtiges Stück Arbeit, allein er darf sichs nicht verdrießen lassen, denn wie oft hat es ihnen nicht namentlich in Krankheitstagen schon an den rechten Lebensmitteln gefehlt. Wie manchesmal hat nicht seine Frau ihm schon gesagt: „Aber Ernst, ich weiß wirklich nicht, was

wir morgen essen sollen, denn ich habe weder Fleisch, noch Bataten, noch Gemüse." Nicht als hätten sie je Mangel an Brot und Mais gehabt; aber das ist einmal keine den Appetit weckende Krankenkost. Also will er wacker Gemüse pflanzen. Schon träumt er auch davon, wie schön es wäre, der bittern Armut seiner Makwaba durch Pflanzungen von Thee, Kaffee, Kakao und Zuckerrohr abhelfen zu können; ach, hätte er nur einen tüchtigen Schweizer Landmann neben sich! Während er so im Schweiß seines Angesichts hackt und schaufelt, gibt er zugleich Schreibstunde. Zwei Schritte von ihm sitzen seine Schüler mit ihren Schiefertafeln, die sie ihm bringen, so oft sie vollgeschrieben sind, während die Vorgerücktesten drinnen in der Veranda ihre Künste auf Papier mit Tinte und Feder versuchen. Stephan wird als Bote hin- und hergesandt. Daneben hackt er in seinem eigenen Gärtlein und hilft mit seinem Wägelein Erde aus dem Wald herführen. — Erst Nachmittags findet Creux einige Stunden für den eigentlichen Missionsdienst, indem er entweder an seine Uebersetzungsarbeit geht oder Besuche in den benachbarten Dörflein macht. Seine Frau und Frl. Wüthier versammeln so lange Männer und Frauen, Knaben und Mädchen um sich, um sie im Nähen zu unterrichten. Da wird freilich manchmal mehr gelacht und geschwatzt, als gearbeitet; doch lernen sie so nach und nach einen Lappen in ihre zerrissenen Kleider einsetzen. Hätte man hiezu nur auch immer erträglich passende Reste zur Hand! Wählerisch sind übrigens die guten Makwaba nicht; irgend ein weggeworfener alter Fleck ist sicher, von ihnen noch aufgelesen und als Kopf- oder Halsschmuck getragen zu werden. — Vor dem Abendessen begießt Creux noch seine im Herbst und Winter gepflanzten Pfirsich-, Maulbeer- und Orangenbäumchen; nach demselben macht er noch einen Besuch bei Jonathan und sieht nach dessen Garten und Feld. Freitag Nachmittag ist Vorbereitungsunterricht für die Taufbewerber, an dem auch Gemeindeglieder theilnehmen, Mittwoch Abend Bet-, an den andern Abenden öfters Singstunde. Sonntags sind regelmäßig drei Gottesdienste: Predigt, Sonntagsschule und Bibelstunde, wozu, durch das Jagdhorn eingeladen, sich manchmal bis zu 60 Personen einfinden.

Sie ist süß diese Sonntagsarbeit nach all den Mühen des Alltagstreibens, über denen Abends Creux oft die Kraft fast versagt. Denn an den Eingebornen, selbst an den Katechisten, hat er für die äußeren Geschäfte so gut wie gar keine Hilfe.

Besser als zur Handarbeit lassen sich die Basuto-Evangelisten und bereits auch einige der bekehrten Makwaba dazu an, den umwohnenden Heiden von Jesus zu sagen. Die Aufnahme, die sie dabei finden, ist meist, doch nicht immer, eine freundliche. Dieselben Erfahrungen, wie sie, macht auch Creux, wenn er sich je und je auf einen oder mehrere Tage zu einer Evangelistentour von der Station losmacht. Begleiten wir ihn einmal auf einer solchen.

Es ist ein schöner Septembermorgen. Ein leichter Duft verschleiert das bläuliche Zoutpansgebirge, die nahen Hügel prangen im zarten Frühlingsgrün; scheckige Heerden weiden auf den saftigen Matten. Von zweien seiner Evangelisten begleitet, zieht Creux zu Pferd hinaus. Sie gehen an keinem Dörflein, an keinem einsamen Wanderer, an keinem auf dem Felde arbeitenden Weibe vorüber, ohne ein Gespräch anzuknüpfen über den großen Gott, den diese Armen nicht kennen. Vor einem der ersten Dörflein treffen sie eine Gruppe von der Küste gekommener Makwaba, die auf dem Weg nach den Diamantfeldern sind. Sobald einer derselben hört, daß Creux ein Missionar ist, bittet er ihn, doch ins Dorf hinein zu gehen und da zwei Kranke zu besuchen. „Mein bloßer Anblick wird sie aber nicht heilen," entgegnet Creux, „und Arzneien habe ich nicht bei mir." Doch der Mann läßt ihm keine Ruhe, und so gibt Creux endlich nach. Der eine der beiden Kranken scheint ihm an einem inneren Geschwür zu leiden, für das er kein Heilmittel weiß; dem andern verschreibt er ein Rezept gegen einen entzündeten Rheumatismus, das ein Freund des Patienten von Frau Creux bereiten lassen soll. Nachdem Creux noch einige Worte der Ermahnung an die beiden Männer gerichtet hat, geht es weiter an einem Dörflein vorbei, in dem kürzlich eine heidnische Mutter ihrem neubekehrten Sohn, der mit ihr über göttliche Dinge sprechen wollte, ins Gesicht gespieen und erklärt hat: „Du bist ein verkommener Mensch; du hast die Lehre der Weißen angenommen, ich kann dich nicht mehr lieben."

Bergauf und bergab geht es durchs wildromantische Hügelland nun hinab in die schöne Tabie-Ebene, wo sie nach vierstündigem Ritt das Dorf des Häuptlings Mlamula erreichen. Der Häuptling, ein schöner Greis von regelmäßigen Gesichtszügen und schwermüthigem Ausdruck, kommt ihnen entgegen und heißt sie auf Zulu willkommen. Von seinem Gürtel hängt ein ganzer Wald von Thier-

schwänzen herab, auf dem Kopf hat er einen ungeheuren rothen Federbusch, an den Armen allerlei Spangen aus Messing und Draht. Das ist seine ganze Kleidung. Die Gelegenheit zum Predigen scheint aber nicht günstig, denn es sind zahlreiche Gäste da, die aus allen Kräften singen, schwatzen und lärmen und die nichts wollen, als tanzen und trinken. Sie haben Josepha Ndjumo, jenem eifrigen Evangelisten, der schon den Abend zuvor kam, eine Weile ordentlich heiß gemacht; am Morgen ist es ihm mit Gottes Hilfe aber doch gelungen, eine Ansprache an sie zu halten. Und merkwürdig! jetzt kommen alle Weiber, Mädchen und jungen Leute herbei, um den Missionar zu begrüßen. Josepha Ndjumos Worte sind also nicht in der Luft verhallt. Kaum hat Creux einige Augenblicke gerastet, so versammelt sich das ganze Dorf in einer Hütte, die wohl 70 Personen faßt. So groß hat er bei den Eingebornen noch keine gesehen, und doch will sie ihm bald zu eng werden, denn alle diese mit Fett beschmierten Leiber verbreiten eine Ausdünstung, die ihm fast den Athem nimmt. Man beginnt zu singen, da muß er aber vor Allem die Mädchen bitten, nicht so entsetzlich zu schreien, denn ihm ist, als müßten ihm die Ohren zerspringen. Er fängt an zu sprechen; aber das Geschrei, das Gelächter, die Unruhe von zwanzig Kindern scheint wie darauf berechnet, ihn aus der Fassung zu bringen und seine Stimme zu ersticken. Dennoch wird es ihm geschenkt, zwei Stunden lang die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln.

Zwei weitere Stunden werden dann in der Hütte des Creux schon länger bekannten Häuptlings verbracht, der dem Missionar all seine Nöthen klagt. Was ihn aber mehr als alles andre bewegt, sind seine Rachegedanken gegen den Nachbarhäuptling, der ihm seine Mutter ermordet hat. „Ja, er hat die getödtet, die mich mit ihrer Milch ernährt und auf ihrem Rücken getragen hat. Jedermann haßt mich und heißt mich nur den ‚Zulu', weil ich es war, der das Land ausplünderte und verheerte, als ich noch im Dienst des Zulu-Häuptlings Manikos stand. Jetzt suche ich nichts als Frieden. Ich bin in dieses entlegene Thal gezogen, um vergessen zu werden; aber der Haß meiner Feinde vergißt mich nicht. Wenn mein Sohn Julius von den Diamantfeldern zurückkommt, dann wird er, der schreiben kann, der Regierung meine Klage einreichen." So Mamula. Creux aber antwortet: „Du kennst wenigstens theilweise die Geschichte Jesu, des Sohnes Gottes, der, obschon er nur Gutes

gethan hatte, gehaßt und gekreuzigt wurde. Er betete für seine Feinde und sagte: „Vater vergib ihnen.“ Und du, der du in Gottes Augen ganz mit Sünden bedeckt bist und selbst so sehr seiner Vergebung bedarfst, solltest Ihn vor Allem um ein Herz bitten, das vergeben und lieben kann. Auch du bist ein Mörder; suche Vergebung bei Gott und glaube an Jesus.“

Wie es Abend wird, fragt Mlamula seinen Gast: „Was kann ich dir zu essen geben?“ — „Ich bin an eure Nahrung gewöhnt,“ antwortet dieser; „Bataten, Pistazien oder Mais, alles ist mir recht.“ — Darauf bringt der Häuptling eine Schüssel voll Bataten und Pistazien, etwas Milch und — einen lebendigen Hahn. Während der im Mondschein eingenommenen Mahlzeit versammelt sich eine Anzahl junger Leute um die Essenden. Der herrliche Mondschein und der gestirnte Himmel gibt Creux Veranlassung, mit ihnen über die Wunder der Schöpfung und die unendliche Majestät und Größe Gottes zu sprechen. Ein feierliches Gefühl überkommt dabei seine Zuhörer. „Wie groß ist doch Gott, und wie dumm sind wir!“ rufen sie aus. „Wir wissen doch auch gar nichts; diese Weißen wissen Alles.“ Und der Häuptling fügt hinzu: „Meine Leute sollen lernen! Das ist das Mittel zum Sieg! Dadurch werden wir es unsern Hassern zuvorthun.“

Ja, lernen, lernen! das ist bald gesagt, guter Mlamula; aber noch ahnst du nicht, welche Dosis Geduld und Beharrlichkeit es von Schülern wie Lehrern erfordert. Viele brauchen sechs volle Monate, bis sie nur das Alphabet kennen, wenn schon sie ihr ABC-Büchlein beständig mit sich herumtragen und jeden Augenblick zu ihren Studien benützen. Wie manchmal hat nicht Creux schon gelächelt beim Anblick eines jungen Heiden, der außer seinen paar Thierschwänzen nur noch ein grob genähtes Täschlein mit seinem ABC-Büchlein an sich hängen hatte! Die Christen von Valdesia gehen nämlich an keinem heidnischen Dorf vorüber, ohne denjenigen, die es wünschen, einige Buchstaben zu zeigen. Nach der Mahlzeit wird noch ein Abendgottesdienst gehalten, dann führt Mlamula seinen Gast an sein Nachtlager. Es ist zwar nur ein hartes Brettergestell, bezeichnet aber doch schon einen dankenswerthen Fortschritt gegenüber einer ungesunden Lagerstätte auf feuchter Erde. Die Ermüdung läßt Creux köstlich ruhen. Am andern Morgen wird noch eine gemeinsame Andacht gehalten, dann geht es weiter über Berg und Thal.

Das heutige Reiseziel ist das Dorf des Häuptlings Maschapa. Die Wanderer verirren sich aber und stehen plötzlich vor einem unbekannten Dörflein, dessen männliche Bewohner unter einer großen Sykomore versammelt sind, die einen, mit dem Bauch auf der Erde liegend, in tiefen Schlaf versunken, die andern Ziegenfelle glättend. Es sind Wawenda, die noch wenig Weiße gesehen haben und Anfangs sehr scheu thun.

„Habt doch nicht Angst vor mir," redet Creux sie an. „Ich bin kein Polizeimann, sondern ein Lehrer, der sich freut, Leuten, die nichts von Gott wissen, von Ihm erzählen zu können. Wir haben uns verirrt, aber Gott hat uns in dieses uns unbekannte Dorf geführt, um euch eine für alle Menschen bestimmte Botschaft zu überbringen. — Darauf hin werden die Leute zutraulicher, und Creux bittet sie für sich und seine Begleiter um einige Töpfe saurer Milch. Nachdem sie sich daran erquickt haben, fragt Creux, ob er jetzt seinen Auftrag ausrichten dürfe? Es wird bejaht. Und nun sprechen er und seine Begleiter lange, lange mit diesen Männern, die ganz Auge und Ohr sind. Einer derselben ist so hingenommen von den großen Wahrheiten, die er heute zum ersten Mal in seinem Leben hört, daß er ausruft: „Wir sind wahrhaftig bis jetzt wie Thiere gewesen, wir kannten Gott nicht, obschon wir seinen Namen gehört hatten. Ich bin froh, endlich einmal einen Missionar zu sehen, der über diese Dinge mit uns spricht." Ein andrer junger Mann sagte: „Als ich auf die Diamantfelder gieng, wußten wir bei unsrer Ankunft nicht, wohin uns wenden und wo etwas zu essen finden. Da kam Mlamulas Sohn zu uns, führte uns in sein Haus, und seine Frau gab uns zu essen. Darauf verschaffte er uns Arbeit, warnte uns vor den Kneipen und lud uns ein, in die Kirche zu kommen. Wenn diejenigen, die glauben, es so machen, ist es ein gutes Ding, das Wort Gottes zu lernen."*) Der erst 16jährige Häuptling des Dorfes dagegen glaubt sich wichtig machen zu müssen, indem er entgegnet, er begreife nicht, wie man an einen unsichtbaren Gott glauben könne. Ein vielstimmiges, herzliches: „Kommt bald wieder!" begleitet indeß die Scheidenden.

---

*) Mlamulas Sohn, ein begabter, überaus hoffnungsvoller junger Mann, war auf den Diamantfeldern durch den Kaffer-Missionar Guray Tyanizasche bekehrt worden.

Nach einer Stunde ist Maschapas malerisch gelegenes Dorf erreicht. Außerhalb desselben tummeln sich diesmal mit betäubendem Lärm singend und tanzend die Weiber, denn es findet soeben eine Ceremonie statt, bei welcher sie auf etliche Stunden ihre tägliche Sklaverei vergessen dürfen. Drinnen auf dem Platz der Rathsversammlungen sitzen einige Greise, mit dem Anreihen von Glasperlen, dem Schnitzeln grober Holzlöffel und dem Zusammennähen von Thierhäuten beschäftigt, oder auch müßig plaudernd. Niemand verräth das geringste Erstaunen über Creux's Erscheinen, und obschon jeder vor Verlangen brennt zu wissen, wer dieser Weiße ist und was er will, ist doch keiner unhöflich genug, ihn darüber zu befragen. Einige des Kochens wegen im Dorf zurückgebliebene Weiber kommen mit großen Wasserkrügen auf dem Kopf vom Fluß und lassen sich beim Ueberschreiten des Platzes auf ein Knie nieder, um ihre Herren und Gebieter mit Händeklatschen zu begrüßen. Diese aber finden es nicht der Mühe werth, den Gruß zu erwidern. Das ist so Landessitte.

Maschapa ist augenblicklich nicht zu Hause, kommt aber bald von seinem Besuche bei dem Portugiesen Albasini zurück. Er begrüßt Creux freundlich, führt ihn in seinen Hof und vernimmt da, von seinen Räthen umgeben, die gute Botschaft. Alles, was Creux sagt, wird Satz für Satz von einem der Räthe wiederholt, wobei Maschapa fortwährend Zeichen seiner Zustimmung gibt. Wie der Missionar geendet hat, wiederholt der Häuptling nochmals dessen ganze Rede, so daß die Versammlung dieselbe dreimal zu hören bekommt. Für Wilde, die nicht lesen können, ist dies das Mittel, irgend etwas, das sie gerne behalten möchten, ihrem Gedächtniß einzuprägen. Darauf hebt Maschapa an: „Ich kann nicht sagen, wie sehr ich mich freue, einen Missionar hier zu sehen; ich möchte immer einen bei mir haben, allein dieses Land ist leider mörderisch für die Weißen und für ihre Pferde. Selbst uns, die wir hier geboren sind, läßt das Fieber keine Ruhe; ein Weißer würde es gar nicht aushalten. Zudem muß ich dir sagen, daß ich fürchte, diese Lehre könnte eine Quelle der Verwirrung werden und Spaltungen unter uns hervorrufen. Wir hatten drei junge Leute, die von den Weißen zurückkamen und das Buch lasen. Nun gut, sie haben es nicht lange ausgehalten, sondern sind wieder fortgezogen und haben so unsern Stamm geschwächt." — Creux entgegnet ihm,

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die „African Lakes Company“ (Afrikanische Seen-Handels-Gesellschaft) wurde von einigen schottischen Missionsfreunden, weniger in der Hoffnung auf Gewinn, als in der Absicht gegründet, die Mission durch Herbeischaffung von Vorräthen, durch Herstellung regelmäßiger Verkehrsmittel und durch Einführung eines nach christlichen Grundsätzen geleiteten Handels zu unterstützen. Ihre Angestellten, namentlich zwei Brüder Moir, sind selbst zugleich Evangelisten. Der Küstenpunkt, von wo aus diese Gesellschaft ins Innere von Afrika hineinzuwirken sucht, ist die portugiesische Stadt Kilimane. Hier hält alle Monat ein Postschiff der britisch-indischen Schiffahrtgesellschaft, und die Agentur für diese ist in den Händen der Missions-Handelsgesellschaft. Von Kilimane gehts in Booten und Kanus etwa 100 englische Meilen den Kwakwa-Fluß hinauf, dann 3 Meilen (1 Stunde) zu Lande nach Masaro am Sambesi. Hier ist eine Handelsstation errichtet. In der trockenen Jahreszeit ist der Kwakwa aber nicht so weit hinauf schiffbar; den größten Theil des Weges muß daher aller Transport von Pagasis besorgt werden. Doch sind jetzt Karren und Wagen eingeführt, so daß sie die Lasten nicht mehr auf dem Kopf zu tragen brauchen. Bald sollen Esel an die Stelle der Menschen treten. Von Masaro gehts dann in der „Lady Njassa“ per Dampf sieben Tage lang den Sambesi und Schire hinauf bis nach Katunga am Südende einer Straße, welche zur Umgehung der Murchison-Fälle angelegt worden ist. Hat man auf dieser 22 Meilen zurückgelegt, so kommt man nach Mandala, einer großen Handelsstation im gesunden Oberland von Schire, nur ½ Stunde von der Missionsstation Blantyre. Von da sinds dann noch 35 Meilen bis Matope, und von hier fährt man auf dem „Ilala“ bis in den Njassa-See hinein. Dieser kleine Schraubendampfer gehört der schottisch-freikirchlichen Mission, wird aber nächstens von der Handelsgesellschaft übernommen (gekauft) werden. In Livingstonia und Bandawe, den beiden Missionsstationen am See, sind dann auch Magazine und Handelsfaktoreien. Auf dem Ilala kann man bis ans Nordostende des Sees gelangen, und von hier aus soll nun die „Stevenson's-Straße,“ so genannt nach dem Mann, der das Geld dazu gegeben hat, bis ans Südende des Tanganjika-See's gebaut werden. Hier wird dann wieder eine Station errichtet und ein für die Londoner Mission daselbst bestimmtes Dampf-

schiff auf den See gesetzt werden. Die Ausführung aller dieser Arbeiten hat die Handelsgesellschaft übernommen. Außerdem hofft dieselbe ihre Thätigkeit auch auf das Tete-Gebiet weiter aufwärts am Sambesi auszudehnen, wo jetzt die Pariser und die Bostoner Miss.-Ges. sich festzusetzen bemüht sind und wo bereits von Portugiesen und Anderen lebhafter Handel getrieben wird.

Bis jetzt hat die Handelsgesellschaft hauptsächlich Elfenbein aus Afrika exportirt; sie hofft aber auch Zucker- und Baumwollenpflanzungen anlegen zu können, was ein lohnenderes Geschäft gäbe und mehr missionspädagogischen Werth hätte. Die Einführung von Branntwein sucht sie möglichst zu verhindern, die von Feuerwaffen zu beschränken; hauptsächlich ists ihr aber um Beseitigung des Sklavenhandels zu thun.

Was den oben erwähnten Straßenbau betrifft, so hat derselbe bereits begonnen. Schon sind aber auch 19 eingeborne Träger, die von den hiebei thätigen Ingenieuren angestellt waren, vom Häuptling Riembera ermordet worden — am 23. Nov. Man glaubt, daß Sklavenhändler dahinterstecken. Der „Globus" bemerkt, die Europäer hätten zur Strafe für diese That 3—400 Hütten des schuldigen Dorfes niedergebrannt. Die Sache verhält sich aber folgendermaßen:

Der Häuptling Tschiwinda, zu dessen Stamm mehrere der Getödteten gehörten, erklärte Hrn. Stewart: wenn er ihm nicht helfe, die Uebelthäter zu bestrafen, so werde er (Tschiwinda) ihm den Krieg erklären. Hr. Stewart gab nach, und so wurde denn das Dorf Riemberas angegriffen, eine Anzahl Hütten verbrannt und eine Bananenpflanzung zerstört. Nur Ein Mann wurde getödtet. Seither hat Riembera um Frieden gebeten und den Weißen eine Anzahl Vieh als Schadenersatz angeboten.

— Der „Globus" citirt bei Erwähnung des Wettstreites zwischen katholischen und protestantischen Missionaren in Umsila's Land mit Vergnügen folgende Aeußerung des „Athenäum": „Es muß eine sonderbare Empfindung für die südafrikanischen Häuptlinge sein, sich in solcher Weise von französischen, deutschen, englischen und amerikanischen Missionaren umlagert zu sehen, die alle miteinander hadern." Dieser letzte Ausdruck ist sehr stark übertrieben, wirklich unchristlich aber ist die geflissentlich rücksichtslose Art, wie die katholische Mission überall der evangelischen Konkurrenz macht.

— Der norwegische Miss. Oftebro schreibt aus dem Zululand: „Die Verhältnisse sind hier jetzt viel günstiger für die Mission als vor dem Krieg." Seit Beendigung des Kriegs hat er 20 Erwachsene getauft, und 30 befinden sich im Unterricht. Auf allen Stationen, die zwei jüngsten ausgenommen, hat sich eine größere oder kleinere Zahl Zulus zum Glauben bekannt. Tag- und Nachtschulen sind in vollem Gang. Es fehlt aber an

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die „African Lakes Company“ (Afrikanische Seen-Handels-Gesellschaft) wurde von einigen schottischen Missionsfreunden, weniger in der Hoffnung auf Gewinn, als in der Absicht gegründet, die Mission durch Herbeischaffung von Vorräthen, durch Herstellung regelmäßiger Verkehrsmittel und durch Einführung eines nach christlichen Grundsätzen geleiteten Handels zu unterstützen. Ihre Angestellten, namentlich zwei Brüder Moir, sind selbst zugleich Evangelisten. Der Küstenpunkt, von wo aus diese Gesellschaft ins Innere von Afrika hineinzuwirken sucht, ist die portugiesische Stadt Kilimane. Hier hält alle Monat ein Postschiff der britisch-indischen Schifffahrtgesellschaft, und die Agentur für diese ist in den Händen der Missions-Handelsgesellschaft. Von Kilimane gehts in Booten und Kanus etwa 100 englische Meilen den Kwakwa-Fluß hinauf, dann 3 Meilen (1 Stunde) zu Lande nach Masaro am Sambesi. Hier ist eine Handelsstation errichtet. In der trockenen Jahreszeit ist der Kwakwa aber nicht so weit hinauf schiffbar; den größten Theil des Weges muß daher aller Transport von Pagasis besorgt werden. Doch sind jetzt Karren und Wagen eingeführt, so daß sie die Lasten nicht mehr auf dem Kopf zu tragen brauchen. Bald sollen Esel an die Stelle der Menschen treten. Von Masaro gehts dann in der „Lady Njassa“ per Dampf sieben Tage lang den Sambesi und Schire hinauf bis nach Katunga am Südende einer Straße, welche zur Umgehung der Murchison-Fälle angelegt worden ist. Hat man auf dieser 22 Meilen zurückgelegt, so kommt man nach Mandala, einer großen Handelsstation im gesunden Oberland von Schire, nur ½ Stunde von der Missionsstation Blantyre. Von da sinds dann noch 35 Meilen bis Matope, und von hier fährt man auf dem „Ilala“ bis in den Njassa-See hinein. Dieser kleine Schraubendampfer gehört der schottisch-freikirchlichen Mission, wird aber nächstens von der Handelsgesellschaft übernommen (gekauft) werden. In Livingstonia und Bandawe, den beiden Missionsstationen am See, sind dann auch Magazine und Handelsfaktoreien. Auf dem Ilala kann man bis ans Nordostende des Sees gelangen, und von hier aus soll nun die „Stevenson's-Straße,“ so genannt nach dem Mann, der das Geld dazu gegeben hat, bis ans Südende des Tanganjika-See's gebaut werden. Hier wird dann wieder eine Station errichtet und ein für die Londoner Mission daselbst bestimmtes Dampf-

Ende April und Anfangs Mai sind wieder fünf Brüder, darunter ein Arzt, Dr. Sims, und zwei Schwestern ausgesandt worden. Zwei Eingeborne vom Congo, welche in England erzogen worden sind, hätten mitgehen sollen, waren aber gerade krank. Bald sollen sie jedoch in ihre Heimat zurückkehren, von zwei anderen schwarzen Christen begleitet, die in niederer Stellung der Mission dienen sollen. Man hofft dann bald die Station am Stanley-See errichten zu können, welche zugleich eine industrielle, medicinische und evangelistische sein soll.

Aus den Tagebüchern der Missionare wäre nun noch viel zu berichten, namentlich über allerlei Reiseabenteuer mit Elephanten, Büffeln, Flußpferden, Krokodilen u. s. f., von großer Noth durch Wolkenbrüche und Ueberschwemmungen, Desertiren der (Kru-) Träger, Beschädigung des kleinen Dampfboots „Livingstone," Grasbrände, Fieber u. s. f. Unser Raum ist aber zu beschränkt, um auch nur einen Auszug daraus zu geben.

— Was die baptistische Mission am Congo betrifft, so waren Miss. Comber und Bentley zu Anfang d. J. damit beschäftigt, das Stahlboot „Plymouth" sammt Zubehör über Land von Vivi nach Isandschila zu schaffen. Da es ihnen an Trägern fehlt, muß der gleiche Weg 10—14 Mal gemacht werden und 3 Monate sind nöthig, um die 500 Lasten ans Ziel zu bringen, während sonst die Strecke (50 englische Meilen) in drei Tagen zurückgelegt werden kann. In San Salvador wird die Lage immer kritischer, weil die Katholiken, von der portugiesischen Regierung unterstützt, den alten schwachen König immer mehr auf ihre Seite bringen. Die Missionare sind jedoch gutes Muths, und die Kommittee in London wird durch die Opferwilligkeit ihrer Freunde aufgemuntert. Auch hat Miss. Weeks in San Salvador, wo er am 4. Febr. ankam, 28 Knaben in der Schule.

— Die schwedische Missions-Expedition, welche zu den Gallas wollte, hat wieder umkehren müssen. Wahrscheinlich steckt der muhammedanische Gouverneur von Sudan dahinter.

Indien.

Vor etwa 60 Jahren nahm sich der englische Kaplan Corrie — später Bischof von Madras — eines armen Tambouren-Sohnes, Bowley an. Dieser wurde später Missionar und erhielt von Bischof Heber die Ordination. 27 Jahre lang arbeitete er dann in Tschunar, wo er unter Anderm auch eine Schule für die Eingebornen errichtete. Einer seiner Schüler war der jetzt in ganz Nordindien bekannte eingeborne Prediger David Mohun. Vor einigen Jahren aber ließ die englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft aus Mangel an Mitteln diese Schule eingehen. Erst in diesem Jahr wurde sie infolge dringender Bitten von Seiten der Ortsbewohner wieder eröffnet. Und diese Eröffnung gestaltete sich zu einer glänzenden

Mitteln, um statt der provisorischen Rohrhütten ordentliche Missionshäuser, Schulen, Kirchen ꝛc. zu bauen. — Die Kommittee der „Mission der norweg. Kirche“ hat erklärt, keine Ansprüche auf † Bischof Schreuders Station geltend machen zu wollen. Dadurch ist einem sonst unvermeidlichen Streit glücklich vorgebeugt worden.

— Die Leiter der Congo-Inland-Mission finden es unendlich viel schwerer, als sie geahnt, das Evangelium das Congo-Thal hinauf nach Innerafrika hineinzutragen; haben aber doch schon so viel Erfolg, daß sie „nicht anders können, als in Gehorsam und Glauben weitermachen.“

Mitte Dez. 1881 reisten Richards, Ingham und Clarke auf der Nordseite des Congo an den Stanley-See. Ihr Plan, über den See nach Ntamo zu gehen und auf der Südseite nach Banza Montiko zurückzukehren, wurde aber durch den bewaffneten Widerstand der Eingebornen am See vereitelt, so daß sie auch die Rückreise auf der Nordseite des Flusses, nur weiter landeinwärts, zu machen genöthigt waren. Ihre Feuerwaffen, von deren Wirkung sie den Eingebornen durch einige Luftschüsse einen Eindruck gaben, erwiesen sich als ein großer Schutz. Das Land fanden sie meist gut bevölkert, die Eingebornen aber sehr mißtrauisch und die Lebensmittel, — sofern solche überhaupt zu haben waren — überaus theuer. „Euer Land muß sehr schlecht sein, daß ihr zu uns gekommen seid“ — meinte ein Häuptling. Man fürchtet, daß die feindliche Haltung der Eingebornen am See französischem Einfluß zuzuschreiben sein dürfte. Auffallend war es auch, daß alle Signale der Missionare von Seiten der Leute auf Stanleys Station in Ntamo unbeachtet blieben. Es ist nun beschlossen, in Zukunft immer dem Südufer des Flusses entlang zu reisen. Die letzte Expedition, welche diesen Weg machte, kam glücklich bis in die Nähe von Ntamo. Da starb am 29. Jan. 1882 Miss. Lanceley, und die Expedition kehrte um. Am 15. März starb auch Miss. Blunt in Paraballa, wo die Mission bereits festen Fuß gefaßt hat und ein solides Wohnhaus als Denkmal von Blunt's Fleiß und Geschicklichkeit dasteht. Am Abend des Begräbnißtags schickte der König Kagumpaka eine Deputation an die überlebenden Missionare, ließ sie seiner Theilnahme versichern und die Befürchtung aussprechen, daß nach so vielen Todesfällen sie nun am Ende das Land verlassen würden; das möchten sie doch nicht thun, sondern dableiben und sie Worte Gottes lehren!

Von einem Aufgeben der Mission ist aber keine Rede. Den 7 Todesfällen gegenüber, welche bisher vorgekommen sind, erinnert man sich an die 19 in der ostafrikanischen Universitäten-Mission und an die 57 in Sierra Leone (in den 20 ersten Jahren), sowie an die 172 Offiziere und 3028 Soldaten, welche von 1875 bis 1880 im Kampf gegen die Zulus fielen.

andere erhebe die Wissenschaft, leiste aber nichts, wieder eine halte sich ans Althergebrachte und richte alles andere u. s. f.

— Ein neues, sehr einflußreiches Tagblatt befürwortet die Unterdrückung aller ausländischen Religionen. So wird viel hin und her geschrieben und geredet — ohne rechten Ernst. Viel Geschrei und wenig Wolle!

Wichtiger ist, daß eine Regierungsverordnung den Schinto-Priestern untersagt hat, bei Leichenfeiern zu fungiren. Das soll scheint's das Monopol der Buddhisten werden.

China.

Der kanadisch-presbyterian. Miss. Mackay, der Ende v. J. auf sein Arbeitsfeld auf der Insel Formosa zurückgekehrt ist, schreibt nach einer 17tägigen Rundreise: „Ueberall kam mir ein so freudiges Willkommen von Heiden, wie von Bekehrten entgegen, daß ich nur in Demuth Gott danken und aus tiefstem Herzen bezeugen kann: Die Chinesen sind nicht undankbar ... Während meines acht Jahre langen Reisens war ich nie und nirgends so bewillkommt worden, wie jetzt, und auf meine Frage, woher das komme, lautete die einstimmige Antwort: ‚Wir haben Sie vermißt und erst während Ihrer Abwesenheit bemerkt, wie viel Sie für uns gethan haben.'"

— Die „China Mail" theilt folgende Korrespondenz aus Tientsin mit: „Es steht fest, daß im Lauf dieses Jahres (1882) in China selbst weit mehr Opium producirt werden wird, als je zuvor, so daß der indische Opiumhandel bereits sehr gelitten hat. In Njutschwang ist derselbe fast Null, und Tientsin, wo jährlich 8—9000 Kisten abgesetzt zu werden pflegten, hat letztes Jahr nur 3000 Kisten gekauft; dieses Jahr werden wohl 2000 genügen. So ists denn dahin gekommen, daß die fromme Erfindung von jenem typischen Chinesen, der die Missionare, welche in der einen Hand die Bibel, in der anderen aber ein Stück indisches — NB. indisches — Opium bringen, entrüstet fragt: „Seid ihr Christen es, die dies Buch drucken und zugleich dies Gift verkaufen? — zur antiquirten Legende geworden ist. Es wird nun wohl irgend eine andere Geschichte erfunden werden müssen. Die Heiden werden nach wie vor unsere hl. Schriften — in Uebersetzungen von zweifelhaftem Werth — erhalten; aber die alte Fabel, welche bei Missionsfesten die Zuhörer zu Thränen zu rühren pflegte, wird wirkungslos werden, sobald einmal das einzige Opium, welches der wahrheitsuchende Chinese erlangen kann, nicht mehr aus Indien, sondern aus China selbst kommt.

„Ich bin der allerernsthafteste Mensch, den man sich denken kann, denn das Leben ist in diesen traurigen Tagen nur allzu ernst; aber je und je fühle ich mich doch versucht, die sokratische Methode auf all die verschiedenen Gründe anzuwenden, welche in Exeter Hall und andern Versammlungsorten der streitenden Sekten da-

Feier. Von nah und fern waren alte Schüler, jetzt meist Beamte oder sonst angesehene Männer, herbeigeeilt, und einer derselben, ein pensionirter hoher Regierungsangestellter aus Haiderabad, trug eine kurze Geschichte der Schule vor und erzählte, wie viel er selbst derselben verdanke, und führte eine lange Reihe bekannter Männer auf, die hier gelernt. Darunter waren auch einige christliche Namen. Der Redner selbst aber ist ein Muhammedaner!

— In Bombay hat eine große Versammlung von Eingebornen der verschiedensten Kasten und Stämme stattgefunden, um Gott zu danken für die Bewahrung, welche die Königin Viktoria bei dem Attentat erfahren hat, das im Anfang d. J. auf sie gemacht wurde. Ein Brahmane, den man zu diesem Zweck aus Baroda hatte kommen lassen, hielt dabei eine Predigt in der Mahratta-Sprache!

— Im December 1881 hat der in Gowahati, Assam, stationirte Baptisten-Miss. Kandura 66 Bekehrte getauft, die in einer Reihe von Dörfern zerstreut wohnen. Um dieselbe Zeit taufte Miss. Phillips 25 Garros. Am 18. Nov. aber starb in Tura der tüchtige Garro-Prediger Tschakin, ein schmerzlicher Verlust.

Japan.

Nach der neuesten Zählung haben die 83 evang. Gemeinden Japans zusammen 3811 erwachsene getaufte Mitglieder. Getaufte Kinder gibts 601; Missionsschüler 2191, Predigerseminaristen 93, Sonntagsschüler 3794. Die Geldbeiträge der Eingebornen betrugen im v. J. 8772 Dollars, wovon 4492 auf die Gemeinden der Bostoner Miss.-Gesellschaft kommen. In den letzten zwei Jahren ist die Zahl der erwachsenen Getauften um 1110 gewachsen. Im Jahr 1881 wurden 115,000 hl. Schriften (N. Test. und Bibeltheile) für 16,000 Dollars abgesetzt.

— Die japanischen Zeitungen fahren fort, die Frage nach der besten Religion zu besprechen. Ein buddhistisches Blatt nennt den Schintoismus „ein verlöschendes Licht, das noch einmal aufflackert, ehe es ganz ausgeht," den Konfucianismus „ein System, das aus nichts als faulendem Bodensatz bestehe und nur greisenhafte Anhänger habe;" der Buddhismus sei im Belagerungszustand; von seinen zahlreichen Sekten habe die eine keinen Gelehrten mehr aufzuweisen, die andre weder Leute noch Geld, die dritte habe nur noch Einen Anhänger, die vierte sei „unveränderlich, eigensinnig, stolz, wie ein Stein," die fünfte hänge am Baum, wie eine vertrocknete und vergessene Frucht, die Schinschiu-Sekte endlich verschaffe sich durch Schmeichelei Geld und blende das gemeine Volk durch allerlei Glanz! Das Christenthum, die angreifende Religion, zerfalle auch in viele Sekten: die eine sei ein Wolf in Schafskleidern, die andere mache viel Propaganda, sei aber zum Stolz und Schlendrian geneigt, einer anderen fehle es an Wissenschaft, wieder eine

e erhebe die Wissenschaft,
aber nichts, wieder eine
sich ans Althergebrachte und
alles andere u. s. f.

Ein neues, sehr einfluß-
s Tagblatt befürwortet die
drückung aller ausländischen
ionen. So wird viel hin
er geschrieben und geredet —
rechten Ernst. Viel Ge-
und wenig Wolle!

Richtiger ist, daß eine Re-
ngsverordnung den Schinto-
tern untersagt hat, bei Lei-
iern zu fungiren. Das soll
t's das Monopol der Bud-
n werden.

China.

er kanadisch-presbyterian.
Mackay, der Ende v. J.
in Arbeitsfeld auf der Insel
osa zurückgekehrt ist, schreibt
einer 17tägigen Rundreise:
erall kam mir ein so freu-
Willkommen von Heiden,
on Bekehrten entgegen, daß
ur in Demuth Gott danken
us tiefstem Herzen bezeugen
: Die Chinesen sind
t undankbar ... Wäh-
meines acht Jahre langen
ns war ich nie und nirgends
willkommt worden, wie jetzt,
uf meine Frage, woher das
e, lautete die einstimmige
ort: ‚Wir haben Sie ver-
und erst während Ihrer
senheit bemerkt, wie viel
für uns gethan haben.'"

Die „China Mail" theilt
de Korrespondenz aus Tien-
mit: „Es steht fest, daß im
dieses Jahres (1882) in
selbst weit mehr Opium
producirt werden wird, als je zuvor, so daß der indische Opiumhandel bereits sehr gelitten hat. In Nutschwang ist derselbe fast Null, und Tientsin, wo jährlich 8—9000 Kisten abgesetzt zu werden pflegten, hat letztes Jahr nur 3000 Kisten gekauft; dieses Jahr werden wohl 2000 genügen. So ists denn dahin gekommen, daß die fromme Erfindung von jenem typischen Chinesen, der die Missionare, welche in der einen Hand die Bibel, in der anderen aber ein Stück indisches — NB. indisches — Opium bringen, entrüstet fragt: „Seid ihr Christen es, die dies Buch drucken und zugleich dies Gift verkaufen? — zur antiquirten Legende geworden ist. Es wird nun wohl irgend eine andere Geschichte erfunden werden müssen. Die Heiden werden nach wie vor unsere hl. Schriften — in Uebersetzungen von zweifelhaftem Werth — erhalten; aber die alte Fabel, welche bei Missionsfesten die Zuhörer zu Thränen zu rühren pflegte, wird wirkungslos werden, sobald einmal das einzige Opium, welches der wahrheitsuchende Chinese erlangen kann, nicht mehr aus Indien, sondern aus China selbst kommt.

„Ich bin der allerernsthafteste Mensch, den man sich denken kann, denn das Leben ist in diesen traurigen Tagen nur allzu ernst; aber je und je fühle ich mich doch versucht, die sokratische Methode auf all die verschiedenen Gründe anzuwenden, welche in Exeter Hall und andern Versammlungsorten der streitenden Sekten da-

für angegeben werden, daß das protestantische Christenthum (nach Dissenter-Art) so langsame Fortschritte im Orient macht. Die hier herrschende Sprachverwirrung setzt mich in Verlegenheit.

„Man bringe kein ausländisches Opium mehr nach China, ja man zerstöre alle Opiumpflanzungen in China selbst — und die Chinesen werden doch nie so leben, wie die Missionare es von ihnen verlangen. Das Klima von China ist ein eigenthümliches, das Blut der Chinesen cirkulirt ganz anders (!!) als das unsere, der Chinese arbeitet übermäßig, bis zur Erschöpfung, und wird schlecht dafür bezahlt, ja manche Arbeiten, die er thun muß, sind für Menschenkraft überhaupt zu anstrengend. Da ist nun Opium der billigste Tröster, den er haben kann, und derselbe muß nothwendig, wenn einmal abgeschafft, durch etwas Anderes ersetzt werden. Ich leugne nicht, daß Opium ein nichtswürdiger Stoff ist, sondern behaupte nur, daß dieser Stoff vielen Millionen unentbehrlich geworden. In gewissen Staaten Nordamerikas, wo alle alkoholischen Getränke bis auf den Gladstonischen Rothwein herab verboten sind, wenden die Leute sich jetzt dem Opium zu oder rauchen und kauen Tabak in lebensgefährlichem Uebermaß. Wenn das Opiumrauchen in China unmöglich gemacht wird, so werden die daran Gewöhnten sich nach einem billigen, wahrscheinlich schädlichen Ersatzmittel umsehen. Alkohol *mag* moralisch und physisch unschuldiger sein, wesentlich schlecht aber und Unglück bringend sind beide ..... und in Zukunft wird man über die Verheerungen jammern, welche durch berauschende Getränke in China angerichtet werden. Die Menschen wollen nun einmal etwas der Art haben."

Der Seitenhieb, welcher dieser geistreiche Korrespondent den chinesischen *Bibelübersetzungen* ertheilt, ist wahrscheinlich veranlaßt durch eine Kritik, welcher der gelehrte Giles dieselben neulich in der China Review unterzogen hat. Er wirft den Uebersetzern hauptsächlich vor, daß sie sich vieler Ausdrücke und Phrasen, welche in der klassischen chinesischen Literatur geläufig sind, zur Wiedergabe biblischer Gedanken nicht *bedient* haben, übersieht aber, daß die betreffenden Redensarten wesentlich heidnischen Sinn haben und daher *geflissentlich* von den Uebersetzern vermieden worden sind. Der Eifer aber, mit welchem der Opiumhandel neuerdings von denen vertheidigt wird, welche ein Interesse an seiner Fortdauer haben, ist ein Beweis dafür, daß diese Herren Angst haben, es könnte den Bekämpfern desselben doch am Ende bald gelingen, seine Abschaffung durchzusetzen.

Oceanien.

Vor 10 Jahren taufte Bischof Patteson den Erstling der *Banks-Insulaner* auf *Mota*. Seither sind dort große Fortschritte gemacht worden. Die früher so gewöhnlichen Streitigkeiten und Kriege sind zur Seltenheit ge-

n. Die Vielweiberei ist im erben, ebenso der Kinder= Das Kleidertragen wird . Sonst ist von äußeren rfortschritten freilich noch viel zu sehen. Aber 21 en sind im Gang. Die r haben ihre Bildung in narama und auf der Nor= nsel erhalten. Am schlimm= stehts noch auf der Insel (Santa Maria), wo neuer= wieder einige greuliche thaten vorgekommen sind. Ganzen wurden letztes Jahr Erwachsene und 59 Kinder st; 590 Kinder besuchten Schule; in den Sonntags= n waren durchschnittlich 1241 send. Der sog. Kulihandel, die Anwerbung von einge= n Arbeitern und ihre Ueber= ng in andere Länder ist immer eine Quelle vielen ls, obgleich das Auge des es, resp. ein englisches Kriegs= jetzt darüber wacht, daß Vergewaltigungen und Un= tigkeiten nicht vorkommen rüher.

Miss. Sturges, der vor ahren zum erstenmal nach onesien ausgesandt wurde, ich in Amerika so erholt, r im Juni mit dem „Mor= rn" auf seinen Posten zu= kehren gedachte. Seine Frau in Amerika. Der „Mor= rn" kam Anfang Februar einem bedenklichen Leck in lulu an, ist aber wieder bessert worden.

Miss. Taylor auf der Insel jang berichtet, daß auf na, Marakei und Tarawa die Leute ihren Häuptlingen nicht mehr gehorchen, sondern alles „gleich" machen, und daß sie dabei genau dieselben Schlag= wörter im Munde führen und die gleichen Beweggründe haben, wie die Socialisten und Kommu= nisten in Europa. Die Missio= nare lehren sie natürlich, daß man Gott fürchten und den König ehren müsse.

— In Apemama hat der König von seinen 34 Weibern 33 entlassen und sich zur Taufe gemeldet; 56 Testamente, 156 Lesebücher, 78 Rechenbücher, 121 Gesangbücher, 70 Geographie= bücher und ebensoviel biblische Geschichtsbücher sind dort ver= kauft worden und 200 Heiden haben um Unterricht gebeten. Auch in Butaratari steht alles gut! auf Ruk arbeiten David und seine Frau an den Wilden.

— Was das Blutbad auf Tapiteuea (Sept. 1880) betrifft, so haben im Auftrag der Hawaii= schen Evang. Gesellschaft Missio= nar Taylor, Kapitän Bray und drei eingeborne Prediger die Sache genau untersucht. Das Er= gebniß ist ein trauriges: der ha= waiische Lehrer Nalimu, der seit 11 Jahren zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten gearbeitet hat, ist der Hauptanstifter jenes Blut= bads gewesen. Die Insulaner waren in eine heidnische und eine christlich gesinnte Partei gespalten. Die heidnische wollte lieber trin= ken, tanzen und lärmen, als lernen. Natürlich kam es zu Reibungen und Streitigkeiten. Und nun erklärte Nalimu seiner Partei, es sei ihre Pflicht, gegen

die Feinde des Herrn zu Felde zu ziehen. Nur allzugern folgten sie seinem Rath, fielen über die Heiden her und machten ohne Erbarmen Männer, Weiber und Kinder nieder. Die Zahl der Getödteten wird verschieden angegeben. Die niedrigste Angabe ist 300, die höchste 700. Die Leichname wurden dann aufgehäuft und verbrannt.

Aehnliche Dinge sind bekanntlich in Mikronesien früher an der Tagesordnung gewesen; das Schreckliche in diesem Fall ist aber der Umstand, daß ein christlicher Lehrer im fleischlichen Eifer seine Pflegbefohlenen, statt sie zum Frieden anzuhalten, auf den Feind gehetzt hat. Der „Missionary Herald" bezeichnet ihn als einen Verbrecher und sein Auftreten als eine schwarze That. Die hawaiische Evangel. Gesellschaft will Schritte zu seiner Bestrafung thun. Matth. 18, 7.

Amerika.

In den Ver. Staaten gibts eine Frauengesellschaft zum Schutz der Indianer, und diese hat neulich wieder den Kongreß petitionirt, er möge doch dafür sorgen: 1) daß die mit den Indianern abgeschlossenen Verträge auch gehalten werden; 2) daß für die 60,000 schulfähigen Indianerkinder eine genügende Anzahl von Schulen errichtet werden; 3) daß jedem einzelnen Indianer, der es wünsche, innerhalb der seinem Stamm eingeräumten Reservation ein auf 20 Jahre unveräußerlicher Privatgrundbesitz zugestanden werde; 4) daß den Indianern der Schutz der Gesetze ebenso zu gut komme, wie den Bürgern der Ver. Staaten, daß sie zu Handwerken und zum Handeltreiben ermuntert werden ꝛc. Auch wurde in Washington eine glänzende Versammlung gehalten, vor welcher zwei Zöglinge der Indianerschule in Hampton ihre Künste zeigten und gehörig bewundert wurden. Die Versammlung unterstützte jene Bittschrift und protestirte dagegen, daß dieselbe einfach zu den Akten gelegt und wieder vergessen werde.

— Die Brüdermissionare in Labrador klagen darüber, daß die Eskimo sich schon so an europäische Lebensweise gewöhnt haben, daß ihnen Fleisch und Fisch nicht genügt, sondern sie nach Schiffsbrot u. dgl. verlangen; daß aber auch oft Mangel an Fleisch und Fisch herrsche und so die Mission gezwungen sei, sie durch Darreichung von Lebensmitteln zu unterstützen. „Es ist geradezu undenkbar, daß unsere Eskimo nach europäischen Begriffen selbständig werden können; zu dumm oder zu wenig selbstsüchtig sind sie wahrlich nicht, aber ihre Abhängigkeit von den äußeren Verhältnissen (Witterung, Jagdunglück ꝛc.) ist zu groß."

Aus Grönland (Lichtenfels) dagegen schreibt ein Missionar: „Es ist bisher auf verschiedene Weise versucht worden, den Grönländern aufzuhelfen; leider aber vergeblich. Leute, die sich so sehr auf die Hilfe der Europäer verlassen, wie unsere Grönländer, können nicht anders als durch

Nöthigung zur Selbsthilfe kurirt werden; d. h. man muß sich ihrer Zudringlichkeit gegenüber einen Panzer anlegen und sie sich selbst überlassen, so schwer es auch oft ist, dem selbstverschuldeten Elend gegenüber hart zu scheinen. So lange man durch falsche Hilfe — unentgeltliche Verabreichung von Kleidern und Lebensmitteln — dem Grönländer aufzuhelfen sucht, wird man sich nicht nur selbst betrügen, sondern das arme Volk auch dem völligen Untergang immer näher bringen. Will man etwas Wirksames thun, um den wirklich Bedürftigen in Wahrheit aufzuhelfen, so muß man ihnen die Mittel in die Hände geben, um sich durchzubringen, d. h. sie müssen arbeiten. Bedürftig ist aber niemals der gesunde Mann, denn dieser gehört in den Kajak (Boot), und wenn er denselben treu gebraucht nach dem Befehl des Herrn, so ist alles sein Eigenthum, was das reiche Meer an lebendigen Schätzen in sich birgt, und das ist mehr als genug für ihn und für die, welche er zu versorgen hat." Lichtenfels ist wohl die ärmste der grönländischen Gemeinden, Miss. Starik aber hat derselben durch Einführung des Netzfanges zu einer reichen Seehundsernte verholfen. Die Ueberwachung desselben hat freilich viel Zeit und Mühe gekostet.

— Die Erweckung auf der Moskito-Küste, welche in Magdala begann, hat sich über das ganze Land, ja sogar auf die unter spanischer Botmäßigkeit stehenden Indianerdörfer verbreitet. In Karata wurden am 16. Nov. 66 Indianer getauft, Tags darauf 18 Paare getraut. Am 1. Jan. wurden in Bluefields 19 Personen in die Gemeinde aufgenommen. „Gott sei mir, dem Sünder, gnädig!" und „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!" — das ist meist der Ausdruck, welchen die Erweckten ihren Empfindungen geben. Die Missionare sind dabei Tag und Nacht in Anspruch genommen mit Trösten, Belehren, Ermahnen, Beruhigen, Beten. In Karata fand man selbst kleine Kinder, welche kaum sprechen konnten, auf den Knieen liegend; mehrere Abende zog die ganze Kinderschaar, geistliche Lieder singend, im Ort herum. An mehreren Orten haben die Heiden um Lehrer gebeten. Aber es fehlt an Kräften. „Wenn doch nur einmal ein rechter Missionsfreund käme und das Verlangen dieser Leutchen nach dem Evangelium sähe, dann würden uns auch die Mittel nicht fehlen." Die Zahl der Taufkandidaten beläuft sich auf 200—300. Ein besonderer Segen dieser Erweckung ist der, daß dadurch viele von den politischen Umtrieben abgezogen worden sind, welche gegenwärtig das Land aufregen.

Traurig aber ist die Selbstüberhebung und theilweise Geisteszerrüttung mancher Erweckter. So schreibt Br. Sieborger: „Eine Zeitlang wurden uns von manchen Personen fast täglich Botschaften gebracht, die sie im verzückten Zustande vom Herrn erhalten haben wollten. Der Inhalt derselben war mei-

stens der Befehl, die erweckten Leute sogleich zu taufen und zu trauen. Da ich mich aber entschieden weigerte, ohne vorhergegangenen Unterricht Leute zu taufen, so wurde mir, angeblich vom Herrn, verkündet, daß die Erde keinen Tag mehr stehen werde, ja sogar, daß ich mit meiner ganzen Familie direkt zur Hölle fahren würde. Aus solchen Aussprüchen, wie auch aus den wunderlichen Visionen, die sie hatten, war deutlich zu erkennen, wie der eigene Geist sich häufig für des Herrn Geist ansah; sie meinten, als eine Wolkenbildung eine ganz entfernte Aehnlichkeit von einem Kreuze zeigte, darin eines der verheißenen Zeichen am Himmel zu erblicken ꝛc. Da galt es denn in Ernst und Liebe, gestützt auf das Wort Gottes, zu ermahnen und zu strafen, was dann besonders schwer war, wenn die wirklich Geförderten selbst mir manchmal entgegentraten. Aber der Herr, unsere Hilfe, hat auch hier geholfen, so daß sich die Gemüther nach einiger Zeit wieder beruhigten und das Bibelwort zur allgemeinen Geltung kam."

Sehr schmerzlich ist auch der Umstand, daß der Missionsgehilfe Br. Pinnock in Bethanien wegen Geistesstörung in eine Anstalt nach Jamaika hat gebracht werden müssen, um so schmerzlicher, als die Leute in Bethanien und der Umgegend nach Gottes Wort hungern. „Das ist auch Unkraut unter dem Weizen, wodurch einestheils der böse Feind dem Werk Gottes eine Kraft entzieht, anderntheils Mißtrauen und Lästerung über dasselbe bringt."

(Miss.-Bl. d. Br.-Gem.)

Todesfälle.

Die Quäker-Mission unter den Krik-Indianern in Tullahassi hat zwei schwere Verluste erlitten. Am 1. Mai 1881 starb, 91 Jahre alt, Frl. A. Thompson, die seit 1821 zuerst unter den Tscherokesen, dann unter den Kriks gearbeitet hat; und am 26. Juni 1881 folgte ihr Miss. W. S. Robertson, der beinahe 32 Jahre wie ein Sohn ihr zur Seite gestanden war und den Indianern als Schulmeister, Prediger, Seelsorger, Berather treulich gedient, je und je auch den Pflug zu führen und die Axt zu schwingen nicht verschmäht hatte.

— Aus Sansibar meldet ein Telegramm den Tod des Miss. Ch. A. Janson von der englischen Universitäten-Mission, — der 19. Todesfall in dieser erst vor 22—23 Jahren begonnenen Mission.

— In Alt-Kalabar starb am 26. Jan. Frau Miss. Anderson nach 41jähriger Ehe und ebenso langem Missionsdienst, zuerst in Jamaika, dann in Afrika. Sie war in Jamaika geboren, ihr Vater war ein Deutscher.

— Am 17. Febr. starb Frau Miss. Hall, 74 Jahr alt, nach mehr als 47jähriger Arbeit unter den Seneka-Indianern.

— In der Nähe von Smyrna starb am 20. Febr. Miss. J. Th. Wolters, nur drei Tage nach dem Heimgang seiner Gattin. Er war ein früherer Zögling des

Basler Missionshauses, arbeitete anfangs in Persien, trat aber 1837 nach dem Eingehen der Basler Mission in Südrußland und Persien in die Dienste der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft. Als seine Frau krank wurde, war er noch ziemlich gesund, in der Nacht vom 12. auf den 13. wurde er aber vom Schlage gerührt.

— Am 21. Febr. starb nach 40jähriger Arbeit in Südafrika der rheinische Miss. Wilh. Alheit. Von seiner Station Saron war er nach Tulbagh unterwegs, um dem Begräbniß seiner Schwester, der nach 47jähriger Ehe gestorbenen Frau seines Kollegen Zahn, beizuwohnen. Durch Anstoßen des Wagens an einen Stein wurde er von seinem Sitz auf die Erde geschleudert, kam unter die Räder und war nach ein paar qualvollen Stunden eine Leiche. Den ganzen Weg hatte seine Tochter die Pferde gelenkt, bis er selbst die Zügel in die Hände nahm und gleich darauf der verhängnißvolle Stoß geschah! Tags darauf wurden in Tulbagh zwei Leichen statt einer begraben!

— Am 22. Februar starb in Bailunde Miss. Bagster, der Führer der amerikan. Missionsexpedition nach Bihe. Er war geboren am 20. Okt. 1847 in London als Großsohn des bekannten Buchhändlers Samuel Bagster, hatte schon als Knabe den Wunsch, dem Herrn in Afrika zu dienen, war 1866 nach Kanada gegangen, 1867 nach England zurückgekehrt, 1872 wieder nach Kanada gegangen, mit der ausgesprochenen Absicht, ein Vermögen zu sammeln und dann auf eigene Kosten nach Afrika zu ziehen. Das Vermögen kam aber nicht so schnell. 1873 gieng er daher nach Kalifornien, wo er fleißig arbeitete, aber auch nicht reich wurde. So entschloß er sich denn zum Eintritt in eine Missionsgesellschaft, studirte noch 2 Jahre in einem Predigerseminar, wurde am 9. Juni 1880 ordinirt und reiste schon 7. Aug. nach Westafrika ab, voll Freuden, daß Gott ihn eines solchen Auftrags gewürdigt hatte, aber auch entschlossen „vor allem für seine Gesundheit Sorge zu tragen, da dieselbe jetzt, einer so großen Sache geweiht, zu werthvoll ist, um leichtsinnig aufs Spiel gesetzt zu werden." Am 10. Nov. 1880 kam er mit Sanders und Miller in Benguela an, erst am 9. März 1881 konnten sie ins Innere aufbrechen; am 22. kamen sie in Bailunda an. Hier, 5000 Fuß über dem Meer, ists gesund; Bagster mußte aber wiederholt an die Küste zurückreisen und hier holte er sich das Fieber. Nach einer schweren Leidenswoche und einer zweitägigen Bewußtlosigkeit starb er an einer Congestion des Gehirns, die durch Hypertrophie des Herzens herbeigeführt war. Die eigentliche Todesursache aber war doch das Fieber, gegen welches Bagster durchaus kein Chinin nehmen wollte. Sein Kollege Dr. Nichols meint, daß auch wirklich das Chinin ihn schließlich ebenso gewiß umgebracht haben würde, als das Fieber, weil er eben

durch sein Herzleiden zu Congestionen des Gehirns geneigt war und diese gerade durch Chinin befördert werden. Die Nachricht vom Tode Mc. Coll's, des Führers der Congo Inland-Mission, war ihm ein Wink, daß auch er sich bereit zu machen habe. Seine ungewöhnliche Menschen- und Sachkenntniß, verbunden mit völliger, begeisterter Hingebung an den Missionsberuf, scheinen unersetzlich. Aber auch die Seinigen in London, mit denen er in zärtlichster Liebe verbunden war, werden diesen Verlust schwer empfinden.

— Am 25. Febr. starb in Menzingen der rheinische Miss. Dilthey, 1871—80 in China thätig.

— Am 5. März starb die vor einigen Monaten erst verwitwete Frau des Bischofs Barclay von Jerusalem.

— Am 7. März starb plötzlich in Antananariwo die Gemahlin des anglikanischen Bischofs Kestell-Cornish.

— Am 29. März starb in einer Irrenanstalt zu Madras der amerik.-luther. Missionar Carlson, dessen Frau eben die letzten Schritte zu ihrer und ihres kranken Mannes Ueberfahrt nach Amerika gethan hatte.

Allerlei.

„Komm und siehe!" Herr Bainbridge, jener amerikanische Geistliche, welcher neulich eine Reise um die Welt gemacht und darüber ein Buch geschrieben hat, bekennt von sich: „Als ich von Amerika abreiste, hatte ich gar viel an den Missionaren und den Missionskommitteen auszusetzen. Es war mir durch Gottes Gnade gelungen, diese meine Bedenken größtentheils für mich zu behalten; aber sie waren doch stark genug gewesen, meinen eigenen Missionseifer zu dämpfen. Nun habe ich aber die Missionsarbeit und die Missionare aus eigener Anschauung kennen gelernt, und der größte Theil jener Bedenken ist völlig verschwunden. Mit diesem freiwilligen Bekenntniß bin ich nach Amerika zurückgekommen."

— 29 Kandidaten des Predigtamts haben sich der presbyt. Missionskommittee in Nordamerika zur Verfügung gestellt. „Nichts Aehnliches ist je in der Geschichte dieser Missionsgesellschaft vorgekommen." Von 45 theologischen Seminaren hört man, daß seit Gründung eines „Allgem. Studenten-Missionsbundes" das Interesse für die Mission in ihnen bedeutend zugenommen habe. 98 Mitglieder dieses Bundes sollen entschlossen sein, selbst Missionare zu werden.

— Beim Jahresfest der Wesleyanischen Missions-Gesellschaft im Mai wurde das Deficit der Gesellschaft im Betrag von 160,000 Mk. in zwei Versammlungen völlig gedeckt. Hr. M'Arthur allein gab 20,000 Mk.

— Die englische Ausbreitungsgesellschaft hat 594 Missionare, von denen 163 in Asien, 130 in Afrika, 48 in Australien, 252 in Amerika, 1 in Europa arbeiten; dazu 1183

Katechisten und Lehrer und 300 Predigerseminaristen, meist eingeborne.

— Beim Jahresfest der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft (2. Mai) war diesmal kein einziger englischer Bischof anwesend (wohl Kolonial- und Missionsbischöfe, aber kein einziger Vertreter des englischen Episkopats!). 19 neue Missionare wurden im letzten Jahr in Dienst genommen: 3 kommen von der Universität Oxford, 4 von Cambridge, 2 von Dublin und 4 Mediciner von Edinburg, darunter der Adoptivsohn des Miss. Clark, ein Afghane von Geburt. Der Jahresbericht meldet von Fortschritt auf allen Gebieten. Ein trauriges Ereigniß aber ist der Bruch zwischen dem verdienten Laien-Missionar Duncan, dem Gründer des christlichen Indianerdorfes Metlakahtla, und der Gesellschaft. „Seit Jahren hat die Kommittee versucht, in M. einen ordinirten Missionar zu stationiren, es wurde aber nie etwas daraus, und jetzt ist's an den Tag gekommen, daß — selbst wenn ein Geistlicher in M. wäre — Hr. Duncan gegen die Zulassung der Indianer zum Abendmahl protestiren würde.

„Als 1877—78 Bischof Bompas M. besuchte, wollte er einen Bruch verhindern und enthielt sich daher eines energischen Auftretens in dieser Frage, und als 1879 Bischof Ridley hinkam, wollte auch er es noch zu keiner Krise kommen lassen. Die Kommittee aber konnte es unmöglich dulden, daß irgend ein Mensch — sei es auch ein Hr. Duncan — Christen, die schon seit 15—20 Jahren getauft sind, auf die Dauer an der Ausübung des Befehles Jesu: „solches thut zu meinem Gedächtniß" verhinderte; aus langer umfassender Erfahrung konnte sie ihn vielmehr versichern, daß schon allerlei Bekehrte aus den verschiedensten Nationen, obgleich noch eben solche ‚Kindlein in Christo' wie jene Indianer, mit großem Segen das hl. Abendmahl genossen haben. Lange begnügte sie sich, aus Respekt vor den bisherigen Leistungen Duncans, ihm bloß Vorstellungen zu machen, zuzuwarten, zu beten u. s. f., bis endlich im Spätjahr 1881 Hr. Duncan selbst eine Entscheidung forderte. Daraufhin hat sie denn endgültig angeordnet, wie es von nun an auch in Metlakahtla müsse gehalten werden. Zu ihrem tiefen Schmerze sind diese ihre Anordnungen aber nicht befolgt worden, und die Folge hievon ist, daß gegenwärtig Duncan und die ihm treu anhängenden Indianer-Christen sich in einem Zustand der Renitenz gegen die Missionsgesellschaft befinden. Noch immer hofft die Kommittee, daß Hr. Duncan sich von seinem Irrthum werde abbringen lassen; sollte das aber nicht geschehen, so fühlt sie sich doch verpflichtet — soviel an ihr ist — diese Indianer-Christen bei der englischen Kirche festzuhalten und ihnen den vollen Genuß der Gnadenmittel zu verschaffen. Das dortige Missionsfeld ist ein vielversprechendes, und die Kommittee wird fortfahren, es nach Kräften zu bearbeiten."

Unter den Festrednern ragte Sir Bartle Frere hervor. Er erzählte u. And. von einem arabischen Gassenbuben Selim aus Jerusalem, der Stanley auf seinen Reisen begleitet, dann Dolmetscher in Jerusalem geworden, dann eine Reise durch Amerika gemacht habe und hier von der Wahrheit des Christenthums so ergriffen worden, daß er sich der Gesellschaft der Freunde angeschlossen habe und jetzt in Edinburg Medicin studire, um Missionsarzt zu werden! Ueber Indien sagte er: Die Furcht der Regierung, daß die Mission politische Unruhen erzeugen könnte, sei früher so groß gewesen, daß z. B. ein Beamter, der sich geschämt haben würde, für einen Verleugner seines Glaubens gehalten zu werden, aus den Regierungsschulen die Bibel wieder verbannt habe, welche dort unter voller Beistimmung der Eltern wie der Kinder vom Lehrer erklärt wurde. Das sei jetzt doch ganz anders geworden — ein großer und auch im Blick auf andere Missionsgebiete ermuthigender Umschwung. „Aber wenn der Tag anbricht, bricht auch erst recht die Arbeitszeit an."

Canon Tristram sprach von der englisch-kirchlichen Mission in Palästina als der einzigen dort, welche direkt die Muhammedaner zu bekehren suche. In Gaza habe der Pascha ihm gesagt: „Wenn Sie uns einen Missionsarzt hieher senden wollten, ganz Gaza würde ihnen zu Füßen liegen." Im Kopf seien viele Muhammedaner schon bekehrt, aber noch nicht im Herzen. Viele schicken nicht nur ihre Söhne, sondern auch ihre Töchter in die Missionsschule. Wer hätte noch vor wenig Jahren das für möglich gehalten, daß z. B. in Gaza 50 muhammedanische Mädchen die Schule besuchen?! Rühmend hob er hervor, wieviel von deutschen Christen für Bischof Gobat's Schulen und Anstalten geschehe. Ein großer Theil der Mittel, mit welchen die englisch-kirchliche Mission in Palästina betrieben wird, komme aus Deutschland. Was den Einfluß der Mission auf die griechische Kirche betreffe, so suchen manche Priester und andere Mitglieder derselben Schutz bei den Anglikanern gegen Rom, das großartige Propaganda im Morgenlande mache.

Bischof Burdon von Hongkong schilderte das chinesische Missionsgebiet als ein herrliches einladendes Arbeitsfeld, das alle darauf verwandte Mühe reichlich lohne, und protestirte in starken Ausdrücken gegen den Opiumhandel.

Sehr interessante Mittheilungen über Persien machte Miss. Bruce: Zuerst habe er 10 Jahre lang in Indien an der Grenze von Afghanistan gearbeitet, dann sei er bei einem Erholungsaufenthalt in England mit jemand zusammengetroffen, der selbst in Persien gearbeitet hatte; habe angefangen, sich lebhaft für Persien zu interessiren und dann seine Gedanken dem ehrwürdigen Henry Venn mitgetheilt. Dieser habe seinen Vorschlag mit Freudenthränen aufgenommen. So sei

er denn im Jahr 1869 zunächst nur für einige Monate nach Persien gegangen. Die Entscheidung der Kommittee, ob er länger dort bleiben oder weiter nach Indien ziehen solle, ließ auf sich warten. Da baten 9 Muhammedaner um die Taufe! Eine große Hungersnoth brach aus, ein Telegramm aus England versprach Geld und bald kamen 3500 Pfund für die Hungernden, ein anderes Telegramm von Pfr. Haas zeigte an, daß 1000 Pfund aus Württemberg kommen würden. Im Lauf eines Monats hatte er 16,000 Pfund beisammen: Juden, Christen und Muhammedaner wurden unterstützt. Für ein zu gründendes Waisenhaus bot Pfr. Haas weitere 1600 Pfund an. Das Waisenhaus wurde eröffnet, jene Summe aber kam an die Basler Mission, nachdem Pfr. Haas aus London vernommen, Miss. Bruce sei nur auf der Durchreise in Persien und gar nicht dort stationirt. Der Basler Missionsversuch mißglückte aber und der Rest jenes türkischen Waisenfonds kam schließlich doch in Bruce's Hände, nachdem inzwischen von anderen Freunden auf ganz merkwürdige Weise die nöthigen Mittel gekommen waren. Dann half ein Armenier ihm zur Gründung einer großen Schule, in welche neben 100 Armeniern auch 30 muhammedanische Schüler kamen, bis eine Verfolgung sie daraus vertrieb. Jetzt steht ein Missionsarzt, Dr. Hörnle, ihm zur Seite, das persische N. T. ist in revidirter Ausgabe fertig, und die englisch-kirchliche Miss.-Ges. kann nun Persien nicht mehr aufgeben.

Bischof Crowther erinnerte an die Anfänge der Niger-Mission (1857), schilderte die großen Fortschritte, welche dieselbe gemacht, und befürwortete die Einsetzung von noch mehr schwarzen Bischöfen in Westafrika. Das Experiment, das man vor 40 Jahren gemacht, Eingeborne zu ordiniren und selbständig zu stellen, sei gelungen; gegenwärtig sei die Zahl der schwarzen Geistlichen in Westafrika 49; man solle nur so weitermachen.

— Die britische Bibelgesellschaft hat im v.J. 2,038,000 hl. Schriften, d. h. Bibeln, Testamente und „Theile" verbreitet. Das macht per Tag beinahe 10,000 Exemplare. In Europa hat sie 300, in außereuropäischen Ländern zusammen 200 Kolporteure im Dienst. Ihr Jahresbericht ist eine förmliche Weltumschau, welche tiefe Blicke in das Leben der verschiedenen Völker und Staaten thun läßt. Das Bibeldepot in Kiew (Rußland) war dreimal in Gefahr, zerstört zu werden, weil der judenverfolgende Pöbel es wegen der dort ausgestellten hebräischen Bücher für ein jüdisches Geschäft hielt. Unter die Wallfahrer in Palästina wurden 11,000 einzelne Evangelien vertheilt. Für Nordafrika und im malaiischen Archipel sind neue Agenturen gegründet worden; in Persien, China, Japan u. s. f. ist das Werk bedeutend ausgedehnt worden. Was die englische Bibel betrifft, so bleibt die Gesellschaft

einstweilen dabei, nur die bisherige Uebersetzung (Authorized Version) zu drucken und zu verbreiten, behält sich aber eine anderweitige Entscheidung auf die Zeit vor, wenn einmal die Revision der ganzen Bibel fertig sein wird. Bis jetzt ist ja nur das N. T. in revidirter Uebersetzung erschienen.

— Die Zahl sämmtlicher Londoner religiösen Mai-Versammlungen war dies Jahr etwa 250. Bei 50 soll der 81jährige Lord Shaftesbury präsidirt haben.

— Vor 5—6 Jahren entschloß sich ein Nestorianer, namens Pera Johannes, der durch die amerikanische Mission in Persien zum Protestantismus gebracht worden war, nach Basel zu reisen, im dortigen Missionshaus Theologie zu studiren und dann als Missionar in sein Vaterland zurückzukehren. „Er machte sich zu Fuß auf den Weg mit wenig Geld, aber viel Glaubensmuth, wanderte durch Armenien und Kaukasien, durch Rußland und Polen nach Deutschland. Nicht genug zu rühmen wußte er von der Hilfe des Herrn, die er ihm durch die Gastfreundschaft des russischen Volkes und der dortigen Deutschen hatte zutheil werden lassen. Auf seiner Wanderung durch Deutschland gelangte er nach Straßburg zu Pastor Horning, der ihm klar machte, daß er in der unirten Baseler Missionsanstalt lutherische Theologie schwerlich würde studiren können und ihn bestimmte, nach Hermannsburg zu gehen. Hier kam er vor 5 Jahren an, mit sehr mangelhafter Kleidung, aber einem herrlichen, blauschwarzen Schnurrbart. Das Erste, was geschah, war, daß er in neue Kleider gesteckt wurde, was er sich gern gefallen ließ; das Zweite, daß sein schöner Schnauzbart, seine ganze Zierde, abgeschnitten wurde, was er sich sehr ungern gefallen ließ, aber sich damit tröstete, daß keiner seiner Landsleute ihn in dieser seiner Verunglimpfung sehen könne. Er studirte mit großem Fleiß und Erfolg und wurde bald des Hebräischen in besonderem Grade mächtig. 1880 kehrte er nach Armenien zurück und ist nun als Missionar unter seinen Landsleuten thätig. Hermannsburg wird ihn dort als seinen Missionar unterhalten, zumal die l. elsässischen Brüder versprochen haben, ihn treulich zu unterstützen. So sind wir denn auch zu einer persischen Mission gekommen ohne unser Zuthun, sozusagen, und das ist vom Herrn geschehen und wunderbar vor unsern Augen."

(Hermannsb. Miss. Bl.)

— Einmal kam in Tinneweli ein Heide mit einem Empfehlungsbrief von einem der eingebornen Pastore zu Bischof Sargent und bat um Aufnahme in die christliche Kirche. Der Bischof erklärte kurz: „Da mußt du erst lernen, was unsere Lehre ist." Jener aber erwiderte: „Mein Herr, Sie wissen offenbar nicht, wer mein Guru (Lehrer) gewesen ist. Meine Frau ist mein Guru gewesen. Als Mädchen hat sie in der Missionsschule zu Madura euer Veda lesen gelernt und be-

sitzt jetzt noch einen Theil dieses Buches. Daraus hat sie mir vorgelesen und ich weiß, was eure Religion lehrt. Sie zeigt mir den Weg zur Seligkeit und ich wünsche nun getauft zu werden."

Bücherschau.*)

Mittheilungen der geogr. Gesellschaft zu Jena. Im Auftrag der Gesellschaft herausgeg. von G. Kurze, Pfr. zu Schöben Bd. I., Heft 1. Jena 1882. G. Fischer.

Dieses Heft enthält, außer den Berichten über die Vorgänge in der Gesellschaft, der literarischen Umschau und einem Artikel über die hydrographischen Verhältnisse Thüringens, auf 54 Seiten lauter Mittheilungen aus der Mission: „Auf den Serwaradscha-Bergen" von Miss. Gehring, „Reise nach Kumase" von Miss. Mohr, „Forschungsreisen von Londoner Missionaren in Neuguinea" vom Herausgeber und kleinere Mittheilungen. Alles ist sehr interessant. Wir wünschen der neuen Zeitschrift, welche „den geographischen und ethnographischen Forschungen der Missionare als Centralorgan dienen" möchte, ein langes Leben. — Am 28. Februar hat die Jenaer Geogr. Gesellsch. Dr. Grundemann und die Missionare Merensky, Ramseyer und Dahle zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Nach Osten. Untersuchungsfahrt nach der Ostküste Grönlands vom 2.—12. Aug. 1881. Von J. Brodbeck. Niesky 1882.

Veranlaßt durch einen Besuch, den 60 ostgrönländische Heiden auf einmal an der Westküste machten, unternahm Miss. Brodbeck die hier beschriebene Reise. Das wichtigste Resultat derselben war die Auffindung einer Normannenruine, die Entdeckung, daß auch die Ostküste Grönlands nicht so schwach bevölkert ist, als man bisher annahm, und die Ueberzeugung, daß dort eine Missionsstation angelegt werden sollte. Das hübsche Büchlein (88 S.) enthält höchst ansprechende Naturschilderungen und für den Missionsfreund nicht minder interessante Mittheilungen über den Charakter und das Leben der christlichen wie der noch heidnischen Grönländer. Eine werthvolle Beilage ist die Karte der Südspitze von Grönland.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Days of Grace in India; a Record of Visits to Indian Missions By H. St. Newman. Leominster: Orphans' Printing Press, Broad Street.

Der Verfasser dieses vorzüglich gedruckten, solid ausgestatteten, mit einer trefflichen Sprachenkarte von Indien und mehreren Holzschnitten, sowie mit einem nützlichen Register versehenen Buches (332 S.), ist ein liebenswürdiger Quäker, der im Lauf des vorigen Jahres nicht nur die Missionen seiner Gesellschaft, sondern auch viele andere indische Missionen besucht hat. Was er berichtet, ist daher meist Selbstgesehenes und Selbsterlebtes. Doch hat er in den Verlauf der Reisebeschreibung auch allerlei solide Lesefrüchte hineinverflochten, so daß sein Buch als eine sehr angenehm zu lesende und doch nicht oberflächliche Einleitung in die Kenntniß Indiens empfohlen werden kann. Namentlich über Centralindien bietet es viel Interessantes. Das Urtheil über die besuchten Stationen und Missionare, z. B. auch über einige Basler, ist ein eminent freundliches, aber keineswegs nur phrasenhaftes.

Der Islam in seinem Einfluß auf das Leben seiner Bekenner. Von Joh. Hauri, Pfarrer in Davos. Leiden, E. J. Brill, 1882.

Ein vorzügliches Buch, ebenso gründlich als praktisch. Zuerst wird aus dem Leben des „Propheten" das Charakteristischste mitgetheilt, dann die „falsche Religion" desselben bündig und gerecht dargestellt, die Orthodoxie und der Schiitismus, sowie allerlei muhammedanische Reformversuche und Weiterbildungen behandelt, dann der Einfluß des Islam auf die Familie und Gesellschaft, Kultur, Schule, Wissenschaft und Kunst treffend geschildert, endlich auch die politischen Einrichtungen, die Herrscher und Kriege des Islam einer Kritik unterworfen.

Am werthvollsten sind die beiden Schlußkapitel: „Rückschau und Ausblick" und „die Pflichten der christlichen Völker" gegen die „Welt des Islam". Das Ganze kann wohl als ein Beitrag zur Lösung der orientalischen Frage bezeichnet werden.

Missionare in chinesischer Tracht.

Die waadtländische Mission in Transvaalien.

(Schluß.)

8. Die neuesten Ereignisse.

Von seinem Bruder Samuel begleitet, hatte Berthoud unter wiederholten Fieberanfällen, die ihn mehrmals bis an den Rand des Grabes brachten, am 18. Juni 1880 endlich Maritzburg, die Hauptstadt von Natal, erreicht. Hier trennten sich die beiden Brüder. Samuel kehrte mit dem Ochsenwagen wieder in die Spelunken zurück; Paul wurde von Freunden vollends in die Hafenstadt Durban hinabbefördert, von wo er sich nach Europa einschiffte. Nach einer unaussprechlich traurigen Reise, auf der er jedoch wieder und wieder Gottes väterliche Fürsorge erfahren durfte, kam er Anfangs August einsam in der trauten Heimat an, wo alle Freunde wetteiferten, den an Leib und Seele Geknickten durch die zarteste Liebe und Theilnahme zu stärken und wieder aufzurichten.

Wie Creux nicht ohne Grund gefürchtet hatte, war zwar in den Augen mancher Freunde der Fortbestand der jungen Mission durch alle Schläge, die sie betroffen hatten, ernstlich in Frage gestellt worden, bereits aber hatte Gott auch den Muth und Glauben dieser Freunde neu belebt durch das Anerbieten eines neuen Arbeiters, in die entstandene Lücke einzutreten. Dieses Anerbieten war Anfangs Juli von Berthoud's jüngerem Bruder Henri gemacht worden, der soeben seine theologischen Studien beendigt hatte. Am 16. August wurde er von dem Missionsausschuß der waadtländischen Freikirche als Missionar angenommen und schon am 5. September in derselben Kirche von Morges, in welcher acht Jahre zuvor sein Bruder Paul die Ordination erhalten hatte, feierlich zum Dienst am Evangelium geweiht.

Ein erneuter Fieberanfall hinderte den invaliden Missionar, persönlich an dieser Feier theilzunehmen; in einem vor der versammelten Gemeinde verlesenen Brief hieß er aber aus überströmendem Herzen den Bruder als seinen Mitarbeiter willkommen und empfahl ihn sammt seiner ihm einige Tage zuvor angetrauten Gattin mit glühenden Worten der treuen Liebe und Fürbitte der Missionsgemeinde. „Heute," rief er darauf dem Scheidenden noch zu, „trittst du voll Muth und Eifer in deinen Beruf ein, aber mache dich auf Versuchungen gefaßt, die dir den Muth lähmen könnten. Die Ideale, die ein junger Missionar mit hinausnimmt, fallen und machen der Enttäuschung Platz. Wenn dein niedergeschlagenes Auge dann auf dieser armen Erde einen Lichtpunkt suchen will, den man die Heimat nennt, wenn du dich darüber ertappst, rückwärts zu schauen, während du deine Hand an den Pflug legst, dann gedenke jener 40 Tage, in welchen der Herr Jesus in der Wüste mit dem Fürsten der Finsterniß zu kämpfen hatte, und des Siegs, den Er errang. Schreie zu Ihm, und Er wird dir zeigen, daß seine Kraft in deiner Schwachheit mächtig ist."

Am 20. September sagte das junge Missionspaar der Heimat Lebewohl, Ende Oktober landete es nach 24tägiger Seereise glücklich in der Kapstadt. Der Wunsch der Reisenden sowohl als der heimischen Freunde war es gewesen, daß sie noch in der bessern Jahreszeit die Spelunken erreichen möchten, allein schon in Durban wurden sie von gewaltigen Regengüssen überfallen. So gieng die Weiterreise überaus mühselig und langsam von statten; ein noch viel ernsteres Hinderniß aber wartete ihrer an den Ufern des Vaalflusses, da durch den im Dezember zwischen den Burs und der englischen Regierung ausgebrochenen Krieg die Grenze total gesperrt war. Monate lang mußten sie hier in einem Dörflein des Oranje-Freistaats liegen bleiben und hatten alle Zeit, den treuen Abschiedsermahnungen des Bruders reiflich nachzudenken.*)

Am 14. Juni 1881 traf Henri Berthoud mit seiner Gattin endlich in Waterfall ein, das jetzt den Namen Elim erhielt, freudig begrüßt von der ganzen farbigen Gemeinde, die der Reisenden täglich in ihrem Gebet gedacht hatte. Ganz hingenommen waren die

*) Ueber das Für und Wider dieses so viel besprochenen Kriegs vergleiche man Dr. Wangemanns nüchterne Darlegung des in Deutschland vielfach mißverstandenen Sachverhalts in den Berliner Miss.-Berichten 1881, Nr. 7 u. 8.

Einige Sprichwörter
aus den von der Basler Mission bearbeiteten Sprachgebieten.

1. Einige Sprichwörter der Hakka-Chinesen.

Mitgetheilt von Miss. Reusch.

Jeder Missionar macht es sich natürlich zur Aufgabe, das Volk, unter dem er arbeiten soll, möglichst genau kennen zu lernen, denn was man nicht kennt, liebt man auch nicht, und andrerseits: wer die Schwächen einer Befestigung nicht kennt, kann dieselbe nicht erobern. Ein wichtiger Schlüssel zum Verständniß eines Volkes sind seine Sprichwörter, weil sich in diesen die Anschauungen desselben gleichsam krystallisirt haben. Daneben haben die Sprichwörter auch großen sprachlichen Werth, weil sie nicht nur von Einzelnen, sondern von der Gesammtheit des Volks gebraucht werden und daher auch grammatisch gewissermaßen als Mustersätze gelten können. Ich begann daher, sobald ich genügend Chinesisch verstand, mit Anlegung einer Sprichwörtersammlung und möchte nun im Folgenden eine kleine Auslese daraus geben.

1. Die Fangheuschrecke fängt die Zirpe und weiß nicht, daß der Fink hinter ihr steht (um sie wieder zu fangen!).

2. Wo Wein und Fleisch ist, gibt es viele Brüder,
Trifft aber Unglück ein, so sieht man keinen wieder.

3. Wenn Krabbe und Muschelschnecke miteinander kämpfen, so hat der Fischer den Nutzen davon.

4. Zeichnet man einen Tiger, so kann man nur seine Haut, nicht seine Knochen zeichnen,
und kennt man einen Menschen, so kennt man doch nur sein Gesicht, nicht sein Herz.

5. Gute Leute werden mißbraucht,
und auf frommen Pferden wird geritten.

6. Kehre den Schnee vor deiner Thüre und kümmere dich nicht um den Reif auf fremden Dächern.

7. Auf den Bergen gibt es noch gerade Bäume, in der Welt aber keine geraden Leute mehr.

gewichen. Nachdem dieses Bauernkommando sich dann verschiedene Ausschreitungen erlaubt und von jedem Weißen eine Kriegssteuer von 100—375 Franken erhoben hatte, war eine Abtheilung von sechs Reitern zum Schluß auch noch in dem bisher vergessenen Waterfall-Elim erschienen. Ihr Anführer Jan du Prez, ein gottesfürchtiger Mann aus Miss. Hofmeyrs Gemeinde, hatte Creux seine von dem Kommandanten Vorster ausgestellte Vollmacht gezeigt, jeden Weißen zu besteuern, und ohne Weiteres 375 Franken, zwei Ochsen und ein Pferd von ihm verlangt, während sich in der Veranda und vor dem Hause ein großer Haufe Eingeborner ansammelte und einer der Burs sich unruhig nach den draußen stehenden Pferden umschaute. Creux aber hatte ruhig und fest entgegnet: „Ihr wißt ja, daß ich nichts Eigenes habe, daß Alles, was ihr hier seht, den Gemeinden gehört, die mich hieher geschickt haben, diesem Volk das Evangelium zu verkünden. Für euern Krieg habe ich kein Geld erhalten, und was Gott und der Mission gehört, kann ich euch doch nicht ausliefern. Nehmen könnt ihr ja hier alles, ihr seid mit Flinten gekommen und habt die Macht dazu. Aber hütet euch, als Leute erfunden zu werden, die gegen Gott streiten." Als Jan du Prez darauf schüchtern nochmals fragte, ob Creux ihnen nicht doch gegen die Engländer helfen wolle, hatte dieser seinen Beutel auf den Tisch ausgeleert mit den Worten: „Nehmet das, wenn ihr wollt, aber vergesset nicht, daß ihr es Gott und seinem Werke gestohlen habt." „Ich will nichts nehmen, obschon ich nicht begreife, warum Sie uns nicht helfen sollten," hatte Jan du Prez hierauf gesagt und Creux zum Abschied die Hand gereicht — ein Beispiel, dem alle seine Begleiter folgten. Es war das ein moralischer Sieg, für den Creux innig dankbar war und der auf die Eingebornen einen tiefen Eindruck machte.

Weniger glücklich, als im Kampf gegen jene berittenen Eindringlinge, war Creux beim Ueberfall einer Legion winziger Mückchen gewesen, die ihn unterwegs einmal so jämmerlich zerstochen hatten, daß er, wie ein Pockenkranker am ganzen Körper mit eiternden Beulen bedeckt, fünf Wochen lang darnieder lag. Wie wohl that doch nach allem Erlebten der traute Gedankenaustausch mit den Geschwistern aus der Heimat!

Diese durften gleich in den ersten Wochen nach ihrer Ankunft die seligste Freude miterleben, die einem Missionar zu Theil werden

26. Sorgt der Mensch nicht für das Ferne, so kommt der Kummer gewiß in seine Nähe.

27. Wenn man auf dem Herd die Reisschaalen wäscht, so stoßen sie auch aneinander (d. h. es kann nicht immer so glatt abgehen).

28. Das Glück kommt nicht doppelt und das Unglück nicht allein.

29. Was mit großem Gewicht hereingewogen, geht wieder hinaus, und was mit großem Maaß hereingemessen, geht wieder verloren.

30. Das Bergwasser nimmt leicht zu und leicht ab, und das Herz des Pöbels schlägt leicht ins Gegentheil um.

31. Wer nicht nach dem Wohlfeilen trachtet, kommt nicht in Schaden.

32. Keusche Jungfrauen gibt es wenig unter dem Himmel; aber Buddhistenpriester, die in Wahrheit fasten, gibt es gar keine.

33. Der Himmel braucht nur eine Weile, um sich zu ändern; der Mensch aber braucht ein ganzes Leben dazu.

34. Anstand und Rechtschaffenheit erwächst aus dem Reichthum, Räuber und Diebe gehen aus der Armut hervor.

35. Der herbstliche Nachtregen ist fett wie Mist; Friede zwischen Mann und Weib ist süß wie Honig.

36. Auf den Berg gehen und einen Tiger fangen ist noch leicht; aber den Mund zum Bitten öffnen, das ist schwer.

37. Daß man zu einer Stickerei noch Blumen steckt, das ist häufig; daß man aber einem, der im Schnee sitzt, Kohlen schenkt, das ist selten.

38. Fällt einer in den Brunnen, so wirft man ihm noch einen Stein nach.

39. Wenn man Wasser trinkt, soll man auch der Quelle eingedenk sein.

40. Wenn ein Berg auch hoch ist, so gibt es doch immer noch einen höheren (wird auf Großsprecher angewandt).

41. Das ganze Leben hat sein (unabänderliches) Gesetz; auch die leiseste Idee kommt nicht aus dem Menschen selbst.

42. In den Himmel führt kein Weg und in die Tiefe keine Thüre (Seufzer in Bedrängniß).

Diese Probe wird genügen, zu zeigen, wieviel Lebensweisheit auch hier auf der Gasse zu finden ist; sie verräth aber auch verschiedene durchaus heidnische Anschauungen, die unter dem Volk leben.

Gesammteinnahme der waadtländischen Mission vom 1. März 1881 bis 28. Februar 1882 35,314 Fr. 50 Cts.

Für die waadtländische Mission speziell sind noch als erfreuliche Ereignisse zu nennen, daß einige Sonntagsschulen es übernommen haben, die Kosten für je einen der in Morija auszubildenden Makwaba-Jünglinge zu tragen, daß Miss. P. Berthoud nun wieder so weit erstarkt ist, daß er im verflossenen Winter eine Reihe von Missionsvorträgen halten konnte, und daß jetzt auch unter tüchtigen Handwerkern, wie unter den Jungfrauen der freien Kirche des Waadtlandes, ein Interesse für ihr südafrikanisches Arbeitsfeld zu erwachen beginnt, das den dortigen Missionaren bald die bisher so sehr entbehrten Gehilfen und Gehilfinnen für Schule, Werkstatt und Haus zuführen dürfte. Als weiterer ordinirter Missionar soll dieses Jahr der älteste der in Lausanne in der Vorbereitung auf die Heidenmission stehenden fünf Jünglinge ausgesandt werden. — Der Herr lege auch fernerhin seinen Segen auf diesen Dienst der Liebe zur Verherrlichung seines großen Namens!*)

---

*) Leider ist die Anfangs auch von Dr. Wangemann freudig anerkannte Eintracht zwischen den waadtländischen und Berliner Brüdern neuerdings etwas getrübt worden. Sie hatten nämlich die Uebereinkunft getroffen, daß die Berliner ihre Arbeit auf die Basuto, die Waadtländer dagegen die ihrige auf die Makwaba konzentriren sollten. Damit waren der Berliner Mission auch die mehrerwähnten Außenstationen der Waadtländer unter den Bapedi zugesprochen. Während nun der wackere Katechist Daniel sich gleich von ganzem Herzen den Berlinern anschloß, war sein Genosse Josias nicht dazu zu bewegen, sondern zog es vor, sich mit seiner Gemeinde schließlich Miss. Hofmeyrs Oberleitung zu unterstellen. Dies macht Dr. Wangemann Miss. Creux zum ernsten Vorwurf — wie uns scheint, mit Unrecht, da Creux mit Selbstverleugnung bei seinem gegebenen Wort beharrte, seine eigene Arbeit auf die Makwaba zu beschränken. Jedenfalls ist es zu einer billigen Beurtheilung nöthig, mit den von Dr. Wangemann gegebenen Erklärungen (Berl. Berichte 1881, S. 335 ff.) auch die früheren des Berliner Superintendenten für Nord-Transvaal (Berl. Ber. 1880, S. 189. 191) zu vergleichen. Wir unsrerseits hätten über den bedauerlichen Zwischenfall am liebsten geschwiegen, hätte die historische Treue nicht seine Erwähnung gefordert.

Einige Sprichwörter
aus den von der Basler Mission bearbeiteten Sprachgebieten.

1. Einige Sprichwörter der Hakka-Chinesen.

Mitgetheilt von Miss. Reusch.

Jeder Missionar macht es sich natürlich zur Aufgabe, das Volk, unter dem er arbeiten soll, möglichst genau kennen zu lernen, denn was man nicht kennt, liebt man auch nicht, und andrerseits: wer die Schwächen einer Befestigung nicht kennt, kann dieselbe nicht erobern. Ein wichtiger Schlüssel zum Verständniß eines Volkes sind seine Sprichwörter, weil sich in diesen die Anschauungen desselben gleichsam krystallisirt haben. Daneben haben die Sprichwörter auch großen sprachlichen Werth, weil sie nicht nur von Einzelnen, sondern von der Gesammtheit des Volks gebraucht werden und daher auch grammatisch gewissermaßen als Mustersätze gelten können. Ich begann daher, sobald ich genügend Chinesisch verstand, mit Anlegung einer Sprichwörtersammlung und möchte nun im Folgenden eine kleine Auslese daraus geben.

1. Die Fangheuschrecke fängt die Zirpe und weiß nicht, daß der Fink hinter ihr steht (um sie wieder zu fangen!).

2. Wo Wein und Fleisch ist, gibt es viele Brüder,
Trifft aber Unglück ein, so sieht man keinen wieder.

3. Wenn Krabbe und Muschelschnecke miteinander kämpfen, so hat der Fischer den Nutzen davon.

4. Zeichnet man einen Tiger, so kann man nur seine Haut, nicht seine Knochen zeichnen,
und kennt man einen Menschen, so kennt man doch nur sein Gesicht, nicht sein Herz.

5. Gute Leute werden mißbraucht,
und auf frommen Pferden wird geritten.

6. Kehre den Schnee vor deiner Thüre und kümmere dich nicht um den Reif auf fremden Dächern.

7. Auf den Bergen gibt es noch gerade Bäume, in der Welt aber keine geraden Leute mehr.

8. Beschuldige dich selbst, wenn du auf keinen grünen Zweig kommst; klage nicht die Sonne der Parteilichkeit an.

9. Im klaren Wasser sind keine Fische, und im aufbrausenden Menschen ist kein Verstand.

10. Wenn du zur Zeit nicht räucherst, so wirst du in der Noth Buddhas Füße (vergeblich) umklammern.

11. Wenn der Baum auch noch so hoch ist, so fallen die Blätter doch zur Wurzel zurück. (Der Sinn ist etwa: „Recht muß doch Recht bleiben.")

12. Waage und Gewicht muß zusammen bleiben, und Mann und Weib auch.

13. Ein Zoll Zeit ist ein Zoll Gold; aber mit einem Zoll Gold kannst du keinen Zoll Zeit kaufen.

14. Die Schlange hält es mit den Schlangen und der Frosch mit den Fröschen.

15. Der halbvolle Eimer schwabbelt am meisten und die schwanzlose Kuh schwänzelt am gernsten (wird auf Halbgebildete angewandt).

16. Auf einem Berg können nicht zwei Tiger hausen.

17. Der Gerichtshof ist offen wie das Zeichen für 8 (∧), hast du aber nur eine gerechte Sache und kein Geld, so gehe ja nicht hinein.

18. Besser man erzieht einen verschwenderischen Sohn als einen dummen.

19. Selbst der Stalljunge des Mandarins verläßt sich auf dessen Macht.

20. Wenn drei Leute sagen, eine Gui sei eine Bet (zwei verschiedene Schildkrötenarten), dann muß es auch so sein.

21. Die Guten strömen Wohlgeruch aus auf 100 Aeonen, die Bösen hinterlassen Gestank für 10,000 Jahre.

22. Des Menschen Herz ist wie Eisen; aber das Gerichtsverfahren wie eine Schmelze.

23. Der Reichthum ist gemein, wie der Mist; Liebe und Gerechtigkeit kostbar, wie tausend Goldstücke.

24. Gehts der Katze nach Wunsch, so wird ein wilder Tiger daraus; verliert aber der Adler die Federn, so wird er doch nicht zur Henne.

25. Ohne Schliche und Ränke wird man nicht reich, und ohne nächtliches Futter das Pferd nicht fett.

26. Sorgt der Mensch nicht für das Ferne, so kommt der Kummer gewiß in seine Nähe.

27. Wenn man auf dem Herd die Reisschaalen wäscht, so stoßen sie auch aneinander (d. h. es kann nicht immer so glatt abgehen).

28. Das Glück kommt nicht doppelt und das Unglück nicht allein.

29. Was mit großem Gewicht hereingewogen, geht wieder hinaus, und was mit großem Maaß hereingemessen, geht wieder verloren.

30. Das Bergwasser nimmt leicht zu und leicht ab, und das Herz des Pöbels schlägt leicht ins Gegentheil um.

31. Wer nicht nach dem Wohlfeilen trachtet, kommt nicht in Schaden.

32. Keusche Jungfrauen gibt es wenig unter dem Himmel; aber Buddhistenpriester, die in Wahrheit fasten, gibt es gar keine.

33. Der Himmel braucht nur eine Weile, um sich zu ändern; der Mensch aber braucht ein ganzes Leben dazu.

34. Anstand und Rechtschaffenheit erwächst aus dem Reichthum, Räuber und Diebe gehen aus der Armut hervor.

35. Der herbstliche Nachtregen ist fett wie Mist; Friede zwischen Mann und Weib ist süß wie Honig.

36. Auf den Berg gehen und einen Tiger fangen ist noch leicht; aber den Mund zum Bitten öffnen, das ist schwer.

37. Daß man zu einer Stickerei noch Blumen steckt, das ist häufig; daß man aber einem, der im Schnee sitzt, Kohlen schenkt, das ist selten.

38. Fällt einer in den Brunnen, so wirft man ihm noch einen Stein nach.

39. Wenn man Wasser trinkt, soll man auch der Quelle eingedenk sein.

40. Wenn ein Berg auch hoch ist, so gibt es doch immer noch einen höheren (wird auf Großsprecher angewandt).

41. Das ganze Leben hat sein (unabänderliches) Gesetz; auch die leiseste Idee kommt nicht aus dem Menschen selbst.

42. In den Himmel führt kein Weg und in die Tiefe keine Thüre (Seufzer in Bedrängniß).

Diese Probe wird genügen, zu zeigen, wieviel Lebensweisheit auch hier auf der Gasse zu finden ist; sie verräth aber auch verschiedene durchaus heidnische Anschauungen, die unter dem Volk leben.

2. Einige kanarefische Sprichwörter.

Mitgetheilt von Miss. Walz.

1. Wird den Stößel nicht zu fühlen bekommen, wer sich in den Mörser setzt?

2. Unrechter Erwerb ist Fremder Erb.

3. Der Sünder braucht Niemand, um zu Grunde zu gehen und der Gerechte Niemand, um leben zu können (jenem hilft die Sünde zum Untergang, diesem seine Gerechtigkeit zum Leben).

4. Wo Sünde da Noth.

5. Des Brunnen Zeuge ist das Wasser und der Sünde Zeuge das Gewissen.

6. Zwist ist schlimmer als Gift.

7. Ein Schelm kennt den Andern.

8. Wenn der Götze auch gäbe: der Priester gibt Nichts.

9. Wird der Andern Mehl geben, welcher selber nur Asche zu kauen hat?

10. Wenn der Bettelmann zum Reichthum gelangt, läßt er auch noch die halbe Nacht den Sonnenschirm über sich tragen.

11. Wenn das Zuckerrohr krumm ist, ist auch seine Süßigkeit krumm?

12. Wenn die Kuh schwarz ist, ist auch ihre Milch schwarz?

13. Ist des Weißen Schatten auch weiß?

14. Wenn die Schlange altersschwach wird, wird auch ihr Gift altersschwach?

15. Ein alter Kranker ist besser, als ein junger Arzt (= Erfahrung macht den Meister).

16. Wenn man die Leiche eines Verstorbenen auch verbrennt, seine Schulden sind damit nicht verbrannt.

17. Die Schlange wird damit nicht umgebracht, daß man auf das Loch losschlägt, in welches sie hineingeschlüpft ist.

18. Wenn man von Geld redet, schnappt auch noch eine Leiche darnach; oder: Wenn man Geld verspricht, kann man auch eine Leiche reden (Zeugniß ablegen) machen.

19. Wer Geld hat, hat keine Tugend, und wer Tugend hat, hat kein Geld.

20. Wer Lebensmittel bei sich hat, kann irgendwo essen.

21. Wahrheit braucht sich nirgends zu fürchten.

22. Was braucht die einen Nasenring, welche keine Nase hat.

23. Er ist mit dem Meer verwandt, nur hat er kein Salz in seine Suppe.

24. Einen Berg abgraben, um eine Maus zu fangen.

25. So groß das Weltmeer auch ist, gibt es einem doch nicht mehr Wasser, als das Schöpfgefäß faßt.

26. Der falsche Gott hat einen Schurken zum Priester.

27. Wer ist denn noch zum Schutz des Gartens da, wenn sich selbst der Zaun aufmacht und den Garten abweidet?

28 Die Hölle hat neun Eingänge, der Himmel nur Einen.

29. Der Töpfer braucht ein Jahr; der Prügel nur einen Augenblick (gar bald ist viel verdorben und verloren; mit dem Erwerb aber gehts nur langsam).

30. Wenn die Tante auch einen Schnurrbart bekäme, hieße man sie doch nicht Onkel!

31. Wer keinen Rock hat, wozu braucht der Geschmeide?

32. Wenn mir der Herr der Welt gewogen ist, so gehört die ganze Welt mir. [Berg werden?

33. Wenn der Daumen auch anschwillt, wird er deßwegen ein

34. Wenns einem nicht zum Rock reicht, wird er deßwegen aufs Essen verzichten?

35. Was breit ist, zerreißt; was lang ist, bricht.

36. Der Katze ein Spiel, der Maus eine Todesangst.

37. Wenn einer in der eigenen Schüssel einen todten Esel hat, sieht er doch nur die Fliege in der Schüssel seines Nächsten.

38. Einem weinenden Weib und einem lachenden Mann — glaube nicht! [Kosten.

39. Der Faule macht sich doppelte Arbeit, der Geizige dreifache

40. Die Maus hat er gefürchtet und in des Tigers Rachen ist er gefallen.

41. Wenn ein Frosch sich aufbläht, wird er einen Elephanten verschlingen können?

42. Zu was braucht der einen Nachtisch, der überhaupt nichts zu essen hat?

43. Wirst du gleich des Landes König, bleibst du doch deiner

44. Lieber das Leben lassen als die Ehre. [Mutter Sohn.

45. Wenn schon alles nach Gokarna wallfahrtet, so wallfahrten die Leute von Gokarna doch noch nach Benares.

3. Einige Sprichwörter der Tschi-Neger.

Mitgetheilt von Miss. Christaller.

Bis in die neueste Zeit wurde von vielen Gelehrten und in manchen Büchern, wenn von den verschiedenen Religionen der Völker der Erde die Rede war, die Religion der Neger als auf der tiefsten Stufe stehend bezeichnet, nämlich als Fetischismus, der darin bestehe, daß der Neger sich irgend einen beliebigen Gegenstand, belebt oder unbelebt, Natur- oder Kunstprodukt, und gar oft einen sehr geringfügigen, verächtlichen Gegenstand, zu seinem Gott mache und als solchen anbete. Oberflächliche Wahrnehmungen von Europäern, die in das Gesammtleben und die Vorstellungen der Neger nicht tiefer einzudringen vermochten, denen besonders auch die Kenntniß ihrer Sprache als des Schlüssels zu ihrer Gedankenwelt abgieng, veranlaßten besagte Auffassung der Religion der Neger. Das portugiesische Wort feitiço, Zauber, Zauberei, *plur.* feitiços, Amulet, war für vieles, was bei den Negern vorkommt, ganz geeignet; aber die Anwendung, welche von dem daraus entstandenen Wort „Fetisch" gemacht wurde, erinnert an den Ausspruch Göthe's: „Denn eben, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein." Wir wollen aber für diesmal nicht auseinanderlegen, was alles unter dem Wort „Fetisch" oder „Fetisch machen" sich müßte zusammenwerfen lassen, sondern hinweisen auf den bei den Negern der Goldküste, und wenn man genau nachsieht, wohl bei allen heidnischen Negervölkern, von der ursprünglichen Gotteserkenntniß noch bis heute vorhandenen, echten, wenn auch manchfach getrübten, mit Irrthum vermischten und oft sehr verblaßten und in den Hintergrund geschobenen Gottesbegriff.

Aus den folgenden Sprichwörtern ließe sich mit Leichtigkeit eine ganze Negertheologie ableiten, welche mit dem, was landläufig als Fetischismus bezeichnet wird, freilich nicht die geringste Aehnlichkeit haben würde.

1. Gott ist der Höchste. „Wenn dir jemand etwas thut, so vergiltst du es ihm nicht, sondern übergibst es alles Gott, bedeutest ihm aber damit, daß Gott ihm einst vergelten wird für dich (statt deiner und zu deiner Befriedigung)."

2. Die Erde ist weit, aber Gott ist der Höchste. Wollte ein Verbrecher in die weite Welt entfliehen, um der Strafe zu ent-

gehen, so weiß ihn doch Gott überall zu finden. (Ueber der weit ausgebreiteten Erde breitet sich der Himmel noch weiter aus.)

3. Wenn du Gott etwas zu sagen begehrst, sag es dem Wind. Gott umgiebt dich allenthalben, wie die Luft; du kannst, wo immer du sein magst, dich an ihn wenden; der Wind trägt ihm deine Bitte zu.

4. Niemand zeigt einem Knaben den Himmel (oder Gott=Onjame.*) „Etwas, unter das du bei deiner Geburt geworfen wurdest und das du von Kind auf schon weißt, braucht dir niemand erst zu zeigen." Daß es einen Gott über alles gibt, braucht auch der Neger seinen Kindern nicht erst zu sagen.

---

*) Die Tschi-Neger haben drei Namen für Gott: Onjame, Odomankama, Borebore. In den unter'm Volk gangbaren Sprichwörtern und Redensarten wird Gott meist mit dem Namen Onjame oder dessen zusammengesetzter Form Onjankopong bezeichnet, bisweilen aber auch mit Odomankama, ohne daß zwischen diesem und Onjame ein wesentlicher Unterschied gemacht würde. Borebore dagegen kommt nicht ebenso vor. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die drei Namen ursprünglich von einem und demselben göttlichen Wesen gebraucht und erst im Verlauf der Zeit, mittelst der dichtenden Phantasie der Weitererzähler des Ueberlieferten, drei unterschiedene Personen daraus gemacht wurden, ähnlich wie es mit den ursprünglichen Gottesnamen in der indischen Mythologie gieng. Merkwürdig indeß ist diese Dreifältigkeit des Gottesbegriffes auch bei den Negern immerhin.

Der Name Borebo ist nicht von bo, machen, schaffen, abzuleiten, sondern von bore, tiefgraben, forschen, ausdenken, aussinnen. Er ist „der Gott der rathfindenden Weisheit," wie ihn Mader bezeichnet. Sein unerschöpflicher Weisheitsschatz wird einem Seil verglichen, an dem man Tag für Tag neue Weisheit hervorziehen kann, ohne daß es je ein Ende nimmt. An der „werkthätigen Weisheit" aber hätte jedenfalls auch Odomankama Theil, denn diesem wird in den volksthümlichen Redensarten und Sprichwörtern, die diesen Namen enthalten, gerade das „Schaffen der Dinge," d. h. die Erschaffung der Welt zugeschrieben. Das nicht sehr selten gebrauchte Adjectiv domankama bedeutet: vielfach, manchfaltig, auch: von unabsehbarer Folge, unaufhörlich, ewig. Wenn also durch Odomankama Gott als der unerschöpflich Reiche oder als der Unermeßliche und Ewige bezeichnet wird, so wird er durch Onjame aller Wahrscheinlichkeit nach bezeichnet als der Glanzvolle und Herrliche, und wie im Indischen dewa (lateinisch deus) Gott von dem Lichtglanz des Himmels benannt ist, so wird bei den Tschi-Negern das Wort Onjame auch von dem sichtbaren Himmel, ja sogar von dem fallenden Regen gebraucht, doch nur so, daß eben das heranziehende und dann in Wasser sich auflösende Regengewölk als ein Bestandtheil des Himmels gedacht wird. Der Himmel und der Regen

5. Niemand zeigt eines Schmieden Sohn, wie man schmiedet; wenn er zu schmieden weiß, so ist es Gott, der es ihn lehrte. (Wenn du eine Arbeit thust und dein Sohn sieht derselben zu, so lernt er sie wie von selbst. Gott hat dem Kinde die Fähigkeit zu beobachten und nachzuahmen eingepflanzt; wenn es das, was es alle Tage sieht, also wie von selbst lernt, so ist es eigentlich Gott, der es gelehrt hat.)

6. Die Weihe sagt: Alles was Gott gemacht hat, ist gut. „Alles was Gott thut, ist recht; wenn's regnet, ist's recht, wenn die Sonne scheint, ist's recht u. s. f." (Der Weihe wird das Wort in den Mund gelegt, vielleicht weil sie so wenig wählerisch in Bezug auf ihre Beute ist.)

7. Wenn Gott der kecken Schwalbe (sonst) nichts gegeben hat, so hat er ihr (doch) leichte Beweglichkeit gegeben. (Jedes Geschöpf hat seine besondere Ausstattung von Gott.)

8. Wenn die Henne Wasser trinkt, so zeigt sie es Gott. (Für alles, was du genießest, danke Gott; es kommt von ihm.)

9. Ich, der ich auf dem Rücken liege, sehe Gott (oder den Himmel) nicht, und noch viel weniger du, der du auf dem Bauche liegst. (Ich, von dem man es am ehesten erwarten sollte, erreiche es nicht, und du gibst dir ja nicht einmal Mühe darum.)

10. Weil Gott keine schlechten Sachen will, hat er jedem Einzelnen einen Namen gegeben. „Wenn dein Nächster dir Böses thut und auf deine Warnung nicht abläßt, sagst du: So thu' es eben! Aber du allein wirst dafür zur Verantwortung gezogen werden." (Jeder wird seine Last tragen.) Wenn ferner der Urheber einer bösen That nicht gleich bekannt ist, so kommt man durch Nachfragen mittelst der Namen, durch die sich nach göttlicher

---

sind dabei keineswegs wie Varuna und Indra personificirt, und ein eingeborener Gehilfe sagte mir ausdrücklich, daß man sich beim Reden von dem persönlichen und von dem sichtbaren, unpersönlichen Onjame des Unterschieds beider in Gedanken wohl bewußt sei. In unsern christlichen Büchern brauchen wir für „Himmel" onjame gar nicht und die Zusammensetzungen onjame-ani, onjame-so (ani = das Angesicht, die Fläche, facies. — so = das Oben) nur selten und ausnahmsweise.

Anordnung jeder einzelne von den anderen unterscheidet, doch endlich auf den Thäter.

11. Was Gott einem bestimmt hat, läßt sich nicht umgehen. Seinem von Gott bestimmten Schicksal kann Niemand ausweichen.

12. Eine Sache, die Gott zum voraus entschieden hat, ändert der Erdenbewohner nicht. (Sprichwort der Asanteer.)

13. Wenn Gott dich nicht tödtet [und ein Menschenkind will dich tödten], so stirbst du nicht. (In Asante auch ohne das Eingeklammerte gesagt.)

14. Wenn Gott dir eine Kalebasche voll Palmwein einschenkt und ein Erdenbewohner (oder Menschenkind) stößt daran und verschüttet ihn, so füllt Er sie dir wieder auf. „Wenn Gott dich segnen will und ein Mensch flucht dir, so segnet er dich doch." (Was dir Gott bescheert, bleibt dir unverwehrt.)

15. Wenn du vorübergehst und es lacht dich einer aus, so übergibst du es Gott. (Räche dich selbst nicht, sondern überlaß Gott die Vergeltung.)

16. Wenn Gott dir Krankheit gibt, so gibt er dir auch Arznei.

17. Gott ist es, der des Einarmigen Fufu für ihn stößt. (Zum Stampfen des Fufu zu der täglichen Hauptmahlzeit des Tschinegers aus gesottenem Jams oder Pisangfrüchten braucht man beide Arme; Gott sorgt aber auch dem Einarmigen für sein täglich Brod.)

18. Alle Menschen sind Gottes Kinder, keiner ist der Erde Kind. „Da alle Völker von Gott geschaffen sind, hat keines das Recht, aus Vorurtheil die andern zu verachten, nur weil sie anderer Nationalität sind." Diesem schönen, an Apstlg. 17, 28: „Wir sind Seines Geschlechts" erinnernden Sprichwort stehe hier das andere gegenüber: Alle Menschen sind böse Menschen; wenn aber gerade **dein** Böses zum Vorschein kommt, so sagen die Leute: Dieser Kerl ist ein böser Mensch." Freilich von sich selbst läßt es der einzelne nicht gerne gelten. Schon mancher versicherte den Missionaren: „Ich bin ein guter Mensch!" Einer, der das erstemal das Wort von Jesu hörte und gefragt wurde: ob er auch einen solchen Heiland brauchen könne, ob er

sich auch als einen Sünder (Böse-Sachen-Thuer) anerkenne, erwiderte: „Was, ich ein Sünder? Da, sieh meine weißen Haare an! Wenn ich ein Sünder wäre, so hätte mich Gott nicht so alt werden lassen!“ Aber daß ihn Gott dann gar nicht sterben lassen sollte, bedachte er nicht.

19. Gottes Kind hat den Namen: Mpatuw-ũwu, d. h. Stirbt-nicht-jählings. Ein beliebter Euphemismus für „Sterben“ lautet: „Gott hat ihn vorgeladen,“ d. h. vor sich berufen, wie ein König Jemand durch einen Boten vor sich bescheidet. Einen nicht durch Vergiftung oder plötzlichen Unfall herbeigeführten Tod nennen sie Odomankama wu, d. h. Gottes Tod, durch Gott verhängten Tod.

Der Gottesname Odomankama findet sich in folgenden Sprichwörtern:

20. Gott schuf Reiche und schuf Arme.

21. Wenn Gottes Tod (der von Gott über die Menschen verhängte Tod) sich fürchtete herauszureißen, würde er dann einen Menschen hinwegnehmen?

22. Gott schuf den Tod, ehe er das Wahrsagen (durch Einwohnung, Eingebung oder Offenbarung des Fetisches in den Fetischpropheten) schuf. (Eine Entschuldigung der Fetischmänner, wenn sie vom Tode nicht helfen können.)

23. Odomankama ließ den Tod das Erste sein. (Aehnlich wie 22?)

24. Odomankama schuf den Tod, und der Tod tödtete ihn. (Ist aus einer mythologischen Sage zu erklären.)

Eine Redensart des täglichen Lebens ist: Odomankama schuf sieben Tage: Wenn man etwas kauft, zahlt man's nicht? d. h. In aller Welt und so gut man weiß, daß Gott die sieben Tage geschaffen hat, weiß man, daß man zu zahlen hat, was man kauft; warum zahlst du so ewig lang nicht? Das Wort für „sieben Tage“ ist eine veraltete, sonst nicht mehr vorkommende Zusammensetzung: Tage-Zeiten-Sieben oder Schlaf-Zeiten-Sieben.

25. Alle Menschen möchten gern König sein, und wenn sie es erlangt haben, so sagen sie: Sogar das Königsein macht Schmerz.

26. Wenn ein Mensch Gutes thut, thut er es für seine Kinder nach ihm.

27. Wenn ein Mensch stirbt — seine Zunge verfault nicht.

28. Wenn ein Kind seinen Eltern nicht gehorcht, ißt's Unheil (oder: ißt es Speise ohne Salz).

29. Hast du es nicht auf dem schwarzen Haar getragen, so trägst du es auf dem weißen (d. h. im Alter. Die Neger tragen ihre Lasten auf dem Kopf).

30. Wenn ein Alter (Vorgesetzter) sich vor seinen Kindern (Untergebenen) scheut (d. h. sich in Acht nimmt und sie achtet, so fürchten ihn seine Kinder.

31. Wenn ein Vorgesetzter etwas sagt und nicht thut, so fürchten ihn die Untergebenen nicht.

32. Wenn du deinen Vorgesetzten einen Tag sich scheuen (oder schämen) machst, so macht er, daß du dich immer scheust (schämst).

33. Was das Ohr hört, darauf antwortet der Mund.

34. Der Ohren sind's zwei, aber sie hören nicht zweierlei Wort.

35. Des Menschen Ohr ist wie eine Waage: wenn man wieder und wieder hineinlegt, so kommt es zur Ruhe (wie die Schale, wenn sie voll niedersinkt).

36. Wenn der Mund ausgleitet, ist's schlimmer als wenn's der Fuß thut.

37. Die Zunge tödtet den Menschen und die Zunge errettet den Menschen.

38. Wenn eine Zunge tausend Zungen begegnet, fällt sie in Ohnmacht.

39 Zungenwunde (Zungenhieb) thut weher als Schwerteswunde (Schwerteshieb).

40. Wenn du einem Elephanten nachgehst, bleibst du nicht hängen (im Gebüsch).

41. Ein Baum, der dreißig Jahre krumm gewachsen, läßt sich nicht in Einem Jahre gerad machen.

42. Wenn du mit Falschheit (tausend Jahre) Reichthum sammelst, nimmt der Wahrhaftige mit Wahrheit ihn dir aus der Hand (an einem Tage).

43. Eine Lüge verderbt tausend Wahrheiten.

44. Wenn der Lügner zu seiner Reise tausend Jahre braucht, holt ihn der Wahrhaftige ein an einem Tage.

45. „Sag's offen heraus" — davor scheut man sich, aber es bringt Ruhe (Frieden).

46. Was du nicht willst, füge nicht deinem Nebenmenschen zu.

47. Wenn du deinem Herzen folgst, gehst du verloren.

48. Wenn du dich gut aufführst, hast du es selbst zu genießen (wörtlich: schmeckst du das Süße drin).

49. Wenn du etwas Rechtes lernst, erlangst du Ehre.

50. Ehrt man dich, so ehre dich selber.

51. Geldgier bringt alles Böse.

52. Während du den Thoren betrügst, sitzt der Weise dabei und beobachtet dich (nämlich, um dich seinerseits zu betrügen).

53. Raffraff-Sache geht rasch-rasch. (Wie gewonnen, so zerronnen, oder: Haschhasch-Reichthum geht krach-krach.)

54. „Waise, bist du satt?" — „Gäbest du mir, wie deinem Kinde, dann wäre ich satt."

55. „Freund, Freund" läßt die Sache weit auskommen.

56. „Sag's nicht, sag's nicht" — man hört es in fernem Lande.

(Beide letztere beziehen sich auf das, was man unter dem Siegel der Verschwiegenheit „nur dem guten Freund" sagt.)

Eine Probe katholischer Missionspraxis.

In einer überaus freundlichen Besprechung des Missions-Magazins, welche neulich im Züricher „Evang. Wochenblatt" erschien, heißt es zum Schluß: „Manchmal wollte es uns scheinen, als ob der Redaktor den mehr hochkirchlichen Missionsbestrebungen gegenüber die methodistische Arbeit zu sehr in Schutz nehme und bei den katholischen Missionen zu sehr immer die verletzenden Ansprüche hervorhebe, und auch aus jener Kirche wirklich Erbauliches mehr mittheilen könnte, an dem es sicherlich auch nicht fehlt; aber es ist möglich, daß wir irren, daß das Erstere nöthig ist und das Letztere genügend geschieht."

Einem so bescheiden ausgesprochenen Vorwurf gegenüber empfinden wir weder Bedürfniß noch Lust zu einer ausführlichen

erwähnen wir folgende Neuerung: In Zukunft hat unter gewissen Umständen, wenn in der Kommittee Meinungsverschiedenheit herrscht, die Minorität das Recht, falls der Präsident, d. h. der Erzbischof von Canterbury, kein Veto einlegt, an die gesammte Mitgliedschaft zu appelliren, d. h. eine Versammlung sämmtlicher die Gesellschaft mit regelmäßigen Beiträgen unterstützender Freunde zu berufen und ihr die betreffende Frage zur Entscheidung vorzulegen! Daß diese alte, stark konservative Gesellschaft dem Verlangen nach allgemeinem Stimmrecht soweit nachgegeben hat, ist wirklich ein Zeichen der Zeit. Sogar innerhalb der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft, in deren Kommitteesitzungen doch jeder Geistliche, der 20 Mk. jährlich gibt, und jeder Laie, der 100 Mk. jährlich gibt, Sitz und Stimme hat, ist neuerdings der Wunsch laut geworden, es möchten doch bei gewissen streitigen Fragen alle Freunde der Gesellschaft zu Rathe gezogen werden, sei es nun durch Abhaltung größerer berathender und natürlich auch abstimmender Versammlungen oder durch schriftliche Befragung der Zweigvereine, Hilfsgesellschaften, hervorragender Freunde ꝛc.

In Amerika wird seit einigen Jahren der Herausgeber der »Missionary Review«, ein alter indischer Missionar, nicht müde, die heimatlichen Missionsleitungen, Kommitteen und Inspektoren zu verdächtigen und dafür zu plaidiren, daß an die Stelle der sich selbst wählenden und ergänzenden Kommitteen regelrechte kirchliche Verwaltungsausschüsse gesetzt und die Missionare direkt unter die Jurisdiktion der obersten kirchlichen Behörde gestellt werden möchten. In Amerika, d. h. auf freikirchlichem Boden, hat das einen Sinn. Wenn aber in Deutschland neuerdings Stimmen dafür laut werden, die Missionskommitteen sollten sich den betreffenden Konsistorien unterstellen oder sonst irgendwie unter eine offiziell-kirchliche Kontrole gebracht werden, so ist das der reine Unverstand. Unsere Kirchen sind Staatskirchen, und daß diese in ihrem gegenwärtigen Zustand zur Ausübung des Missionsberufes, geschweige denn zu einer ersprießlichen Leitung oder auch nur Kontrole der ihrem innersten Wesen nach auf freier Vereinigung der **Gläubigen** beruhenden „evangelischen" Gesellschaften das Zeug haben, dürfte wohl kaum jemand im Ernst behaupten wollen.

Etwas anderes ist die Frage, ob unsere Kommitteen nicht gut thun würden, wichtigere Entscheidungen nur unter Herbeiziehung

kungen sein werden. Es ist von größter Wichtigkeit, daß evangelische Christen und Missionsfreunde hierüber ins Klare kommen und sich nicht blenden lassen.

Was wir im Evang. Missions-Magazin bisher vom unchristlichen Gebahren der Römischen mitgetheilt haben, war fast ausschließlich ihren eigenen Berichten entnommen. Wir wollen auch diesmal wieder „Die katholischen Missionen", dieses in Freiburg erscheinende, schön illustrirte Monatsblatt, selbst reden lassen, um unsern Lesern einen Begriff davon zu geben, was man in der katholischen Kirche unter erbaulich versteht und was man in ihr als ein recht frommes Werk ansieht.

In seiner „Beilage für die Jugend" erzählt das genannte Blatt (Juni 1881) folgende Geschichte vom „Lohn eines Heiden, der sterbende Kinder taufte":

„Ein Heide erlernte bei einem christlichen Arzte in Tongkin die Arzneikunde. Dieser christliche Arzt ist aber ein sehr frommer Mann; als die Christenverfolgung vor einigen Jahren hier wüthete, bekannte er ungescheut seinen Glauben und stets führte er ein wahrhaft heiliges und auferbauliches Leben. Er lehrte seinen heidnischen Schüler nicht nur die Kunst, die Krankheiten zu heilen, sondern unterrichtete ihn auch sorgfältig in den Grundsätzen des christlichen Glaubens und zeigte ihm, wie er die sterbenden Kinder taufen solle, wenn die Zeit nicht erlaube, einen Christen herbeizurufen. Der Schüler, obwohl noch ein Heide, nahm sich die Lehren seines Meisters zu Herzen und widmete sich mit großem Eifer dem heiligen Werke der Taufe sterbender Kinder. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, selbst beim schlimmsten Unwetter, machte er es sich zur heiligen Pflicht, den sterbenden Kindern beizuspringen und ihnen durch die Taufe wenigstens die Gesundheit der Seele zu geben und die Pforten des Himmels zu öffnen, wenn er ihnen die Gesundheit des Leibes nicht mehr verleihen konnte. Menschliche Rücksichten hielten ihn aber im Heidenthum fest; in seinem Dorfe gibt es nämlich auch nicht einen einzigen Christen, und seine Familie würde ihm die größten Hindernisse bereitet haben, hätte er Miene gemacht, ein Christ zu werden. Aber sein Eifer für das Heil der sterbenden Kinder ließ während 20 Jahren nicht nach und erschickte zu Hunderten kleine Engel in den Himmel.

„Endlich wurde ihm selbst, auf die mächtige Fürbitte dieser Engel hin, die Gnade der Rettung seiner Seele zu Theil; er starb im Lauf dieses Jahres eines wahrhaft heiligen und erbaulichen Todes. Als er sich krank fühlte, ließ er seinen alten Meister rufen und eröffnete ihm seinen Wunsch, in unsere heilige Kirche aufgenommen zu werden. Der hochw. G. Perreaux, der Obere des Priesterseminars, schickte ihm einen Katechisten, der ihm die christliche Lehre gründlich erklären und die Nothwendigkeit auseinandersetzen sollte, dem bösen Feinde und seinen Werken zu entsagen. Der eifrige Kranke ließ sofort seine Frau und seine erwachsenen Kinder an sein Sterbebett kommen und erklärte ihnen auf das Entschiedenste seinen Entschluß, dem Teufel zu entsagen und ein Kind Gottes zu werden. Die ganze Familie sperrte sich dagegen: Zureden, Bitten, Drohungen wurden versucht. Aber die kleinen Engel am Throne Gottes zogen ihren Retter auf ihre Seite. Er eröffnete seinen Kindern, daß er fest entschlossen sei, die Taufe zu empfangen, und daß er, wenn es sein müsse, lieber die Seinigen verlassen, als sein Seelenheil verlieren wolle.

„Er empfieng die heilige Taufe, die heilige Firmung und die heilige Kommunion mit der größten Andacht. In den folgenden Tagen hatte er stets einen Katechisten oder seinen alten Lehrer an seinem Lager, hörte auf die frommen Zusprüche und betete nach Kräften mit ihnen. Noch hatte er das Glück, die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung zu empfangen, und als er sein Stündlein herannahen fühlte, sagte er zu den Seinigen: „Die christliche Religion ist die wahre Religion und ich ermahne euch, dieselbe anzunehmen. Ich verbiete euch, nach meinem Tode meinen Leichnam zu grüßen oder irgend einen andern heidnischen Gebrauch bei meiner Bestattung vorzunehmen. Senket meinen Leib in die Erde; da wird er vermodern; aber meine Seele wird sich zum Himmel emporschwingen und sich daselbst ewig der Anschauung Gottes erfreuen." Das waren seine letzten Worte vor seinem Tode. Wir veranstalteten ihm einen feierlichen Todtengottesdienst; sechs Missionare, die Zöglinge des Priesterseminars und eine große Anzahl Katechisten und Gläubige wohnten demselben bei.

„So erzählt Msgr. Puginier in einem Briefe aus der Stadt Keso in Westtongkin. Was für ein schönes Beispiel, wie der liebe Gott die Werke der geistlichen Barmherzigkeit belohnt! Auch ihr,

liebe Kinder, nehmet Antheil an diesen Gott so wohlgefälligen Werken, wenn ihr euch recht eifrig am Verein der heiligen Kindheit betheiligt. In dem einzigen Sprengel des Bischofs Puginier werden Jahr für Jahr viele Tausende von Heidenkindern in Todesgefahr getauft."

Vor einiger Zeit fragte ein evangelischer Christ im Krischnager-Distrikt in Nordindien einen römischen Priester, der ihn zu seiner „Kirche" hatte herüberziehen wollen: „Warum geht ihr denn nicht zu den Heiden, warum müßt ihr immer den Frieden unserer evangelischen Gemeinden stören?" Hierauf erklärte der Priester: „Ich gebe zu: wir gehen nicht zu den Heiden, denn wir denken, die können noch möglicherweise durch das Licht ihrer eigenen Vernunft gerettet werden; aber dessen sind wir gewiß, daß ihr als evangelische Christen sicherlich verloren geht, und darum kommen wir zu euch".

Wenn man aus dieser Aeußerung schließen darf, daß die katholischen Missionare der Ansicht sind, die „eigene Vernunft" der Heiden stehe ihrer allein seligmachenden Lehre immer noch näher, als das evangelische Christenthum, so kann die oben mitgetheilte Geschichte wohl als Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht gelten. Denn die Art, wie da das Sakrament der Taufe zu einem aller sittlichen Bedeutung entkleideten Zaubermittel entweiht wird, stimmt allerdings recht gut zum heidnischen Aberglauben. Demüthigend ist's freilich, daß dort wie hier die „Vernunft" so sehr zur — Unvernunft hat werden können.

„Respekt vor der Faust."

Die schon im Jahre 1701 gegründete englische „Ausbreitungsgesellschaft" hat neulich ihre Stiftungsurkunde und damit ihre Verfassung geändert. Als charakteristisch für den demokratischen oder doch republikanischen Geist unsrer Zeit

erwähnen wir folgende Neuerung: In Zukunft hat unter gewissen Umständen, wenn in der Kommittee Meinungsverschiedenheit herrscht, die Minorität das Recht, falls der Präsident, d. h. der Erzbischof von Canterbury, kein Veto einlegt, an die gesammte Mitgliedschaft zu appelliren, d. h. eine Versammlung sämmtlicher die Gesellschaft mit regelmäßigen Beiträgen unterstützender Freunde zu berufen und ihr die betreffende Frage zur Entscheidung vorzulegen! Daß diese alte, stark konservative Gesellschaft dem Verlangen nach allgemeinem Stimmrecht soweit nachgegeben hat, ist wirklich ein Zeichen der Zeit. Sogar innerhalb der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft, in deren Kommitteesitzungen doch jeder Geistliche, der 20 Mk. jährlich gibt, und jeder Laie, der 100 Mk. jährlich gibt, Sitz und Stimme hat, ist neuerdings der Wunsch laut geworden, es möchten doch bei gewissen streitigen Fragen alle Freunde der Gesellschaft zu Rathe gezogen werden, sei es nun durch Abhaltung größerer berathender und natürlich auch abstimmender Versammlungen oder durch schriftliche Befragung der Zweigvereine, Hilfsgesellschaften, hervorragender Freunde ꝛc.

In Amerika wird seit einigen Jahren der Herausgeber der »Missionary Review«, ein alter indischer Missionar, nicht müde, die heimatlichen Missionsleitungen, Kommitteen und Inspektoren zu verdächtigen und dafür zu plaidiren, daß an die Stelle der sich selbst wählenden und ergänzenden Kommitteen regelrechte kirchliche Verwaltungsausschüsse gesetzt und die Missionare direkt unter die Jurisdiktion der obersten kirchlichen Behörde gestellt werden möchten. In Amerika, d. h. auf freikirchlichem Boden, hat das einen Sinn. Wenn aber in Deutschland neuerdings Stimmen dafür laut werden, die Missionskommitteen sollten sich den betreffenden Konsistorien unterstellen oder sonst irgendwie unter eine offiziell-kirchliche Kontrole gebracht werden, so ist das der reine Unverstand. Unsere Kirchen sind Staatskirchen, und daß diese in ihrem gegenwärtigen Zustand zur Ausübung des Missionsberufes, geschweige denn zu einer ersprießlichen Leitung oder auch nur Kontrole der ihrem innersten Wesen nach auf freier Vereinigung der **Gläubigen** beruhenden „evangelischen“ Gesellschaften das Zeug haben, dürfte wohl kaum jemand im Ernst behaupten wollen.

Etwas anderes ist die Frage, ob unsere Kommitteen nicht gut thun würden, wichtigere Entscheidungen nur unter Herbeiziehung

und Befragung einer möglichst großen Zahl ihrer Freunde zu treffen. Aufrichtig gestanden sind wir aber der Meinung, daß in der Heidenmission mehr als irgendwo anders das Sprichwort zutrifft: „Viele Köche verderben den Brei;“ und dann glauben wir auch beobachtet zu haben, daß diejenigen Kommitteen in viel größerem Frieden und viel größerer Stetigkeit ihr Werk treiben, welche — lediglich vom freien Zutrauen ihrer „Freunde“ getragen — alle Entscheidungen selbst treffen, als diejenigen, welche eine Art Konstitution besitzen und von Zeit zu Zeit wichtige Fragen einer Generalkonferenz oder Abgeordneten-Versammlung zur Entscheidung vorlegen. Wer mit einer Kommittee unzufrieden ist, braucht ihr ja nur keinen Beitrag mehr zu geben. Und wer einen guten Rath hat, der wird gewiß die betreffende Kommittee dankbar für Mittheilung desselben finden.

Im Einzelnen mag ja manches an der bisherigen Art mit Nutzen geändert werden können; im Ganzen aber muß es dabei bleiben, daß die unter Gottes augenscheinlicher Leitung und durch freien Geistestrieb entstandenen Missions- und anderen christlichen Gesellschaften, unbekümmert um die Ansprüche kirchlicher oder bürgerlicher Autoritäten und unabhängig von den Majoritätsbeschlüssen großer, mit dem Detail des Missionswesens doch nur oberflächlich bekannter Deputirten-Versammlungen, ihren wahrlich nicht leichten Weg gehen. „Respekt vor der Last!“

Aber freilich, dieser Respekt soll nicht darin bestehen, daß man der Last — aus dem Wege geht. Das werden die Leiter unserer Missionsgesellschaften selbst am wenigsten wünschen. Brauchen sie doch Männer, welche ihnen die Last mittragen helfen, welche mit beten und mit arbeiten, mit rathen und mit thaten. Und *solche* wirkliche Mitarbeiter, auch wenn sie nicht an dem Ort wohnen, wo die betreffende Gesellschaft ihren Sitz hat, herauszufinden, heranzuziehen, in die Arkana des Missionslebens einzuweihen, sie warm zu halten und auf sie zu hören — das dürften sich manche Missionsleitungen *vielleicht* noch mehr als bisher angelegen sein lassen. Es gibt Freunde, die nicht aus Ehrgeiz oder Herrschsucht, sondern aus wirklicher Liebe zur Sache je und je auch ein Wörtlein darin mitsprechen möchten. Als Beispiel hiefür sei eine Stimme aus England angeführt, die sich neulich im »Record« also vernehmen ließ: „Wir sind nicht eine Opposition, die eine Regierung zu stürzen sucht; nein, wir sind aufrichtige und warme Freunde, welche die Hände

derer zu stärken, nicht zu schwächen wünschen, die bisher die Mission so vortrefflich geleitet haben; wir möchten nur die Gemeinschaft noch inniger machen und selbst immer eifriger werden. Unsre lieben Freunde in London (die Kommitteemitglieder) müssen also nicht empfindlich sein, sondern sich daran erinnern lassen, daß es bei freiwilligen Vereinen nicht genug ist, wenn die Geschäfte gut besorgt werden, sondern daß es auch darauf ankommt, daß alle Betheiligten von der Vortrefflichkeit dieser Besorgung überzeugt werden. Zu diesem Zweck sollte die Kommittee in London noch mehr als bisher ihre auswärtigen Freunde ins Vertrauen ziehen..... Sonst entsteht leicht der Schein, als hätten die Freunde nichts zu thun, als immer nur Geld zu geben, die Kommittee dasselbe wieder auszugeben."

Wir haben diesen Gegenstand berührt, weil derselbe gegenwärtig in manchen Kreisen — leider nicht immer leidenschaftslos — verhandelt und auch vor dem lesenden Publikum besprochen wird. Da schien es uns schon durch die historische Treue geboten, diese hie und da brennend gewordene Frage auch im Missions-Magazin nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Wir wünschen von Herzen, daß alle ächten Missionsfreunde wie ihrem himmlischen Herren, so auch einander immer näher kommen, immer selbständiger und fester in der Wahrheit, aber auch immer selbstloser und nachgiebiger in der Liebe werden möchten. So allein kommt die rechte Einigkeit zu Stande. Und die wird uns stark machen. Das walte Gott!

Ein lieblicher Sonnenuntergang.

Aus dem Englischen übersetzt von Fräulein v. Flotow.

In der chinesischen Stadt Schaohing besteht seit neun Jahren eine christliche Mädchenschule, welcher Frl. Murray, eine von der »China Inland Mission« ausgesandte Lehrerin, vorsteht. In all den Jahren hatte kein einziger Todesfall die blühende An-

Missions-Zeitung.

Die russische Missions-Gesellschaft.

Dem Rechenschaftsbericht, welcher am 9. Mai in der allgemeinen Jahresversammlung der russischen „Rechtgläubigen Missions-Gesellschaft" verlesen wurde, entnehmen wir Folgendes:

Zur Zeit zählt die Gesellschaft 7491 ordentliche Mitglieder. Die Beiträge betrugen 153,472 Rubel, zus. mit einem Ueberschuß von früher 693,118 Rubel. Unter den Beiträgen ist der bedeutendste (16,400 Rubel) vom Erzbischof Mitrofan. Die Ausgaben beliefen sich auf 152,092 Rubel. Das verflossene Jahr war in Bezug auf die Mittel das erfolgreichste von allen, so daß abgesehen von dem verbleibenden Kapital von 541,026 Rubel, die Gesellschaft in der Lage war, den Missionaren eine wirksamere Hilfe zu leisten, als in früheren Jahren. So konnten außer den im vergangenen Jahre der japanischen Mission gewährten 23,800 Rubel, dieser noch weitere 8500 Rubel gewidmet werden. Für die neue antimuhammedanische Mission unter den Kirghisen in Ust-Kamenogorsk und für die neue katandinskische Abtheilung der Altaischen Mission wurden je 840, für die Gründung einer Mission in Turkestan 20,000 Rubel bestimmt. Ueber die letztere neugegründete Mission wurden in der Versammlung sehr interessante Einzelheiten mitgetheilt.

Noch im vorvergangenen Jahre hatte der Vorstand der Gesellschaft bei den Bischöfen, in deren Diözesen sich Steppen-Kirghisen befinden, angefragt, ob es sich nicht empfehlen würde, durch besondere Missionare in deren Mitte die Verbreitung von Gottes Wort anzustreben. Infolge dessen wandte sich der turkestanische Bischof (Alexander) an den dortigen General-Gouverneur, wies ihm die Nothwendigkeit nach, im turkestanischen Gebiet ein Missions-Kloster zu gründen und empfahl hiezu den Ort Kurmekti. Hier ist ein gesundes Klima, viel Wald, Fischreichthum, fettes Weideland und genug Ackerplätze, die noch nicht zur Theilung gelangt sind. Außerdem liegen dort herum viele Ansiedelungen, theils christliche, theils nichtchristliche. Zum Schluß seines Schreibens sprach der Bischof noch die Hoffnung aus, daß ein solches Kloster, abgesehen von seinem Hauptzwecke, auch eine gute Schule werden würde, in welcher junge Leute aus der Umgegend zu Psalmlesern, Sängern, Glockenläutern, Gärtnern ꝛc. ausgebildet werden könnten. Als Antwort hierauf kam alsbald ein sehr freundliches Schreiben vom General Kolpakowski, worin derselbe dem Bischof seine Hilfe zusagt zur Ablassung des Waldes für das Kloster, Zutheilung von

nach an, dankte wiederholt ihren Wohlthätern und brach immer auf's Neue in die Worte aus: „Ja, im Himmel werden wir uns wiedersehen!" Auf die Frage, ob sie noch alle erkenne, nannte sie mehrere der Umstehenden bei Namen und fuhr dann fort: „Ich kann's nicht leiden, daß ihr so traurig seid; ihr solltet wirklich nicht weinen, wir sehen uns ja wieder da droben. Die Thür steht weit offen und jeder kann hineinkommen, wer nur immer sein Vertrauen auf Jesum setzt."

Früher schon hatte sie Frl. Murray ersucht, für ihre noch heidnische Mutter zu beten und ihr Muth einzusprechen; jetzt ließ sie dieselbe an ihr Bett rufen und sagte: „Du mußt dich bekehren, Mutter, und an Jesum glauben. Du mußt seine Jüngerin werden und dann zu mir in den Himmel kommen. Im Himmel ist's so schön. Dort will ich auf dich warten. Dort werde ich auch Ae-tsia (eine ihrer Schulgefährtinnen) wiedersehen u. s. w."

Jetzt wurde das Lied: „Es gibt ein selig Land" leise angestimmt. Viktoria lag ganz still da, bis der letzte Ton verklungen war; dann sagte sie: „Ja, ja" und fieng wieder an vom Himmel zu sprechen. Auf die Frage, ob man ihr vielleicht noch ein Lied singen solle, wählte sie selbst das herrliche „Fels der Ewigkeiten," ja, versuchte sogar mitzusingen und sagte dann, auf den Inhalt des Gesanges anspielend: „Es ist freilich Jesu Verdienst, daß ich reingewaschen bin von meinen Sünden, ich habe nichts dazu thun können, nicht das Geringste, Er allein hat's gethan." Hierauf sprach sie wieder von der ihr vorangegangenen Freundin und fuhr dann, zu Frl. Murray gewandt, fort: „Kommen Sie nicht auch mit? O, kommen Sie doch gleich, warum denn nicht?" — „Meine Arbeit ist hier noch nicht gethan; der Herr wird mich schon auch noch kommen lassen zu seiner Zeit," erwiderte Frl. Murray und erinnerte dann die Sterbende an die Stelle in Bunyan's Pilgerreise, wo die Pilgrime durchs tiefe Wasser dem himmlischen Jerusalem zuschreiten. „O," sagte hierauf Viktoria, „ich finde das Wasser gar nicht tief; ach, wenn Sie nur mitkommen könnten! Ich sage Ihnen, es ist gar nichts zu fürchten. Aber ach! Sie müssen noch warten, der Herr will es so." Dann sah sie ihre Lehrerin durchdringend, aber voll Zärtlichkeit an und sagte noch einmal: „Denken Sie daran, es ist nichts zu fürchten. Das Wasser ist gar nicht tief, nur so tief etwa — und dabei hielt sie den Daumen und Zeig-

finger ihrer ausgestreckten Hand ungefähr 2 Zoll weit auseinander — wenn der Glaube schwach ist, dann wirds tiefer."

Nun bemerkte der anwesende Miss. Meadows: „Es hat einmal jemand gesagt: „Meine Seele müsse sterben des Todes der Gerechten und mein Ende werde wie ihr Ende!" worauf die Sterbende sogleich entgegnete: „Das hat Bileam gesagt, erfahren aber hat er es nicht. Ich dagegen, ja, ich bin eingeschlossen in die Zahl jener Gerechten, das erfahre ich jetzt. O, wie selig! Aber glaubet ihr mir auch, was ich da sage? Ich fürchte, ihr glaubt es nur halb." — „Nein, wir glauben es ganz," erwiderte die Lehrerin, worauf Viktoria erfreut fortfuhr: „Das ist recht, das ist recht! O, ich kann's fast nicht erwarten, bis ich endlich fort darf, aber ich muß noch ein wenig Geduld haben." Damit sank sie erschöpft auf die Kissen zurück und flüsterte nur noch leise: „Ach, ich bin so müde, ich muß so lange warten!" worauf eine sanfte Ruhe über sie kam und die meisten Anwesenden sich zurückzogen, ganz hingenommen von den merkwürdigen Reden des sterbenden Mädchens. Jetzt schien sie zu schlafen und Frl. Murray sagte leise zu einer neben ihr stehenden Schülerin: „Fällt dir hier nicht der Spruch ein: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" Aber Viktoria hatte es gehört und sagte rasch: „Das steht im ersten Korintherbrief, das paßt jetzt auch auf mich — mein Name ist Teh-Sing (Sieg)!" legte die rechte Hand auf ihre Brust und wies dann himmelwärts, wie um anzudeuten, daß sie da drinnen im Herzen schon die Kräfte dieses Sieges schmecke.

Am Abend wurde die Athemnoth größer. Um 10 Uhr fieng sie jedoch wieder an zu sprechen. „Ich brauche eine Bibelstelle," sagte sie; „ich glaube, sie steht im 25. Kapitel des Matthäus, aber ich weiß es nicht gewiß." Auf die Frage, ob sie nicht ein paar Worte aus dem Spruch angeben könne, flüsterte sie kaum hörbar: „König" und „Knechte," worauf eine ihrer Mitschülerinnen zu lesen anfieng: „Dann wird der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters." Viktoria aber nahm keine Notiz davon, bis die Worte kamen: „Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht." „Das ist's," rief sie jetzt, „das gebe ich Ihnen, Frl. Murray, und Ihnen, Frau Meadows, und euch allen. Das ist mein Vermächtniß." „Wir danken dir von Herzen," erwiderte Frl. Murray; Viktoria aber machte eine abwehrende

Handbewegung und sagte ungeduldig: „Nicht so, nicht so! Das sind keines Menschen Worte; danket dem Herrn Jesus, Er giebt euch dieses Vermächtniß."

Die Nacht war nicht leicht und der Morgen noch schwerer. Erst nachdem Frau Tsin, eine chinesische Lehrerin, mit ihr gebetet hatte, trat eine Erleichterung ein. Aber schon eine Stunde darauf erklärte sie ruhig: „So, jetzt gehe ich heim," ließ Frl. Murray rufen, lächelte sie freundlich an, richtete noch einen sorgenvollen Blick auf ihre heidnische Mutter, konnte aber nichts mehr sagen. Die Unruhe und Schmerzen wurden immer größer. Am Nachmittag schaute das arme Kind einmal verstört auf und fragte erstaunt, warum denn so viele Personen um ihr Bett stünden. „Du darfst nun bald in den Himmel," antwortete Frl. Murray, „und wir wollen bei dir bleiben, bis der Herr dich ruft." — „O, ich hatte es vergessen," erwiderte Viktoria, ließ noch einmal ihren leuchtenden Blick über die anwesenden Freunde hingleiten und nannte der Reihe nach sie alle bei Namen.

Bald darauf klagte sie über Hunger, bat um Nahrung, sagte, nun werde sie mit Ae-tsia essen, that, wie wenn sie das Tischgebet sprechen wollte und hauchte endlich ganz leise: „Wenn der Herr mich ruft, dann habe ich keine Schmerzen; schickt er mich aber zurück, dann kommen sie wieder. Doch jetzt darf ich gehen!" — Eine halbe Stunde später hatte sie ausgelitten. Nichts gab Kunde von dem Augenblick, da ihr Geist der irdischen Hülle entfloh. Wie ein müdes Kind an der Mutter Brust war sie eingeschlafen.

„Ein lieblicher Sonnenuntergang" — so hat Hr. Hudson Taylor die Schilderung dieses seligen Heimganges (im »Chinese Recorder«) schön überschrieben. Wie trostlos das Sterben der heidnischen Chinesen — ohne Gott und ohne Hoffnung! Wie herrlich dagegen solch ein Christentod, da es licht wird um den Abend und handgreiflich in Erfüllung geht das Gebet des Glaubens:

Leucht' uns selbst in jene Welt,
Du verklärte Gnadensonne!
Führ' uns durch das Thränenfeld
In das Land der reinen Wonne,
Wo die Lust, die uns erhöht,
Nie vergeht!

Missions-Zeitung.

Die russische Missions-Gesellschaft.

Dem Rechenschaftsbericht, welcher am 9. Mai in der allgemeinen Jahresversammlung der russischen „Rechtgläubigen Missions-Gesellschaft" verlesen wurde, entnehmen wir Folgendes:

Zur Zeit zählt die Gesellschaft 7491 ordentliche Mitglieder. Die Beiträge betrugen 153,472 Rubel, zus. mit einem Ueberschuß von früher 693,118 Rubel. Unter den Beiträgen ist der bedeutendste (16,400 Rubel) vom Erzbischof Mitrofan. Die Ausgaben beliefen sich auf 152,092 Rubel. Das verflossene Jahr war in Bezug auf die Mittel das erfolgreichste von allen, so daß abgesehen von dem verbleibenden Kapital von 541,026 Rubel, die Gesellschaft in der Lage war, den Missionaren eine wirksamere Hilfe zu leisten, als in früheren Jahren. So konnten außer den im vergangenen Jahre der japanischen Mission gewährten 23,800 Rubel, dieser noch weitere 8500 Rubel gewidmet werden. Für die neue antimuhammedanische Mission unter den Kirghisen in Ust-Kamenogorsk und für die neue katandinskische Abtheilung der Altaischen Mission wurden je 840, für die Gründung einer Mission in Turkestan 20,000 Rubel bestimmt. Ueber die letztere neugegründete Mission wurden in der Versammlung sehr interessante Einzelheiten mitgetheilt.

Noch im vorvergangenen Jahre hatte der Vorstand der Gesellschaft bei den Bischöfen, in deren Diözesen sich Steppen-Kirghisen befinden, angefragt, ob es sich nicht empfehlen würde, durch besondere Missionare in deren Mitte die Verbreitung von Gottes Wort anzustreben. Infolge dessen wandte sich der turkestanische Bischof (Alexander) an den dortigen General-Gouverneur, wies ihm die Nothwendigkeit nach, im turkestanischen Gebiet ein Missions-Kloster zu gründen und empfahl hiezu den Ort Kurmekti. Hier ist ein gesundes Klima, viel Wald, Fischreichthum, fettes Weideland und genug Ackerplätze, die noch nicht zur Theilung gelangt sind. Außerdem liegen dort herum viele Ansiedelungen, theils christliche, theils nichtchristliche. Zum Schluß seines Schreibens sprach der Bischof noch die Hoffnung aus, daß ein solches Kloster, abgesehen von seinem Hauptzwecke, auch eine gute Schule werden würde, in welcher junge Leute aus der Umgegend zu Psalmlesern, Sängern, Glockenläutern, Gärtnern ꝛc. ausgebildet werden könnten. Als Antwort hierauf kam alsbald ein sehr freundliches Schreiben vom General Kolpakowski, worin derselbe dem Bischof seine Hilfe zusagt zur Ablassung des Waldes für das Kloster, Zutheilung von

die so recht fühlen ließen, wie anders es jetzt im Lesuto sich leben läßt, als in der kaum zu Ende gegangenen unseligen Kriegszeit. Auf mehreren Stationen sind die „Loyalen" und die „Nationalen" gemeinsam zum heil. Abendmahl gegangen; der Riß fängt an zu heilen und alles läßt sich zum Frieden an. Von 16 Schulen sind 5 wieder im Gang. Miss. Christmann — dem wir hiemit einen herzlichen Gruß aus dem Basler Missionshaus senden möchten — erzählt von der gründlichen Bekehrung eines jungen Mosuto, den er wenige Tage vor seinem Tode zu taufen die Freude hatte und der dann „wie eine reife Frucht, die man an einem freundlichen Herbsttage pflückt," hinübergenommen wurde in die ewigen Scheunen.

China.

Ein Missionsarzt schreibt aus der Provinz Schantung: „Die Angst der Chinesen vor unseren Medicinen und insbesondere vor unsern Instrumenten ist unbeschreiblich. Ich hörte von der Frau eines eingebornen Pastors in Schanghai, die mit einem schmerzhaften Zahn zum europäischen Doktor gieng; als sie eine Zange erblickte, aber aufs entschiedenste gegen das Ausziehen des Zahns protestirte und zu einem chinesischen Arzt lief. Dieser erklärte ihr, der Schmerz rühre von Würmern her, diese müsse er zerstören; um recht anzukommen, müsse er ein Loch durch ihre Wange bohren u. s. f. Das Loch wurde gebohrt und der Zahnnerv mit Hilfe eines Stückes Draht getödtet, der durch jenes Loch in den hohlen Zahn eingeführt und unter dessen herausstehendem Ende ein Feuer angemacht wurde! Das alles ließ sich die Frau ruhig gefallen. — Oft kommen die Kranken zum Missionsarzt erst, wenn sie lange vergeblich von eingebornen Aerzten geplagt worden sind. So habe ich jetzt ein 8jähriges Kind mit einem Wasserkopf in Behandlung, das schon unglaubliche Massen von Medicin verschluckt hat und kaum einen Zoll am Leibe hat, in den sie nicht schon mit Nadeln gestochen hätten. Und sobald sie bei uns einige Besserung spüren, verschwinden sie, entweder um zum eingebornen Doktor zurückzukehren oder weil sie eine weitere Kur für Luxus halten. Nur selten thun sie wirklich das, was man ihnen vorschreibt. Entweder nehmen sie die ihnen verabfolgte Arznei gar nicht oder, falls sie dieselbe probirt haben und Besserung spüren, verschlucken sie die ganze Portion auf einmal, um desto schneller ganz geheilt zu werden. — Einmal sollte ein europäischer Arzt eine schwerkranke Dame behandeln, durfte sie aber nicht sehen, sondern bekam nur eine Schnur in die Hand, die man ihr ums Handgelenk gebunden und ihm zum Fenster hinausgereicht hatte. So sollte er ihr den Puls fühlen! Auch unserem Br. Jones gieng es einmal ähnlich, so daß er sich weigern mußte, den Kranken irgend etwas zu verschreiben. Tags darauf erhielt er vom Vater des kranken

vorragendsten Prediger beinahe zum Tode zu verletzen."

Die Schlußworte des Jahresberichts geben dem tiefen Schmerz über den Tod des 78jährigen Oberpriesters Lawroff Ausdruck, der 40 Jahre lang, bis zur Gründung der Missions-Gesellschaft, ganz allein die Altai-Mission unterhalten hatte. Als Vermächtniß hat er der Altai-Mission mehrere von ihm gesammelte Gegenstände, ein sehr werthvolles Evangelienbuch, Altarkreuze, vergoldete Geräthe, Heiligenbilder ꝛc. zurückgelassen.

Als ein Haupthinderniß der Bekehrung der Heiden und Muhammedaner wird der schlechte Einfluß der russischen Namenchristen hervorgehoben, die sich an vielen Orten nicht bloß in ihrem häuslichen, sondern auch in ihrem religiösen Leben in nichts von den Heiden unterscheiden. Namentlich die Kosaken an der mongolischen Grenze sollen ganz unter dem Einfluß der Lamas stehen, 10 Jahre lang oder länger nie zur Kirche oder Beichte gehen, dagegen alle Vorschriften des Heidenthums streng befolgen und durch ihr Beispiel die Mongolen vom Christenthum geradezu abschrecken.

(Mitgetheilt von A. Amirchanjanz in Tiflis, aus dem Russischen übersetzt von C. Hunnius in Stuttgart.)

Afrika.

Am Ostermontag, 10. April, wurde der Erstling der Uganda-Mission in Sansibar getauft. Es ist Luta (richtiger Duta), einer von jenen zwei Jungen, welche König Mtesa auf eine Insel verbannt hatte, weil sie das Christenthum für wahr und alle anderen Religionen für Lügen erklärt hatten. Sie waren dann nach einiger Zeit in Freiheit gesetzt worden, und als Miss. Pearson Uganda im März 1881 verließ, durfte er Duta mit sich nehmen. Er ließ ihn, nachdem er sich auf der langen Landreise musterhaft betragen hatte, bei Bischof Steere in Sansibar zurück, wo er nun die heil. Taufe erhalten hat. Zu Gevatter stand der englisch-kirchliche Miss. Stokes und gab ihm den Namen „Henry Wright" zur Erinnerung an den vor 2 Jahren ertrunkenen Missionssekretär dieses Namens. Vor kurzem hat der in England weilende Miss. Pearson einen Suaheli-Brief von seinem Schützling erhalten.

— Ende Juni ertheilte in London der Neger-Bischof Crowther einem jungen englischen Miss. Phillips, der in der Niger-Diöcese arbeiten soll, die Ordination — der Schwarze dem Weißen!

— In 6 Synodalkreisen (Kapkolonie, Kafferland, Oranje-Freistaat, Süd-Transvaal, Nord-Transvaal und Natal) hat die Berliner Miss.-Gesellschaft zusammen auf 45 Stationen 45 ordin. Missionare und 15 Laiengehilfen, dazu 39 besoldete und 152 unbesoldete Nationalhelfer. Im vorigen Jahre wurden über 1640 Personen, darunter 672 Erwachsene, getauft, so daß die Zahl aller Gemeindeglieder auf 11,775, die der Kommunikanten auf 5202 gestiegen ist. Die Zahl

die so recht fühlen ließen, wie anders es jetzt im Lesuto sich leben läßt, als in der kaum zu Ende gegangenen unseligen Kriegszeit. Auf mehreren Stationen sind die „Loyalen“ und die „Nationalen“ gemeinsam zum heil. Abendmahl gegangen; der Riß fängt an zu heilen und alles läßt sich zum Frieden an. Von 16 Schulen sind 5 wieder im Gang. Miss. Christmann — dem wir hiemit einen herzlichen Gruß aus dem Basler Missionshaus senden möchten — erzählt von der gründlichen Bekehrung eines jungen Mosuto, den er wenige Tage vor seinem Tode zu taufen die Freude hatte und der dann „wie eine reife Frucht, die man an einem freundlichen Herbsttage pflückt,“ hinübergenommen wurde in die ewigen Scheunen.

China.

Ein Missionsarzt schreibt aus der Provinz Schantung: „Die Angst der Chinesen vor unseren Medicinen und insbesondere vor unsern Instrumenten ist unbeschreiblich. Ich hörte von der Frau eines eingebornen Pastors in Schanghai, die mit einem schmerzhaften Zahn zum europäischen Doktor gieng; als sie eine Zange erblickte, aber aufs entschiedenste gegen das Ausziehen des Zahns protestirte und zu einem chinesischen Arzt lief. Dieser erklärte ihr, der Schmerz rühre von Würmern her, diese müsse er zerstören; um recht anzukommen, müsse er ein Loch durch ihre Wange bohren u. s. f. Das Loch wurde gebohrt und der Zahnnerv mit Hilfe eines Stückes Draht getödtet, der durch jenes Loch in den hohlen Zahn eingeführt und unter dessen herausstehendem Ende ein Feuer angemacht wurde! Das alles ließ sich die Frau ruhig gefallen. — Oft kommen die Kranken zum Missionsarzt erst, wenn sie lange vergeblich von eingebornen Aerzten geplagt worden sind. So habe ich jetzt ein 8jähriges Kind mit einem Wasserkopf in Behandlung, das schon unglaubliche Massen von Medicin verschluckt hat und kaum einen Zoll am Leibe hat, in den sie nicht schon mit Nadeln gestochen hätten. Und sobald sie bei uns einige Besserung spüren, verschwinden sie, entweder um zum eingebornen Doktor zurückzukehren oder weil sie eine weitere Kur für Luxus halten. Nur selten thun sie wirklich das, was man ihnen vorschreibt. Entweder nehmen sie die ihnen verabfolgte Arznei gar nicht oder, falls sie dieselbe probirt haben und Besserung spüren, verschlucken sie die ganze Portion auf einmal, um desto schneller ganz geheilt zu werden. — Einmal sollte ein europäischer Arzt eine schwerkranke Dame behandeln, durfte sie aber nicht sehen, sondern bekam nur eine Schnur in die Hand, die man ihr ums Handgelenk gebunden und ihm zum Fenster hinausgereicht hatte. So sollte er ihr den Puls fühlen! Auch unserem Br. Jones gieng es einmal ähnlich, so daß er sich weigern mußte, der Kranken irgend etwas zu verschreiben. Tags darauf erhielt er vom Vater des kranken

Mädchens die Nachricht, jetzt möge er kommen und sie sehen. Als er kam und sich nach ihrem Befinden erkundigte, erfuhr er, daß sie schon am Abend gestorben sei."

— Anfang April wurde in Dsing-bu-deo bei Ningpo ein Tempel vom Blitz getroffen und sammt den Götzen ein Raub der Flammen. Kurz vorher war in einem anderen Tempel ein Götze seines Schmuckes und seines „silbernen Herzens" beraubt worden — angeblich durch Christen, die allein für kühn genug zu einem derartigen Wagniß gelten. Irgendwie haben übrigens beide Vorfälle dem Ansehen der Götzen erheblich geschadet. Dazu kam, daß in Kao-gyiao eine Feuersbrunst, die schon mehrere Häuser verzehrt hatte, gerade vor einer christlichen Kapelle still stand, so daß nur einige Fensterscheiben sprangen und die Außenwände beschädigt wurden. Ein starker Gegenwind hatte plötzlich das Feuer abgehalten. Dies Ereigniß machte ebenfalls Eindruck auf die Heiden und „eine Zeitlang" wurden die Gottesdienste in der so wunderbar erhaltenen Kapelle stark besucht.

— In Nankin hat der amerikanische Konsul Smithers einen achtjährigen Streit zwischen den Mandarinen und den presbyterian. Missionaren durch seine taktvolle Festigkeit endlich beigelegt. Die Missionare haben zwar das ihnen bestrittene Stück Land aufgeben müssen, dafür aber ein anderes erhalten, das größer und günstiger gelegen ist. Das Wichtigste aber ist ein Erlaß des Vicekönigs der Provinz (Kiangsu), wonach amerikan. Missionare gerade so Land kaufen und besitzen dürfen, wie die Eingebornen. „Kann man sie durch Ueberredung dazu bringen, sich auf Eine Niederlassung zu beschränken, so ists um so besser; wünschen sie an mehr als Einem Ort sich niederzulassen, so haben sie das Recht dazu."

— Die Traktatgesellschaft in Hankau hat voriges Jahr 71,895 Büchlein und 59,500 einzelne Blätter (sheet tracts), zusammen 2,525,000 Seiten ausgehen lassen. Ihre besten Abnehmer waren die Arbeiter der China Inland-Mission und der schottischen Bibelgesellschaft.

— Aus Dschu-Ning-fu in der Provinz Honan sind nach allerlei unerquicklichen Auftritten die China-Inland-Missionare officiell ausgewiesen worden, angeblich weil sie in Verbindung mit einer geheimen Gesellschaft stehen sollen, die durch Gespensterercheinungen und „Papierteufel" die Gegend unsicher macht!

Japan.

In Kijoto wurde im Febr. wieder eine christliche Versammlung im großen Theater abgehalten, nachdem vorher monatlich je 1 Vortrag in einem Hotelsaal war gehalten worden. — In Takahaschi hat ein hervorragender Geschäftsmann seit dem 18. Febr. seinen Branntweinhandel aufgegeben und angefangen seinen Laden Sonntags zu schließen, nachdem er seinen Entschluß hiezu durch

die Zeitung öffentlich bekannt gemacht hatte.

— Von den englisch-kirchlichen Missionaren wurden letztes Jahr 44 Kinder und 55 Erwachsene getauft. Unter den letztern ein Shinto-Priester und mehrere andere hervorragende Leute.

— Eine japanische Zeitung „Dschidschi Schimpo" erklärt: An Glaubenssachen sei ihr nichts gelegen, aus Gründen der Politik aber möchte sie die buddhistische Nationalreligion gegen das eindringende Christenthum aufrecht erhalten und gestärkt sehen. Leider seien aber die Priester solche Sklaven der Habsucht, der Fleischeslust und anderer Laster, daß wenig Hoffnung für ein Wiederaufleben des Buddhismus vorhanden sei. Ob denn nicht einige treue und unbescholtene Männer unter ihnen übrig seien, die sich zusammenthun und eine Reformation herbeiführen könnten?

Indien.

Der baptistische Miss. Guyton schreibt aus Delhi: „Wohin der christliche Prediger sich auch wendet, überall findet er zahlreiche und aufmerksame Zuhörer, welche geduldig, ja andächtig seiner Rede lauschen und kaum genug kriegen können. Neulich machte ich mit einem christlichen Geschäftsmann von hier eine Predigtreise. Eines Tages waren wir von 4 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends fast immer auf den Beinen, und als wir uns ganz erschöpft zur Ruhe begeben wollten, kamen die Einwohner eines benachbarten Dorfes in Schaaren herbei, um unsere Botschaft zu hören. Wir vergaßen unsere Müdigkeit und predigten und erzählten den Leuten vom Heiland, bis es beinahe drei Uhr Morgens geworden war. Und kaum waren wir von einem kurzen Schlummer wieder erwacht, als sich auch schon gegen 500 Personen eingefunden hatten, um die gute Botschaft noch einmal zu vernehmen. Ruhig warteten sie, bis wir erschienen, und als wir ihnen gepredigt hatten, begleiteten sie uns noch anderthalb Stunden auf unserer Weiterreise. Ehe wir uns trennten, hielten wir unter einigen Schattenbäumen am Ufer eines Kanals noch eine Ansprache, und hier geschah es, daß 7 Personen vortraten, um frank und frei ihren Glauben an Jesus zu bekennen! Beispiele von solcher Bereitwilligkeit zum Anhören des Evangeliums, ja auch zum Bekenntniß Christi, werden immer zahlreicher.

„Als ein Jahr nach dem Militäraufstand (also 1858) Miss. Smith nach Delhi kam, fand er keinen einzigen eingebornen Christen in der Stadt und in einem Umkreis von 20 Stunden; heute haben wir hier 500 Gemeindeglieder und eine viel größere Zahl solcher, die sich mehr oder weniger entschieden zu uns halten. Früher warteten die Leute lang, bis sie sich entschlossen, ihren Glauben zu bekennen; jetzt sind sie schneller bereit, damit hervorzutreten. Hätte uns nicht die Vorsicht zurückgehalten, wir hätten leicht 1000 mehr taufen können. Selbst solche, die noch gar nicht für Christen gelten, bekunden oft ein

merkwürdiges Interesse fürs Evangelium. Hochgestellte und einflußreiche Männer machen kein Geheimniß daraus, daß sie die Ausbreitung desselben gerne sehen. Einzelne sagen uns: „wir lesen die Bibel, wir lieben Jesus, aber noch können wir uns nicht seine Jünger nennen.“ Gesinnungen dieser Art sind weit verbreitet, und wir sehen darin ein hoffnungsvolles Zeichen der Zeit. Auch das Leben und Betragen unsrer Bekehrten macht uns viel Freude, insbesondere der Eifer, womit sie sich an der Missionsarbeit unter ihren Landsleuten betheiligen. Je und je verläßt einer von ihnen sein Dorf zu Fuß ohne Beutel und ohne Tasche; Monate lang hört man nichts von ihm: dann taucht er plötzlich wieder auf. Wo ist er gewesen? Auf einer Missionsreise! freiwillig und auf seine eigenen Kosten ist er von Dorf zu Dorf gegangen, hat bald in einem Hüttlein, bald unter freiem Himmel übernachtet, bald Hunger gelitten, bald die Gastfreundschaft solcher genossen, die seine Botschaft gern gehört haben. Denn als Prediger des Evangeliums ist er so herumgereist.

„Da ist z. B. ein armer Krüppel, der sich nur schwer und mit Schmerzen fortbewegen kann, der es aber möglich gemacht hat, jede Woche etwa 40 Häuser zu besuchen, um von Jesus zu zeugen. Dann hatten wir eine Schaar von Fakiren, welche aufrichtig den rechten Weg suchten und durch eingeborne Christen mit dem Evangelium bekannt gemacht wurden. Ihr Guru (Lehrer) kam nach Amritsar, wo er einen eingebornen Prediger reden hörte und den Eindruck bekam: „Dieser Prediger hat die Wahrheit, welche ich suche.“ So begab er sich zu ihm, wurde in sein Haus aufgenommen und blieb mehrere Wochen da, die neue Lehre begierig einsaugend. Dann kehrte er zu seinen Schülern zurück und sagte ihnen alles, was er gehört. Vierzig von ihnen bekannten sich dann zum Glauben an Christus und wurden getauft. Sie lasen das 10. Kapitel des Matthäus, nahmen den Befehl Jesu als an sie gerichtet und vertheilten sich, je zwei und zwei, über das Pandschab, um überall das Evangelium zu verkündigen. Das sind hoffnungsvolle Anfänge. Dazu kommt, daß die eingebornen Christen immer opferwilliger und freigebiger werden. In einem Dorf z. B., wo die Neubekehrten einen eigenen Lehrer zu haben wünschten, wurde in jedem Hause ein Topf aufgestellt, in welchen die Hausfrau täglich eine Handvoll Mehl hineinwarf. Das Ganze wurde dann zusammen verkauft und der Erlös zur Anstellung eines Lehrers verwendet. Auch die Kaste kommt ins Wanken. Der Verkehr zwischen Christen und Heiden ist viel freier als früher. Die Heiden kaufen nicht nur in christlichen Läden ein, sondern sind auch überzeugt, daß eines Christen Wort, Wage und Maß zuverlässiger sind, als die eines Hindu. Das alles erweckt Hoffnung. Aber das Feld ist über alle Begriffe — groß.“

Aehnlich lauten die Berichte aus Bengalen. Babu Ramanath Tschaudri, jener „christliche Fakir," von dem wir früher erzählt haben (Miss. Mag. 1881, S. 371), schreibt u. And.: „Das verderbliche Kastensystem ist am Zusammenbrechen und fängt an, einer neuen Verbrüderung der Menschen Platz zu machen. Es übt nur noch geringen Einfluß. Jetzt essen selbst Brahmanen in Häusern von solchen, die ihre Väter aus Furcht vor Verunreinigung nicht einmal angerührt haben würden. Die Priester ausgenommen, gibts nur wenige Brahmanen, welche die vorgeschriebenen täglichen Götzenceremonien und Gebete verrichten. Sie sind in einem Uebergangszustand und besinnen sich, für was sie sich entscheiden sollen. Aber der Herr Jesus selbst zieht sie näher und näher zu sich." Zum Beweis hiefür führt er an, daß an mehreren Orten die Leute mit ihren Bibeln in der Hand zu ihm kamen, um sich schwierige Stellen erklären zu lassen, und daß darunter ein Brahmane gewesen sei, dessen Bibelkenntniß die vieler Christen weit übertreffe. Namentlich in Allahabad hat Ramanath mit seltenem Erfolg das Evangelium gepredigt und über mehrere heidnische und muhammedanische Gegenprediger den Sieg davongetragen.

Unermüdlich thätig ist auch der alte Bion, ein früherer Basler Missionar, der 1847 nach Ostbengalen gesandt wurde und dort 4 Jahre später zu den Baptisten übertrat. Wir führen aber nur ein merkwürdiges Erlebniß an, das er mittheilt, und zwar aus dem Gebiete der Garos, wo er jährlich einen Besuch zu machen pflegt. Hier kam eines Tags der Häuptling des Dorfes Biri Siri zum eingebornen Prediger Ram Dajal und erzählte, er habe einen Traum gehabt, in welchem er den Herrn Jesus in Glanz und Herrlichkeit gesehen; mit großer Freundlichkeit aber habe Er zu ihm gesprochen und ihm gesagt, daß nur Er allein selig machen könne. Dieser Traum hatte die Wirkung, daß der Häuptling (oder Dorfschulze) Tags darauf mit zwei seiner Leute durchs ganze Dorf gieng, sämmtliche — aus Bambusrohr fabrizirte — Götzen einsammelte, dieselben vor des christlichen Predigers Haus aufhäufte und diesem zurief: „Hier, Babu Ram Dajal, mit diesen Dingern kannst du dir dein Mittagessen kochen, sie sind zu nichts zu gebrauchen. Roh, häßlich und formlos, wie diese Götzen sind, werden sie doch von den Garos sehr gefürchtet und verehrt; es gehörte daher kein geringer Muth dazu, so völlig mit ihnen aufzuräumen. Nicht einer entgieng dem spähenden Auge des Häuptlings. Das Dorf wurde völlig von ihnen gereinigt. Jetzt ist dieser Mann ein getaufter Christ.

Aus Dakka berichtet Miss. Edwards von ganzen Schaaren junger gebildeter Hindus, die acht Tage nacheinander aufmerksam u. widerspruchslos seinen und seiner Kollegen Predigten zuhörten, auch von sechs dort stationirten Missionaren des Brahma Samadsch,

die ebenfalls sehr freundlich waren, Lieder zur Ehre Jesu sangen, auch zu den Predigten kamen und keinerlei Opposition machten. Einer von ihnen trat sogar öffentlich zu Gunsten der christlichen Prediger auf, als am Schluß ihrer letzten Ansprache vor mehr als 500 Zuhörern ein aufgeblasener Hindu sich in einer Schmähredе gegen das Evangelium ergieng. Unter den Zuhörern war während der ganzen Dauer dieser Versammlung auch ein katholischer Priester. Während der 8 Tage ihres Aufenthalts in Dakka vertheilten die Reiseprediger 3500 Traktate und verkauften eine schöne Anzahl Bibeln und N. Testamente, meist englische. Auf dem Dampfschiff, das ihn nach Kalkutta zurückbrachte, traf Miss. Edwards einen Brahmanen, mit dem er vom Evangelium zu reden anfieng Aber kaum hatte er angefangen, so rief der junge Mann mit strahlendem Angesicht aus: „Ich will ein Christ werden.“ Ein Bruder von ihm hatte sich kurz vorher in Dschessor taufen lassen und ihm einen so herzlichen, überzeugenden Bekehrungs- und Einladungsbrief geschrieben, daß er nun auf dem Wege nach Dschessor war, um dort dem Beispiel seines Bruders zu folgen! — Wie sich seither gezeigt hat, ist er diesem Vorsatz treu geblieben und wirklich getauft worden.

— In den 3 ersten Monaten d. J. wurden in der baptistischen Ongol-Mission wieder 1500 Heiden getauft. Auf einer Rundreise bei den früher Uebergetretenen hatte Miss. Clough viel zu thun: in einem Dorf hatten die Heiden die Versammlungen der Christen gehindert, in einem anderen waren sie von den Beamten ohne Grund um Geld gestraft worden, wieder in einem andern hatte sich ein Christ dem Branntwein-Trinken ergeben, oder ein paar hatten den Gottesdienst versäumt und am Sonntag gearbeitet; hie und da hatten Christen mit einander gestritten und dadurch viel Unheil angerichtet. Alle diese Sachen sollte nun der Missionar „zur vollen Zufriedenheit aller Betheiligten“ — schlichten! Im Ganzen übrigens fand er, daß die jungen Christen, trotz großer Unwissenheit und zahlloser äußerer Hindernisse, doch ihrem neuen Glauben Ehre machten.

— In Bombay starb neulich als guter Hindu und Gegner des Christenthums der bekannte Moroba Vinoba, der vor 30 Jahren dem Christenthum schon ganz nahe stand, dann ein Reformer und Mitbegründer des Prarthana Samadsch wurde, später aber mit der Kaste sich durch demüthigende Ceremonien wieder aussöhnte und ein Feind wurde.

— Neulich predigten auf dem Wellington Square in Kalkutta gleichzeitig ein Muhammedaner, ein Brahmaist, ein Atheist und mehrere Christen. — Einige Heiden, die in Kalkutta je ein Exemplar des Buches Hiob gekauft hatten, kamen bald darauf enttäuscht zurück und erklärten dem betreffenden Missionar: „Wir wissen nicht, wer Hiob war, und über ihn etwas zu lesen, interessirt uns nicht; wir hätten gern das Leben Jesu!“

— Unter den Tschamars von Tschhattisgar, Centralindien, hat die „deutsch-evang. Missions-Ges. der Ver. Staaten von Nordamerika“ zwei Stationen. In Bisrampur taufte Miss. Lohr v. J. 26 Christenkinder und 26 Heiden, darunter 13 Erwachsene. Letztere gehörten sämmtlich zur merkwürdigen Sekte der Satnamis und waren schon Jahre lang in Verbindung mit der Mission gewesen. Die Satnamis brechen nämlich den Verkehr mit ihren zum Christenthum übergetretenen Verwandten nicht ab, sondern besuchen sie gern, ja essen heimlich mit ihnen. Auf diese Weise werden manche ganz allmählich mit dem Evangelium bekannt und der Missionar hat Gelegenheit, sie lange zu beobachten, ehe er sie in die Gemeinde aufnimmt. Ein einziges Mal, vor 5 Jahren, ist ein Rückfall ins Heidenthum vorgekommen. Der Gemeinde wird ein sehr gutes Zeugniß ausgestellt, mit den Schulen dagegen ists ziemlich schwach bestellt, weil's noch an tüchtigen Lehrern fehlt und weil die Eltern ihre Kinder schon früh zur Arbeit brauchen und daher daheim behalten. Heidenpredigt wird vom Missionar und seinen 5 Gehilfen fleißig getrieben. Bei den Gottesdiensten am Sonntag besteht meist ein Drittel der Zuhörerschaft aus Heiden; mehrmals waren 1000 Zuhörer da; sogar der Guru der Satnamis besuchte einmal mit mehreren hunderten seiner Anhänger den Missionar; bis jetzt hat er aber noch keine Lust gezeigt, „sein einträgliches Geschäft — die Leute zu betrügen — aufzugeben.“ Im Christendorf Ganeschpur haben 50 Bauernfamilien ihr ehrliches und genügendes Auskommen; nur hat eine Viehseuche ihnen viel Schaden gebracht. Ueber 4000 Kranke erhielten unentgeltlich Arznei, die zum Theil von der Regierung geschenkt wurde. Bisse von giftigen Schlangen und tollen Schakalen waren häufig. In Raipur und Umgebung wurde von Miss. A. Stoll und seinem Gehilfen Ganga Ram fleißig gepredigt. Das dortige Christenhäuflein von 21 Seelen erhielt aber im letzten Jahr keinen Zuwachs. An unterstützungsbedürftigen Taufbewerbern fehlte es zwar nicht; dieselben wurden aber abgewiesen. Im Ganzen gehören zu dieser Mission 81 Christenfamilien mit 147 Kommunikanten, 4 Schulen mit 5 Lehrern und 97 Kindern, 2 Stationen mit 2 Missionaren, 1 europ. Gehilfen und 6 eingeborene Katechisten. Beide Stationen zusammen hatten eine Einnahme von 21,436 Mk., wovon aber nur 11,936 Mk. aus Amerika kamen. Das Uebrige kam theils aus dem Ertrag der Ländereien und der Druckerei in Bisrampur, theils aus Beiträgen der Regierung und englischer Freunde, theils aus dem Kirchenopfer. Es blieb ein Deficit von 2110 Mk.

— Koteh, ein karenischer Evangelist unter den Ka Khyens in Barma, bittet in einem rührenden Brief um die Fürbitte der Missionsfreunde für eine zum Christenthum übergetretene ver-

folgte Familie. Als in derselben ein Kind starb, wollte man es christlich bestatten, zuvor aber mußten die Verwandten befragt werden. Diese antworteten mit der Erklärung, daß wenn ihr Bruder nicht zu den Nats (Geistern) zurückkehre, sie ihn lebenslang plagen und verfolgen würden; das Kind aber nahmen sie mit Gewalt fort, um es heidnisch zu begraben. Später bedrohten sie den Vater mit dem Tode; die Dorfältesten nahmen ihn jedoch in Schutz. Dagegen nahmen die Verwandten der Frau diese sammt ihren Kindern vom Manne fort, so daß dieser nun einsam und schwer angefochten, bis jetzt aber fest und treu dasteht.

— Die „Sechsjahrleute" in Travankor, deren Prophet die Wiederkunft Christi auf spätestens 2. Oktober 1881 vorausgesagt hatte, fangen nun an, nüchtern zu werden. In Kannit allein, dem Hauptsitz dieser Sekte, sind 70 wieder zur englischen Kirche zurückgekehrt.

— In Rohe, südöstlich von Bombay, wo 25 bei den Heiden in ziemlichem Ansehen stehende jüdische Familien wohnen, fand der amerik. Miss. Abbott im April dieses Jahres die freundlichste Aufnahme, durfte in der Synagoge über 1 Mose 12, 3 predigen, den Kindern ihre alttestamentlichen aber ganz unverstandenen Namen erklären und die betreffenden Geschichten dazu erzählen. Die guten Leute baten um eine Schule, namentlich für ihre Mädchen. Einige besitzen Bibeln und lesen das Neue Testament in der Mahratti-Sprache.

Oceanien.

Das Predigerseminar in Malua, Samoa, wurde 1844 von Dr. Turner und Miss. Hardie gegründet. Mit 25 Schülern fiengen sie an, und bis 1881 waren 1681 Zöglinge, d.h. 832 Männer, 572 Frauen und 277 Jünglinge durch diese Anstalt gegangen. Viele sind schon gestorben, etwa 230 stehen noch als ordinirte Pastoren im aktiven Dienst, von ihren Gemeinden unterhalten. Die Seminaristen, welche größtentheils verheirathet sind, wohnen in 60 netten kleinen Häuschen und leben von den 3000 Kokospalmen, 2000 Brotfruchtbäumen, den Bananenpflanzungen u. s. w., welche zum Seminar gehören und von ihnen selbst gepflegt werden. Bücher, Papier und ähnliche Bedürfnisse werden von den Sonntagsschulen in Hobart Town, Tasmanien, bestritten; die Londoner Miss.-Ges. hat nur die europäischen Lehrer zu besolden. Der ehrwürdige Dr. Turner denkt daran, bald in den Ruhestand zu treten. Während des letzten Krieges war das Seminar oft von den kämpfenden Parteien umtobt, nie aber wurden die Pflanzungen oder Häuser angetastet, auch die Zöglinge ließ man in Ruhe, obgleich oft ihre nächsten Verwandten unter den Kämpfenden waren.

— Auf den Mortlock- und Ruk-Inseln in Mikronesien wurden letztes Jahr 109 Heiden getauft. Von verschiedenen Seiten kommen Bitten um Lehrer. Ein-

mal saß ein Eingeborner mehrere Tage lang einsam am Hintertheil des „Morgenstern". Auf die Frage, was er wolle, wies er mit dem Finger auf eine Insel in der Nähe, ohne ein Wort zu sagen. Aus seinen Gebärden aber gieng hervor, daß die Insel seine Heimat war und daß er wünschte, der Morgenstern möchte auch dorthin einen Lehrer bringen. Selbst die Einwohner von Pulowat, drei Tagereisen von Ruk, ein räuberisches und mörderisches Völkchen, haben um Lehrer gebeten, ebenso andere Inseln. Für 50 neue Lehrer wäre es nicht schwer, augenblicklich Plätze zu finden.

Amerika.

— Der 32. Bericht der „Jamaica Baptist Union" berichtet die Taufe von 1775 und die Wiederaufnahme von 1166 Personen, andrerseits aber auch den Verlust von 2453 Mitgliedern durch den Tod, Ausschließung und andre Ursachen, so daß der Zuwachs nur 508 beträgt. Im Ganzen giebt's 120 Baptistengemeinden mit etwa 27,000 Mitgliedern auf der Insel. Gegen 30 sind in trostlosem, etwa 20 in gedeihlichem, die übrigen in mittelmäßigem Zustand.

— Auf der Moskito-Küste geht die Erweckung fort. Anfang Februar wurden in Great River wieder 25 erwachsene Indianer getauft. In Magdala wird eine neue Kirche gebaut. Die Opferwilligkeit und der Missionseifer sind gewachsen. An Spreu fehlt es nicht, darunter findet sich aber „doch auch viel Weizen."

Uebersicht über die Fortschritte der 6 wichtigsten amerikanischen Missionsgesellschaften in den 5 letzten Jahren.

Gründungsjahr.	Gesellschaft.	1876. Kommunikanten.	1876. Schüler.	1876. Einnahmen. Dollar.	1881. Kommunikanten.	1881. Schüler.	1881. Einnahmen. Dollar.
1810	Bostoner	12,512	24,324	465,442	18,446	33,360	691,245
1814	Baptistische	56,382	8,401	258,678	89,272	10,001	313,774
1819	Methodist. bischöfliche	22,119	9,158	324,249	28,127	11,893	328,174
1832	Presbyterianische	8,577	13,501	508,328	14,588	18,260	580,256
1832	Reformirte	1,442	1,528	65,196	2,357	2,008	108,499
1846	Protestantisch bischöfliche	917	2,097	97,627	4,722	2,703	185,758
	Zusammen:				157,512	78,225	2,207,707

Allerlei.

Das Monatsblatt der Presbyterianerkirche in Kanada gibt in einer selbständigen Statistik über 48 Missionsgesellschaften die Zahl sämmtlicher ordinirter Missionare auf 2829, die der einge-

bornen Geistlichen auf 2271, die der Gehilfen auf 21,684, der vollen Gemeindeglieder auf 568,653, der Missionsschüler auf 390,197, der Einnahmen auf 7,931,639 Dollars an. Die Bevölkerung der ganzen Erde gibt das gleiche Blatt auf 1,424,046,600 an, die Zahl der Christen auf 390,541,600, der Nichtchristen auf 1,033,505,000.

— Miss. Wilder in seiner „Missionary Review“ macht darauf aufmerksam, daß die große Bostoner Miss.-Ges. in Indien bei 67 Missionaren und einem Aufwand von 103,781 Dollars nur 9903 volle Gemeindeglieder zähle und 1880 einen Zuwachs von nur 487 gehabt habe, während die Lutherische Generalsynode bei nur 8 Missionaren mit einem Aufwand von 11,000 Dollars 2246 Gemeindeglieder zähle und im gleichen Jahr um 679 zugenommen habe. (Im J. 1881 sind sogar über 1000 Heiden getauft worden). Er meint, daß in der größeren Gesellschaft zuviel officielles Beamtenthum, zuviel Regieren und Reglementiren, zuviel geschäftsmäßiges, mechanisches Wesen sei und dadurch viel Zeit und Geld verloren gehe. Auch uns ist es schon aufgefallen, daß nicht selten die Gesellschaften, welche am wenigsten Missionare haben, die meisten Bekehrten zählen!

— Die bischöfliche Methodisten-Kirche von Amerika hat in Afrika, Indien, China, Japan, Mexiko, Südamerika und unter den Indianern in Nordamerika zusammen 161 Missionare und 119 Missionarinnen mit 1578 eingebornen Gehilfen, 233 mehr als im vorigen Jahr. Die Zahl der Bekehrten ist 31,153, d. h. 1454 mehr als voriges Jahr. In ihren Tagschulen haben sie 12,036, in ihren Sonntagsschulen 50,429 Schüler. Von den Bekehrten kommen 2044 auf Afrika, 3169 auf Indien, 1724 auf China, 1706 auf die Indianer.

— In Syrien und Palästina bestehen ungefähr 30 verschiedene Missionen mit zusammen 81 Missionaren, 110 Missionarinnen, 7 ordinirten Eingebornen, 375 Lehrern und Evangelisten, 166 eingebornen Lehrerinnen, 33 Bibelfrauen, 140 Predigtlokalen, 26 organisirten Gemeinden, 39 Kirchen, 6881 „Protestanten“ und 1693 Abendmahlsgenossen. Im J. 1881 wurden 209 Personen aufgenommen. In 302 Schulen sind zusammen 14,624 Kinder, fast ebensoviel Mädchen als Knaben. Die Hauptgesellschaften sind die amerikan.-presbyterianische und die englisch-kirchliche. Von der amerikan. Missionsdruckerei wurden v. J. 15,715 Bibeln und Bibeltheile gedruckt und sämmtlich verkauft! dazu 23,000 andere Bücher und Traktate.

— Im letzten Jahr (31. März 1881—1882) hat die freikirchlich schottische Mission 66,533 Pf. St. eingenommen. Sie zählt in Indien, Afrika, auf den Neuhebriden und in Syrien auf 25 Haupt- und 114 Nebenstationen 526 christliche Angestellte, darunter 49 Ordinirte und 11 Aerzte. In 37 Gemeinden sind 4272 Kommunikanten. Neugetauft

oder aufgenommen wurden v. J. 486 Erwachsene und 448 Kinder. In 6 höheren und 229 gewöhnlichen Schulen waren 14,000 Schüler. Die Gemeindeglieder trugen 10,375 Pfund bei, die Regierung gab 9836 Pfund zur Unterstützung der Schulen. Neuerdings haben sich mehr junge tüchtige Theologen gemeldet als man aussenden kann.

— Die unirte presbyterian. Kirche von Schottland hat in Afrika, Westindien, Ostindien, China und Japan 67 Gemeinden und mehr als doppelt soviel regelmäßige Predigtplätze, 68 Missionare (47 ordinirte Europäer, 16 ordinirte Eingeborne, 5 Aerzte), außerdem 11 Lehrerinnen und 4 Lehrer aus Europa, dazu 370 eingeborne Gehilfen, 10,125 Gemeindeglieder und über 2000 Taufkandidaten. Letztes Jahr wurden 528 neu aufgenommen.

Die Synode dieser Kirche hat kürzlich ein neues einfaches Glaubensbekenntniß (XI. Artikel) für ihre Gemeinden, Presbyterien und Geistlichen in der Heidenwelt sanktionirt, in welchem von der calvinischen Prädestinationslehre nichts steht. Wahrscheinlich wird auch die freie Kirche von Schottland, ja sogar die „established church“ diese Konfession für ihre Missionsgebiete annehmen.!!

— Von den 453 Londoner Stadtmissionaren arbeitet einer ausschließlich unter Heiden und Muhammedanern, die in allerlei Eigenschaften nach der Weltstadt kommen. Letztes Jahr kamen besonders viele Ostafrikaner, Vertreter von 15 verschiedenen Stämmen. Einmal traf er einen Barbier aus Ceylon und fragte ihn, ob er den Heiland Jesus kenne? „Nein. Wer ist er? Sein Name klingt schön.“ Als der Missionar auf die Frage geantwortet, rief der Singhalese aus: „Sage mir mehr von ihm; es gefällt mir,“ und endlich fragte er, ob er nicht ein Buch erhalten könne, das weiteren Aufschluß über Jesus gebe. Er erhielt ein Evangelium, und als der Missionar ihn später wieder sah und fragte, was er jetzt von Jesus halte, lautete die Antwort: „Ich denke, er ist der Heiland, gerade der Heiland, den ich gesucht habe und wie ich ihn brauche.“ Ein junger Abessinier freute sich, in der „Asiaten-Herberge“ eine amharische Bibel zu finden, studirte sie fleißig und ist jetzt ein fröhliches Kind Gottes. Auch einige Opiumhöllen und ähnliche Lokale, wo asiatische Laster mit europäischer Energie betrieben werden, besucht der Missionar.

— Unter den zahlreichen Gesellschaften, welche im Mai ihre Jahresfeste in Exeter Hall, London, feiern, war dieses Jahr zum erstenmal auch die 1878 gegründete ärztliche Missionsgesellschaft.

— Die engl.-kirchliche Miss.-Ges. hat von ihrem alten Freund W. C. Jones wieder 72,000 £ = 1,440,000 Mk. zu einem Kirchen- und Missionsfond für China und Japan erhalten, nachdem er früher schon 1,100,000 Mk. für ähnliche Zwecke gestiftet hatte. Die Zinsen dieser Stiftungen sollen ausschließlich zur Ausbil-

dung und Anstellung eingeborner Prediger, zur Unterstützung eingeborner Gemeinden bei Kirchenbauten u. dgl. verwendet werden.

— Der 33. Jahresbericht der Pilger-Mission auf St. Chrischona kann melden, daß im Allgemeinen „gute Nachrichten" von den 356 ehemaligen Zöglingen kommen, welche jetzt, über mehrere Erdtheile zerstreut, theils in der inneren, theils in der äußeren, theils in der Juden-Mission, theils im Kirchendienst arbeiten. Den Brüdern Mayer und Greiner ist es im Januar 1881 gelungen, „in das so lang ersehnte und erbetene Galla-Land" vorzudringen und sich in Balli niederzulassen. „Die Gallas, ohne ein einheitliches Oberhaupt, leben unter sich in beständigem Streit und Krieg; statt zu arbeiten und sein eigenes Brod zu essen, trachtet ein Jeder nur nach dem Eigenthum des Andern. Speer und Lanze muß immer über das Mein und Dein entscheiden. Ohne die Fähigkeit, selbständig zu sein, trachtet der nationale Geist der Gallas nach einer Freiheit, die für ihn unerreichbar ist..... Das Regiment Meneleks über die Gallas kann daher nur ein Segen für sie sein. Seid unterthan der Obrigkeit, Röm. 13. — muß ihnen mit Ernst und Liebe vorgestellt werden." — Neu ausgesandt wurden 10 Brüder, der neue Kurs mit 55 Zöglingen in 4 Klassen begonnen. — Die Einnahmen (149,814 Fr.) waren so gut, daß ein aus dem J. 1879 stammendes Deficit abgezahlt werden konnte und noch 10,674 Fr. übrig blieben. Uebrigens lastet auf den Chrischona-Liegenschaften noch eine Kapitalschuld von 5000 Fr.

Todesfälle.

In Liberia starb Ende v. J. Dr. Garnet, ein Neger, 1815 als Sklave geboren, als achtjähriger Knabe sammt seinem Vater durch die Flucht zur Freiheit gelangt, dann zum Prediger ausgebildet und ordinirt, aber noch 1863 in den Straßen von Neu-York mit dem Tode bedroht, endlich am 1. Juli 1881 von Präsident Garfield zum amerikanischen Gesandten für Liberia ernannt, wo er nur 3 Monate nach seiner Ankunft starb.

— Am 25. Nov. 1881 starb in Naugong, Assam, der eingeb. Pastor der dortigen baptistischen Missionsgemeinde, Charles Sunaram Thomas, 50 J. alt. 1846 war er ins Waisenhaus daselbst aufgenommen worden, war dann Waisenlehrer, dann Evangelist und endlich 1877 ordinirter Pastor geworden. Zu seinem Nachfolger hat die Gemeinde Tuni John Goldsmith, einen ebenfalls sehr tüchtigen Mann, gewählt.

— Am 19. Februar starb in North Andover (Massachusetts) Samuel Johnson, ein bedeutender Denker und Gelehrter, dessen Werke über die Religionen Indiens (1872) und China's (1877) zum Besten gehören, was die vergleichende Religionswissenschaft, welche alle Religionen, auch das Christenthum, nur als verschiedene Phasen Einer Entwicklung ansieht, aufzuweisen hat. So ungenügend Johnsons „Uni-

versalreligion" und die allgemeine Frömmigkeit sind, die er für seine Person besaß, so hat er doch z. B. als Vertheidiger des Chinesenthums gegen nordamerikanische Vorurtheile und überhaupt als Patron aller unterschätzten und mißkannten Nationalitäten Gutes gewirkt. Von der Mission meinte er, sie habe nicht nur die Aufgabe, manche Auswüchse des Heidenthums zu beseitigen, sondern auch auf das Christenthum selbst eine wesentlich modifizirende Rückwirkung zu üben. Die Einwanderung der Chinesen in Nordamerika sah er als einen Segen fürs ganze Land an; in ihrer billigen Arbeit glaubte er einen Prüfstein für die gerühmte Freiheit der amerikanischen Institutionen, in ihrer Unempfänglichkeit fürs Christenthum eine Schule zu erkennen, in der seine Mitbürger „religiöse Universalität" lernen sollten.

— Am 10. April starb in Dschellasor, Orissa, Frl. L. Crawford nach 30jähriger Arbeit im Dienst der amerik. Mission, eine wahre Mutter für die Zöglinge ihrer Mädchenschule, eine weise und energische Beratherin des eingebornen Pastors von Dschellasor, eine aufopfernde Krankenpflegerin und überhaupt eine exemplarische Christin.

Am 24. Mai starb in Sierra Leone der 1856 ordinirte Neger-Geistliche James Quaker, nachdem er 33 Jahre an der dortigen „Grammar School," zuletzt als Vorsteher, gearbeitet.

— Am 4. Juni starb in Saugor, in den Centralprovinzen Vorderindiens, die Frau des schwedischen Missionars Danielson. Sie hatte ein herrliches triumphirendes Ende.

— Am 7. Juni starb in Cannstatt in seinem 78. Lebensjahr Miss. Chr. Gottlieb Hörnle, nachdem er 49 Jahre gearbeitet, zuerst in Persien, dann in Indien. Zuerst war er im Dienst der Basler Mission, dann schloß er sich der englisch-kirchlichen Miss.-Ges. an und erhielt 1861 durch den Bischof von Kalkutta die anglikanische Ordination. Vier seiner Söhne und zwei Töchter haben auch in der Mission gearbeitet; zwei Söhne stehen jetzt noch in der Arbeit, der eine in Mirat, Nordindien, der andere als Missionsarzt in Persien.

— Ein arabisches Telegramm des österreichischen Konsuls in Khartum an den schwedisch-norwegischen Konsul in Alexandrien meldet den Tod des schwedischen Miss. „Ernaos," womit niemand anders gemeint sein kann, als der von der verunglückten Galla-Expedition zurückgekehrte Arrhenius.

Bücherschau.*)

Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. Herausgegeben von Dr. A. Oppel und A. Ludwig. Zweiter Theil: Typische Landschaften. Veröffentlicht unter Mitwirkung von Dr. K. Müller, F. Kanitz, R. Oberländer und vielen anderen hervorragenden Fachmännern. Ferd. Hirt, Breslau 1882. Einfach geb. Mk. 4.50.

Wie hat's doch die heutige Jugend so gut! Wie anziehend und unterhaltend wird ihr insbesondre der Geographie-Unterricht gemacht! Wieviel hat aber auch geschehen müssen von Reisenden, Photographen, Malern, Holzschneidern, Druckern und — Verlegern, bis so ein Bilderwerk zustande kommen konnte. Der vorliegende Band enthält auf 28 Tafeln 172 Holzschnitte über Großbritannien, Skandinavien, Dänemark, Holland, Belgien, Deutschland, die Schweiz, Oestreich-Ungarn, Frankreich, Spanien und Portugal, Italien, die Balkanhalbinsel, Rußland, Asien (4 Tafeln), Afrika (3 T.), Australien, Polynesien, Amerika (4 T.) und das Nordpolargebiet. Eine kurze „Einführung in den Gebrauch der Bildertafeln" dient denselben zur Erklärung. Besonders die außereuropäischen Bilder haben uns gefallen. Wir empfehlen das Werk nicht nur für den Schul-, sondern auch für den Hausgebrauch.

Dr. Ludwig Krapf, weil. Missionar in Ostafrika. Ein Lebensbild aus unseren Tagen, entworfen von W. Klaus, Pfarrer. Mit Porträt. Basel C. F. Spittler. Preis Fr. 2.

Wie billig, nimmt in diesem 244 Seiten umfassenden Büchlein Dr. Krapf's Reise- und Missionsthätigkeit bei weitem den meisten Raum ein. Doch ist auch sein merkwürdiges Jugendleben und die Zeit seiner stillen Zurückgezogenheit in Kornthal nicht zu kurz gekommen. Möchten doch recht viele Missionsfreunde, bei denen Krapf's eigene Reisebeschreibung entweder in Vergessenheit gerathen ist oder die dieselbe überhaupt nie gelesen haben, aus der hier dargebotenen Bearbeitung derselben sich mit der leidens- und enttäuschungsreichen Vorgeschichte der jetzigen ostafrikanischen Mission recht bekannt machen; möchten aber auch die vielen frommen Missionsenthusiasten, die es noch immer unter uns giebt, aus dem von Krapf mit seiner „Apostelstraße", Kolonisationsgedanken und anderen schönen Plänen gemachten Erfahrungen die gerade für das afrikanische Missionswerk doppelt nöthige Nüchternheit und Geduld lernen! Der Verfasser hat zwar seinen Gegenstand nicht nach missionswissenschaftlichen Gesichtspunkten behandelt, sondern in aller Bescheidenheit nur eine erbauliche Biographie schreiben wollen; aus seiner ungeschminkten Darstellung ist's aber leicht, manches zu entnehmen, was er selbst kaum angedeutet hat.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Straßenpredigt in China.

Hu Ngun Ti,

Ein ganzer Chinese — ein ganzer Christ.

Wir haben vor einigen Monaten (Febr. S. 87) auf eine kleine, aber blühende Mission aufmerksam gemacht, welche seit 21 Jahren von einer Abtheilung der englischen Methodisten in Nordchina getrieben wird. Auch daß diese Mission vor nicht langer Zeit durch den Tod eines ihrer eingebornen Prediger schwer heimgesucht worden, haben wir dort erwähnt. Es sei uns nun gestattet, aus dem Leben dieses merkwürdigen Mannes das eine und andre mitzutheilen.

1. Bekehrung.

Hu Ngun Ti wurde geboren in Keu-ku, einer großen Stadt am Pei-ho, die damals noch ein bedeutender Handelsplatz war, jetzt aber — seitdem das benachbarte Tientsin den Ausländern offen steht — gar sehr herabgekommen ist. Auch Hu's Vater besaß mehrere Seeschiffe und trieb einen einträglichen Handel. Seinem Sohn ließ er eine vortreffliche Erziehung zu Theil werden, wahrscheinlich in der Hoffnung, ihn einst im Staatsdienst hoch steigen zu sehen. Das Ziel wurde aber nicht erreicht, da Hu bei einem entscheidenden Examen das Schicksal von Hunderten theilte und — durchfiel. Nun wollte der Vater einen Geschäftsmann aus ihm machen, und das gelang. Bald hatte er es so weit gebracht, daß er mit einem der Schiffe seines Vaters weite Reisen machen und alle einschlägigen Geschäfte selbständig besorgen konnte. Auf einer dieser Reisen wurde er von Seeräubern überfallen und dermaßen ausgeplündert, daß er fast als Bettler in Schanghai ankam und noch froh sein mußte, nicht auch sein Leben verloren zu haben.

Das war der Wendepunkt seines Lebens. Das größte Unglück sollte sein größtes Glück werden. In Schanghai fehlte es zwar nicht an Arbeit; das Geschäft, das Hu hier anfieng, wollte

aber nicht recht gehen. Er war daher froh, als sich ihm unerwarteter Weise eine ganz neue Beschäftigung aufthat, die ebenso ehrenvoll als einträglich war. Er wurde nämlich als chinesischer Sprachlehrer im englischen Konsulat angestellt, wo einer seiner ersten Schüler der Sohn des berühmten Missionars Dr. Morrison war. Aber daheim fühlte er sich nicht. Oft gieng er ziemlich niedergeschlagen und wie nach etwas unbekanntem Neuem suchend durch die Straßen der fremden Stadt. So kam er eines Tages auch an eine Missionskapelle. Die Thüren standen offen und drinnen predigte ein Europäer chinesisch. Neugierig trat unser Freund ein, setzte sich und hörte nun zum erstenmal in seinem Leben das Evangelium von der Gnade Gottes, ohne freilich viel zu verstehen. Er kam jedoch wieder, ließ sich sogar eine Bibel geben und fieng an, dieselbe mit Nachdenken zu lesen. Der Geist Gottes arbeitete an seinem Herzen, eine schwere Krankheit kam dazu; er flehte um Genesung, wurde erhört und ergab sich nun mit Leib und Seel seinem Heiland.

Doch hören wir, wie er selbst das alles in einem 1871 geschriebenen Briefe erzählt hat. „Im dritten Jahre der Regierung des Kaisers Hsien Feng (1852) reiste ich in Geschäften nach Schanghai. Nicht sehr weit vor der Einfahrt in diesen Hafen warfen wir Anker. Wir mußten mehrere Tage warten. Und da geschah es, daß wir von einer Anzahl schnellsegelnder Boote überrascht wurden, die auf uns zukamen. Sie gehörten den Rebellen und waren bemannt mit wild aussehenden, sonderbar ausstaffirten Wesen, die eine Kopfbekleidung von rothem Tuch hatten und mit Schwertern, Flinten und Kanonen reichlich versehen waren. Bald hatten sie uns umringt. Jetzt kamen sie auf unser Schiff, sahen sich um nach dem, was da war, und eigneten sich an, was ihnen gerade in die Augen fiel. Dann aber kamen sie noch einmal und befahlen dem Kapitän, augenblicklich alles Silber auszuliefern, das im Schiffe sei. Würde er damit zögern, so seien sie entschlossen, uns sofort zu beschießen. Es war unmöglich, ihnen zu widerstehen; alles Geld mußte heraus, auch was die armen Matrosen in ihrem Privatbesitz hatten. Ich selbst kam um mehr als 8000 Mark. Dann blieben die Seeräuber noch drei Tage in unserer Nähe; endlich fuhren sie davon. Wie eigenthümlich, diese Boote unter einer Flagge segeln zu sehen, auf welcher geschrieben stand: Tai ping kwo, d. h. das Reich des allgemeinen Friedens!

„In Schanghai angekommen, war ich in großer Verlegenheit. Ohne Kapital, wie ich war, konnte ich keine Einkäufe machen, überhaupt die Zwecke meiner Reise nicht erreichen..... Da fielen mir einige Gebäude auf, in welchen christlicher Gottesdienst gehalten wurde, und als ich vernahm, daß dieselben jedermann offen stünden, entschloß ich mich, eins derselben zu betreten und die fremde Religion ein wenig kennen zu lernen. Das erstemal freilich verstand ich nicht viel, da die Ansprachen im Schanghai-Dialekt gehalten wurden, den ich als Nord-Chinese nicht verstand. Nach einem Aufenthalt von 1—2 Jahren lernte ich jedoch diese Mundart so kennen, daß ich auch die Vorträge in der Missionskapelle so ziemlich verstand. Was ich da hörte, erregte in hohem Grad meine Neugier, ich machte mich ans Studium der heiligen Schrift und las mehrere religiöse Bücher mit Sorgfalt. Auf diese Weise gieng mir das Verständniß auf für den göttlichen Charakter der christlichen Religion, im Herzen aber spürte ich noch lange nichts von ihrer Kraft, denn mein Glaube war eben leider noch ein sehr mangelhafter. Endlich machte ich die Bekanntschaft des amerikanischen Missionars Lambeth, der es sich sehr angelegen sein ließ, mich auf den rechten Weg zu leiten und zwei ganze Jahre lang unermüdlich daran arbeitete, meine Unwissenheit zu überwinden. Unter solcher Anleitung machte ich bedeutende Fortschritte in der Erkenntniß und endlich fieng ich auch an, die Größe meines Sündenverderbens zu fühlen und nach Erlösung von aller Befleckung und Verderbniß mich zu sehnen. Wie groß ist die Herablassung des Herrn! Er verschmähte mein Gebet nicht, sondern hörte gnädig auf die Stimme meines Flehens und schenkte mir die Versicherung der Vergebung meiner Sünden. Und nun war es mir klar, wie wunderbar Gott alles zu meinem Heil hatte zusammenwirken lassen. Hätten jene Rebellen mich nicht meines Geldes beraubt, so wäre ich ohne Zweifel so blind und bloß in meine ferne Heimat wieder zurückgekehrt, als ich gekommen. In Wahrheit kann ich sagen, daß mir der Verlust irdischer Güter verholfen hat zum Besitz der Wahrheit und des Lichtes, welche in eine selige Ewigkeit führen. Und was sind Silber und Gold, verglichen mit dieser überschwänglichen Herrlichkeit?!“

2. Wirksamkeit in Tientsin und Laoling.

Im Januar 1857 wurde Hu getauft und in die Gemeinde der amerikanisch-bischöflichen Methodisten (South) aufgenommen. Als dann in Amerika der Krieg ausbrach und die Missionare dieser Gesellschaft in ihr Vaterland zurückkehrten, entschloß sich auch Hu, nicht länger in Schanghai zu bleiben, sondern nach einer 9jährigen Abwesenheit wieder zu den Seinigen zurückzukehren. In jeder Beziehung war er ein Anderer geworden. Aber auch in seiner Heimat fand er gar vieles verändert. Seine Familie — Frau und zwei Söhne — waren in den letzten Jahren infolge der damaligen Kriegswirren sehr heruntergekommen. Sein Vermögen war aufgezehrt. Alle Geschäfte stockten. Der Werth des Geldes war tief gesunken. Doch das alles kümmerte ihn wenig. War er doch entschlossen, nicht mehr nach Weltart zu leben, sondern irgendwie dem Herrn in seiner Reichsarbeit zu dienen. Eine Empfehlung, die er von den Missionaren in Schanghai an die frisch nach Tientsin gekommenen englisch-methodistischen Brüder erhalten hatte, sollte hiezu den Weg bahnen. Die ersten Monate nach seiner Rückkehr freilich war er durch Krankheit ans Haus gefesselt. Sobald er aber ausgehen konnte, begab er sich nach Tientsin, wo er sogleich (November 1861) als Evangelist angestellt wurde, so daß er einer der ersten war, die in dieser volkreichen Stadt dem Evangelium Bahn gebrochen haben. Mit Furcht und Zittern, aber auch mit herzlicher Freude gieng er an die Arbeit. Seine Vorgesetzten, die Missionare Innocent und Hall, erkannten bald seinen Werth und halfen ihm treulich nach, wo es etwa noch fehlte. Auch der Segen von Oben blieb nicht aus. Schon nach einigen Monaten hatten mehr als zehn Erstlinge öffentlich ihren Glauben an Christum bekannt, und nach nicht ganz zwei Jahren hatte Hu die große Freude, daß seine Frau, zwei Schwiegertöchter und ein Sohn sich bekehrten.

Dabei darf man nicht vergessen, daß damals kein geringer Muth dazu gehörte, wenn ein Chinese in Tientsin öffentlich auftreten und die verhaßten Lehren verkündigen sollte, die er von den fremden Teufeln angenommen hatte, die ja eben erst in das Reich der Mitte freventlich eingedrungen waren und die Ehre des Kaisers in den Staub gelegt hatten. Gerade in Nordchina, wo damals sogar noch europäische Truppen standen, war das Vorurtheil gegen

die Ausländer und ihre barbarische Religion besonders stark. Hu war wie gemacht gerade für das, was hier noth that, und gewiß war es eine Veranstaltung der göttlichen Vorsehung, daß er, der Nord-Chinese, im Süden des Landes sich hatte bekehren müssen, um jetzt im rechten Augenblick hieher zurückzukehren und den Seinigen zu erzählen, wie große Dinge der Herr an ihm gethan. Wie traurig, wenn er ein wankelmüthiger Bekenner, ein schlechter Christ gewesen wäre! Das hätte auf Jahre hinaus die schädlichsten Folgen haben müssen. So aber war er durch Gottes Gnade wirklich ganz der rechte Mann am rechten Platz, und das zur rechten Zeit.

Der zweite Juni 1862 war der frohe Tag, an welchem die Erstlinge getauft wurden und der Arbeit des treuen Evangelisten so zu sagen das erste göttliche Siegel aufgedrückt wurde. Von da an hat er nicht aufgehört, in der Stadt und auf dem Lande zu predigen und zu unterrichten, Spott und Verfolgung ruhig hinzunehmen, unwissende Bauern, wie auch stolze Gelehrte einzuweihen in die Geheimnisse des Christenglaubens, Zweiflern ihre Fragen geduldig zu beantworten, Gegnern unerschrocken die Stirn zu bieten, Widerwärtige durch sein freundliches, taktvolles Wesen zu entwaffnen, Neubekehrte mit zärtlicher Liebe zu pflegen und den Missionaren bei all ihren Unternehmungen mit Rath und That zur Seite zu stehen.

Am nachhaltigsten aber hat er im Lao-ling Kreis, in der Provinz Schantung gewirkt. Als hier durch den Geist, der da weht, wo er will, eine merkwürdige Erweckung angefangen hatte und die Missionare sich fragten: Wen sollen wir senden? da war unser Hu der Mann, welcher alsbald mit der Antwort bereit stand: Hier bin ich, sendet mich! In Tientsin konnte man ihn freilich kaum entbehren, mehrere Außenstationen mußten aufgegeben werden, wenn er weiter ins Innere zog; der Ruf: Komm herüber und hilf uns! war aber zu deutlich von Lao-ling her erschollen. So siedelte denn Hu im Jahre 1866 nach Tschu-tschia über, um von hier aus bis an sein Lebensende im Segen zu wirken. Vom ersten Tag an gewann er die Herzen, und von Jahr zu Jahr wurde er den Leuten unentbehrlicher. Zu Fuß oder auf einem Esel reitend ist er da herumgezogen: predigend, lehrend, Streitigkeiten schlichtend, Arme und Kranke oder auch Verfolgte und Angefochtene besuchend, jedermann zu dienen und wohlzuthun bereit, von vielen gern gesehen, aber freilich

auch von manchen „nicht erkannt," verachtet und hinausgestoßen. Je und je kamen auch schmerzliche Enttäuschungen vor. An manchen Orten, wo sich anfangs viel Interesse für die Wahrheit gezeigt hatte, trat nur allzubald Gleichgültigkeit und Kälte an die Stelle des ersten Eifers, und mehr als einmal fand der gute Hu, wo er eine große Zuhörerschaft erwartet hatte, auch nicht Eine Seele, die ihm das Wort abnahm.

Im Ganzen aber war die Arbeit eine reich gesegnete. Gleich im ersten Jahr konnten 45 Neubekehrte getauft werden und bald mußte Hu einen Gehilfen und noch einen und wieder einen haben, weil das Werk sich immer ausdehnte. Im Jahr 1871 war die Zahl der Gemeindeglieder auf 150, die der Stationen auf 5 gestiegen. Und als er abgerufen wurde (Januar 1881), da waren es 25 Stationen geworden, mit 820 Gemeindegliedern und 168 Taufkandidaten — wahrlich, für die kurze Arbeitszeit von 14 Jahren eine herrliche Frucht.

---

3. Ein ganzer Christ.

Hu war ein ganzer Chinese. Die Europäer nachzuäffen fiel ihm nicht ein. Zurückhaltend und vorsichtig im Aussprechen der eigenen Meinung, höflich gegen jedermann, seinen Vorgesetzten unterthänig, war er doch ein fester, männlicher Charakter, der stets wußte, was er wollte. Dabei war er aber durch Gottes Gnade auch ein ganzer Christ, der nicht nur mit Worten, sondern durch seinen ganzen Wandel die Tugenden des verkündigte, der ihn berufen hatte von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht. Großartig war Hu z. B. in seiner Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft. In seiner Küche wurde stets mehr gekocht, als für den Haushalt nöthig war, und täglich kamen Arme, um sich bei ihm satt zu essen. Namentlich in der Hungersnoth erschien er vielen wie ein Engel Gottes, wenn er Hilfe spendend und vor keiner Gefahr (z. B. Ansteckung) zurückschreckend, von Dorf zu Dorf gieng. Fünf Waisenkinder, die ihm damals der Reihe nach vor die Thüre gelegt wurden, nahm er ins eigene Haus auf. Das alles wäre aber selbstverständlich nicht möglich gewesen, wäre nicht Frau Hu an Mitleid und Menschen-

freundlichkeit ihrem Manne gleich gewesen. Ja, sie übertraf ihn hierin noch. Bei ihr war das Geben fast zur Schwachheit geworden, und mehr als einmal hat der gute Mann sie deßwegen bei den Missionaren verklagen müssen. Da hat er z. B. eine Summe Geldes für einen besonderen Zweck zurückgelegt, seine Frau aber schenkt das Geld und dazu einen Haufen Sachen einer armen Frau, deren Mann nach kurzer Krankheit gestorben war und die mit drei kleinen Kindern unversorgt da stand. Er habe ja nichts gegen ihre Wohlthätigkeit, klagte da Hu den Missionaren; aber sie solle doch einsehen, daß sie in diesem Fall zu weit gegangen und daß, wenn sie so fort mache, er in die größte Verlegenheit kommen müsse u. s. w. Frau Hu aber vertheidigte sich: sie wisse wohl, daß bei ihnen auch zuweilen Noth und Mangel einkehre; aber was sei das, verglichen mit dem Elend jener armen Frau! Und dies Elend schilderte sie dann in den grellsten Farben, schilderte auch die Durchhilfe Gottes, der immer wieder allen Mangel ersetze und gewiß auch in diesem Falle sie nicht werde stecken lassen, bis — der gute, alte Hu vor Rührung halb weinen, halb lachen mußte, sich für den Besiegten erklärte und mit der Ermahnung, ein andermal aber doch vorsichtiger zu sein, sein treues Eheweib wieder nach Hause geleitete.

Man kann sich denken, wie's unter solchen Umständen in ihrem Hause aussah. Da herrschte ein Glück und ein Friede, wie gewöhnliche Chinesenhäuser ihn nicht kennen. Das Familienleben wurde mit Sorgfalt gepflegt und mit Danksagung genossen, alles aber im Namen des Herrn Jesu und zu seiner Ehre. Seiner Frau erlaubte Hu z. B. manches, was nach chinesischen Begriffen anstößig erschien und auf ihn ein schlechtes Licht werfen konnte. So durfte sie im eigenen Hause Versammlungen für Frauen halten und in ihrem rastlosen Missionseifer überdies noch manches außer dem Hause thun, was unter anderen Umständen freilich wie eine Vernachlässigung der nächstliegenden Pflichten hätte aussehen können. Gegen seine Kinder war Hu voll Liebe und Freundlichkeit. Als der jüngste Sohn sich taufen ließ, übergab ihn der Vater feierlich dem Herrn zum Dienst und widmete von da an seiner christlichen Ausbildung die eingehendste Sorgfalt, wofür er denn auch die Freude hatte, ihn als christlichen Prediger eine geachtete und gesegnete Stellung einnehmen zu sehen. Als dann auch sein Aeltester Christ wurde, sandte er ihn auf seine Kosten nach Peking ins Londoner

Bücherschau.*)

Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. Herausgegeben von Dr. A. Oppel und A. Ludwig. Zweiter Theil: Typische Landschaften. Veröffentlicht unter Mitwirkung von Dr. K. Müller, F. Kanitz, R. Oberländer und vielen anderen hervorragenden Fachmännern. Ferd. Hirt, Breslau 1882. Einfach geb. Mk. 4.50.

Wie hat's doch die heutige Jugend so gut! Wie anziehend und unterhaltend wird ihr insbesondre der Geographie-Unterricht gemacht! Wieviel hat aber auch geschehen müssen von Reisenden, Photographen, Malern, Holzschneidern, Druckern und — Verlegern, bis so ein Bilderwerk zustande kommen konnte. Der vorliegende Band enthält auf 28 Tafeln 172 Holzschnitte über Großbritannien, Skandinavien, Dänemark, Holland, Belgien, Deutschland, die Schweiz, Oestreich-Ungarn, Frankreich, Spanien und Portugal, Italien, die Balkanhalbinsel, Rußland, Asien (4 Tafeln), Afrika (3 T.), Australien, Polynesien, Amerika (4 T.) und das Nordpolargebiet. Eine kurze „Einführung in den Gebrauch der Bildertafeln" dient denselben zur Erklärung. Besonders die außereuropäischen Bilder haben uns gefallen. Wir empfehlen das Werk nicht nur für den Schul-, sondern auch für den Hausgebrauch.

Dr. Ludwig Krapf, weil. Missionar in Ostafrika. Ein Lebensbild aus unseren Tagen, entworfen von W. Klaus, Pfarrer. Mit Porträt. Basel C. F. Spittler. Preis Fr. 2.

Wie billig, nimmt in diesem 244 Seiten umfassenden Büchlein Dr. Krapf's Reise- und Missionsthätigkeit bei weitem den meisten Raum ein. Doch ist auch sein merkwürdiges Jugendleben und die Zeit seiner stillen Zurückgezogenheit in Kornthal nicht zu kurz gekommen. Möchten doch recht viele Missionsfreunde, bei denen Krapf's eigene Reisebeschreibung entweder in Vergessenheit gerathen ist oder die dieselbe überhaupt nie gelesen haben, aus der hier dargebotenen Bearbeitung derselben sich mit der leidens- und enttäuschungsreichen Vorgeschichte der jetzigen ostafrikanischen Mission recht bekannt machen; möchten aber auch die vielen frommen Missionsenthusiasten, die es noch immer unter uns giebt, aus dem von Krapf mit seiner „Apostelstraße", Kolonisationsgedanken und anderen schönen Plänen gemachten Erfahrungen die gerade für das afrikanische Missionswerk doppelt nöthige Nüchternheit und Geduld lernen! Der Verfasser hat zwar seinen Gegenstand nicht nach missionswissenschaftlichen Gesichtspunkten behandelt, sondern in aller Bescheidenheit nur eine erbauliche Biographie schreiben wollen; aus seiner ungeschminkten Darstellung ist's aber leicht, manches zu entnehmen, was er selbst kaum angedeutet hat.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Straßenpredigt in China.

von Gottes unaussprechlicher Liebe ein seliger Ausdruck sein Antlitz verklärte. Nie hat das Chinesische mir so lieblich geklungen, als wenn es wie ein mächtiger Strom aus dem Innersten dieses theuren Mannes hervorbrechend und über seine Lippen quellend zur Verkündigung der großen und herrlichen Verheißungen Gottes diente."

Doch genug von den rühmenden und rührenden Worten, in welchen die Missionare, die unsrem Hu am nächsten standen, seiner gedenken. Wir haben ihre Briefe und Berichte nicht ohne Thränen lesen können und es thut uns leid, aus denselben nur so eine kleine Auslese mittheilen zu können.

---

4. Ordination und Tod.

Es erübrigt jetzt nur noch, von der Ordination und dann vom seligen Ende des theuren Mannes zu erzählen. Erstere fand statt am 16. Mai 1880, nachdem der Ordinand sich — wahrlich lang genug — bewährt und mehr als Eine Feuerprobe bestanden hatte. Es scheint, daß die Missionare solange damit zögerten, hauptsächlich weil die eingebornen Christen „noch nicht gelernt hatten, daß es eine ihrer Pflichten ist, sich selbst einen Pastor zu wählen und ihn dann auch zu besolden." Hatte doch Hu eigentlich schon seit Jahren im Lao-ling-Kreis die Stellung eines Oberhirten eingenommen, dem nicht nur die Pflege einer kleinen Gemeinde, sondern die Aufsicht über einen ganzen Sprengel anvertraut war. Die Ordinationsfeier, welche in der Kapelle zu Tschu-tschia stattfand, war eine liebliche. Ein eingeborner Prediger der Londoner Mission in Tientsin, mehrere Missionare und chinesische Gehilfen wohnten derselben bei. Hu selbst trug eine kurze Geschichte seiner Bekehrung und seines bisherigen Lebens vor, antwortete auf die ihm vorgelegten Fragen und empfieng dann durch Handauflegung im Namen des dreieinigen Gottes die Weihe zum hl. Amt. Von da an arbeitete er, der nun schon die Ehrenkrone der weißen Haare auf dem Haupte trug, mit einem noch größeren Gefühl seiner Verantwortlichkeit und, womöglich, mit noch größerem Eifer als zuvor.

Seine nächste Aufgabe war eine Visitationsreise zu mehreren kleinen Gemeinden im Tschan-hwa-Distrikt, die früher zur Londoner

aber nicht recht gehen. Er war daher froh, als sich ihm unerwarteter Weise eine ganz neue Beschäftigung aufthat, die ebenso ehrenvoll als einträglich war. Er wurde nämlich als chinesischer Sprachlehrer im englischen Konsulat angestellt, wo einer seiner ersten Schüler der Sohn des berühmten Missionars Dr. Morrison war. Aber daheim fühlte er sich nicht. Oft gieng er ziemlich niedergeschlagen und wie nach etwas unbekanntem Neuem suchend durch die Straßen der fremden Stadt. So kam er eines Tages auch an eine Missionskapelle. Die Thüren standen offen und drinnen predigte ein Europäer chinesisch. Neugierig trat unser Freund ein, setzte sich und hörte nun zum erstenmal in seinem Leben das Evangelium von der Gnade Gottes, ohne freilich viel zu verstehen. Er kam jedoch wieder, ließ sich sogar eine Bibel geben und fieng an, dieselbe mit Nachdenken zu lesen. Der Geist Gottes arbeitete an seinem Herzen, eine schwere Krankheit kam dazu; er flehte um Genesung, wurde erhört und ergab sich nun mit Leib und Seel seinem Heiland.

Doch hören wir, wie er selbst das alles in einem 1871 geschriebenen Briefe erzählt hat. „Im dritten Jahre der Regierung des Kaisers Hsien Feng (1852) reiste ich in Geschäften nach Schanghai. Nicht sehr weit vor der Einfahrt in diesen Hafen warfen wir Anker. Wir mußten mehrere Tage warten. Und da geschah es, daß wir von einer Anzahl schnellsegelnder Boote überrascht wurden, die auf uns zukamen. Sie gehörten den Rebellen und waren bemannt mit wild aussehenden, sonderbar ausstaffirten Wesen, die eine Kopfbekleidung von rothem Tuch hatten und mit Schwertern, Flinten und Kanonen reichlich versehen waren. Bald hatten sie uns umringt. Jetzt kamen sie auf unser Schiff, sahen sich um nach dem, was da war, und eigneten sich an, was ihnen gerade in die Augen fiel. Dann aber kamen sie noch einmal und befahlen dem Kapitän, augenblicklich alles Silber auszuliefern, das im Schiffe sei. Würde er damit zögern, so seien sie entschlossen, uns sofort zu beschießen. Es war unmöglich, ihnen zu widerstehen; alles Geld mußte heraus, auch was die armen Matrosen in ihrem Privatbesitz hatten. Ich selbst kam um mehr als 8000 Mark. Dann blieben die Seeräuber noch drei Tage in unserer Nähe; endlich fuhren sie davon. Wie eigenthümlich, diese Boote unter einer Flagge segeln zu sehen, auf welcher geschrieben stand: Tai ping kwo, d. h. das Reich des allgemeinen Friedens!

„In Schanghai angekommen, war ich in großer Verlegenheit. Ohne Kapital, wie ich war, konnte ich keine Einkäufe machen, überhaupt die Zwecke meiner Reise nicht erreichen..... Da fielen mir einige Gebäude auf, in welchen christlicher Gottesdienst gehalten wurde, und als ich vernahm, daß dieselben jedermann offen stünden, entschloß ich mich, eins derselben zu betreten und die fremde Religion ein wenig kennen zu lernen. Das erstemal freilich verstand ich nicht viel, da die Ansprachen im Schanghai-Dialekt gehalten wurden, den ich als Nord-Chinese nicht verstand. Nach einem Aufenthalt von 1—2 Jahren lernte ich jedoch diese Mundart so kennen, daß ich auch die Vorträge in der Missionskapelle so ziemlich verstand. Was ich da hörte, erregte in hohem Grad meine Neugier, ich machte mich ans Studium der heiligen Schrift und las mehrere religiöse Bücher mit Sorgfalt. Auf diese Weise gieng mir das Verständniß auf für den göttlichen Charakter der christlichen Religion, im Herzen aber spürte ich noch lange nichts von ihrer Kraft, denn mein Glaube war eben leider noch ein sehr mangelhafter. Endlich machte ich die Bekanntschaft des amerikanischen Missionars Lambeth, der es sich sehr angelegen sein ließ, mich auf den rechten Weg zu leiten und zwei ganze Jahre lang unermüdlich daran arbeitete, meine Unwissenheit zu überwinden. Unter solcher Anleitung machte ich bedeutende Fortschritte in der Erkenntniß und endlich fieng ich auch an, die Größe meines Sündenverderbens zu fühlen und nach Erlösung von aller Befleckung und Verderbniß mich zu sehnen. Wie groß ist die Herablassung des Herrn! Er verschmähte mein Gebet nicht, sondern hörte gnädig auf die Stimme meines Flehens und schenkte mir die Versicherung der Vergebung meiner Sünden. Und nun war es mir klar, wie wunderbar Gott alles zu meinem Heil hatte zusammenwirken lassen. Hätten jene Rebellen mich nicht meines Geldes beraubt, so wäre ich ohne Zweifel so blind und bloß in meine ferne Heimat wieder zurückgekehrt, als ich gekommen. In Wahrheit kann ich sagen, daß mir der Verlust irdischer Güter verholfen hat zum Besitz der Wahrheit und des Lichtes, welche in eine selige Ewigkeit führen. Und was sind Silber und Gold, verglichen mit dieser überschwänglichen Herrlichkeit?!“

2. Wirksamkeit in Tientsin und Laoling.

Im Januar 1857 wurde Hu getauft und in die Gemeinde der amerikanisch-bischöflichen Methodisten (South) aufgenommen. Als dann in Amerika der Krieg ausbrach und die Missionare dieser Gesellschaft in ihr Vaterland zurückkehrten, entschloß sich auch Hu, nicht länger in Schanghai zu bleiben, sondern nach einer 9jährigen Abwesenheit wieder zu den Seinigen zurückzukehren. In jeder Beziehung war er ein Anderer geworden. Aber auch in seiner Heimat fand er gar vieles verändert. Seine Familie — Frau und zwei Söhne — waren in den letzten Jahren infolge der damaligen Kriegswirren sehr heruntergekommen. Sein Vermögen war aufgezehrt. Alle Geschäfte stockten. Der Werth des Geldes war tief gesunken. Doch das alles kümmerte ihn wenig. War er doch entschlossen, nicht mehr nach Weltart zu leben, sondern irgendwie dem Herrn in seiner Reichsarbeit zu dienen. Eine Empfehlung, die er von den Missionaren in Schanghai an die frisch nach Tientsin gekommenen englisch-methodistischen Brüder erhalten hatte, sollte hiezu den Weg bahnen. Die ersten Monate nach seiner Rückkehr freilich war er durch Krankheit ans Haus gefesselt. Sobald er aber ausgehen konnte, begab er sich nach Tientsin, wo er sogleich (November 1861) als Evangelist angestellt wurde, so daß er einer der ersten war, die in dieser volkreichen Stadt dem Evangelium Bahn gebrochen haben. Mit Furcht und Zittern, aber auch mit herzlicher Freude gieng er an die Arbeit. Seine Vorgesetzten, die Missionare Innocent und Hall, erkannten bald seinen Werth und halfen ihm treulich nach, wo es etwa noch fehlte. Auch der Segen von Oben blieb nicht aus. Schon nach einigen Monaten hatten mehr als zehn Erstlinge öffentlich ihren Glauben an Christum bekannt, und nach nicht ganz zwei Jahren hatte Hu die große Freude, daß seine Frau, zwei Schwiegertöchter und ein Sohn sich bekehrten.

Dabei darf man nicht vergessen, daß damals kein geringer Muth dazu gehörte, wenn ein Chinese in Tientsin öffentlich auftreten und die verhaßten Lehren verkündigen sollte, die er von den fremden Teufeln angenommen hatte, die ja eben erst in das Reich der Mitte freventlich eingedrungen waren und die Ehre des Kaisers in den Staub gelegt hatten. Gerade in Nordchina, wo damals sogar noch europäische Truppen standen, war das Vorurtheil gegen

die Ausländer und ihre barbarische Religion besonders stark. Hu war wie gemacht gerade für das, was hier noth that, und gewiß war es eine Veranstaltung der göttlichen Vorsehung, daß er, der Nord-Chinese, im Süden des Landes sich hatte bekehren müssen, um jetzt im rechten Augenblick hieher zurückzukehren und den Seinigen zu erzählen, wie große Dinge der Herr an ihm gethan. Wie traurig, wenn er ein wankelmüthiger Bekenner, ein schlechter Christ gewesen wäre! Das hätte auf Jahre hinaus die schädlichsten Folgen haben müssen. So aber war er durch Gottes Gnade wirklich ganz der rechte Mann am rechten Platz, und das zur rechten Zeit.

Der zweite Juni 1862 war der frohe Tag, an welchem die Erstlinge getauft wurden und der Arbeit des treuen Evangelisten so zu sagen das erste göttliche Siegel aufgedrückt wurde. Von da an hat er nicht aufgehört, in der Stadt und auf dem Lande zu predigen und zu unterrichten, Spott und Verfolgung ruhig hinzunehmen, unwissende Bauern, wie auch stolze Gelehrte einzuweihen in die Geheimnisse des Christenglaubens, Zweiflern ihre Fragen geduldig zu beantworten, Gegnern unerschrocken die Stirn zu bieten, Widerwärtige durch sein freundliches, taktvolles Wesen zu entwaffnen, Neubekehrte mit zärtlicher Liebe zu pflegen und den Missionaren bei all ihren Unternehmungen mit Rath und That zur Seite zu stehen.

Am nachhaltigsten aber hat er im Lao-ling Kreis, in der Provinz Schantung gewirkt. Als hier durch den Geist, der da weht, wo er will, eine merkwürdige Erweckung angefangen hatte und die Missionare sich fragten: Wen sollen wir senden? da war unser Hu der Mann, welcher alsbald mit der Antwort bereit stand: Hier bin ich, sendet mich! In Tientsin konnte man ihn freilich kaum entbehren, mehrere Außenstationen mußten aufgegeben werden, wenn er weiter ins Innere zog; der Ruf: Komm herüber und hilf uns! war aber zu deutlich von Lao-ling her erschollen. So siedelte denn Hu im Jahre 1866 nach Tschu-tschia über, um von hier aus bis an sein Lebensende im Segen zu wirken. Vom ersten Tag an gewann er die Herzen, und von Jahr zu Jahr wurde er den Leuten unentbehrlicher. Zu Fuß oder auf einem Esel reitend ist er da herumgezogen: predigend, lehrend, Streitigkeiten schlichtend, Arme und Kranke oder auch Verfolgte und Angefochtene besuchend, jedermann zu dienen und wohlzuthun bereit, von vielen gern gesehen, aber freilich

auch von manchen „nicht erkannt," verachtet und hinausgestoßen. Je und je kamen auch schmerzliche Enttäuschungen vor. An manchen Orten, wo sich anfangs viel Interesse für die Wahrheit gezeigt hatte, trat nur allzubald Gleichgültigkeit und Kälte an die Stelle des ersten Eifers, und mehr als einmal fand der gute Hu, wo er eine große Zuhörerschaft erwartet hatte, auch nicht Eine Seele, die ihm das Wort abnahm.

Im Ganzen aber war die Arbeit eine reich gesegnete. Gleich im ersten Jahr konnten 45 Neubekehrte getauft werden und bald mußte Hu einen Gehilfen und noch einen und wieder einen haben, weil das Werk sich immer ausdehnte. Im Jahr 1871 war die Zahl der Gemeindeglieder auf 150, die der Stationen auf 5 gestiegen. Und als er abgerufen wurde (Januar 1881), da waren es 25 Stationen geworden, mit 820 Gemeindegliedern und 168 Taufkandidaten — wahrlich, für die kurze Arbeitszeit von 14 Jahren eine herrliche Frucht.

---

3. Ein ganzer Christ.

Hu war ein ganzer Chinese. Die Europäer nachzuäffen fiel ihm nicht ein. Zurückhaltend und vorsichtig im Aussprechen der eigenen Meinung, höflich gegen jedermann, seinen Vorgesetzten unterthänig, war er doch ein fester, männlicher Charakter, der stets wußte, was er wollte. Dabei war er aber durch Gottes Gnade auch ein ganzer Christ, der nicht nur mit Worten, sondern durch seinen ganzen Wandel die Tugenden des verkündigte, der ihn berufen hatte von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht. Großartig war Hu z. B. in seiner Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft. In seiner Küche wurde stets mehr gekocht, als für den Haushalt nöthig war, und täglich kamen Arme, um sich bei ihm satt zu essen. Namentlich in der Hungersnoth erschien er vielen wie ein Engel Gottes, wenn er Hilfe spendend und vor keiner Gefahr (z. B. Ansteckung) zurückschreckend, von Dorf zu Dorf gieng. Fünf Waisenkinder, die ihm damals der Reihe nach vor die Thüre gelegt wurden, nahm er ins eigene Haus auf. Das alles wäre aber selbstverständlich nicht möglich gewesen, wäre nicht Frau Hu an Mitleid und Menschen-

es war, als gienge ich im Traume dahin, des Herrn Geist hatte mich noch nichts sehen lassen, — da kommt ein Diener vom König, um Usikanjane zum König zu rufen!

„Ich stand in Usikanjanes Hof. Nun erleuchtete mich Gottes Geist. Es war nicht mein Denken, es war nicht mein Träumen, es war nicht mein Einfall, es war nicht meine Klugheit; aber es war, als ob ich mit dem Herrn selbst redete, wirklich, durchaus. Von meinem ersten Tage an bis jetzt habe ich nie so etwas erfahren. Es hieß: Fort von hier! es ist verfault, es stinkt hier alles, was du siehst; bleibst du hier, so bist du verloren; fort! geh nach Natal in die Schule, daß du getauft werden kannst, — ohne Jesus wirst du niemals erlöst. Willst du in die Finsterniß hinausgeworfen werden, zu gleicher Zeit während sie daheim deine Bücher verbrennen!? Erwählst du den Teufel? hast du Jesus, deinen Erlöser, verleugnet? du sollst jetzt sterben! Das, was du siehst, daß Uketjwayo gethan hat, es ist nicht von ihm gethan, es ist vom Herrn gethan! es ist der Weg zu deiner Befreiung aus aller Noth, die du gelitten hast, und diese Noth ist vom Herrn über dich gekommen, damit du fliehen sollst, und zu Jesu gehen, und das heute! Wisse, daß der Herr dir nichts anderes sagen wird; der Tod, den du hier sterben wirst, ist der ewige Tod. Der Herr sagt: Entscheide dich heute; willst du Ihm angehören, so fliehe; willst du des Teufels sein, so bleibe und stirb! Bange nicht für deinen Vater, daß er getödtet wird; nein, alles das hat Gott gethan, er hat es durch den Mund des Königs gethan (nämlich Usikanjane fortgerufen von seinem Hofe jetzt, wo du kommst), Er, welcher herrscht in diesem Lande. Gott spricht, und es geschieht, wie Er will, er (der König) weiß das nicht. Geh! und auf dem Wege wirst du Gottes Macht und Hilfe sehen; Alles wird recht werden! — So war es; es brannte wie ein Feuer in meinem Busen; ich sagte: „laß mich recht zuhören." Ich konnte in der Nacht nicht schlafen; ich lag, bis es hell wurde; es war mir, als sollte ich sterben, als sollte ich zerspringen vor Sehnsucht und Furcht und Freude zugleich. Ich kann das nicht erzählen; aber ich weiß es, und der Herr weiß es, und Er erleuchtete mich. Am Morgen stand ich auf; die Leute giengen an ihre Arbeit, ich sagte, ich wolle nach Hause gehen. Ich gieng und nahm nichts von meinen Sachen mit mir; ich gieng und kam heim. Ich sagte Keinem etwas, nicht einmal dem Vater, denn sie hätten mich da festge-

Missionsspital, wo er Medicin studiren sollte, hatte aber den großen Schmerz, daß der junge Mann das Opiumrauchen anfieng. Dagegen war ihm die Bekehrung seiner Schwiegertöchter und das Gedeihen seiner Großkinder, die alle in seinem Haus geboren wurden, eine große Freude. Das „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen" — hat er reichlich geübt. Regelmäßig des Morgens und Abends wurde Andacht gehalten und wer dazu von den Nachbarn sich einstellen wollte, willkommen geheißen.

Ueberhaupt stand sein Haus stets jedermann offen. Besonders Abends fand sich da oft ein ganzer Kreis von guten Freunden zusammen, und zwar ohne Unterschied von vornehm und gering, wie das überhaupt in China Sitte ist. Andrerseits war er ein gerngesehener Gast auch bei solchen, die in der Welt eine weit höhere Stellung einnahmen und reicher oder auch gelehrter waren, als er. Besaß er auch keinen literarischen Grad, so wußte er doch mehr als die meisten chinesischen Literaten, die er an Originalität, Liebenswürdigkeit und jedenfalls an — Demuth weit überragte. Dazu war er ein vortrefflicher Geschäftsmann und ein überaus gewandter Rechner, obgleich er sein Leben lang mit den ausländischen Münzsorten, Pfunden, Dollars, Schillingen u. s. w. auf gespanntem Fuß blieb. Mit Hilfe des chinesischen Rechenbretts konnte er auch schwierige Rechnungen mit unglaublicher Schnelligkeit ausführen. Natürlich gieng viel Geld durch seine Hände, aber fast nie hatten die Missionare an seiner Buchführung etwas auszusetzen, ganz abgesehen von seiner über jeden Zweifel erhabenen Redlichkeit und Uneigennützigkeit.

Sein Gewissen war überaus zart. Einmal kam er ganz niedergeschlagen zu Missionar Hall und erklärte, er könne heute unmöglich anderen predigen. Warum nicht? Tags zuvor hatte er sich durch eine Kleinigkeit in Zorn bringen lassen und durch einige heftige Worte Anstoß gegeben. Der Missionar beugte nun mit ihm seine Kniee vor dem Gnadenthron, und getröstet stand Hu wieder auf, zum Predigen aber konnte er sich an jenem Tag nicht entschließen. Andrerseits hatte er viel Muth. Wenn die Pflicht rief oder die Liebe trieb, scheute er vor keiner Gefahr zurück, obgleich er von Natur eher eine ängstliche Art hatte. Es traf sich, daß während des Blutbades in Tientsin (1870) die Seinigen gerade dort waren und mit anderen Christen Hals über Kopf fliehen mußten,

während er allein in Tschu-tschia war. Die Nachricht von all dem Vorgefallenen — auch sein Haus war geplündert und darnach zerstört worden — brach ihm fast das Herz. Man versammelte sich in der Kapelle. Missionar Hodge bat ihn, ein Gebet zu sprechen. „Himmlischer Vater!“ hob er an, dann versagte ihm die Stimme, so daß er kein Wort hervorbringen konnte; dann aber faßte er sich und sprach ein Gebet, wie man's selten zu hören bekommt: so voll Ergebung und Vertrauen, so voll heiligen Trotzes gegen das Toben der Feinde und voll Verachtung für die Leiden dieser Zeit. Es machte einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden. Und mit derselben Kraft predigte er am Sonntag darauf dem verschüchterten Christenhäuflein, das damals freilich Grund genug hatte, in Todesangst zu sein: er für seine Person fürchte nur Eins, daß er nämlich noch nicht reif sei für die Ehre des Martyriums! Dann machten er und sein Kollege Wang sich auf, um Missionar Hodge und dessen Frau, die als Europäer in noch viel größerer Gefahr schwebten, als irgend ein eingeborner Christ, nach Tschifu zu geleiten. Es gelang, und er kehrte wieder nach Lao-ling zurück, um die ängstlichen Christen zu trösten und zusammenzuhalten.

In der ganzen aufregungs- und schreckvollen Zeit, welche nun folgte, bewies er die mannhafteste Tapferkeit. Schon sein stattliches Aeußere, die schöne Gestalt, der muskulöse Körperbau, das offene, kluge Gesicht, die ganze würdige Erscheinung flößte den Feinden Respekt, den Freunden aber Muth ein. Einmal hörte er, daß in der Nähe von Tschu-tschia — wie damals Mode war — unflätige Bilder gezeigt wurden, welche das Tientsiner Blutbad und zur Rechtfertigung desselben allerlei den Europäern angedichtete Grausamkeiten und andere Greuel in empörender Weise zur Darstellung brachten. Alsbald machte er sich in Begleitung eines Freundes — eines Katholiken — auf, gieng in die Bude, bezahlte das Eintrittsgeld, überzeugte sich, daß die Bilder wirklich schändlich waren, packte dann mit Hilfe seines Begleiters den Aussteller und wollte ihn der Obrigkeit überliefern. Der arme Kerl aber bat so flehentlich um Erbarmen und versprach so viel Gutes, daß man ihn endlich springen ließ. Die Bilder aber brachte Hu dem Missionar und dieser trug die ganze Sache dem britischen Konsul vor, welcher sie seinerseits höheren Orts zur Sprache brachte und den Vicekönig der Provinz nöthigte, jene Bilder gänzlich zu unterdrücken und überall Prokla-

mationen zur Widerlegung der schändlichen „Gerüchte“ gegen die Ausländer anschlagen zu lassen (1875).

Als Prediger war Hu einfach und praktisch. Auf schwierige theologische Fragen ließ er sich nicht ein; von der Dreieinigkeitslehre konnte er sagen: die ist zum Glauben, nicht zum Erklären. Sünde, Vergebung und Wiedergeburt — das waren seine Lieblingsgegenstände. Wenn er von diesen sprach, konnte er ordentlich beredt werden, ja wie in einem höheren Schwung seine Zuhörer hinreißen. Dazu hatte er eine eigenthümlich überzeugende und eingehende Art vom Dasein und der Allgegenwart des lebendigen Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele und von der Ewigkeit zu reden. Alles aber, was er sagte, sagte er nicht als etwas bloß Angelerntes, sondern als etwas, das aus innerster Ueberzeugung und eigenster Erfahrung kam. Nie war es ihm um Worte, immer nur um die Sache zu thun. „Andere mögen klarer, feiner und genauer einzelne Bibelstellen oder Lehren auseinandergesetzt haben, so wie Hu hat keiner seiner Kollegen es verstanden, das Evangelium in seiner überwältigenden Fülle und seligmachenden Kraft den Herzen seiner Zuhörer nahe zu bringen. Wohl alle Missionare, die ihn gekannt haben, werden darin einig sein, daß er der gewaltigste und wirksamste Evangeliumsprediger in ganz Nord-China gewesen ist. Wie oft habe ich gewünscht — schreibt Missionar Robinson — wenn ich seiner Predigt lauschte, ihn geschwind photographiren zu können, wie er da stand vor seiner chinesischen Zuhörerschaft: die edle majestätische Gestalt, welche allem, was er aussprach, doppeltes Gewicht und dem reichen Gedankenstrom, der melodisch seinen Lippen entquoll, einen unbeschreiblichen Zauber verlieh. Sein Oberkörper war leicht nach vorne gebeugt — eine Folge des Alters — seine rechte Hand hielt er meist vorwärts gestreckt, ließ sie wohl auch von Zeit zu Zeit energisch auf das Katheder oder in die geöffnete Linke niederfallen. Sein großes, offenes Gesicht war ein sprechendes Bild, durch das jedesmal wie erleuchtend ein Geistesblitz fuhr, wenn er wieder einen neuen Gedankenpfeil auf seine Zuhörer abschoß, das aber auch einen schattenhaften, angstvollen Ausdruck annehmen konnte, wenn er ihnen vor Augen zu malen suchte, wie die Frucht der Sünde heranreift bis zu den Schrecken der Verdammniß, während ein anderesmal, wenn er z. B. die Eitelkeit des Götzendienstes schilderte, ein sarkastisches Lächeln die sonst so ernsten Züge durchzuckte oder bei der Erwähnung

von Gottes unaussprechlicher Liebe ein seliger Ausdruck sein Antlitz verklärte. Nie hat das Chinesische mir so lieblich geklungen, als wenn es wie ein mächtiger Strom aus dem Innersten dieses theuren Mannes hervorbrechend und über seine Lippen quellend zur Verkündigung der großen und herrlichen Verheißungen Gottes diente."

Doch genug von den rühmenden und rührenden Worten, in welchen die Missionare, die unsrem Hu am nächsten standen, seiner gedenken. Wir haben ihre Briefe und Berichte nicht ohne Thränen lesen können und es thut uns leid, aus denselben nur so eine kleine Auslese mittheilen zu können.

---

4. Ordination und Tod.

Es erübrigt jetzt nur noch, von der Ordination und dann vom seligen Ende des theuren Mannes zu erzählen. Erstere fand statt am 16. Mai 1880, nachdem der Ordinand sich — wahrlich lang genug — bewährt und mehr als Eine Feuerprobe bestanden hatte. Es scheint, daß die Missionare solange damit zögerten, hauptsächlich weil die eingebornen Christen „noch nicht gelernt hatten, daß es eine ihrer Pflichten ist, sich selbst einen Pastor zu wählen und ihn dann auch zu besolden." Hatte doch Hu eigentlich schon seit Jahren im Lao-ling-Kreis die Stellung eines Oberhirten eingenommen, dem nicht nur die Pflege einer kleinen Gemeinde, sondern die Aufsicht über einen ganzen Sprengel anvertraut war. Die Ordinationsfeier, welche in der Kapelle zu Tschu-tschia stattfand, war eine liebliche. Ein eingeborner Prediger der Londoner Mission in Tientsin, mehrere Missionare und chinesische Gehilfen wohnten derselben bei. Hu selbst trug eine kurze Geschichte seiner Bekehrung und seines bisherigen Lebens vor, antwortete auf die ihm vorgelegten Fragen und empfieng dann durch Handauflegung im Namen des dreieinigen Gottes die Weihe zum hl. Amt. Von da an arbeitete er, der nun schon die Ehrenkrone der weißen Haare auf dem Haupte trug, mit einem noch größeren Gefühl seiner Verantwortlichkeit und, womöglich, mit noch größerem Eifer als zuvor.

Seine nächste Aufgabe war eine Visitationsreise zu mehreren kleinen Gemeinden im Tschan-hwa-Distrikt, die früher zur Londoner

hoffen. Ich habe es nicht geschrieben, um bewundert zu werden, sondern um die Wahrheit zu bezeugen, daß der Herr alle die erhört, die zu Ihm rufen; Er läßt keinen zu Schanden werden. Der Herr sagt, daß Er den, der Ihn sucht, nicht verstoßen werde. „Kommet her zu mir," sagt Er, „alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch Ruhe geben, denn ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Der, welcher an Mich glaubt, der wird das Zeugniß in seinem Herzen haben." Ja, Herr Jesu, unser Heiland! wir danken Dir, daß Du uns Dein Wort gegeben hast, das unsere Seelen sättigen kann. Der, welcher deine Süßigkeit geschmeckt hat, wie kann er deiner je vergessen!"

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die Nachrichten aus Uganda reichen bis 1. Januar. Mit den katholischen Patres, die viel krank waren und von daheim ziemlich vernachlässigt schienen, nur selten und wenig Briefe bekamen, hatten Mackay und O'Flaherty Frieden. Die äußeren Arbeiten in Garten und Feld, mit Brunnen-, Ofen-, Wagen- und Häuserbau, Ziegelmachen u. s. f. nahmen viel Zeit und Kraft in Anspruch, doch wurden täglich eine Anzahl Eingeborner unterrichtet. Ein Sklave, der sich bisher musterhaft aufgeführt, bat schriftlich um die Taufe, Dallington Mufta dagegen, der anfangs als Dolmetscher so wichtige Dienste leistete und sein von Sansibar mitgebrachtes Christenthum offen bekannte, führt ein gottloses Leben, hat sich von Mtesa zu einer Art Unterhäuptling machen lassen und ist damit ans Heidenthum wie verkauft. Ein Wagen, den Mackay glücklich zustande brachte und durch ein Paar mit großer Mühe hiezu gewöhnter Ochsen (eigentlich 1 Kuh und 1 Ochs) ziehen ließ, erregte großes Aufsehen, hatten doch die Waganda noch nie ein Rad gesehen und begriffen doch die wenigsten, daß es die Kraft der ziehenden Thiere war, die den Wagen fortbewegte! Ein Hoffnung erweckender Zug aber ist's, daß die nachahmungssüchtige Jugend sich nun auch kleine Wagen zurechtschnitzte und damit spielte gerade wie die Kinder bei uns!

Am 23. Okt. richtete ein furchtbares Gewitter mit gewaltigem Hagel viel Schaden an. Der Boden war stellenweis mehrere

Bekehrungsgeschichte eines Zulu-Mädchens.

(Aus dem Norwegischen von E. von Engelhardt.)

Den nachfolgenden Aufzeichnungen eines bekehrten Zulu-Mädchens wollen wir einige orientirende Bemerkungen vorausschicken, um das Verständniß einzelner Züge in der Erzählung zu erleichtern.

Der norwegische Miss. Oftebro in Ekjowe, dem wir die Mittheilung dieses interessanten Stückes Autobiographie einer Zulu-Christin verdanken, schreibt über sie und ihre Umgebung Folgendes:

Maria Magdalena — als Heidin Unompepo genannt — ist die Tochter eines früheren „Weisen" und „Riechdoktors" Untlwana, der im vorigen Jahre in Ekjowe in der Taufe den Namen Abraham erhalten hat. Bei einem Besuch, den Bischof Schreuder vor etwa 25 Jahren dem König Umpanda machte, wurde Abraham so tief von dem Worte Gottes ergriffen, daß er, überzeugt von der Sündhaftigkeit seines Gewerbes, dasselbe aufgab und sich zurückzog. Umpanda verbot ihm jedoch aufs strengste den Uebertritt zum Christenthum. Er lebte nun mehrere Jahre lang nicht weit von Empangeni, war kränklich und sehr arm, aber wartete beständig auf die Zeit, wo er getauft werden könnte, was jedoch erst nach dem letzten Zulu-Kriege möglich ward. Der jetzige Pastor des Sprengels, Miss. Kielland, der während seiner Wirksamkeit in Empangeni Abraham oft besucht hat, fand während dieser Wartezeit bei ihm stets „eine feste Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums, eine Ueberzeugung, in der er durch alle diese Jahre — nun bald 25 — niemals irgendwie schwankend geworden zu sein scheint, und die er vor Jedermann offen bekannte, und das mit einer seltenen Wärme und Innigkeit, sowie mit großer Originalität." Ueber seine Tocher, Maria Magdalena, bemerkt Kielland, daß sie mit ungewöhnlicher Tüchtigkeit sich alles anzueignen wußte, was sie auf der Station hörte oder las, und dadurch ihrem Vater, während seiner unfreiwilligen Wartezeit, eine große Stütze ward, und daß sie „ein Genie unter den Zulus" genannt zu werden verdiene. Sie ist jetzt als Lehrerin in der Kleinkinderschule in Ekjowe angestellt,

wo nun auch ihre Eltern leben, und ist, wie Oftebro schreibt: „eine ernste und einflußreiche Christin, die hier auf der Station zu haben ein wahrer Segen ist."

Die hier mitgetheilten Aufzeichnungen brachte sie Herrn Oftebro mit der Bitte, sie durchzusehen, ob sie wohl „verständlich geschrieben" seien. Sie dachte dabei nicht, daß diese „wenigen Worte von des Herrn Gnade über sie" — weiter gelangen würden, als in die Hände ihres Lehrers; diesem kam aber schon während des Lesens der Entschluß, sie so wortgetreu als möglich zu übersetzen und nach Hause zu schicken. So sind sie denn im norwegischen Missionsblatt gedruckt worden.

Ueber die Aufzeichnungen selbst verlieren wir kein Wort, — sie reden für sich selbst, — oder besser gesagt, für die zu allen Zeiten und bei allen Völkern gleich wirksame Gnadenmacht und Wunderhilfe unseres Gottes. Sie lauten also:

„Einige wenige Worte von des Herrn Gnade, und wie er denen hilft, die da leiden und seiner Hilfe bedürfen. Denn noch heutigen Tages ist er mächtig zu helfen dem, der Ihn bittet, wie Er spricht: Bittet, so wird euch gegeben, — damit wir inne werden, daß Sein Wort wahr ist, wirklich wahr, daß Er Macht hat, auch jetzt noch zu helfen wunderbarlich; ich werde das nie vergessen.

„In meiner Kindheit kannte ich Gott nicht; ich kannte auch die weißen Menschen nicht, ich hatte nie einen Weißen gesehen. Ich war ein Mädchen von etwa 11 Jahren, — das schließe ich daraus, wenn ich jetzt welche sehe, die im selben Alter sind, wie ich damals gewesen sein muß. Ich betrachtete die Sonne und dachte: Ach, wie ist die wohl gemacht worden? Ich fragte die Alten, ich fragte die Mutter. Sie sagte, Umwelikongi habe sie gemacht. Ich fragte: ‚Ist er todt?' Ich dachte: er ist nicht todt. Ich dachte daran, daß die Menschen mit den Amathlozi (Geister der Abgeschiedenen) leben. Ach, ich betete zu den Amathlozi! Einmal, als ich allein im Hofe war, dachte ich: „Ob wohl die Amathlozi wissen, was man im Herzen denkt? Wie ist das, daß man, wenn man allein ist und schweigt, und Niemanden sieht, doch im Herzen redet? Ich dachte: Wenn die Leute sterben, wie sie doch alle thun, wo bleiben sie da? O, Menschen! (wo bantu!) man wird denken, daß ich so rede, weil ich jetzt mehr weiß. Mein Vater

er Christ geworden, sei ihm dies und das Unglück begegnet; auch Smissi (Lieut. Smith) sei ja ein Bibelleser gewesen und doch in Ukerewe getödtet worden! Habe nicht schon Jesus selbst seine Religion bei den Juden einführen wollen, dafür aber mit dem Tode büßen müssen? Er wolle keine leeren Worte. Wenn diese Weißen für ihn arbeiten und ihm Waaren bringen, wie die Araber, dann seien sie ihm recht; wollen sie ihm aber keine Schiffe bauen und keine Kanonen machen, so brauche er sie nicht. Sie reden viel von Gott, wer aber habe je Gott gesehen?! u. s. w. — Dann forderte er einen Araber auf, zu sagen, was er von den Weißen wisse. Sie seien alle schlecht, meinte Suliman, die schlechtesten aber seien die Engländer. Amerika hätten sie aufgegessen und Indien und Sansibar! — Nun durfte O'Flaherty antworten: „Ja, ja, sagte er, wir haben ganz Sansibar aufgegessen, Menschen und Häuser und Vieh und Bäume und alles. Nichts ist dort übrig als die Steine, die am Meeresufer liegen, und auch diese werden wir nächstens verschlingen. Auch dies Land hier werden wir verschlingen. Aber erst müssen wir etwas stärker werden, und da möchte ich den König bitten, mir einen großen Ziegenbock zu schenken, daß ich mich stärken kann." Dieser Witz gefiel dem König, er lachte und ließ dem freimüthigen Missionar eine schöne fette Ziege geben!

Nach einigen Tagen gieng's aber schon wieder los. Jetzt (12. Okt.) wußten die Araber: die Königin von England hätte Mtesa eine Spieldose, 1000 Flinten, viel Zeug u. dergl. geschickt, die Missionare aber hätten das alles für sich behalten; in der Spieldose seien lebendige Wesen drin, ganze Teufel; wenn O'Flaherty pfeife, so fangen sie an zu spielen, und wenn Mackay sage: Halt! so hören sie auf! Dann sprach Suliman ein langes arabisches Glaubensbekenntniß, wovon natürlich niemand ein Wort verstand, O'Flaherty aber sang einen Vers der englischen Nationalhymne, worauf Mtesa meinte, das sei gerade so schön als das Arabische, er solle noch mehr singen! Dann fieng ein Streit an über die Frage, wer der Teufel sei, ob Jesus ein Araber oder ein Europäer gewesen u. s. w. Endlich sagten die Araber: „Die Weißen sind Götzendiener, sie beten Bilder an," und Mtesa — um ihre Aussage zu bestätigen — ließ ein kleines Bilderbuch kommen, das er von den katholischen Missionaren erhalten hatte und worin Gott als alter Mann mit einem großen Bart dargestellt war! Die Araber frohlockten. O'Flaherty suchte freilich auseinanderzusetzen: das Bild sei für Kinder bestimmt und habe nur den Zweck, ihnen deutlicher zu machen, daß Gott unser Vater sei, mußte aber doch hinzufügen, daß in solchen Dingen ein großer Unterschied sei zwischen den Katholiken und ihnen.

Im December kamen ruhigere Zeiten. Der 10. war ein „herrlicher" Tag. O'Flaherty las dem

ich hoffte beständig auf das, was Er gesagt hat, daß die, welche auf Ihn harren, nicht zu Schanden werden ... ‚Bittet, so wird euch gegeben,' diese Worte stärkten mich im Herzen. Aber ich war wie in einer Wüste, und es kam mir vor, als könne der Herr mich nicht hören. Doch hörte Er mich. Ach, ach! ich war gebunden mit des Teufels starken Banden, es war Niemand auf Erden, der mich erlösen konnte von diesen Banden, mit denen der Teufel mich gefangen hielt. Ich litt Schmerzen, aber mein Erlöser, der befreite mich.

„Als die 10 Jahre um waren, im 11. Jahr, nachdem ich von der Station zurückgekommen war, kam ein Befehl von Ukekjwajo (König Ketschwajo), der mich niemals gesehen hatte, daß ich mit einem seiner Diener (Usikanjane) verheirathet werden solle; es hieß, daß mein Vater nichts dagegen einwenden dürfe, thäte er es, so würde man ihn todtschlagen. Das war allen unverständlich, sie konnten nicht begreifen, wozu das war, und mir! — es wurde mir schwarz vor den Augen. Es war ja gesagt worden, wenn Einwendungen gemacht würden, sollte Vater todtgeschlagen werden. Ich sagte: ‚Ach! O weh! ist das möglich? Kann Gott sagen, ich solle einen Menschen heirathen, der nicht glaubt? Nein, das kann Er nicht wollen!' Obgleich ich auf Ihn allein hoffte, so wußte ich doch nicht, daß Gott es war, der das machte und alles so lenkte; aber zu der Zeit sah ich das nicht, es war vor meinen Augen verborgen. Es war eine ernste Sache: es kam eine Botschaft vom König, welche anfragte, ob ich immer noch da säße (d. h. noch nicht zu Usikanjane gegangen sei) und es hieß, wenn Vater sich weigere, mich zu verheirathen, wie der König es befohlen habe, solle er erschlagen werden. Dies betrübte mich, denn wenn ich geflohen wäre, hätte mein Vater um meinetwillen sterben müssen. Aber der Herr des Himmels und der Erde wußte, was Er durch die Hand des Königs thun wollte; aber er, Ukekjwajo, wußte es nicht, daß Gott, der Allmächtige, Seine Hand mit dabei hatte. Nun bewachten sie mich, und bald führten sie mich zu dem Hof, wo jener Diener war, damit ich mit ihm verheirathet werden sollte. Es war ein Wunder für alle die, welche mit uns giengen: es war zur Zeit des Königsfestes, in dem Jahr, wo die Soldaten auf dem Fest erschlagen wurden, das Jahr vor dem Krieg mit den Engländern, der seiner Regierung ein Ende machte. Als wir zu dem Königsdiener kamen — ich war wie todt,

len werden übrigens alle von unseren Gemeindeältesten regelmäßig, wenigstens einmal wöchentlich, visitirt, bei welcher Gelegenheit sie nicht nur den Kindern, sondern auch deren Eltern eine kleine Predigt halten..... Wir müssen die Leute hineinbeten."

— Am 30. April taufte Miss. Cooper in Sitabaldi bei Nagpur einen 23jährigen Brahmanen, der aber als Gosawi oder Bettelmönch seine Kaste aufgegeben und eine Reihe von Pilgerreisen nach Benares und anderen hl. Orten gemacht hatte. Vieles, was er hiebei gesehen, hatte auf ihn ähnlich gewirkt, wie der Anblick des heil. Rom auf Luther. Namentlich das unfläthige, lasterhafte Wesen seiner Standesgenossen hatte ihn mit Abscheu erfüllt, zugleich war aber auch das Gefühl seiner eigenen Sündhaftigkeit stets gewachsen. So hörte er einmal einen eingebornen Christen in Nagpur auf der Straße predigen, trat infolge dessen in die Missionsschule ein, nahm am Religionsunterricht theil, forschte selbst in der Bibel und bekannte endlich öffentlich seinen Glauben an Christus.

— Der berühmte Joseph Cook, der in Bombay, Kalkutta, Madras ꝛc. eine Reihe von apologetischen Vorträgen gehalten und die Herzen seiner heidnischen Zuhörer in hohem Maße gewonnen hat, schreibt über Kesab Tschander Sen: „In meinem ersten Vortrag in Kalkutta über das Unzureichende des bloßen Theismus, griff ich sein Lehrsystem schonungslos an — in seiner Gegenwart — den Mann selbst aber bewundere ich. Herr Sen verdient es, daß man ihn sänftiglich behandelt und für ihn betet. Er nennt sich selbst einen Uni-Trinitarier, ich möchte ihn lieber als einen Quäker-Unitarier im Hindu-Gewand bezeichnen. Seine Lehre vom inneren Licht erinnert an das Beste im Mysticismus der Quäker; aber seine Ansicht von der Person Christi ist sicherlich nicht orthodox. Ich war erstaunt zu finden, daß er noch nie Dr. Liddon's Vorträge über die Gottheit Christi gelesen, und schenkte ihm 1 Exemplar davon. Er schöpft seine religiösen Gedanken aus den frommen Uebungen, welche er täglich 3—5 Stunden lang treibt. Ich halte ihn durchaus für einen ehrlichen und ernsten Mann und sage nicht, daß er weniger beten, wohl aber, daß er mehr studiren sollte. — Im Ganzen habe ich in Indien und Ceylon in 84 Tagen 42 Mal öffentlich gesprochen. Ueberall hatte ich zahlreiche und aufmerksame Zuhörerschaften. Meine Erfahrung beweist, daß in Indien ein großartiges und sich stets ausdehnendes Feld der Thätigkeit für englische Redner ist, welche über die höchsten philosophischen und religiösen Gegenstände Vorträge halten können. Möge Gott Arbeiter in diese reife Ernte senden!"

— Sonntag, 23. Okt., taufte Miss. Goffin in Widschajanagaram einen Tamil-Soldaten, der das Evangelium zuerst von Straßenpredigern in Madras gehört, dann allerlei christliche Traktate und Bücher gelesen hatte und endlich durch einen Bibel-

halten, damit der Vater nicht vom Könige erschlagen würde. Aber ich rief sie ins Haus des Vaters. Mein Vater glaubte auch an Gott, er saß auch und wartete auf des Herrn Befreiung. Aber er wäre von Umpanda getödtet worden, denn der verbot ihm aufs strengste, gläubig zu werden; denn er war Umpandas Riechdoktor gewesen und hatte aufgehört herauszuriechen, seitdem er gelernt hatte, an den Allmächtigen glauben. Ich sprach zu den Leuten des Hofes, erzählte ihnen von Jesus und seiner Erlösung, und was über die kommen würde, die nicht glauben. Ich sagte, es sei Gottes Wille, daß sie sich bekehren sollten, Er würde ihnen dann helfen in Bezug auf das, was da kommen würde. Sie sagten: „Was ist das, was kommen soll? Wovon sprichst du noch immer? sprichst du noch von diesen Göttergeschichten, von denen du so lange gesprochen hast? Weißt du nicht, daß wir getödtet werden, wenn wir sie anhören?“ Aber ich war guten Muths, ich fürchtete mich nicht, Gottes Geist sagte mir: sie sollen dich nicht anrühren.

„Ich stand zeitig am Morgen auf; niemand im Hofe sah mich; ich gieng und es war mir, als gienge ich mit vielen Leuten zusammen; Furcht und Angst fühlte ich nicht, und wenn ein Trupp Henker gekommen wäre und mich getödtet hätte, hätte ich mich blos gefreut, denn ich achtete nichts auf dieser Welt; ich sagte: „Ich ziehe still die Straße, die nach der Heimat führt, wo mich ohn' alle Maße mein Heiland trösten wird.“ So war es. Ich gieng und Jesus leitete mich mit seinem Geist. Ich kam nach Entumeni zu Zakariase. Als er mich sah, beklagte er es, daß er mich nicht begleiten könne, denn, wenn es entdeckt würde, sei er in Gefahr, erschlagen zu werden. Er verbarg mich den Tag über, damit niemand mich sehen sollte, und als es dunkel wurde, stand ich auf und gieng mit Gottes Hilfe, ohne den Weg zu kennen oder auch nur mein Ziel zu wissen, bis ich an den Tugela-Fluß kam, am Abend, als es dunkel war. Der Tugela war voll Wasser, denn es war Sommer. Ich lag da, bis es Morgen wurde, denn ich konnte nicht über den Fluß gehen. Ich saß im Walde und betete und betete, bis die Sonne untergieng. Zu essen hatte ich nichts, denn ich hatte nichts mit mir genommen. Es wurde wieder Morgen, ich rief zum Herrn und betete, sprechend: Du, der allein allmächtig ist, und durch nichts gehindert werden kann, — Du, der Du mich auf dem Wege geführt hast, den ich nicht kannte, und gerade bis zum Tugela, de-

Die Londoner Miss.-Ges. hat in Betreff der Aufnahme und Ausbildung von Missionspetenten eine sehr wichtige Aenderung ihrer bisherigen Praxis beschlossen. Seither wurden, ganz wie in Basel, junge Leute, welche Hoffnung gaben, daß man sie nach jahrelanger Ausbildung einmal im Missionsdienst würde verwenden können, auch wenn sie nichts als eine gründliche Elementarschul-Bildung mitbrachten, aufgenommen und dann völlig auf Kosten der Gesellschaft erzogen. Das kostete natürlich viel Geld und hatte den Uebelstand, daß immer gar manche der Aufgenommenen früher oder später als irgendwie untauglich entlassen werden mußten, oder aber selbst austraten — meist um in das heimatliche Predigtamt zu treten. In Zukunft nun sollen nur solche Petenten berücksichtigt werden, welche bereits wenigstens den halben theologischen Kurs in irgend einer der kongregationalistischen „Colleges" oder Predigerseminare auf eigene Kosten absolvirt haben; was, auf's Basler Missionshaus angewandt, ungefähr darauf hinauskäme, daß unser 6jähriger Kursus in einen 3jährigen verwandelt würde, und zwar so, daß nicht etwa der höhere theologische Unterricht beschnitten, sondern einfach die 3 unteren Klassen (etwa das, was früher Voranstalt war) gestrichen würden. Die Miss.-Ges. hofft auf diese Weise nicht nur sich und anderen Geld, Mühe und allerlei peinliche Erfahrungen zu ersparen, sondern auch eine relativ größere Anzahl wirklich tüchtiger und in Betreff ihrer Missionsgesinnung bereits erprobter junger Männer zu erhalten.

Gegenwärtig hat die Londoner Miss.-Ges. 142 Missionare und 14 Missionarinnen in ihrem Dienst. Mitte Mai giengen 5 ordinirte und 3 Laien-Brüder nach Centralafrika ab. Ihr Führer ist der an den Tanganjika-See zurückkehrende Capitän Hore. Seine Frau begleitet ihn. Miss. Griffith ist von Mtowa nach dem gesunderen Butonga, mehrere hundert Fuß über dem See gelegen, übergesiedelt und hat hier weniger von Fieber zu leiden. Dr. Southon in Urambo kann jetzt die Landessprache und steht mit Mirambo und anderen Häuptlingen auf gutem Fuß. In Madagaskar stellt sich mehr und mehr die kolossale Unwissenheit und Unzurechnungsfähigkeit der meisten sog. Christengemeinden auf dem Lande heraus und die Missionare arbeiten daran, das nachzuholen, was in früheren Jahren aus Mangel an Kräften eben einfach nicht geschehen konnte. Auch in der fieberischen Hafenstadt Tamatawe ist seit 1880 wieder ein Missionar stationirt, um sich der 70 Gemeinden (!) jenes Kreises anzunehmen. In Nordchina haben zahlreiche Rückfälle ins Heidenthum und Ausschließungen aus den Gemeinden stattgefunden. In Schanghai, wo seit 1847 Miss. Muirhead arbeitet, in der Doppelstadt Hankau-Wutschang, Amoy und Hongkong dagegen sind schöne Fortschritte gemacht worden, weniger in Kanton. Die ärztliche Mission

denn es ist nicht erlaubt, jemanden über den Tugela zu bringen. Er kehrte über den Fluß zurück, ich fiel auf die Kniee und dankte; ich betete, stand auf und gieng, ohne zu wissen, wohin, im dichten Wald, wo kein Gehöft zu sehen war. Ich gieng, bis ich mit einem Mal an einen Hof kam, von dem ich nichts wußte. Und denk! da war eine Tante von mir, die von derselben Mutter geboren war wie mein Vater. Ich kam in den Hof; sie sah (d. h. erkannte) mich, und ich sah sie. Sie fand etwas für mich zum Essen und gab mirs; ich konnte es nur ansehen, ich konnte es nicht essen, denn es waren nun mehrere Tage her, daß ich nichts gegessen hatte. Sie verstanden das nicht; ich sah ihnen aus, als sei ich am Sterben. Es war ein langer Weg, den ich gegangen war.

„Aber hier wurde ich wieder geplagt, es wurde sehr schlimm für mich; sie wollten, ich sollte mich mit dem Manne verheirathen, den meine Tante hatte; Umtlantlo war sein Name. Er plagte mich; er sagte, ich solle eingesperrt werden, und bat alle auf dem Hof und auf den Nachbarhöfen, sie sollten mich bewachen, damit ich nicht entfliehe. Aber der Herr half mir, ihn zu überwinden. Ich hatte nichts, um mich zu wehren, außer: den Herrn anrufen. Ich gieng vor den Hof hinaus, um den Herrn zu bitten, mich aus dieser Noth zu befreien. Umtlantlo wohnte auf seinem Hof, ich auf einem andern, der auch ihm gehörte. Eines Tages kam er, um mich — heimzuführen; ich sollte mit Gewalt genommen und zu ihm hineingebracht werden. Als ich das hörte, weinte ich, gieng hinaus und bat, der Herr möge mir helfen: „Kann jemand Dich daran verhindern, Herr des Himmels und der Erde, mich zu befreien, Dich, der mich geleitet hat und mich auf dem Wege geführt hat mit deinem starken Arm, so daß ich hierher gekommen bin! Gieb mir nun Macht, diese zu überwinden, daß sie mich nicht zwingen können, diesen zum Manne zu nehmen!“ — Sie bewachten mich, damit ich nicht entfliehen könne, sie dachten, ich würde schließlich nachgeben. — Bin ich da in eigener Kraft und Klugheit gegangen? Bist Du es nicht, der mich geführt hat? — Ich war da gebunden, ich bat den Herrn unablässig, mir zu helfen. Da geschah es eines Abends, als ich da lag, daß es in meinen Gedanken hieß: du sollst morgen früh aufstehen, und zu Umtlantlo gehen und sagen: „Gieb einen Menschen, der mich begleiten und mir den Weg zeigen kann zu dem Ort, wohin ich gehen will,“ er wird dir Jemanden geben,

keine Mörder und Seeräuber mehr, ja einige von ihnen haben schon angefangen, ihren Nachbarn und auch ferner wohnenden Heiden, zu denen sie auf ihren Handelsfahrten kommen, vom Evangelium des Friedens zu sagen. Das Evangelium Marci ist in die Motu-Sprache übersetzt und in Sydney gedruckt worden. Die 8 eingebornen Lehrer (5 aus dem Seminar in Rarotonga, 3 aus dem in Rajatea), welche am 23. März d. J. nach einem 8 Wochen langen Aufenthalt daselbst, auf dem „John Williams“ von Sydney nach Port Moresby abfuhren, konnten bereits 500 Ex. davon mitnehmen.

In Westindien hat die Gesellschaft nur noch 3 Missionare, welche die im übrigen ganz selbständigen Gemeinden dort leiten und berathen. Die Einnahmen der Gesellschaft betrugen v. J. 116,012 Pf. St., die Ausgaben etwas weniger. — Am letzten Jahresfest redeten Miss. Peill aus Madagaskar u. Capitän Turpie, der seit 26 Jahren mit dem Missionsschiff „John Williams“ (das jetzige Schiff ist das dritte dieses Namens) in der Südsee von Insel zu Insel gefahren ist und als Augenzeuge von der wunderbaren Veränderung erzählen konnte, die hier mit den früheren „Wilden“ vorgegangen ist. — Am 5. Mai wurden 20 neue Missionare abgeordnet.

Die Berliner Mission in Südafrika konnte trotz der Kriegsunruhen und Geldbedrängnisse im v. J. zwei größere und zwei kleinere Stationen stiften. Der auf dem Schlachtfeld von Mars la Tour durch den Anblick sterbender Suaven für den Missionsdienst gewonnene Miss. Fr. Reuter hat die Station Medingen gegründet, entsprechend einem Vermächtniß der † Frl. v. Meding, die, wie ihre katholischen Vorfahren in Hannover ein Kloster „Medingen“ gestiftet hatten, den Namen ihrer Familie durch Gründung einer Missionsstation auch in Südafrika verewigen wollte. Die andere Station „Lobethal“ verdankt ihre Entstehung einem eingebornen Evangelisten und zählt schon 140 Getaufte. Für die endlich herausgegebene Station Pniel hat die englische Regierung 70,000 Mk. Entschädigung gezahlt und die Pacht, welche nun von den auf dem Boden der Station Schätze suchenden Diamantgräbern an die Missions-Gesellschaft gezahlt wurde, betrug im ersten Monat 20,000 M., sank dann aber schnell auf einige Tausend, ja zuletzt auf 1360 Mk. monatlich herab, so daß trotz dieser außerordentlichen Einnahmen neben den durch den Krieg verursachten direkten und indirekten Verlusten der Hauptkasse ein Deficit von ca. 30,000 M. zu decken blieb. Dessen ungeachtet übernimmt die Gesellschaft mit diesem Jahr ein neues Arbeitsgebiet — in China, das seit 1872 von Barmen, vorher vom „chinesischen Hauptverein“ in Berlin verwaltet worden war. Dieser letztere giebt seine Selbständigkeit nun ganz auf und wird ein einfacher Hilfsverein der älteren Missions-Gesellschaft. Die Barmer Gesell-

hoffen. Ich habe es nicht geschrieben, um bewundert zu werden, sondern um die Wahrheit zu bezeugen, daß der Herr alle die erhört, die zu Ihm rufen; Er läßt keinen zu Schanden werden. Der Herr sagt, daß Er den, der Ihn sucht, nicht verstoßen werde. „Kommet her zu mir," sagt Er, „alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch Ruhe geben, denn ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Der, welcher an Mich glaubt, der wird das Zeugniß in seinem Herzen haben." Ja, Herr Jesu, unser Heiland! wir danken Dir, daß Du uns Dein Wort gegeben hast, das unsere Seelen sättigen kann. Der, welcher deine Süßigkeit geschmeckt hat, wie kann er deiner je vergessen!"

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die Nachrichten aus Uganda reichen bis 1. Januar. Mit den katholischen Patres, die viel krank waren und von daheim ziemlich vernachlässigt schienen, nur selten und wenig Briefe bekamen, hatten Mackay und O'Flaherty Frieden. Die äußeren Arbeiten in Garten und Feld, mit Brunnen-, Ofen-, Wagen- und Häuserbau, Ziegelmachen u. s. f. nahmen viel Zeit und Kraft in Anspruch, doch wurden täglich eine Anzahl Eingeborner unterrichtet. Ein Sklave, der sich bisher musterhaft aufgeführt, bat schriftlich um die Taufe, Dallington Mufta dagegen, der anfangs als Dolmetscher so wichtige Dienste leistete und sein von Sansibar mitgebrachtes Christenthum offen bekannte, führt ein gottloses Leben, hat sich von Mtesa zu einer Art Unterhäuptling machen lassen und ist damit ans Heidenthum wie verkauft. Ein Wagen, den Mackay glücklich zustande brachte und durch ein Paar mit großer Mühe hiezu gewöhnter Ochsen (eigentlich 1 Kuh und 1 Ochs) ziehen ließ, erregte großes Aufsehen, hatten doch die Waganda noch nie ein Rad gesehen und begriffen doch die wenigsten, daß es die Kraft der ziehenden Thiere war, die den Wagen fortbewegte! Ein Hoffnung erweckender Zug aber ist's, daß die nachahmungssüchtige Jugend sich nun auch kleine Wagen zurechtschnitzte und damit spielte gerade wie die Kinder bei uns!

Am 23. Okt. richtete ein furchtbares Gewitter mit gewaltigem Hagel viel Schaden an. Der Boden war stellenweis mehrere

du jetzt nach Silber graben oder aber deinen Kopf verlieren?" O'Flaherty suchte noch einmal das Mißverständniß aufzuklären und sagte dann bestimmt: „Da dir an einem Haus doch nichts gelegen ist, so werde ich jetzt auch nicht nach Lehm, überhaupt nach gar nichts graben; willst du aber meinen Kopf — hier ist er!" Schon triumphirten die Araber, die Häuptlinge riefen: „recht so!" und des Königs Koch fieng an, den Weißen zu verhöhnen; O'Flaherty aber fuhr ihn an: „Wie wagst du's, des Königs Gast zu beleidigen!" Nun nahm Mtesa wieder das Wort, winkte den Scharfrichtern, sich zu entfernen, lobte O'Flaherty und rief: „Es ist nicht er, sondern Mackay, der sich weigert, für uns nach Silber zu suchen." Alles stimmte bei, O'Flaherty aber nahm seinen Kollegen kräftig in Schutz und erklärte einfach: „Wenn Mackay stirbt, sterbe ich auch; er und ich sind eins." Ein Muhammedaner suchte nun neue Anklagen vorzubringen. O'Flaherty's Geistesgegenwart und witzige Gegenreden imponirten aber allen, so daß ihm schließlich kein Leid geschah, ja die Häuptlinge und Araber, nachdem die Versammlung sich aufgelöst hatte, ihm allerlei Schmeichelhaftes sagten.

Das hielt sie aber nicht im mindesten ab, alsbald eine Reihe neuer Verleumdungen gegen die Weißen vorzubringen; sie seien im Begriff eine Festung zu bauen, um dann das Land „aufzuessen," die Franzosen hätten 50 Sklaven gekauft, um sie fechten zu lehren und dann Krieg anzufangen u. s. w. Das war dem König aber doch zu bunt. Er sagte daher nur: „Ich nehme ja eure Religion an und will nichts von der Religion der Weißen; also verleumdet sie doch nicht länger." Hiedurch ermuthigt, fiengen die Muhammedaner nun an, über die Religion der Weißen zu schimpfen, sie seien Ungläubige, essen mit ungewaschenen Händen, essen auch Schweinefleisch — davon seien sie so weiß — halten Hunde, verstehen nicht zu beten u. s. f. Hierauf schickte Mtesa sie alle in die Moschee zum Beten. Als sie wieder kamen, ließ er Mukasa, einen Schüler der Missionare, kommen und aus dem Suaheli-Gebetbuch das Vater-Unser vorlesen, worauf die Araber schrieen: „Da hört man's! was soll das heißen? Allah ist nicht unser Vater, und wer hat ihn je im Himmel gesehen? Sagten wir nicht, die Weißen verstehen nicht zu beten?" So befahl denn Mtesa, in Zukunft solle alles muhammedanisch beten, und wer es nicht könne, solle getödtet werden; gleich darauf aber ließ er weiter vorlesen, was im christlichen Gebetbuch stand, und schien Wohlgefallen daran zu finden. Einige Tage später erklärte er den Missionaren, er wolle nichts mit Jesus Christus zu thun haben. Waaren und Weiber — das wolle er haben. Die Religion Jesu aber verschaffe ihm solche nicht, ja verbiete sie am Ende gar. Man habe ihm gesagt, Gott werde ihn beschützen, wenn er das Buch lese; aber nachdem

Die Berliner Mission in Süd-Afrika.

Von Miss.-Inspektor Kratzenstein in Berlin.

Die Berliner Missions-Gesellschaft verdankt ihre Entstehung einem Aufrufe zu milden Beisteuern für die evangelischen Missionen unter den Heiden, welchen der berühmte Professor der Theologie, Dr. August Neander, im Jahre 1823 erlassen hatte. Am 29. Februar 1824 traten 11 Männer zur Gründung derselben zusammen, unter ihnen auch Prof. Tholuck. Wie ihr genauer amtlicher Name „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden" es ausspricht, so hatte dieselbe zunächst den Zweck, Gaben für die Mission zu sammeln und solche den aussendenden Missions-Gesellschaften zukommen zu lassen. Demnach wurden denn diese Gaben eine Reihe von Jahren nach Herrnhut, Halle und Basel gesandt. Da aber in vielen Städten Preußens Hilfs-Vereine sich bildeten und die Gaben eine immer ansehnlichere Höhe erreichten, da ferner auch junge Leute zur Ausbildung für den Missionsdienst sich meldeten, so kam der Gedanke auf und gewann immer festere Gestalt, ein eigenes Missions-Seminar zu gründen und selbständig Missionare unter die Heiden auszusenden. Im Januar 1829 wurde dasselbe eröffnet, zunächst in einer Miethswohnung. Was schon damals bei der Ausbildung der Missionszöglinge erstrebt wurde, wird auch noch heute angestrebt: genaue Einführung in das Verständniß der heiligen Schrift, wissenschaftliche Ausbildung in den übrigen Fächern der Theologie, genügende Kenntniß des Griechischen und Hebräischen, um die Bibel im Grundtexte verstehen zu können.

Die Miethswohnung erwies sich bald als unzuträglich für das Seminar. Da begannen zwei schlichte Männer Gaben zum Bau

König allerlei Christliches vor und überzeugte ihn, daß das Evangelium nichts gegen die Obrigkeit, gegen den König u. dgl. enthalte, sondern nur den Frieden, die Ordnung und gute Sitte befördere. Mtesa war wieder einmal sehr gnädig, machte viele Fragen und ließ sich allerlei aus Europa erzählen. Aber schon Tags darauf verlautete, der König habe gesagt, die jungen Leute, welche bei den Missionaren lesen lernen, pflegten diesen zu berichten, was bei Hof vorgehe, er werde ihnen daher ferner nicht erlauben, zu ihnen zu gehen u. s. w. Heute Ja, morgen Nein! — das ist nun einmal Mtesa's Art.

Uebrigens hatten die Missionare, als „des Königs Gäste," in dieser ganzen Zeit seinen Schutz zu genießen. Als einmal in ihr Haus eingebrochen wurde, schnitt man — trotz ihrer Proteste — dem Dieb eine Hand und ein Ohr ab. Hunger haben sie auch nicht mehr zu leiden gehabt. Zum Theil leben sie schon vom Ertrag ihres Gartens. An Fieber- und anderen Krankheits-Anfällen hat's aber auch im vorigen Jahr nicht gefehlt. Geduld, — das bleibt die Loosung.

Indien.

Die Santal-Missionare in Ebenezer berichten mit Freuden vom Gedeihen ihrer Christen-Kolonie in Assam, wohin ja mit vielen anderen Santals auch manche Bekehrte als Arbeiter für die Thee-Pflanzungen gezogen sind, und vom Anschluß des jungen dänischen Arztes Dr. Arendrup an ihr Werk. Derselbe war durch das, was die Welt Zufall nennt, als Gast zu den Missionaren gekommen, hatte aber solches Gefallen an ihrer Arbeit gefunden, daß er blieb. Skrefsrud hat durch seine Reisen in Dänemark, Norwegen und England wieder viel Theilnahme für die Santal-Mission geweckt. Miss. Jensen hat gesundheitshalber Indien verlassen müssen. Börresen berichtet von einigen neuen Taufen, aber auch von mancherlei Hindernissen der Bekehrung. Die meisten sagen: „ja, wenn wir als Christen trinken dürften, so wollten wir gleich alle Christen werden; aber das können wir nicht ablegen." Erfreulich ist das Verlangen der Santals nach Schulen. Wenn's nicht an Mitteln und Männern fehlte, könnte die Mission statt der jetzigen 40, leicht 100 und mehr Schulen haben. Von den Lehrern sind ungefähr die Hälfte leider noch Heiden; aber auch diese lassen die Kinder die 10 Gebote, Psalmen u. dergl. lernen, lesen selbst auch christliche Bücher. Alle Monat kommen sie zu einer Art Konferenz in Ebenezer zusammen. Einer von ihnen wurde kürzlich getauft, ein grundernster Mann, der schnell nacheinander seine Frau und 2 Kinder verlor und dadurch zum Heiland gezogen wurde. „Er macht uns große Freude durch seinen aufrichtigen und demüthigen Wandel, und ich glaube, viele dieser Schulmeister werden noch zu Jesu kommen; sie fühlen jetzt schon, daß es eigentlich eine Schande ist, Götzen oder Geister anzubeten und heidnisch zu leben. Die Schu-

len werden übrigens alle von unseren Gemeindeältesten regelmäßig, wenigstens einmal wöchentlich, visitirt, bei welcher Gelegenheit sie nicht nur den Kindern, sondern auch deren Eltern eine kleine Predigt halten ..... Wir müssen die Leute hineinbeten."

— Am 30. April taufte Miss. Cooper in Sitabaldi bei Nagpur einen 23jährigen Brahmanen, der aber als Gosawi oder Bettelmönch seine Kaste aufgegeben und eine Reihe von Pilgerreisen nach Benares und anderen hl. Orten gemacht hatte. Vieles, was er hiebei gesehen, hatte auf ihn ähnlich gewirkt, wie der Anblick des heil. Rom auf Luther. Namentlich das unfläthige, lasterhafte Wesen seiner Standesgenossen hatte ihn mit Abscheu erfüllt, zugleich war aber auch das Gefühl seiner eigenen Sündhaftigkeit stets gewachsen. So hörte er einmal einen eingebornen Christen in Nagpur auf der Straße predigen, trat infolge dessen in die Missionsschule ein, nahm am Religionsunterricht theil, forschte selbst in der Bibel und bekannte endlich öffentlich seinen Glauben an Christus.

— Der berühmte Joseph Cook, der in Bombay, Kalkutta, Madras ꝛc. eine Reihe von apologetischen Vorträgen gehalten und die Herzen seiner heidnischen Zuhörer in hohem Maße gewonnen hat, schreibt über Kesab Tschander Sen: „In meinem ersten Vortrag in Kalkutta über das Unzureichende des bloßen Theismus, griff ich sein Lehrsystem schonungslos an — in seiner Gegenwart — den Mann selbst aber bewundere ich. Herr Sen verdient es, daß man ihn sänftiglich behandelt und für ihn betet. Er nennt sich selbst einen Uni-Trinitarier, ich möchte ihn lieber als einen Quäker-Unitarier im Hindu-Gewand bezeichnen. Seine Lehre vom inneren Licht erinnert an das Beste im Mysticismus der Quäker; aber seine Ansicht von der Person Christi ist sicherlich nicht orthodox. Ich war erstaunt zu finden, daß er noch nie Dr. Liddon's Vorträge über die Gottheit Christi gelesen, und schenkte ihm 1 Exemplar davon. Er schöpft seine religiösen Gedanken aus den frommen Uebungen, welche er täglich 3—5 Stunden lang treibt. Ich halte ihn durchaus für einen ehrlichen und ernsten Mann und sage nicht, daß er weniger beten, wohl aber, daß er mehr studiren sollte. — Im Ganzen habe ich in Indien und Ceylon in 84 Tagen 42 Mal öffentlich gesprochen. Ueberall hatte ich zahlreiche und aufmerksame Zuhörerschaften. Meine Erfahrung beweist, daß in Indien ein großartiges und sich stets ausdehnendes Feld der Thätigkeit für englische Redner ist, welche über die höchsten philosophischen und religiösen Gegenstände Vorträge halten können. Möge Gott Arbeiter in diese reife Ernte senden!"

— Sonntag, 23. Okt., taufte Miss. Goffin in Widschajanagaram einen Tamil-Soldaten, der das Evangelium zuerst von Straßenpredigern in Madras gehört, dann allerlei christliche Traktate und Bücher gelesen hatte und endlich durch einen Bibel-

kolporteur, der früher selbst Soldat gewesen, weiter in die hl. Schrift eingeführt worden war. Während der Feier trat die heidnische Mutter des Täuflings in die Kirche, heulte, schimpfte und warf sich auf den Boden. Einige Soldaten, die übrigens auch nicht mit dem Schritt ihres Kameraden einverstanden waren, entfernten sie endlich. Der junge Mann hat von seinen Vorgesetzten das beste Lob, muß sich nun aber viel von seinen Kameraden gefallen lassen. Nur einige Muhammedaner bewundern seinen Muth und einige katholische Soldaten „zeigen ihm ein wenig Theilnahme." Sein Uebertritt hat bereits manche früher Gleichgültige aufgerüttelt.

— Indische Christen haben sich schon öfter beklagt: bei ihrer Bekehrung und Taufe habe man ihnen alle mögliche Aufmerksamkeit erwiesen, später aber nicht mehr viel aus ihnen gemacht; ja die Missionare seien meist gegen Heiden, die sie noch zu gewinnen hoffen, höflicher, rücksichts- und liebevoller, als gegen sie, die bereits Uebergetretenen! Der „Bombay Guardian" erinnert solche Mißvergnügte daran, daß bei der Rückkehr des verlorenen Sohnes zwar auch ein Fest gefeiert und ihm große Auszeichnung zu Theil wurde, das aber doch gewiß nicht alle Tage so fortgegangen sei, und giebt ihnen den Rath, doch mehr an die Ansprüche zu denken, welche andre an sie haben, als an das, was etwa diese anderen ihnen schuldig sind; durch Trutzen und Schmollen schade man niemand so sehr als sich selbst. (Man denke an den älteren Bruder im Gleichniß vom verlorenen Sohn.)

— Auf einer Reise durch Mewar in Radschputana kam neulich der schottische Missionar Dr. Shoolbred auch nach Radschnagar, wo er drei Tage lang predigte. Am zweiten Tag wurde er um Medicin für einen kranken Muhammedaner gebeten, ließ sich zu demselben hinführen und sah bald, daß der Mann dem Ende nahe war. Mit ihm selbst reden konnte er nicht: der Kranke war bewußtlos. So wandte sich der Missionar an die zahlreich anwesenden Verwandten und Freunde desselben mit den Worten: „Eurem Bruder hier kann kein Mensch mehr helfen; alles, was wir für ihn thun können ist, ihn im Gebet unserem Gott und Vater zu befehlen. Wenn ihr's wünschet, will ich ein Gebet sprechen, daß Gott, wenn's ihm wohlgefällt, den Kranken gesund machen, im andern Falle aber bei ihm sein und ihm im Tode beistehen möchte." Alle stimmten bei — das erstemal in 22 Jahren, daß Dr. Shoolbred am Krankenbett eines Muhammedaners war gebeten worden, Gott anzurufen! Die Muhammedaner von Radschnagar gelten für besonders fanatisch! Jetzt beugten sie alle ihre Häupter und lauschten andächtig auf sein brünstiges Gebet; einige Frauen im Nebengemach fiengen an zu schluchzen, und als er aufbrach, dankte der Bruder des Kranken ihm höflich und herzlich.

Die Londoner Miss.-Ges. hat in Betreff der Aufnahme und Ausbildung von Missionspetenten eine sehr wichtige Aenderung ihrer bisherigen Praxis beschlossen. Seither wurden, ganz wie in Basel, junge Leute, welche Hoffnung gaben, daß man sie nach jahrelanger Ausbildung einmal im Missionsdienst würde verwenden können, auch wenn sie nichts als eine gründliche Elementarschul-Bildung mitbrachten, aufgenommen und dann völlig auf Kosten der Gesellschaft erzogen. Das kostete natürlich viel Geld und hatte den Uebelstand, daß immer gar manche der Aufgenommenen früher oder später als irgendwie untauglich entlassen werden mußten, oder aber selbst austraten — meist um in das heimatliche Predigtamt zu treten. In Zukunft nun sollen nur solche Petenten berücksichtigt werden, welche bereits wenigstens den halben theologischen Kurs in irgend einer der kongregationalistischen „Colleges“ oder Predigerseminare auf eigene Kosten absolvirt haben; was, auf's Basler Missionshaus angewandt, ungefähr darauf hinauskäme, daß unser 6jähriger Kursus in einen 3jährigen verwandelt würde, und zwar so, daß nicht etwa der höhere theologische Unterricht beschnitten, sondern einfach die 3 unteren Klassen (etwa das, was früher Voranstalt war) gestrichen würden. Die Miss.-Ges. hofft auf diese Weise nicht nur sich und anderen Geld, Mühe und allerlei peinliche Erfahrungen zu ersparen, sondern auch eine relativ größere Anzahl wirklich tüchtiger und in Betreff ihrer Missionsgesinnung bereits erprobter junger Männer zu erhalten.

Gegenwärtig hat die Londoner Miss.-Ges. 142 Missionare und 14 Missionarinnen in ihrem Dienst. Mitte Mai giengen 5 ordinirte und 3 Laien-Brüder nach Centralafrika ab. Ihr Führer ist der an den Tanganjika-See zurückkehrende Capitän Hore. Seine Frau begleitet ihn. Miss. Griffith ist von Mtowa nach dem gesunderen Butonga, mehrere hundert Fuß über dem See gelegen, übergesiedelt und hat hier weniger von Fieber zu leiden. Dr. Southon in Urambo kann jetzt die Landessprache und steht mit Mirambo und anderen Häuptlingen auf gutem Fuß. In Madagaskar stellt sich mehr und mehr die kolossale Unwissenheit und Unzurechnungsfähigkeit der meisten sog. Christengemeinden auf dem Lande heraus und die Missionare arbeiten daran, das nachzuholen, was in früheren Jahren aus Mangel an Kräften eben einfach nicht geschehen konnte. Auch in der fieberischen Hafenstadt Tamatawe ist seit 1880 wieder ein Missionar stationirt, um sich der 70 Gemeinden (!) jenes Kreises anzunehmen. In Nordchina haben zahlreiche Rückfälle ins Heidenthum und Ausschließungen aus den Gemeinden stattgefunden. In Schanghai, wo seit 1847 Miss. Muirhead arbeitet, in der Doppelstadt Hankau-Wutschang, Amoy und Hongkong dagegen sind schöne Fortschritte gemacht worden, weniger in Kanton. Die ärztliche Mission

erweist sich immer mehr als segensreich und fruchtbar auch für die Gewinnung von Seelen. Vielen eingebornen chinesischen Predigern wird das Zeugniß großer Treue und Tüchtigkeit ausgestellt. In Indien wird namentlich die Schularbeit eifrig weiter getrieben, aber auch die Heidenpredigt und Gemeindepflege nicht vernachläßigt. In der Südsee macht sich der schlechte Einfluß der gottlosen europäischen Civilisation neben der Erfahrung geltend, daß die zweite und dritte Generation der eingebornen Christen nicht das sind, was die Erstlinge waren. Sehr groß ist die Opferwilligkeit dieser Leute, welche freilich ihren ganzen irdischen Wohlstand dem Christenthum verdanken. Auf den Loyalitäts-Inseln hat die französische Regierung, inspirirt von der katholischen Geistlichkeit, die Protestanten verfolgt und sogar Miss. Jones so ungerecht und willkürlich behandelt, daß die Miss.-Ges. sich in Paris beschwert hat. Trotzdem übrigens, oder vielleicht gerade wegen dieses Kreuzes, gedeiht dort die geistliche Arbeit in erfreulichster Weise. Die Gesellschafts- und Hervey-Inseln sind durch die Furcht vor der französischen Annexion („Protektorat") in steter Aufregung erhalten worden. In Samoa ist endlich der Friede wieder hergestellt. Das dortige Predigerseminar blüht. Die Mission in Neu-Guinea ist durch eine neue Schaar polynesischer Lehrer und durch einen Missionsarzt verstärkt worden. Miss. Lawes, der 1881 nach Port Moresby zurückgekehrt ist, hat dort ein neues Kirchlein angetroffen, in welchem eine schöne Zahl solcher, die den „Frieden angenommen" haben, zusammenkommen und auch mehrere einfache Männer ihre Stimme zum Gebet erheben. Auf einer Reise nach Aloma, wo zwei neue Kirchen eingeweiht werden sollten, wurden er und Miss. Chalmers von zwei Söhnen jenes Häuptlings Kwaipo besucht, der am 7. März 1881 mehrere eingeborne Lehrer in Kalo ermorden ließ und hiefür durch den Commandanten eines englischen Kriegsschiffes mit dem Tode bestraft worden ist. Sie brachten ein Friedenszeichen (Geschenk von Betelnüssen) und luden die Missionare ein, doch wieder nach Kalo zu kommen. Am 1. Jan. 1882 taufte Miss. Lawes in Port Moresby 20 Neubekehrte und feierte mit der Mehrzahl dieser und den 7 früher getauften zum ersten mal das hl. Abendmahl. „O ihr Kleingläubigen, warum zweifelt ihr?" — mußten bei dieser Gelegenheit er und seine Frau sich selbst zurufen, indem sie daran dachten, mit wieviel Furcht und Zweifel sie 7 Jahre vorher die schwere und nun doch so gesegnete Arbeit hier angefangen hatten. Aus 11 Dörfern waren jetzt die Häuptlinge erschienen, die alle auch ein Friedenswort sprachen. Vor sieben Jahren hätten die meisten von ihnen nicht gewagt nach Port Moresby zu kommen, das damals noch der Schrecken der ganzen Nachbarschaft, wie der Seefahrer war. Jetzt sind die Männer vom Motu-Stamm — so heißen die Eingebornen dort —

keine Mörder und Seeräuber mehr, ja einige von ihnen haben schon angefangen, ihren Nachbarn und auch ferner wohnenden Heiden, zu denen sie auf ihren Handelsfahrten kommen, vom Evangelium des Friedens zu sagen. Das Evangelium Marci ist in die Motu-Sprache übersetzt und in Sydney gedruckt worden. Die 8 eingebornen Lehrer (5 aus dem Seminar in Rarotonga, 3 aus dem in Rajatea), welche am 23. März d. J. nach einem 8 Wochen langen Aufenthalt daselbst, auf dem „John Williams" von Sydney nach Port Moresby abfuhren, konnten bereits 500 Ex. davon mitnehmen.

In Westindien hat die Gesellschaft nur noch 3 Missionare, welche die im übrigen ganz selbständigen Gemeinden dort leiten und berathen. Die Einnahmen der Gesellschaft betrugen v. J. 116,012 Pf. St., die Ausgaben etwas weniger. — Am letzten Jahresfest redeten Miss. Peill aus Madagaskar u. Capitän Turpie, der seit 26 Jahren mit dem Missionsschiff „John Williams" (das jetzige Schiff ist das dritte dieses Namens) in der Südsee von Insel zu Insel gefahren ist und als Augenzeuge von der wunderbaren Veränderung erzählen konnte, die hier mit den früheren „Wilden" vorgegangen ist. — Am 5. Mai wurden 20 neue Missionare abgeordnet.

Die Berliner Mission

in Südafrika konnte trotz der Kriegsunruhen und Geldbedrängnisse im v. J. zwei größere und zwei kleinere Stationen stiften. Der auf dem Schlachtfeld von Mars la Tour durch den Anblick sterbender Suaven für den Missionsdienst gewonnene Miss. Fr. Reuter hat die Station Medingen gegründet, entsprechend einem Vermächtniß der † Frl. v. Meding, die, wie ihre katholischen Vorfahren in Hannover ein Kloster „Medingen" gestiftet hatten, den Namen ihrer Familie durch Gründung einer Missionsstation auch in Südafrika verewigen wollte. Die andere Station „Lobethal" verdankt ihre Entstehung einem eingebornen Evangelisten und zählt schon 140 Getaufte. Für die endlich herausgegebene Station Pniel hat die englische Regierung 70,000 Mk. Entschädigung gezahlt und die Pacht, welche nun von den auf dem Boden der Station Schätze suchenden Diamantgräbern an die Missions-Gesellschaft gezahlt wurde, betrug im ersten Monat 20,000 M., sank dann aber schnell auf einige Tausend, ja zuletzt auf 1360 Mk. monatlich herab, so daß trotz dieser außerordentlichen Einnahmen neben den durch den Krieg verursachten direkten und indirekten Verlusten der Hauptkasse ein Deficit von ca. 30,000 M. zu decken blieb. Dessen ungeachtet übernimmt die Gesellschaft mit diesem Jahr ein neues Arbeitsgebiet — in China, das seit 1872 von Barmen, vorher vom „chinesischen Hauptverein" in Berlin verwaltet worden war. Dieser letztere giebt seine Selbständigkeit nun ganz auf und wird ein einfacher Hilfsverein der älteren Missions-Gesellschaft. Die Barmer Gesell-

schaft dagegen hat ihr großes Haus (mit Kapelle ꝛc.) in Kanton für 65,112 Mk. der Berliner überlassen; und diese hat mit dem 1. Juni d. J. nun förmlich die dortige Arbeit (mit Missionar Hubrig) übernommen, während die Station Longheu mit Miss. Pritzsche an Basel übergegangen ist. Demnächst sollen 2 neue Missionare nach Kanton gesandt werden: Lehmann, ein Zögling des Berliner Missionshauses, und Pastor Jentsch, der bekannte Leiter der Berliner Stadtmission. Näherer Aufschluß über diese ganze Sache findet sich in den „Berliner Missions-Berichten" Nr. 13 u. 14, aus denen wir hier nur noch eine schöne Aeußerung des Direktors Dr. Wangemann anführen möchten. Er sagt: „Es ist mir allezeit ein Lieblingsgedanke gewesen, die Mission unbekümmert um die kirchlichen Parteiungen als eine reichsunmittelbare Angelegenheit anzusehen und zu behandeln. So war es vor Zeiten gewesen, und namentlich unsere Berliner Missions-Gesellschaft hat bis auf diesen Tag festgehalten an dem in ihrem Statut direkt ausgesprochenen Grundsatz, „daß das brüderliche Zusammenwirken evangelischer Christen aller Konfessionen, welche das Wort der Wahrheit schriftgemäß, ohne menschlichen Beisatz und ohne Zwist über unwesentliche Meinungsverschiedenheiten, verkündigt haben, dem Christenthum vielen fruchtbaren Boden unter den heidnischen Völkern abgewonnen hat." In diesem Sinne habe ich von Anfang an meine Missionsarbeit gethan, gedenke auch, so der Herr Gnade giebt, dabei zu verbleiben bis an mein seliges Ende. Dieser Sinn beherrschte auch die Kreise der Missionsfreunde in der Zeit der ersten Liebe bis noch vor zwanzig Jahren hin. Heute ist er seltener geworden. Die kirchliche Streit- und Parteisucht ist, Gott sei's geklagt, auch in die Kreise der Missionsfreunde eingedrungen, und nicht selten hört man Aeußerungen, wie: An der und der Missions-Gesellschaft kann ich mich nicht betheiligen, denn ihr Direktor ist mir zu lutherisch, zu unirt, zu schroff, zu lax und dergl., und es bleibt leider nicht bei der passiven Nichtbetheiligung, sondern dieselbe schlägt nicht selten in direkte Bekämpfung, ja leider in Verdächtigung und Verleumdung um. Ich glaube, daß der Herr Jesus darüber noch im Himmel manchen Schmerz zu fühlen hat."

Dringend empfehlen wir allen unseren Lesern die uns soeben zugekommene Festschrift zum 150j. Jubiläum der Brüdermission von A. v. Dewitz:

In Dänisch-Westindien.

150 Jahre der Brüdermission in St. Thomas, St. Croix und St. Jan. Theil I. Die erste Streiterzeit von 1732—1760. Niesky 1882. (374 S. mit 4 Bildern; Preis nur Mk. 1.50.)

Felsentempel von Adschanta bei Ellitschpur.

Die Berliner Mission in Süd-Afrika.

Von Miss.-Inspektor Kratzenstein in Berlin.

Die Berliner Missions-Gesellschaft verdankt ihre Entstehung einem Aufrufe zu milden Beisteuern für die evangelischen Missionen unter den Heiden, welchen der berühmte Professor der Theologie, Dr. August Neander, im Jahre 1823 erlassen hatte. Am 29. Februar 1824 traten 11 Männer zur Gründung derselben zusammen, unter ihnen auch Prof. Tholuck. Wie ihr genauer amtlicher Name „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden" es ausspricht, so hatte dieselbe zunächst den Zweck, Gaben für die Mission zu sammeln und solche den aussendenden Missions-Gesellschaften zukommen zu lassen. Demnach wurden denn diese Gaben eine Reihe von Jahren nach Herrnhut, Halle und Basel gesandt. Da aber in vielen Städten Preußens Hilfs-Vereine sich bildeten und die Gaben eine immer ansehnlichere Höhe erreichten, da ferner auch junge Leute zur Ausbildung für den Missionsdienst sich meldeten, so kam der Gedanke auf und gewann immer festere Gestalt, ein eigenes Missions-Seminar zu gründen und selbständig Missionare unter die Heiden auszusenden. Im Januar 1829 wurde dasselbe eröffnet, zunächst in einer Miethswohnung. Was schon damals bei der Ausbildung der Missionszöglinge erstrebt wurde, wird auch noch heute angestrebt: genaue Einführung in das Verständniß der heiligen Schrift, wissenschaftliche Ausbildung in den übrigen Fächern der Theologie, genügende Kenntniß des Griechischen und Hebräischen, um die Bibel im Grundtexte verstehen zu können.

Die Miethswohnung erwies sich bald als unzuträglich für das Seminar. Da begannen zwei schlichte Männer Gaben zum Bau

eines Missionshauses zu sammeln, und der Herr segnete sie so, daß im September 1838 das Missionshaus und im December desselben Jahres das dazu gehörende Betsaal-Gebäude eingeweiht werden konnte. Die Räume des Missionshauses wurden 1855 durch einen Anbau des Hauptgebäudes und 1863 durch einen Umbau des Betsaales bedeutend vermehrt. Indeß auch dies wollte nicht lange genügen. So ward im Jahre 1872 ein neues, größeres Missionshaus in einer freier gelegenen Gegend vor dem Königsthor erbaut und im September 1873 bezogen. Auch in Betreff dieses Baues wäre von der waltenden Güte Gottes und der opferwilligen Liebe der Missionsfreunde viel Erbauliches zu erzählen.

---

1. Die Mission im Oranje-Freistaat.

Die erste Aussendung geschah 1833. Die Weisung für die Missionare lautete: Nach Süd-Afrika, womöglich zu den Betschuanen. Sie kamen aber um der in Süd-Afrika damals herrschenden kriegerischen Unruhen willen nicht bis zu den Betschuanen, sondern ließen sich hart an der Grenze der betschuanischen Bevölkerung bei einem Koranna-Stamm auf der Hochebene zwischen dem Oranje- und Vaalfluß, an einer sehr günstig gelegenen Stelle des jetzigen Oranje-Freistaats nieder. Die Koranna sind der eine der beiden Stämme (die Namaqua auf der Westküste Süd-Afrikas, unter welchen die rheinischen Missionare arbeiten, sind der andere), welche von dem großen Volke der Hottentotten allein noch unvermischt übrig sind. Es ist ein merkwürdiges Volk, diese vielfach so verachteten Hottentotten. Noch immer ist es ein Räthsel der Völkerkunde, wie diese braungelben Leute, die eine völlig andere Körperbildung, Sitte und Sprache haben, als die Kaffer- und Negerstämme von Süd- und Mittel-Afrika, die auch mit diesen in Todfeindschaft leben, in das Südwestgebiet von Afrika gekommen sind. Die Sache ist um so auffälliger, als die alten Egypter ein nach dem äußerlichen Ansehen, nach Sprache und Sitte ganz ähnliches Volk waren. So hat man denn die Vermuthung aufgestellt, die Hottentotten seien Abkömmlinge der alten Egypter: König Necho von Egypten nämlich, welcher Afrika umschiffte, sowie diejenigen, welche ihm in diesem

kühnen Unternehmen nachfolgten, hätten in Süd-Afrika Ansiedler zurückgelassen; als aber diese Umschiffungen aufgehört hätten, seien jene Ansiedler, abgeschnitten von der heimatlichen Bildung, mehr und mehr verkommen und zu einem Viehzucht treibenden Volke geworden, als welches die portugiesischen und holländischen Seefahrer sie angetroffen haben. Jetzt aber sind von dem vor 200 Jahren so zahlreichen und wohlhabenden Volk nur noch arme und geringe Trümmer in den genannten zwei Stämmen übrig geblieben. Dieselben haben alle Untugenden heruntergekommener Leute an sich: sie sind faul, großsprecherisch und leben völlig sorglos in den Tag hinein. Es läßt sich denken, daß eine solche Völkerschaft kein sehr günstiger Boden für die Missionsarbeit war. Dennoch ist das gepredigte Wort Gottes auch hier nicht leer wiedergekommen. Die erstgegründete Station Bethanien, d. h. Elendshausen, hat freilich Elend genug zu erdulden gehabt theils durch die eben genannten Untugenden, theils durch Stammeszwistigkeiten und durch die Wanderlust der unstäten Leute, theils durch die Gewaltthätigkeiten der sich in jener Gegend immer zahlreicher ansiedelnden Bauern. Aber an Seelen wie Martha, Maria und Lazarus hat es doch auch in diesem Bethanien nicht gefehlt. In einem Briefe, den eine getaufte Frau, Namens Maria, schon in der Zeit der ersten Erweckung nach Berlin schreiben ließ, heißt es: „Früher hatte ich keine Gedanken, keine würdigen Gedanken, meine Gedanken schweiften in den Dingen der Welt umher. Nun habe ich Gedanken, ich denke Christum, ich fühle den Frieden Christi in meinem Herzen, Christus herrscht in meinem Herzen." — Unter einem Haufen Leute, welche um Stammeszwistigkeiten willen 16 deutsche Meilen weit weg an den Modderfluß gezogen waren, befand sich auch ein blinder Mann, Christian Hoffmann mit Namen, ein treuer, einfältiger Christ. Derselbe ließ dort von zwei Frauen eine Rohrhütte bauen; da sang und betete er mit den Leuten, und sagte und bezeugte ihnen, was er von Sprüchen und Geschichten der h. Schrift behalten hatte. Dadurch wachten eine Anzahl Leute auf; die giengen nach Bethanien zu genauerem Unterricht und wurden dann getauft. Das wiederholte sich mehrere Male. Und es kam noch mehr Halt und Ordnung in die Sache, seit der Häuptling dieses ausgewanderten Stammtheiles, der ernste und umsichtige Jakobus, zum Aeltesten und Stundenhalter für diese Leute eingesetzt worden war.

Besonders seit 1845 begann das Ziehen der Leute in immer größerer Zahl. Bethanien ward beinahe menschenleer. Da entschloß sich Miss. Wuras, welcher seit seiner Aussendung 1835 bis auf den heutigen Tag in Bethanien thätig gewesen ist, ihnen nachzuziehen. Etliche kleine Stationen entstanden in Folge dieser Zerstreuung des Volkes, die aber sämtlich nur kurzen Bestand gehabt haben. Bethanien füllte sich inzwischen wieder mit Leuten. Indeß waren dieß der Mehrzahl nach Trümmer von allerhand Stämmen der Betschuanen, eines Volkes, welches am nächsten den Kaffern verwandt ist, aber nicht einen so harten Sinn hat, wie diese, und daher auch dem Evangelium weit leichter Gehör gibt. Und so ist denn bis auf diese Stunde Bethanien vielmehr eine Betschuanen- als eine Korannastation. Es leben jetzt auf dem Gebiete und im Bereiche der Station 600 Christen und 1500 Heiden; getauft sind dort seit Beginn der Station an 1700 Seelen. Zur Station gehört ein landwirthschaftliches Vorwerk, Poortjesfontein; durch dieses, durch die Miethe eines dort bestehenden Kaufladens und durch die Pächte, Abgaben und freiwilligen Gaben der Leute erhält die Station sich selbst. An geistlichem Leben mangelt es nicht, dasselbe könnte aber frischer und kräftiger sein. Auf Bethanien wohnt auch der Superintendent über die gesamte Berliner Mission im Oranje-Freistaat, Miss. Grützner.

Von Bethanien aus sind nämlich außer den oben erwähnten wieder eingegangenen noch mehrere andere Stationen gegründet worden, welche noch jetzt bestehen, ja in rüstigem Wachsen begriffen sind. Die neueste ist zu Bloemfontein, dem Hauptorte jenes Freistaats, wo ein Berliner Missionar Pastor der dortigen deutschen Gemeinde ist, aber auch zugleich der Farbigen dort und in der Umgegend sich annimmt.

Schon früher wurde die Station Adamshoop gegründet. Es lebte nämlich auf Bethanien ein ernster Christ, Adam Oppermann mit Namen, der Sohn eines früheren Sklaven, der zugleich ein sehr kluger und betriebsamer Mann war und sich einen ganz bedeutenden Grundbesitz erworben hatte. Die Bewirthschaftung desselben von Bethanien aus gestaltete sich, da das Landgut 60,000 Morgen im Umfang hatte und etwa 24 Stunden von Bethanien entfernt war, je länger desto schwieriger. So zog Adam Oppermann dorthin und baute dort ein Kirchlein, wo die Missionare von

Bethanien alle Vierteljahre und außerdem nach Gelegenheit Gottesdienst hielten. Das genügte ihm aber immer weniger. So baute er eine Missionarswohnung und eine Schule, und machte eine Stiftung, in Folge welcher er selbst nebst seinen dort wohnenden Anverwandten und den übrigen auf seinem Platze angesiedelten Leuten für die Besoldung des Missionars aufkommt. Auf diese Weise ist denn Adamshoop, d. h. Adams Hoffnung, seit 1869 eine eigene Station. Seit der Gründung derselben bis Ende 1881 sind dort 642 Seelen getauft worden; die gegenwärtige Seelenzahl der Gemeinde beträgt 408.

Die älteste von Bethanien aus geschehene Gründung ist das am Vaalfluß gelegene, in Folge der in jener Gegend entdeckten Diamantenfelder neuerdings so viel genannte Pniel. Bereits im Jahre 1845 wurde dasselbe besetzt. Die nächste Umgegend ist sehr dürr, bietet jedoch in regenreichen Jahren treffliche Viehweide. Das eigentliche Flußthal ist mit schönem Wald bestanden. Das Wasser des Flusses auszuleiten, hat Jahre lang nicht gelingen wollen; jetzt ist dort eine Dampfpumpe aufgestellt; ob sie ihrem Zweck entspricht, muß abgewartet werden. Der Volksstamm, der dort wohnte und mit seinen Heerden Fluß auf Fluß ab zog, waren echte Koranna. Es gieng mit ihnen wie mit den Flüssen oder genauer gesagt den Regenläufen ihres Landes, die zur Regenzeit voll daher strömen, dann aber gänzlich versiechen. Zeiten der Erweckung und Zeiten geistlicher Dürre wechselten mit einander ab. Einen besonders üblen Einfluß übte der Häuptling des Stammes aus. Dieser, Jan Blum, war der Sohn eines Thüringers, welcher um des Mordes seiner Frau willen aus der Kapkolonie geflohen war und unter diesem Stamm große Macht erlangt, aber ein schändliches Leben geführt hatte. Jan Blum war, seiner Mutter nachartend, ein echter Hottentott: obwohl in früheren Jahren getauft, doch völlig gleichgiltig gegen Gottes Wort, feindlich gegen dessen Boten, roh und wollüstig unter seinem Volke. Auch seine Söhne folgten zumeist dem Beispiele ihres Vaters.

Noch mißlicher ward das Verhältniß des Missionars zu dem Volke, seit das Gebiet von Pniel auf der Südseite des Vaalflusses in dem bedeutenden Umfange von drei Quadratmeilen durch Kauf von dem Griqua-Häuptling Adam Kok Eigenthum der Berliner Mission geworden war. Hierdurch und durch die Errichtung des Oranje-Freistaats fühlten sie sich noch mehr in ihrer Ungebunden-

heit beschränkt, und so nahm das ruhelose Hin- und Herziehen immer mehr überhand. Dennoch blieben so viel Leute in der nähern und fernern Umgegend von Pniel und kleine Häuflein kamen immer wieder zu einem zeitweiligen oder beständigen Aufenthalte dort hin, daß Schule und Gemeinde wohl bestehen und Dr. Wangemann auf seiner Visitations-Reise 1867 mit 40—50 Gemeindegliedern das hl. Abendmahl feiern und 70—80 Schulkinder daselbst prüfen konnte.

Da kam neue Noth und Versuchung über Pniel durch die erst in der Nähe des Stationslandes und dann auf dem Stationslande selbst entdeckten Diamanten. Eine Menge Leute strömten ins Land, welche reich werden wollten. Mit ihnen hielt der Branntwein und allerlei Luxus seinen Einzug. Viele Koranna, die der Versuchung nicht widerstehen konnten, büßten dabei ihr geistliches Leben ein, andere aber wurden nach einiger Zeit wieder nüchtern und schafften ihr Seelenheil ernstlicher als zuvor. Kirche und Schule fiengen an, sich wieder zu füllen, wie in den blühendsten Zeiten.

Das Besitzrecht der Berliner Mission auf das ausgedehnte Land von Pniel ward zu Anfang der siebziger Jahre in Frage gestellt durch die Engländer, welche Pniel nebst dem ganzen Diamantgebiet unter dem Namen Griqualand-West für englisches Kronland erklärt haben. Nach zehn Jahre lang sich hinziehenden Streitigkeiten und Verhandlungen hat aber doch endlich (1881) die englische Regierung das Besitzrecht der Berliner Mission anerkannt. Dieselbe hat auch als Ersatz für die Verpachtung der Diamantengräberei, für die Ausnutzung des Waldbestandes u. s. w. 3500 Pfd. St. (70,000 Mk.) bestimmt. Diese Summe ist jedoch von dem kapschen Parlament noch nicht bewilligt worden.

In den 35 Jahren ihres Bestehens sind auf der Station Pniel bis Ende 1881 die freilich nur kleine Zahl von 439 Seelen getauft worden; der Bestand der Gemeinde betrug damals 335 Glieder.

Von Pniel aus nahm sich der 1874 ausdrücklich zu diesem Zwecke ausgesandte junge Miss. Meyer der Deutschen und der Eingebornen an, welche in Kimberley, der Hauptfundstätte der Diamanten, sich aufhielten. Die Stadt, welche dort gebaut ward, nahm mehr und mehr das Ansehen einer europäischen Groß- und Luxusstadt an. Leute von allen Nationen suchten dort ihr Glück

zu machen. Die Eingebornen Süd-Afrikas, welche stets reichlich lohnende Arbeit dort finden, kommen zu längerem oder kürzerem Aufenthalte aus allen Stämmen und Völkerschaften angewandert; ihre Zahl mag jetzt 30,000—40,000 betragen, meist Heiden, doch auch eine namhafte Anzahl Christen. Im J. 1878 errichtete Miss. Meyer dort eine eigene Station. Das Unternehmen hatte von Anfang an einen frischen Zug. Neben den Zehntausenden der Eingebornen, welche dort auf der breiten Straße der Welt wandeln, fand sich eine Anzahl junger Männer, welche mit Ernst und Eifer um das Heil ihrer Seele bemüht waren. Treulich kamen sie, manche stundenweit, zum Anhören des Wortes Gottes. Von dem Gelde, das sie ja reichlich erwarben, brachten sie ganz bedeutende Opfer. Zu einer Glocke waren in kurzer Zeit 300 Mk. gesammelt; als dieselbe aber ankam und völlig zugerichtet an Ort und Stelle hieng, hatte sie noch 420 Mk. mehr gekostet. Da sprach der Missionar: „Nun lasse ich sie nicht eher läuten, bis sie völlig bezahlt ist.“ In einer Woche war alles zusammen und noch 10 Mk. darüber! Nun begann das Sammeln zum Bau einer neuen eigentlichen Kirche statt des bisherigen Zeltkirchleins. Es waren 50 junge Leute, welche sich dabei betheiligten: 20 davon waren Christen, 30 befanden sich im Taufunterricht. Von diesen verpflichteten sich fast alle, bis zur Vollendung des Kirchbaues monatlich einen bestimmten Beitrag zu geben, und zwar versprachen und zahlten die meisten monatlich 10, etliche 15 Mk., einer sogar 30 Mk. Vorschlag und Ausführung kam ganz aus ihrem eigenen Antriebe. Außerdem sammelten sie auch noch im Kreise ihrer Bekannten, bei Schwarzen und Weißen, bis sie Ende 1880 eine Summe von 3976 Mk. zusammengebracht hatten, zu welcher von Schwarzen 708 Mk. und von Weißen 3268 Mk. beigesteuert wurden. Ferner ward ein Bazar gehalten, wozu außer den gekauften Sachen eine Menge Liebesgaben aus Deutschland gespendet waren und der einen Reinertrag von 12,543 Mk. brachte. Inzwischen ist die Kirche vollendet und feierlich eingeweiht worden. Außer dem Missionar Meyer hat ein Nationalgehilfe lohnende Arbeit auf Kimberley; im Oktober 1881 ist auch noch ein zweiter Missionar dorthin gesandt worden, der seine Thätigkeit bereits begonnen hat. Die Zahl der Farbigen im Bereich der Berliner Mission im Oranje Freistaat betrug Ende 1881 11,680; die Zahl der Gemeindeglieder auf allen Stationen 1607; die Zahl der

Kommunikanten 759; die Zahl aller seit Beginn dieser Mission Getauften 2530.

Zum Dienst an den Betschuanen wurden die ersten Berliner Missionare ausgesandt. Sie kamen freilich zunächst an die Koranna; indeß wichen diese mehr und mehr der einwandernden, betriebsamen betschuanischen Bevölkerung. Und so ist diese auch auf den Stationen im Freistaat, Pniel ausgenommen, durchaus vorwaltend geworden.

2. Die Mission in der Kapkolonie

ist der Berliner Missions-Gesellschaft ebenfalls ohne vorbedachte Absicht zu Theil geworden. Der Vorsteher der 1833 zuerst ausgesandten Brüder hatte sich gegen etliche derselben so arge Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen lassen, daß einer von ihnen dies nicht länger ertragen konnte und deshalb Bethanien und den Dienst der Berliner Mission verließ. Seinen Missionsberuf wollte er aber durchaus nicht aufgeben. Bald fand er eine Thätigkeit, und zwar im Dienste der „südafrikanischen Missionsgesellschaft," hauptsächlich an den Muhammedanern in Kapstadt. Sein Herz hieng indeß an seiner Gesellschaft, deren Dienst er nur nothgedrungen hatte verlassen müssen. Inzwischen waren die Aergernisse auf Bethanien so arg geworden, daß man von Berlin den Missions-Superintendenten Pehmöller sandte, um dort Recht und Ordnung zu schaffen, was auch durch Entlassung einiger Missionare gelang. Sobald Pehmöller in Kapstadt anlangte, stellte sich ihm jener Miss. Gregorowsky sofort zur Verfügung, und bald darauf konnte er als Berliner Missionar nach einem Arbeitsfelde sich begeben, welches zwar Schwierigkeiten in Menge, aber auch gute Aussichten auf Erfolg bot.

Die Stätte seiner Wirksamkeit hieß Zoar; es war dasselbe bereits früher in gewissem Sinne ein Missionsplatz gewesen und war es, freilich in noch geringerem Grade, auch damals noch. Zoar lag etwa 4 bis 5 Tagereisen westlich von Kapstadt in einem Thalwinkel, welcher durch die dort zusammenstoßenden Großen Schwarzen Berge und Rothen Berge gebildet wird. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatten eine Anzahl Hottentotten und Bastard-Hottentotten daselbst ihren Wohnplatz, zumeist wüste, besonders in Trunksucht ver-

kommene Leute. Unter ihnen war auch ein Mann, der bereits auf verschiedenen Stationen der Kapkolonie das Evangelium gehört, sich aber durchaus nicht bekehrt hatte, sondern ein arger Säufer geblieben war, Klaas Harden mit Namen. Dieser erzählte den Leuten ab und zu etwas aus Gottes Wort, sang hie und da einen Liedervers und betete auf seine Weise; zugleich sagte er den Leuten, wenn sie richtige Menschen werden wollten, so müßten sie es auch so machen. Merkwürdiger Weise sind durch diesen seltsamen Zeugen der Wahrheit etliche Leute aus ihrem Sündenschlafe aufgeweckt und später auf der Londoner Station Zuurbrak (östlich von Zoar) getauft worden.

Auch in Kapstadt hörte man von diesem auffälligen Vorgange. Gern hätte man den Leuten einen Missionar geschickt, es fand sich aber keiner. So ward diese Arbeit einem zwar christlich gesinnten, aber durchaus nicht genug gegründeten Bauern übertragen; äußere Ordnung und etliche gute christliche Sitten hat er indeß den Leuten zu bringen vermocht. Das war im Jahr 1817. Als er aber nach einigen Jahren den Platz verließ, riß das alte Unwesen wieder ein. Nur wenig Hilfe gegen dasselbe konnte es schaffen, daß ein gläubiger Schulmeister aus der benachbarten Ortschaft Swellendam während seiner Ferienzeiten die Leute ab und zu mit Gottes Wort besuchte.

Unter solchen Umständen kam 1838 Miss. Gregorowsky nach Zoar. Mit Freuden ward er aufgenommen, griff die Sache thatkräftig und zugleich als ein Liebhaber armer Sünder an und konnte in kurzer Zeit schöne Erfolge aufweisen. Als er leider schon 1842 — aus Mißverständnissen und aus Uebereilung — den Dienst der Berliner Mission verließ, zählte die Gemeinde zu Zoar 39 erwachsene Getaufte. (Im Dienste der Londoner Mission ist er dann auf der Station Somerset in der Kapkolonie eine lange Reihe von Jahren im Segen thätig gewesen, vielleicht noch jetzt.)

Unter seinem Nachfolger nahm das Missionswerk jene aufgeregte, fast leidenschaftliche Weise an, wie solche bei der hottentottischen Bevölkerung nach größeren oder kürzeren Zeitabschnitten einzutreten pflegt. Taufen auf Taufen geschahen: Zoar ward in der evangelischen Welt Deutschlands und des Auslandes eine Berühmtheit. Eine große Gefahr drohete aber. Als Missionar Gregorowsky 1838 nach Zoar geschickt wurde, war das Abkommen getroffen worden, daß Berlin

den Missionar besolde und daß die südafrikanische Gesellschaft die Kosten für den Unterhalt des Platzes tragen, dafür aber auch den Platz als ihre Station ansehen solle. Bereits 1844 erklärte dieselbe, diese Kosten nicht länger aufbringen zu können. Da schickten die Zoarschen eine Gesandtschaft nach Kapstadt und versprachen, jene Kosten, etwa 1500 Mk. jährlich, selber aufbringen zu wollen, woraufhin jener Vertrag auf 10 Jahre erneuert ward.

Im Jahr 1856 wurde die Trennung wirklich vollzogen. Doch hatte man sich in Berlin für solchen Fall vorher gesichert. Es war ein angrenzendes Landgut angekauft worden; einen bedeutenden Theil der Kosten schenkte Fräulein Amalie von Stein, der zu Ehren der Platz den Namen Amalienstein bekam. Auf diesem Platze war auch die neue stattliche Kirche erbaut und 1853 eingeweiht worden. Bei der Einweihung hatte Miss. Prietsch, der Erbauer der Kirche, ahnungslos ein Crucifix auf den Altar gestellt. Der Rumor, der darüber, als über „römischen Götzendienst" in Kapstadt und überhaupt in der Kapkolonie angerichtet wurde, trug viel dazu bei, jene Trennung herbeizuführen. Die Frage, ob auf Zoar wohnen bleiben oder nach Amalienstein übersiedeln, spaltete die Gemeinde und die Einwohnerschaft in zwei ziemlich gleiche Hälften: etwa je 500 Christen und Heiden entschieden sich für hüben oder für drüben. Mitten durch die Familien gieng mehrfach der Riß und gab Anlaß zu den ärgerlichsten und bittersten Zwistigkeiten.

Ende 1856 wurde Miss. August Schmidt durch den Vice-Superintendenten Wuras auf Amalienstein eingeführt. Mit Besonnenheit, Geduld und Liebe überwand er die Herzen. Ehe ein Jahr vergieng, war das sehr gestörte geistliche Leben in ein geregeltes und beharrliches Wachsthum gebracht. Der alte Harden, der eigentliche Gründer der Station, war 1849, also sehr spät getauft worden. 1865 starb der alte Küster Adam Stoffels, der als einer der vier Erstlinge 1839 von Gregorowsky getauft worden war. In den Erbauungs- und Betstunden hat er vielfach mitgeholfen, auch hie und da in der Schule. Als auf dem Todtenbette etliche ihm danken wollten, er sei ihr geistlicher Vater, rief er aus: „Weg, Satan, du sollst mich nicht noch zuletzt hochmüthig machen; dem Herrn allein die Ehre!" Im letzten Monat seines Lebens erbat er es sich von Miss. Schmidt, daß derselbe an jedem Morgen zu ihm kommen möchte, mit ihm zu beten; das sagte er, solle ihm

Weihe und Segen sein, damit er in Frieden einschlafen könne. Ein Freund mußte ihm seinen Sarg ans Bett bringen. Als er den sah, wurde der Alte ganz fröhlich und sprach: „Der liebe Herr sei gelobt, daß ich mein klein Häuschen sehe, wo mein alter Leib wird ruhen.“ Miss. Schmidt gibt ihm das Zeugniß: „Sein Glaube war echt und recht.“

In Zoar stand es inzwischen recht übel: seit der Trennung war Zucht und Ordnung dort mehr und mehr verfallen. So erschien in Kapstadt bei der Behörde der Kapschen reformirten Kirche eine Wiedervereinigung von Zoar und Amalienstein höchst wünschenswerth. Als 1866 Missionsdirektor Dr. Wangemann auf seiner Inspektionsreise nach Kapstadt kam, ward er ernstlich hierauf angeredet und nach einigen Verhandlungen ward die Wiedervereinigung 1867 öffentlich vollzogen. Es dauerte aber nicht lange, so brach aus dem Schooße der Zoarschen Gemeinde der heftigste Widerstand los: die Leute beriefen sich einen eigenen Prediger, einen getauften Juden, und verübten allerhand Gewaltthätigkeiten gegen die Amalienſteiner, so daß der Zwiespalt ärger und gehässiger ward als je zuvor. Leider besteht dieses Verhältniß, wenn auch nicht in so heftiger Weise, noch bis auf diese Stunde. Andererseits aber sind fort und fort verständigere Leute zur Amalienſteiner Gemeinde getreten, wenn sie auch in Zoar wohnen bleiben; ein jüngerer dort wohnender Berliner Missionar nimmt sich ihrer geistlichen Bedürfnisse in Bibelstunden an und hält Schule für ihre Kinder. Der geistliche Zustand der Amalienſteiner Gemeinde ist befriedigend: die Leute, meist arme Taglöhner, bringen ein Erkleckliches an Beiträgen auf; alle Vierteljahr ist die Feier des hl. Abendmahls, wozu jedes Mal über 300 Gäste von 520 zum Abendmahlsgenusse Berechtigten sich einstellen, mit welchen Miss. Schmidt die drei vorausgehenden Tage die erforderliche Zwiesprache hat. Die Zahl der Gemeindeglieder betrug Ende 1881 888; 2001 sind seit Gründung der Station getauft worden.

Mehrere etliche Stunden entfernte Außenplätze werden in regelmäßigen Fristen und mit gutem Erfolge mit der Predigt des Evangeliums besucht.

Lady Smith, ein Dorf 4 Stunden westlich von Amalienstein, welches erst Predigtplatz und dann Außenstation von Amalienstein war, ist seit 1868 eine eigene Station, die jetzt selber auswärts

zwei Predigtplätze besitzt, auf deren einem eine nette Kirche erbaut ist. Die Gemeinde zählt 304 Glieder. Der Missionar nimmt sich auch der Insaßen des dortigen Gefangenhauses an.

Durch Miss. Prietsch, welcher den so wichtigen Kirchenbau auf Amalienstein durchführte und durch seine Predigten in Lady Smith den Anlaß zur Aufnahme dieser Station gab, ist auch die Station Anhalt-Schmidt, die dritte Berliner Station in der Kapkolonie, gegründet worden. Sie liegt am Eingange der für Ackerbau und Viehzucht sehr geeigneten Langekloof, in der Nähe des Bastard-Hottentottendörfleins Haarlem, etwa 3 bis 4 Tagereisen von Amalienstein und eine starke Tagereise vom Meere entfernt. Früher standen die Leute jener Gegend unter der Pflege des Londoner Missionars in Hopedale, freilich als ein nur wenig bedienter Außenposten; sie sind deshalb der Fürsorge der Berliner Mission willig abgetreten worden. Zum Ankauf des nöthigen Stationslandes ward ein bedeutendes Vermächtniß von 30,000 Mk. verwendet, welches der Tuchmachermeister Schmidt in Bitterfeld kurz vorher der Berliner Mission zugewandt hatte. Aus dieser Schenkung und aus dem Umstande, daß Missionar Prietsch, der Gründer der Station, aus dem Herzogthum Anhalt stammt, erklärt sich der Name der Station: Anhalt-Schmidt.

Gleich Anfangs konnte Miss. Prietsch zwei Leute zu Gemeindehelfern bestellen; der eine derselben hatte den Leuten zur Zeit ihrer halben Verlassenheit öfters Gottesdienst gehalten. Und bald ward ihm von Amalienstein der ihm sehr anhängliche Theophilus Grunewald nachgesandt, von Geburt ein Mosambiker, ein frommer, sauberer und fleißiger Mann, welcher bis auf diese Stunde der treue Schulmeister der Anhalt-Schmidtschen Kinder ist; sein Sohn Matthäus ist ihm seit einigen Jahren dabei behilflich.

Eine sonderliche Herzerquickung war für Miss. Prietsch die Ankunft der alten Hanna von Amalienstein. Er bezeugt von ihr: Die alte Hanna hat nie zu klagen; hat sie Schmerzen, leidet sie Mangel, ist sie krumm zusammengefroren: immer ist sie frisch und dankbar. Sie predigt nicht und ermahnt andere nicht, wie das die Hottentottenfrauen so gut und übergut können, sondern ist nur frisch und dankbar."

Die erste Aufweckung und tiefere Bewegung unter den Leuten geschah um Ostern 1862. Leider ist dieser frische Zug nicht immer

geblieben: die Lockungen eines nahen Branntweinladens wurden oft zu stark, und daraus folgte dann allerlei wüstes, unordentliches Wesen. Die Ermahnungen und Warnungen des Missionars hatten keinen nachhaltigen Erfolg. Da entschloß sich derselbe, die Feier des hl. Abendmahls, und zwar gerade am Charfreitag (1873), auszusetzen. Das bewirkte doch einen heilsamen Schreck unter den Leuten, dazu Bekenntniß ihrer bis dahin verheimlichten Sünden und Gelöbniß ernsterer Wachsamkeit. Leider entsprach die Ausführung den guten Vorsätzen nur zu einem Theil. Doch hatte Miss. Prietsch Recht, wenn er schrieb: „Es will schon etwas sagen zu Gunsten des Evangeliums, wenn unter einer Bevölkerung von 600 Seelen, darunter etwa 200 Heiden, und das auf einem freien Dorfe, wo jeder sein eigener Herr ist, keinerlei obrigkeitliche Aufsicht sich nöthig macht und im ganzen auch keine Klage vor die Obrigkeit gebracht wird."

Mit ganzem Eifer verfolgte Miss. Prietsch den Gedanken der Erbauung einer ansehnlichen Kirche. Leider ist es ihm nicht vergönnt gewesen, den Bau auch nur beginnen zu können. In Folge eines Sonnenstichs war seine Gesundheit gebrochen; 1876 kehrte er in die Heimat zurück, 1877 begann der Bau der Kirche, 1880 ward sie feierlich eingeweiht. Mit dem geistlichen Leben der Gemeinde steht es im ganzen befriedigend. Außerdem werden zwei Außenstationen regelmäßig mit Wort und Sakrament versorgt.

Die vierte Berliner Station in Kapland ist Riversdale, ein kleines Landstädtchen, welches sich rasch gehoben hat. Viel Farbige leben am Orte; dieselben waren durch einen Lehrer unter Oberaufsicht des Ortspredigers in ihren geistlichen Bedürfnissen nur ungenügend versorgt gewesen. Als derselbe schied, übergab er sein Werk der Londoner Mission, die aber sehr damit einverstanden war, daß die Berliner in diese Arbeit eintraten. Miss. Heese, bis dahin Lehrer in Amalienstein, wurde dort dazu aufgefordert und von Berlin aus dazu hingesandt. Mit großer Freudigkeit griff er das Werk an, unterstützt von dem Eifer der weißen und der farbigen Bevölkerung der Stadt und der Umgegend. Bald war Schulhaus und Kirche neu um- und ausgebaut. Die Gemeinde wuchs auffallend schnell an Seelenzahl; freilich waren und blieben nicht alle in der ersten Liebe und die Nothwendigkeit ernster Zuchtübung machte sich mannigfach geltend. Doch machte die Gemeinde dem

Missionar im ganzen große Freude. Das von Berlin aus zur Anlegung der Station vorgestreckte nicht unbedeutende Kapital war bald vollständig zurückgezahlt. Eine ganze Anzahl Plätze in der Umgegend, zuweilen 10 bis 12, wurden von Miss. Heese in längern und kürzern Fristen besucht. Einer davon, Herbertsdale, ist auf dem Wege, zu einer selbständigen Station sich heranzubilden.

Eine sehr gesegnete Erweckung nahm 1878 auf dem Außenplatze Aasvogelberg ihren Anfang, und zwar bei Einweihung des zu einem Kirchlein ausgebauten Wagenhauses eines dort ansäßigen Kap'schen Bauern. Merkwürdiger Weise ergriff die Erweckung zuerst die weißen jungen Leute, dann die älteren weißen Leute; manche derselben wurden des Missionars Mitarbeiter an den Ihrigen sowie an den Heiden. Nun wachten auch die Farbigen auf, Christen wie Heiden. In immer weitern Wellenbewegungen griff die Erweckung um sich, bis sie sich auf mehrere Quadratmeilen ausgedehnt und dem kleinen Christenhäufchen gar manche neue Mitglieder zugeführt hatte.

Inzwischen war noch eine fünfte Station, das Hafenstädtlein Mosselbay, hinzugekommen. Miss. Heese, welcher im Sommer 1880 in Deutschland weilte und auf sehr vielen Missionsfesten Zeugniß von seiner Wirksamkeit ablegte, sammelte mit großem Erfolge Gaben zur Erbauung von Kirche, Schule und Missionarswohnung. Bereits im August fand die Einweihung derselben statt. Die Station hat nun ihren eigenen jungen Missionar erhalten, gilt indeß zunächst noch als eine Nebenstation von Riversdale.

Die Zahl aller Farbigen im Bereich der Berliner Mission in der Kapkolonie betrug Ende 1881 6400. Die Zahl der Getauften 3308, die der Kommunikanten, d. h. der zum Genuß des Abendmahls berechtigten Gemeindeglieder 1480; die aller seit Beginn der Mission Getauften 4597.

Sämtliche Stationen der Kapkolonie sind seit 1877 zu einer Synode zusammengefaßt; Superintendent derselben ist Miss. Schmidt in Amalienstein.

---

3. Die Mission in Britisch Kafferland

hat ihren Ursprung ebenfalls in den Zerwürfnissen, die unter den zuerst ausgesandten Missionaren auf Bethanien in so betrübender

Weise zum Ausbruch gekommen waren. Als die Brüder der zweiten Aussendung 1836 in Kapstadt landeten, hörten sie sogleich von diesem Aergerniß. Da war einer von ihnen, Miss. Döhne, sofort entschlossen, nicht dorthin zu gehen, sondern sich ein anderes Arbeitsfeld zu suchen. Bald erhielt er durch den Kaffernmissionar Kayser die dringende Aufforderung, den Kaffern das Evangelium bringen zu helfen. Dazu kamen die Bitten eines kleinen Kafferhäuptlings, welcher gerade in Kapstadt anwesend war. Soeben waren die Kaffern in der Gegend desselben, nämlich zwischen dem Großfischfluß und dem Kayflusse, in einem blutigen Kriege von den Engländern überwunden und gedemüthigt worden. Unter diesen Umständen war auch den englischen Gouverneuren die Vermehrung der Missionsarbeit unter denselben äußerst erwünscht.

Die Kaffern wohnen in vielen und volkreichen Stämmen an der Ostküste Südafrikas mindestens bis zur Mündung des Limpopoflusses oder noch darüber hinaus. Sie sind ein schönes, kräftiges, tapferes, in den Dingen dieser Welt kluges, dazu sehr beredtes, aber auch ein sehr fleischliches und gegen das Evangelium hartes Volk. Sie bilden kein einheitliches Reich, sondern haben viele von einander unabhängige Häuptlinge. Die Macht derselben, welche sehr groß ist, wird indeß durch die Rathsversammlungen ihrer Geheimräthe und aller freien Männer, sowie durch die feststehende Sitte wesentlich beschränkt. Die Erbfolge ist nicht streng geordnet: fast bei jedem Thronwechsel pflegen blutige Kriege auszubrechen. Die herrschende Vielweiberei und Zauberei, die meistens nichts als eine sehr geheim betriebene Giftmischerei ist, richten viel Elend und Verderben an. Letztere wird von den sogen. Takati geübt; gegen sie sollen dann wieder die Zauberdoktoren oder Tsanusi helfen. Beider Kunst aber beruht theils auf natürlicher Begabung, theils auf sorgfältigem Studium; zu ihrer Ausbildung pflegen sie sogar weite Reisen zu berühmten Meistern zu machen. Götzendienst findet sich nicht unter den Kaffern; dagegen eine gewisse, freilich sehr geringe Verehrung ihrer abgeschiedenen Häuptlinge, die, wie sie meinen, in Gestalt von Schlangen erscheinen und Glück oder Unglück bringen. Ihre Hauptangriffswaffe ist die Assagai, ein Spieß mit breitem, zweischneidigem Eisen, meist zum Werfen, doch auch zum Stoßen. Ihre Kleidung ist ein Fell, das sie malerisch umwerfen; in neuerer Zeit tritt an dessen Stelle mehr und mehr eine von den Händlern erkaufte

wollene Decke. Die Frauen tragen auch vielfach Brustlatz und Rock. Ihre Speise ist Milch, Brei von Kafferkorn, einer Art Hirse, oder Mais; letzterer wird auch grün gegessen. Fleisch gibt es nur bei festlichen Gelegenheiten oder wenn ein Stück Vieh gefallen ist; sonst sind dem Kaffern seine Rinder viel zu kostbar zum Schlachten; sie sind sein Reichthum, sein Stolz und seine Freude. Im Trinken des übrigens gesunden und nahrhaften Kafferbieres thun sie leicht zu viel; neuerdings ist auch noch der so viel verderblichere Branntwein dazugekommen. Ihre Wohnungen sind runde Hütten aus Pfählen, Flechtwerk, Rohr und Gras. Dieselben stehen indeß nicht zahlreich zu Dörfern oder gar Städten zusammen, sondern nur einzeln oder in kleinen Gruppen oder Kraalen. Merkwürdig ist, daß sie die Beschneidung haben. Dieselbe ist indeß kein religiöser Brauch, sondern eine Mannbar-Erklärung der jungen Burschen, verbunden mit allerhand unzüchtigen Belehrungen und Freiheiten. Ueberhaupt sind die Kaffern ein sehr unzüchtiges Volk. Wie die Beschneidung, so erinnert auch die Enthaltung von verschiedenen Speisen, namentlich von Fischen, an israelitische Sitten. Auch ihre Sprache hat manche Aehnlichkeit mit dem Hebräischen und Arabischen. Sie ist überaus reich, bildsam und wohlklingend.

Der Kafferstamm, welcher der Kapkolonie zunächst wohnt, sind die Xosa-Kaffern. Der Häuptling Gasäla, welchen Miss. Döhne in Kapstadt traf und in dessen Gebiet er die erste Station anlegte, war nur ein kleiner, abhängiger Unterhäuptling. Der Oberhäuptling der Xosa-Kaffern empfand dies als eine Art Zurücksetzung; es wäre vielleicht richtiger gewesen, die erste Station bei ihm anzulegen; indeß Miss. Döhne wußte das nicht und er hatte niemand, der ihm in dieser Hinsicht Rath geben konnte. Ueberhaupt mußte er in jeder Beziehung von vorn anfangen und eigene Wege gehen. Zur Erlernung der Sprache hatte er keine irgend nennenswerthen Hilfsmittel: keinen Sprachlehrer, kein Wörterbuch; er mußte dieselbe gleichsam erst entdecken, mußte ihre Worte und die Gesetze ihrer Bildung und ihres Baues den Leuten mühsam ablauschen und abfragen. Sprachliche Begabung und Ausbildung half ihm dabei, vor allem aber rief er in dieser Verlegenheit fleißig den Herrn an, und er bezeugt es ausdrücklich, wie überraschend ihm oft das erbetene Licht beschеert worden sei. Die übrigen Schwierigkeiten seiner Lage mögen hier nur angedeutet sein: auf viele Meilen in der Runde war er

der einzige Weiße, seine Wohnstätte war eine elende Kafferhütte, seine Nahrung fast nichts als Milch und Kafferkornbrei.

Bethel war der Name, den er seiner 1837 am Fluß Kumakala gegründeten Station gab. Dieselbe wird im Halbkreis vom Fluß umgeben; im Hintergrund erhebt sich ein prächtiges Gebirge mit Alpenweide und Urwald. Ueberhaupt ist das ganze Britische Kafferland schön, fruchtbar, bergig und wasserreich. Noth und Liebe brachten unsern Missionar von Anfang an in regen Verkehr mit den Kaffern, so daß er schon nach 3/4 Jahren frei kafferisch predigen konnte. Aber Frucht sah er noch lange nicht. Erst 1840 konnte er seinen Josua taufen, der diesen Namen erhielt, weil er als der Erste aus der Wüste des Heidenthums in das Kanaan des Reiches Gottes eingieng; ein verständiger Mann, der dem Missionar als Dolmetscher bereits große Dienste geleistet hatte. Nun konnte er denselben auch in der Schule und sonst zu allerlei Hilfeleistungen verwenden. Leider that er nach einigen Jahren einen tiefen Fall, stand aber mit Gottes Hilfe wieder auf und war hernach stiller und eifriger denn zuvor. Später zog er auf die Herrnhuterstation Silo. Als Dr. Wangemann 1867 dorthin kam, begrüßte ihn Josua mit freudestrahlendem Angesicht als den Vater seiner Gesellschaft, und dieser bezeugte von ihm, er sei ein Greis, dem man den Frieden Gottes aus den Augen leuchten sehe.

Noch vor Josuas Taufe war bereits eine zweite Station im Kafferland gegründet worden, Itemba, d. h. Hoffnung. Die Verhältnisse in Schwierigkeit und Erfolg waren dort wesentlich dieselben wie in Bethel. Trotz ihrer schmutzigen Sünden wagten Kafferjünglinge dem Missionar zuzurufen: „Mein Herz ist weiß, ach so weiß!“ Dagegen aber bezeugte einer der beiden Erstlinge später auf seinem Sterbebett: „Mein Herz ist voll Freude, denn ich weiß, daß ich nicht sterbe; ich weiß, daß der Tod gestorben ist wegen des Todes Jesu.“

Zwei neue Stationen hatten nur kurzen Bestand: ein Krieg (1846 bis 1847) zwischen Kaffern und Engländern machte ihnen ein schnelles Ende. Alle Missionare, Berliner und andere, die sich inzwischen unter den Xosa-Kaffern niedergelassen hatten, mußten weichen: die Stationen wurden verbrannt; und kaum waren Bethel und Itemba wieder aufgebaut, so brach ein neuer Krieg (Ende 1850—1852) aus, der die Stationen aufs neue in Asche legte. Nur mit großer Mühe wurden die

Kaffern überwunden und zur Strafe aus den Gebirgen in die ebneren Gegenden am Meer versetzt. Das erfüllte sie mit Ingrimm. Sie planten einen neuen Krieg. Um aber Glück zu haben, wollten die Kaffern auf den Rath eines Propheten ihr durch die Engländer verunreinigtes Land reinigen und zwar dadurch, daß sie alles Vieh schlachteten und die Felder unbesäet ließen! Die Häuptlinge, welche diese Maßregeln guthießen und förderten, hatten dabei sicherlich die Absicht, das Volk zur Verzweiflung und in Folge derselben zu desto kühnern Thaten zu bringen. Die Engländer aber schickten Massen von Truppen ins Land, auch die kriegerische Fremdenlegion, die gerade nach beendigtem Krimkriege zur Verfügung stand, und kamen damit dem Ausbruch des Krieges zuvor. Das war Anfangs 1857. Ueber die Kaffern aber, die nicht gesäet und noch dazu ihr Vieh geschlachtet hatten, brach eine fürchterliche Hungersnoth herein. Tausende wanderten, um ihr Leben zu retten, nach der Kolonie aus; Tausende kamen um. Noch mehr wurde das Land zwischen Kaiskama und Kayfluß (Britisch-Kafferland) dadurch für die Engländer gesichert, daß in dem nun menschenleeren Lande sich eine namhafte Anzahl von Mannschaften der aufgelösten Fremdenlegion ansiedelten, und daß außerdem durch eine beträchtliche Einwanderung aus der Uckermark und Pommern mehrere deutsche Dörfer gegründet wurden.

Nun erst konnte die Missionsarbeit kräftig wieder aufgenommen werden. Miss. Döhne war indeß bereits 1847 in ein neues Arbeitsfeld eingetreten; Miss. Kropf ward nach ihm der ständige Missionar von Bethel. Genau genommen galt es jetzt eine förmliche Neugründung, insofern die frühere Bevölkerung von dort versetzt worden war und Trümmer von allerhand Stämmen in dem leerstehenden Landstriche sich angesiedelt hatten. Nur etliche der alten Einwohner waren zurückgeblieben. Unter ihnen ragte Um-Bunge hervor, ein entschiedener Christ, welcher schon über 12 Jahre lang sich treu bewährt hatte und dem Missionar mehr und mehr ein lieber Gehilfe ward. Er wurde auch Ortsvorsteher von Bethel und hatte als solcher die Ehre, von dem englischen Prinzen Alfred bei dessen Reise durch Britisch-Kafferland in seiner Wohnung besucht zu werden. Das Sterben einiger seiner Kinder wurde ihm indeß bald darnach zu einer Anfechtung, die seinen Glauben überstieg. Er wollte fort von Bethel, keine Gegenrede half; seine be-

ständige Antwort war: „Die Gräber meiner Kinder erschrecken mich.“ Bald zog er auch wirklich ab, obgleich ihm der Herr allerhand Hindernisse in den Weg legte. Mitten unter die Heiden zog er, und nun zeigte sich klar, was der eigentliche Grund seines Falles war: die Begierde, noch ein zweites Weib zu nehmen. Seine Sünde ward aber auch in diesem Fall seine Plage: jenes zweite Weib war zänkisch und roh und quälte ihn unablässig. Als er während dieses Herzwehes und dieser Seelennoth in einer fast unzugänglichen Felsenhöhle am Kayfluß wohnte, versuchten zwei ernste Christen, ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen, unter ihnen Josua, der Erstling von Bethel. Aber vergeblich, obgleich er bekannte: „Mein Herz ist voll Furcht und Schrecken alle Augenblick; ich habe auch nicht eine Viertelstunde Ruhe.“ Ab und zu, aber immer seltener, kam er noch nach Bethel zur Kirche. Er setzte sich dann, oft mit verhülltem Angesicht und unter strömenden Thränen, auf die Bank der Ausgeschlossenen oder unter die Heiden. 1867 besuchte ihn Dr. Wangemann in seiner Felsenwüste; er konnte sich aber nicht entschließen, diesem das Versprechen zu geben, er wolle jeden Abend die Worte beten: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Inzwischen ward von einzelnen Missionsfreunden unermüdlich für ihn gebetet.

Zur Erinnerung an einen Mitbegründer der englisch-kirchlichen Mission im Telugu-Land.

Von Pfarrer Ensfelder.

1. Vorbereitung in der Heimat.

Es ist kein thaten- und ereignißreiches, ja nach menschlicher Rechnung nicht einmal ein sonderlich fruchtbares Leben, das wir im Folgenden kurz an uns wollen vorübergehen lassen. Henry Watson Fox ist nur 31 Jahre alt geworden. Aber der Herr rechnet anders als wir. Er sieht das Herz an, und den Aufrichtigen läßt Er's gelingen, auch wenn sie auf Erden nicht

Kaffern überwunden und zur Strafe aus den Gebirgen in die ebneren Gegenden am Meer versetzt. Das erfüllte sie mit Ingrimm. Sie planten einen neuen Krieg. Um aber Glück zu haben, wollten die Kaffern auf den Rath eines Propheten ihr durch die Engländer verunreinigtes Land reinigen und zwar dadurch, daß sie alles Vieh schlachteten und die Felder unbesäet ließen! Die Häuptlinge, welche diese Maßregeln guthießen und förderten, hatten dabei sicherlich die Absicht, das Volk zur Verzweiflung und in Folge derselben zu desto kühnern Thaten zu bringen. Die Engländer aber schickten Massen von Truppen ins Land, auch die kriegerische Fremdenlegion, die gerade nach beendigtem Krimkriege zur Verfügung stand, und kamen damit dem Ausbruch des Krieges zuvor. Das war Anfangs 1857. Ueber die Kaffern aber, die nicht gesäet und noch dazu ihr Vieh geschlachtet hatten, brach eine fürchterliche Hungersnoth herein. Tausende wanderten, um ihr Leben zu retten, nach der Kolonie aus; Tausende kamen um. Noch mehr wurde das Land zwischen Kaiskama und Kayfluß (Britisch-Kafferland) dadurch für die Engländer gesichert, daß in dem nun menschenleeren Lande sich eine namhafte Anzahl von Mannschaften der aufgelösten Fremdenlegion ansiedelten, und daß außerdem durch eine beträchtliche Einwanderung aus der Uckermark und Pommern mehrere deutsche Dörfer gegründet wurden.

Nun erst konnte die Missionsarbeit kräftig wieder aufgenommen werden. Miss. Döhne war indeß bereits 1847 in ein neues Arbeitsfeld eingetreten; Miss. Kropf ward nach ihm der ständige Missionar von Bethel. Genau genommen galt es jetzt eine förmliche Neugründung, insofern die frühere Bevölkerung von dort versetzt worden war und Trümmer von allerhand Stämmen in dem leerstehenden Landstriche sich angesiedelt hatten. Nur etliche der alten Einwohner waren zurückgeblieben. Unter ihnen ragte Um-Bunge hervor, ein entschiedener Christ, welcher schon über 12 Jahre lang sich treu bewährt hatte und dem Missionar mehr und mehr ein lieber Gehilfe ward. Er wurde auch Ortsvorsteher von Bethel und hatte als solcher die Ehre, von dem englischen Prinzen Alfred bei dessen Reise durch Britisch-Kafferland in seiner Wohnung besucht zu werden. Das Sterben einiger seiner Kinder wurde ihm indeß bald darnach zu einer Anfechtung, die seinen Glauben überstieg. Er wollte fort von Bethel, keine Gegenrede half; seine be-

ständige Antwort war: „Die Gräber meiner Kinder erschrecken mich.“ Bald zog er auch wirklich ab, obgleich ihm der Herr allerhand Hindernisse in den Weg legte. Mitten unter die Heiden zog er, und nun zeigte sich klar, was der eigentliche Grund seines Falles war: die Begierde, noch ein zweites Weib zu nehmen. Seine Sünde ward aber auch in diesem Fall seine Plage: jenes zweite Weib war zänkisch und roh und quälte ihn unablässig. Als er während dieses Herzwehes und dieser Seelennoth in einer fast unzugänglichen Felsenhöhle am Kayfluß wohnte, versuchten zwei ernste Christen, ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen, unter ihnen Josua, der Erstling von Bethel. Aber vergeblich, obgleich er bekannte: „Mein Herz ist voll Furcht und Schrecken alle Augenblick; ich habe auch nicht eine Viertelstunde Ruhe.“ Ab und zu, aber immer seltener, kam er noch nach Bethel zur Kirche. Er setzte sich dann, oft mit verhülltem Angesicht und unter strömenden Thränen, auf die Bank der Ausgeschlossenen oder unter die Heiden. 1867 besuchte ihn Dr. Wangemann in seiner Felsenwüste; er konnte sich aber nicht entschließen, diesem das Versprechen zu geben, er wolle jeden Abend die Worte beten: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Inzwischen ward von einzelnen Missionsfreunden unermüdlich für ihn gebetet.

Zur Erinnerung an einen Mitbegründer der englisch-kirchlichen Mission im Telugu-Land.

Von Pfarrer Ensfelder.

1. Vorbereitung in der Heimat.

Es ist kein thaten- und ereignißreiches, ja nach menschlicher Rechnung nicht einmal ein sonderlich fruchtbares Leben, das wir im Folgenden kurz an uns wollen vorübergehen lassen. Henry Watson Fox ist nur 31 Jahre alt geworden. Aber der Herr rechnet anders als wir. Er sieht das Herz an, und den Aufrichtigen läßt Er's gelingen, auch wenn sie auf Erden nicht

eben Großes haben zu Stande bringen dürfen. Solch ein Aufrichtiger, eine rechte Nathanaelsseele, war unser Fox.

Am 1. Oktober 1817 von reichen, aber frommen Eltern in der englischen Grafschaft Durham geboren, sorgfältig erzogen und auf der klassischen Schule zu Rugby (1831—36) gründlich gebildet, entwickelte sich der begabte Junge so gesund und gedeihlich, als mans nur wünschen kann. Dabei zeigte er eine Tiefe und einen Ernst des inneren Lebens, wie man sie bei jungen Leuten nur selten antrifft. Ganz merkwürdig sind in dieser Beziehung seine Briefe aus jener Zeit. Es liegt darin ein wahrer Schatz religiöser Erfahrungen, getragen von einem innigen Bedürfniß nach Gottesgemeinschaft, und durchweht von dem Verlangen, auch seine Mitschüler für den Glauben zu gewinnen. Um nicht durch sein sorgenloses Dasein in das weltliche Leben zu verfallen, suchte er durch persönlichen Einblick in Krankenstuben und in Armenwohnungen sich den Eindruck zu bewahren, daß die Welt mit ihrer Lust vergeht. An Sonntagen und oft auch an Werktagen las er mit betendem Herzen die heilige Schrift. Mit der Missionssache ward er zuerst 1835 bekannt; sein Bruder hatte ihm die Lebensbeschreibung Henry Martyns geschenkt, und über dem Lesen stellte er sich die Frage: „Wäre auch ich im Stande, also meine Heimat, meine Freunde und alles irdische Glück zu verlassen, um des Herrn Werk zu treiben?“ Es war diese Frage das erste Aufleuchten seines spätern Missionstriebs, ein ihm noch unbewußtes Anklopfen des Herrn, der Arbeiter in seinen Weinberg sucht. Das Jahr darauf wohnte er einer Missionsversammlung bei, und als der Redner aussprach, daß es weniger an Geld als an Missionaren fehle, da wurde jene Frage schon bestimmter: Soll nicht ich in dieses Werk eintreten? Seine Eltern hatten ihn für die juristische Laufbahn bestimmt; jetzt sprach er den Wunsch aus, Geistlicher zu werden, und seine Eltern ließen ihn gewähren.

Mit solchen Gesinnungen bezog Fox die Universität Oxford. Es stand dort eben eine hochkirchliche, halbkatholische Richtung in voller Blüthe, auf der aber damals noch der Duft tiefer Innerlichkeit und strengen Heiligungsstrebens lag. Ein Gemüth wie das unseres jungen Freundes mußte sich davon angezogen fühlen, aber doch nur für eine Weile; sein nüchterner Sinn erkannte bald die Gefahr und überwand die darin liegende Versuchung. Schwerer wurde ihm der Sieg über den weltlichen Sinn, den das Studenten-

leben zu entwickeln pflegt. Unter dem trügerischen Vorwand, seine Menschenkenntniß zu erweitern, ward er weniger streng in der Wahl seines Umgangs und brachte manche kostbare Stunde im Wirthshaus zu; auch dem bei englischen Studenten so beliebten Bootfahren gab er sich mit Leidenschaft hin und wurde ein ausgezeichneter Ruderer. Gott aber behielt ihn in seiner Zucht; er redete mit ihm in den Gedanken, die sich untereinander verklagen und entschuldigen; er hielt ihn fest an den Eindrücken seiner Vergangenheit, an der frommen Sitte, die Fox auch in den Tagen des Leichtsinns nicht ließ. Das Bibellesen und den sonntäglichen Besuch des Gottesdienstes gab er daher nie auf. So schreibt er (23. August 1838): „Ich schaue jetzt oft in die Zukunft! in zwei Jahren oder etwas später soll ich ein Geistlicher sein, und wenn ich nicht besser vorankomme, als in den letzten zwei Jahren, wie kann ich dann Andere lehren, der ich selbst nicht über die Anfangsgründe hinaus bin?“ Er übernahm eine Klasse in einer Sonntagsschule, begann wieder die Armen zu besuchen und ward strenger gegen sich selbst. So konnte er denn am 4. Dezember 1839 seine Studien mit gutem Gewissen beendigen.

Aber nun, nach abgelegter Prüfung, stand er wieder vor der ernsten Frage, ob er sich dem Kirchendienst in der Heimat oder aber dem Missionswerk unter den Heiden widmen solle. Hätte er jenem Triebe, der schon in Rugby in ihm erwacht war und der jetzt immer dringlicher wurde, gefolgt, so wäre die Frage gleich entschieden gewesen. Allein er fühlte in sich allerlei jugendlichen Durst nach Neuem; und, gewissenhaft wie er war, mußte er erst mit sich einig werden, ob ihn eigner Wille oder ob ihn wirklich der Herr zur Missionsarbeit treibe. Er schrieb an seine Eltern, und als ihm diese antworteten, sie würden ihn nicht hindern, schrieb er zurück, er wünsche ihrerseits mehr als die bloße Erlaubniß; es müsse ein williges Hingeben des Sohnes in den Dienst des Herrn sein. Von dieser Seite beruhigt, wandte er sich an ältere erfahrene Freunde und erhielt auch von ihnen Ermuthigung. Nun legte er sich noch eine letzte Probe auf. Man hatte ihm so viel von den Bedürfnissen der Heimat, vom sittlichen und geistlichen Elend in den großen Städten gesagt, daß er nicht ohne weiteres der Noth im eigenen Lande den Rücken zu kehren und derjenigen der Heiden sich zuzuwenden wagte. Er begab sich deshalb für einige Tage nach

London und nahm dort die Werke der innern Mission in Augenschein; er wohnte den mitternächtlichen Theeversammlungen bei, da man die gefallenen Mädchen zu retten sucht; er besuchte die Lumpenschulen; er sah der Versunkenheit in den verrufensten Quartieren der Hauptstadt ins Angesicht, und als er nachher, seine Erinnerungen sammelnd, sich wieder fragte: Soll ich bleiben? soll ich gehen? so neigte sich das Zünglein der Wage doch noch der Heidenwelt zu!

Jetzt war er seines innern Berufes gewiß. Aber wie und wo sollte er denselben bethätigen? Einer der Freunde, die er zu Rath gezogen, hatte ihm den Brief eines Missionars mitgetheilt, darin auf die 10 Millionen Telugus in Südindien hingewiesen war; seit 80 Jahren ständen sie unter britischer Herrschaft, und es seien erst sechs Missionare unter ihnen thätig, darunter kein einziger Anglikaner! Das entschied nun auch seinen äußeren Gang; er stellte sich der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft für das Teluguland zur Verfügung.

2. Erster Aufenthalt in Indien.

Am 21. Dezember 1840 ertheilte der Bischof von London dem jugendlichen Missionar die kirchliche Weihe. Am 30. trat Fox in den Ehestand mit Elisabeth James, und am 8. März 1841 schiffte er sich zu Gravesend nach Indien ein; mit ihm ein Cambridger Theologe, Robert Noble, ebenfalls fürs Teluguland bestimmt. Die Fahrt gieng um das Vorgebirge der guten Hoffnung und dauerte vier Monate. In Madras angekommen, wandten sich die Missionsleute fast unverzüglich nach Masulipatnam, der Hauptstadt des Telugulandes, mit einer Bevölkerung von 40,000 Seelen. Das Telugugebiet beginnt etwa 10 Stunden nördlich von Madras und reicht bis Berhampur; über 10 Millionen Menschen sprechen da eine wohlklingende Sprache, die nicht vom Sanskrit stammt, sondern mit dem Kanaresischen und Tamil verwandt ist. Im Jahr 1841 lag das Feld noch beinahe brach, obschon von London aus seit 1805 und von Amerika aus seit 1838 dort bereits einige Versuche waren gemacht worden. Die beiden jungen Missionare theilten sich nun derart in die Arbeit, daß Noble eine englische Schule gründete

mit der Bibel als Lehrbuch, und daß Fox sich der Predigt unter den Heiden widmete. Jene Schule nahm bald einen gesegneten Fortgang und wurde eine kostbare Pflanzstätte für Evangelisten. Schon im Jahre 1845 berichtet Fox von einer darin vorgenommenen Prüfung; die Schüler der ersten Klasse (18—29 Jahr alt) hatten im letzten Jahre neun Kapitel des Evangeliums Lukas in der englischen Uebersetzung gelesen, englische Grammatik, die Geographie Indiens und die Anfangsgründe der Geometrie gelernt, dazu jede Woche einen englischen Aufsatz geschrieben. Fox selbst übernahm die Predigt des Evangeliums nicht im engherzigen Sinne der englischen Hochkirche. Jene Missionare, die kein Heil und keinen Segen außerhalb der bischöflichen Ordination auch für die Heiden erwarten, erinnerten ihn, wie er einmal sagt, an die Pharisäer, die nach Antiochien kamen, um die Heidenchristen zur Beschneidung zu zwingen (Apstlg. 15, 1). „Es ist schon schlimm genug in der Heimat," fügte er hinzu, „aber in der Mission wirkt es wirklich zerstörend, wenn man die Form über den Geist setzt."

Die erste Schwierigkeit, die er zu überwinden hatte, war die Erlernung der Telugusprache; er nahm Unterricht bei mehreren eingebornen Lehrern, mit denen er die Bibel im Telugu las. Er versäumte nicht, mit ihnen religiöse Gespräche zu führen, sowohl um die Volksreligion kennen zu lernen, die er bekämpfen wollte, als um sich selbst in diesem Kampf zu üben. Als er den Sündenfall im ersten Buche Mosis gelesen und mit seinem Lehrer über die Sünde zu sprechen anfieng, gab dieser zu, daß auch die Besten noch Sünden begiengen, diese aber aufgewogen würden durch eine größere Menge guter Werke. — „An den Früchten erkennt man den Baum," fuhr Fox fort; „wenn die Menschen sündigen, so beweist dies, daß ihre Natur verderbt ist." — „Nehmen Sie," entgegnete der Munschi, „einen Mangobaum; ist die Frucht noch klein, so ist sie ganz werthlos; ist sie ausgewachsen, so schmeckt sie herbe; ist sie aber reif, dann ist sie köstlich. Also bringt derselbe Baum verschiedene Frucht." — „Mit nichten!" sprach Fox; „das ist nicht verschiedene Frucht, sondern dieselbe Frucht zu verschiedenen Zeiten." Der Munschi wollte durchaus nicht verstehen, daß die Menschennatur überall die gleiche sei; vielmehr sei sie verschieden bei verschiedenen Menschen, je nach der verschiedenen Mischung von Gut und Böse. Zuletzt sprach er: „Gott ist gut und gnädig; er wird uns schon unsere

Sünden vergeben." Fox ergriff die Gelegenheit, um ihm von Jesu, dem Sünderheiland, zu erzählen. Der Lehrer verschanzte sich aber schließlich hinter die beliebte Redensart, daß alle Religionen gleich gut seien, was ihm natürlich Fox bestritt.

Sobald ihm die Zunge einigermaßen gelöst war, begann Fox auch seinen Dienstboten vom Evangelium zu reden; er stieß dabei aber auf ein Hinderniß, das er nicht bedacht hatte. Da er von seinem Munschi nur die Sprache der Gelehrten gelernt hatte, von welcher viele Ausdrücke den Ungebildeten ganz unverständlich sind, so konnte er bei dieser Klasse von Leuten anfangs nicht viel ausrichten. Doch las er ihnen die ersten Kapitel der Bibel vor, schloß daran allerlei Belehrungen und sagte ihnen das Vaterunser so oft vor, bis sie es nachsprechen konnten. Diese Unterredungen gestalteten sich nach und nach zu einem regelmäßigen Hausgottesdienste, ja mit der Zeit ließen sich einige der Dienstboten taufen.

Nun aber begann das ungesunde Klima sein körperliches Wohlsein ernstlich anzugreifen und er mußte auf den Blauen Bergen Erholung suchen; seine ganze Familie begleitete ihn dahin und auch ein ihm anvertrautes Mädchen, Mary Paterson. Diese war die Tochter eines Engländers und einer Telugufrau; als ersterer frühe starb, hinterließ er seinen Kindern sein Vermögen; die Witwe erzog dieselben im Heidenthum, und als das Mädchen in Foxens Familie kam, war es völlig verwildert; man mußte es zuerst nach europäischer Sitte essen und sitzen lehren; man mußte ihm mühsam die ersten Begriffe der christlichen Religion beibringen; aber es gelang über Erwarten. Mary wurde eine fromme Christin, und als sie, 19 Jahre alt, starb, ist sie selig im Herrn entschlafen.

Nach einer kleinen Reise durch Travankor und Tinneweli, wo er das größte Missionsfeld Südindiens kennen lernte, auch manche werthvolle Bekanntschaft anknüpfte, kehrte er nach Masulipatnam zurück, mit neuem Eifer sein Werk aufnehmend. Wie verlangte er aber nach weitern Arbeitskräften! wie ungenügend war seine einzige Person für das große Werk, da sein vereinzeltes Zeugniß der Masse des Heidenthums gegenüber ja leer zu verhallen schien. Er schrieb daher einen dringlichen Brief nach Hause, in welchem er um Zusendung weiterer Missionare bat.

Unterdeß hatte ihm Gott eine schmerzliche Prüfung bereitet. Gegen Ende 1845 war die Gesundheit seiner Frau so erschöpft,

daß er sie mit ihren drei Kindern nach England zu senden gedachte. Der Arzt in Madras rieth ihm aber dringend, sie nicht allein ziehen zu lassen, und so schiffte sich die ganze Familie den 30. Okt. auf der Diana ein; in der Nacht starb die Frau und wurde — noch in Madras — begraben! Das Schiff aber hatte die Gewässer Indiens noch nicht verlassen, als auch das jüngste Kind starb und in Kuddalor bestattet wurde. Man kann sich vorstellen, wie schwer den armen Gatten und Vater dieser doppelte Schlag traf, und wäre nicht Gottes Gnade sein Trost gewesen in diesen Prüfungstagen, er wäre vergangen in seinem Elende.

Die Reise gieng wieder am Kaplande vorbei, und Fox kaufte die Zeit aus, um den Schiffsleuten und den Passagieren das Wort des Lebens zu verkündigen. So veranlaßte er den Schiffsarzt, jeden Morgen mit ihm eine halbe Stunde die Bibel zu lesen; den Matrosen gab er Traktate und hatte die Freude, in derselben Einem ernste Gedanken zu entdecken.

In England verweilte er sechs Monate, erquickte sich an Heimatluft und Familienliebe; aber sein Hauptanliegen war, Arbeiter für die Mission anzuwerben. Bei den Maiversammlungen in London hielt er einen Vortrag in diesem Sinne, der tiefen Eindruck zu machen schien. Es ließ ihm aber in England keine Ruhe. Er mußte wieder hinaus zu den Telugus. Dort hatte er, wenn auch nicht sein „Nest," so doch seine Arbeits- und damit auch seine Heimstätte gefunden.

3. Zweiter Aufenthalt in Indien.

Den 27. August 1846 schrieb Fox an seinen Freund und Kollegen in Masulipatnam: „Ungefähr um die Zeit, wenn du diesen Brief erhältst, werde ich mich von meinen Kindern trennen. Gedenke mein vor Gott, es wird Fleisch und Blut gar schwer werden ..... doch wir leben ja nicht, um zu genießen, sondern um zu wirken ....." Es kam für ihn der Tag, da er sich von seinen Kindern verabschieden mußte, um mit einer ganzen ihm lieb gewordenen Vergangenheit zu brechen. Am 20. Oktober schiffte er sich auf dem „Ripon" ein. Das Schiff machte seine erste Reise; man hatte sich mit Fertigstellung desselben übereilt; schon nach kurzer Zeit mußte man den Gang des Schiffes mäßigen; als man in den Kanal einlief, wurde

die See stürmisch, das Steuer brach; der Kapitän verzweifelte an der Rettung. Fox lag lesend und schlafend in seiner Kabine, ohne etwas zu ahnen, da trat er ins Eßzimmer und hörte von der drohenden Gefahr; sofort begab er sich wieder hinunter und stellte betend alles Gott anheim. Und Gott half; das Steuer wurde nothdürftig wieder mit dem Rade verbunden und das Schiff konnte in eine sichere Bucht einfahren. Ein anderes Schiff wurde telegraphisch herbeigerufen, die Ladung sammt den Passagieren umgeschifft und die Reise ohne weitern Unfall fortgesetzt. Am 12. Dez. landete Fox in Madras.

Zunächst brachen hier alte Wunden wieder auf; alles rief ihm sein entschwundenes Glück ins Gedächtniß; hier hatte er zuletzt noch mit seiner Frau und seinen Kindern geweilt. Fox war aber nicht der Mann, in thatenloser Schwermuth sich zu verzehren; im Glauben raffte er sich auf. „Bete für mich," schreibt er an seine Schwester noch am Tage seiner Ankunft in Madras, „daß ich in diesem Lande und in dieser Zeit der Prüfung zur Ehre Gottes wirken möge." So gestärkt und getragen durch sein Vertrauen und seine wie der Seinigen Gebete, trat er wieder in die Arbeit ein. Seine Thätigkeit war eine vielfache, nicht allein auf Indien beschränkte; durch Briefe suchte er in England das Missionsinteresse zu wecken, namentlich lag ihm Oxford am Herzen, von dem erst ein Missionar, er selbst, ausgegangen, während Cambridge deren schon mehrere gestellt hatte; er rieth dringend zu einer Vorlesung über Missionswissenschaft. In Masulipatnam aber nahm er in einer wöchentlichen Konferenz Theil an der Revision der Telugu-Bibel und half mit, allerlei Teluguschriften zum Drucke zu bereiten. In der bessern Jahreszeit gieng er aufs Land und predigte den Heiden. Zwar klagte er in seinen Briefen noch manchmal über mangelhafte Kenntniß der Sprache; aber zuletzt freut er sich doch, „daß der Herr seine Zunge gelöst in einem Maße, wie er es in so kurzer Zeit nicht zu hoffen gewagt." Er zählte dabei nicht auf Erfolge, die ja doch nur vom Herrn abhängen; ihm war es genug, das Evangelium da zu predigen, wo es bis dahin noch nicht gehört worden, und nach dem Maße seiner Kräfte die Weissagung erfüllen zu helfen, daß das Evangelium zuerst allen Völkern müsse gepredigt werden, bevor das Ende komme. Er fand dabei überall Gehör, oft freilich nur zum Spotte. So sagte ihm einmal ein ehemaliger Zögling der

nachgesagt. Aber es half nichts. Bald füllte sich die Schule wieder, und es dauerte nicht mehr lang, so erlitt das Heidenthum noch ganz andere Niederlagen, indem auch Brahmanen sich bekehrten und selbst eifrige Verkünder des Evangeliums wurden.

---

4. Heimreise und Heimgang.

Die reiche kirchliche Missionsgesellschaft in London läßt bekanntlich ihre Sendboten nicht darben; vielleicht thut sie in der Hinsicht des Guten eher zu viel als zu wenig. So schreibt einmal Fox an einen Freund: „Ich wünschte, daß Sie und alle Missionsfreunde bei mir wären in meinem Haus und meinem Zelt, um zu sehen, wie wenig Entbehrungen das Missionsleben in Indien mit sich bringt. Ich bewohne ein großes, neues Haus, dessen eine Seite leer steht zur Aufnahme ab- und zugehender Missionsgeschwister. Ich habe ein Gesellschaftszimmer, ein Eßzimmer, ein Schlafzimmer und daneben ein Badezimmer und ein Studierzimmer, so daß ich wie ein Fürst eingerichtet bin..... Ziehe ich mit meinem Zelt aus, so pflanzen es meine Diener am geeignetsten Platze auf; es mißt inwendig zwölf Fuß im Quadrat und hat eine doppelte Decke ..... ich habe darin meinen Tisch, meinen Stuhl, mein Bett, meine Bücher und den größten Theil des Tages Besuch von schwarzen Gesichtern und beturbanten oder kahlrasirten Köpfen."

Aber alle Bequemlichkeiten und Vorsichtsmaßregeln sind eben doch kein dauernder Schutz gegen das Tropenklima. 1847 wurde Fox von einem Leberleiden und Ruhr befallen. Die Aerzte meinten, eine kleine Seereise würde das Uebel heben; ihre Erwartung erfüllte sich aber nicht und ein Arzt in Madras, der nun zu Rathe gezogen wurde, verschrieb ihm eine Reise nach Europa, mit dem Bedeuten, daß sein körperlicher Zustand ihm nie mehr erlauben würde, nach Indien zurückzukehren. Das war für den 30jährigen Missionar ein schwerer Schlag! Vor sechs Jahren war er hoffnungsvoll in das Arbeitsfeld gekommen; er hatte das Leben seiner Gattin, die Gesellschaft seiner Kinder seinem Berufe geopfert; er hatte sich eine schöne Sprachfertigkeit, Kenntniß von Land und Leuten und mancherlei Erfahrung erworben; die ersten schweren Anfänge waren überstanden. Sechs Arbeiter standen am Werke.

zeigen; die Kinder waren eben allein, da der Lehrer sich den Kopf rasieren ließ. Fox nimmt flugs seine Stelle ein, holt aus seiner Tasche ein Büchlein mit den zehn Geboten heraus und läßt die Kinder lesen. Er erklärt ihnen den Willen Gottes, den Begriff Sünde, und als er fragt: Wer kann Sünden vergeben? da gibt ihm ein kleiner Bursche die Antwort: „Gott allein!“ Mittlerweile war der Lehrer mit glattrasirtem Kopfe eingetreten, und man kann sich seine Verwunderung vorstellen, als er seinen christlichen Stellvertreter erblickte.

Bei seiner Heidenpredigt traf Fox einerseits auf die rohesten Religionsbegriffe und andrerseits auf alle jene Spitzfindigkeiten, worin die Hindus solche Meister sind. Er suchte gewöhnlich seine Zuhörer vom Sündenbewußtsein aus anzufassen. Ein Gespräch, von dem er berichtet, mag zeigen, wie schwer dies bei den Hindus ist. „Ich fragte einen mich besuchenden Bauern, ob er nie gesündigt, ob er z. B. nie gelogen habe?“ — „Und wenn ichs that,“ lautete die Antwort, „wer hat mich sündigen machen, wenn nicht Gott? Mein Fehler ist es nicht.“ — „Dann macht ihr Gott zum Lügner, denn wenn ich meinen Diener auf den Markt sende und ihn stehlen heiße, so bin ich der Dieb, so gut wie er.“ — „Natürlich, aber was dann? Gott ist ein Dieb und ein Lügner.“ — Ich wandte mich entrüstet zu den Zuhörern, aber sie lachten laut und der Bauer erzählte mir, sein Gott, Krischna, habe wirklich gelogen und gestohlen.

Unter den Bekehrungen ist die eines 21jährigen Sudrajünglings, Sitapati, hervorzuheben. Ein halbes Jahr vor seiner Taufe war er mit David, einem getauften Sudra, bekannt geworden; er erkannte seine Sünden und begehrte christlichen Unterricht. Seine Verwandten aber bemerkten sein verändertes Wesen und bewachten ihn. Er that nun einen entscheidenden Schritt, indem er mit David aß und so die Kaste brach. Große Aufregung unter den Hindus! Man versucht List und Gewalt, und da beides mißlingt, so verklagt sein Bruder die Missionare, daß sie den Jüngling zwangsweise bei sich festhielten. Die Anklage ward jedoch hinfällig, als Sitapati vor Gericht erklärte, es sei sein eigener freiester Wille, daß er bei den Missionaren bleibe. Als er aber dann wirklich getauft wurde, gab es neuen Krawall. Viele Eltern nahmen ihre Kinder aus der Missionsschule; alles mögliche Schlechte wurde dem Christennamen

nachgesagt. Aber es half nichts. Bald füllte sich die Schule wieder, und es dauerte nicht mehr lang, so erlitt das Heidenthum noch ganz andere Niederlagen, indem auch Brahmanen sich bekehrten und selbst eifrige Verkünder des Evangeliums wurden.

---

4. Heimreise und Heimgang.

Die reiche kirchliche Missionsgesellschaft in London läßt bekanntlich ihre Sendboten nicht darben; vielleicht thut sie in der Hinsicht des Guten eher zu viel als zu wenig. So schreibt einmal Fox an einen Freund: „Ich wünschte, daß Sie und alle Missionsfreunde bei mir wären in meinem Haus und meinem Zelt, um zu sehen, wie wenig Entbehrungen das Missionsleben in Indien mit sich bringt. Ich bewohne ein großes, neues Haus, dessen eine Seite leer steht zur Aufnahme ab- und zugehender Missionsgeschwister. Ich habe ein Gesellschaftszimmer, ein Eßzimmer, ein Schlafzimmer und daneben ein Badezimmer und ein Studierzimmer, so daß ich wie ein Fürst eingerichtet bin..... Ziehe ich mit meinem Zelt aus, so pflanzen es meine Diener am geeignetsten Platze auf; es mißt inwendig zwölf Fuß im Quadrat und hat eine doppelte Decke ..... ich habe darin meinen Tisch, meinen Stuhl, mein Bett, meine Bücher und den größten Theil des Tages Besuch von schwarzen Gesichtern und beturbanten oder kahlrasirten Köpfen."

Aber alle Bequemlichkeiten und Vorsichtsmaßregeln sind eben doch kein dauernder Schutz gegen das Tropenklima. 1847 wurde Fox von einem Leberleiden und Ruhr befallen. Die Aerzte meinten, eine kleine Seereise würde das Uebel heben; ihre Erwartung erfüllte sich aber nicht und ein Arzt in Madras, der nun zu Rathe gezogen wurde, verschrieb ihm eine Reise nach Europa, mit dem Bedeuten, daß sein körperlicher Zustand ihm nie mehr erlauben würde, nach Indien zurückzukehren. Das war für den 30jährigen Missionar ein schwerer Schlag! Vor sechs Jahren war er hoffnungsvoll in das Arbeitsfeld gekommen; er hatte das Leben seiner Gattin, die Gesellschaft seiner Kinder seinem Berufe geopfert; er hatte sich eine schöne Sprachfertigkeit, Kenntniß von Land und Leuten und mancherlei Erfahrung erworben; die ersten schweren Anfänge waren überstanden. Sechs Arbeiter standen am Werke.

Zuerst, außer Fox, Miss. Noble, der mit zwei Gehilfen die englische Schule (60 Schüler) und die kleine Eingebornengemeinde (12 Seelen) zu Masulipatnam leitete. Dann Sharkey, der mit Fox die Heidenpredigt übernommen und dessen Frau eine Mädchenschule (11 Kinder) gegründet hatte. Ein eben aus England gekommener Gehilfe war über das Sprachlernen noch nicht hinaus. Fox aber war körperlich so heruntergekommen, daß er im Augenblick die ganze Ausdehnung des Opfers nicht einmal empfand.

Die Reise war äußerst beschwerlich, besonders die Strecke durch Egypten. Als er in Suez das Land betrat, fühlte er sich etwas wohler; ein kühler Nordwind wehte ihn an. „Als wir die Wüste durchzogen, habe ich viel gelitten; es ist mir wie ein böser Traum und ich glaube kaum, daß ich Muth genug hätte, die Strapatze noch einmal durchzumachen. Seltsam, daß dieselbe Sache einen kranken und einen gesunden Mann so verschiedenartig berührt. Als ich 1846 denselben Weg machte, erreichte ich Suez, nachdem ich 24 Stunden lang recht durchgeschüttelt worden, ganz frisch, selbst erheitert; jetzt wußte ich kaum, wie ich mich setzen oder legen sollte, leidend, erschöpft; und einmal wünschte ich selbst, man möchte mich meinem Schicksal in der Wüste überlassen." Im Mittelmeere erstarkte er zusehends, und so kam er im Frühjahr 1848 in England an, gerade noch rechtzeitig, um seinem Vater die Augen zuzudrücken. In Durham angekommen, schreibt er (17. April 1848) an Miss. Noble in Masulipatnam: „Ich fühle täglich nicht eine Abnahme, sondern eine Zunahme des Leids, daß ich euch alle verlassen und die Missionsarbeit aufgeben mußte;" — und an seine Schwester (30. Mai): „Man hat keinen richtigen Begriff von der Sache, wenn man meint, die größte Prüfung für einen Missionar sei der Abschied von der Heimat, der Abschied vom Missionsfelde ist eine noch größere."

Seine Gesundheit schien sich übrigens wunderbar herzustellen und die Missionsgesellschaft suchte seine Erfahrung und seinen Eifer zu verwerthen, indem sie ihn als ihren zweiten Sekretär anstellte. Sie bereitete sich eben vor, ihr 50jähriges Jubiläum zu feiern und Fox hatte viel mit den Anordnungen zum Feste zu thun; aber er sollte es auf Erden nicht mitbegehen. Sein Uebel kehrte wieder. Starken Willens hielt er am 17. September noch einen Missionsvortrag. Darauf legte er sich ins Bett, das er nicht mehr verlassen sollte. Seine Schwester, Isabella, von Jugend auf die Ver-

traute seines innern Lebens, stand ihm in diesen Tagen bei, mit leiblicher Pflege, wie mit geistlichem Zuspruch. Er behielt bis ans Ende die Freudigkeit seines Glaubens; er hatte Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. Und wie er glaubte, so geschah ihm. Am 14. Oktober 1848 durfte er heimgehen.

Seine Arbeit draußen war die des Säemanns; die Ernte durfte er hienieden nicht sehen. In der Heimat aber wird sein Andenken durch die Fox'sche Stiftung zu Rugby erhalten. Es ist das ein Verein von Freunden des Verstorbenen und von Schülern der Anstalt, der in 13 Jahren beinahe 130,000 Mk. für die Mission zusammengebracht hat. Und wie herrlich hat sich seither das Werk im Telugu-land entwickelt! Der treue Noble mußte zwar 12 Jahre warten, bis der Erstling seiner Schule sich taufen ließ, von da an aber gieng es schön voran, und als der edle Mann nach 12 weiteren Arbeitsjahren 1865 auf seinem Posten starb, da stand an seinem Grabe schon eine stattliche Schaar solcher, die ihm, als ihrem geistlichen Vater, heiße Thränen des Schmerzes, aber auch der Dankbarkeit nachweinten. Jetzt ist die Zahl der Getauften auf beinahe 2000 gewachsen, und der früher so heftige Widerstand der Heiden ist gebrochen. Wenn einer von ihnen sich bekehrt, so hat er nur selten noch Verfolgungen zu leiden, ja viele stimmen ihm innerlich bei. Und in den andern Telugu-Missionen sind die Erfolge noch größer; haben doch die Baptisten in den letzten 3 Jahren allein über 12,000, die amerikanischen Lutheraner über 1000 Erwachsene dort taufen können! „Der eine säet, der andere schneidet!"

Unerschütterlich fest, wie die Felsentempel von Adschanta (siehe das Bild), so erschien noch vor wenigen Jahrzehnten die Macht der Kaste, des Aberglaubens und Götzendienstes wie in ganz Indien, so auch im Telugu-land. Welch ein Umschwung ist seither eingetreten! Nicht nur die Mission, auch zahlreiche andere Kräfte haben zusammengewirkt, eine neue Zeit heraufzuführen. Die Tage des Hinduismus sind gezählt. Und genauer betrachtet, sind selbst jene berühmten Höhlentempel eine Weissagung auf den bevorstehenden Untergang desselben. Sind sie doch s. Z., d. h. etwa vor 2000 Jahren von Buddhisten erbaut, von buddhistischen Mönchen bewohnt und zu buddhistischem „Gottesdienst" benutzt worden. Heute aber ist der Buddhismus aus Vorderindien so gut wie verschwunden, und all die schönen Bildsäulen und Inschriften jener großartigen Bauten —

sie stehen unverstanden als eine alte Reliquie da! So wird auch die Zeit kommen, wo die jetzt noch vielbesuchten Hindu-Heiligthümer leer stehen und ein christliches Geschlecht kopfschüttelnd an denselben vorübergehen wird. Dann werden sich miteinander freuen die Säeleute und die Schnitter — wie man sich freuet in der Ernte!

Die Millionsjubelfeier in Herrnhut.

Es war an einem Donnerstag, den 21. August 1732, früh 3 Uhr; noch lag die Stille der Nacht auf den Gassen Herrnhuts, da hielt, zur Abfahrt bereit, der Wagen des Grafen von Zinzendorf vor seiner Wohnung. Mit ihm stiegen zwei schlichte Männer ein. Der eine war Leonhard Dober, ein 26jähriger noch unverheiratheter Schwabe, seines Zeichens ein Töpfer; der andere war David Nitschmann, 10 Jahre älter als jener und bereits Familienvater, gebürtig aus Mähren, des Handwerks ein Zimmermann. In der Tasche hatten sie je einen Dukaten, den ihnen der Graf geschenkt, und dazu etwa 6 Thaler als selbsterworbenen, gemeinsamen Besitz. Still stiegen sie ein, und der Wagen rollte von dannen. Am Morgen langte man in Bautzen an. Draußen vor der Stadt hielt der Wagen; unter freiem Himmel knieten sie nieder, der Graf betete und segnete die beiden. Dann kehrte er heim. Sie aber zogen weiter — zu Fuß — nach Kopenhagen, und von da zur See nach Westindien.*) Das waren die ersten Missionare der Brüdergemeine!

Hundert und fünfzig Jahre sind darüber hingegangen. Herrnhut hat sich vergrößert. Es ist der 21. August 1882, diesmal ein Montag. In aller Morgenfrühe erschallt festlich ein Posaunenchor. Von nah und fern finden frohe Gäste sich ein per Wagen, per Eisenbahn und zu Fuß. Der stattliche „Saal" kann die Versammlung kaum

*) Siehe „A. v. Dewitz. In Dänisch-Westindien, 150 Jahre der Brüdermission in St. Thomas, St. Croix und St. Jan." Niesky 1882.

fassen; es mögen 1500—2000 Personen sein, die sich um 10 Uhr Vormittags zur Festpredigt eingefunden haben, darunter Vertreter fast aller deutschen und einiger ausländischen Missionsgesellschaften. Noch voller ists am Nachmittag um drei Uhr. Glückwunsch-Telegramme und Briefe werden verlesen. Sogar der Erzbischof von Canterbury hat einen Gruß gesendet. Eine lange Reihe von Rednern (Senior Cordes aus Leipzig, Dr. Fabri aus Barmen, Dr. Wangemann und Insp. Franz aus Berlin, J. Hesse aus Basel, Insp. Zahn aus Bremen, Dr. Warneck aus Rothenschirmbach, Dr. Gundert aus Calw, Direktor Frick aus Halle, Professor Comba aus Florenz, Prediger Bourquin aus Zeist, Missionar Clark aus Prag) tritt auf. Jeder bringt seinen Gruß, Dank und Wunsch. Auch an Jubelgaben fehlt es nicht. Von Lob- und Schmeichelreden aber ist nichts zu hören. Gott allein wird die Ehre gegeben. Anbetender Lobpreis und bußfertige Beugung, das ist die Stimmung, in welcher die „Gemeine" selbst dies Jubelfest hat feiern wollen und von der auch alle Festgäste sind ergriffen worden.

„Alles, was wir ausgerichtet haben, hast du uns gegeben, o Herr!" — das ist der Ton, den schon die Sonntagspredigt (A. v. Dewitz) und dann der Jubelbericht*) (E. Reichel) angeschlagen hat. Und wahrlich, vom Herrn ists geschehen und ein Wunder vor unsern Augen — dies ganze Werk der Brüdermission. Daß eine so winzige Kirchengemeinschaft aus ihrer Armut heraus in 150 Jahren 2171 Männer und Frauen in alle Welttheile hat aussenden können, daß sie heutigen Tages in Nord-, Mittel- und Südamerika, in Südafrika, in Australien und im Himalaja auf 113 Missionsposten zusammen 165 Brüder und 150 Schwestern, darunter 30 eingeborne Missionare, und außerdem noch 1471 eingeborne Gehilfen und Gehilfinnen, 211 Schulen mit 16,437 Kindern und 74,440 Pflegbefohlene, darunter 25,298 Abendmahlsgenossen, zählt und daß noch immer neue Arbeiter vom „König" sich „aufrufen" lassen, zu den armen Eskimos, Papuas, Negern und Kaffern zu ziehen — das ist eine in der ganzen Welt- und Kirchengeschichte einzig dastehende Thatsache. Wie ist dieselbe zu erklären?

*) Siehe „Rückblick auf unsere 150jährige Missionsarbeit, herausgegeben zur Feier des 21. Aug. 1882 von der Missionsdirektion der evang. Brüderunität." Im Verlag der Missionsverwaltung zu Herrnhut und zu beziehen durch das Missionsinstitut zu Niesky.

„Man könnte sich versucht fühlen, mit dem Namen Zinzendorf zu antworten, oder auf die streitbaren Mähren Herrnhuts hinzuweisen, die vom Feuer der ersten Liebe ergriffen und durch den Geist zu einer lebendigen Gemeine getauft worden waren, man könnte auch auf das wunderbar günstige Zusammentreffen äußerer Umstände hinweisen." Aber das alles würde nicht einmal den Anfang, geschweige denn den Fortgang und den jetzigen Stand dieses großartigen Werkes erklären. Mit vollkommenem Recht spricht daher der Jubelbericht es aus: „Unserer Mission Anfang ist ebensowenig, wie sonst irgend ein Gotteswerk, aus dem Willen eines Mannes oder dem Eifer passender Werkzeuge oder dem Eintreten günstiger Umstände entstanden, sondern daraus, daß Gott zu Seiner Stunde die rechten Männer erwählt, ausgerüstet, bei der Hand genommen, in die von Ihm geschaffenen Umstände hineingeführt und dann gesprochen hat: „Es werde!" Und „wenn Er spricht, so geschieht's; wenn Er gebeut, so steht es da"..... Was wir unsere Mission nennen, es ist nicht unser und unsrer Väter Werk, es ist Gottes Werk."

Ja, so ist es. Und daß es so bleiben möge, daß auch in Zukunft die Brüdergemeine als eine rechte Bet-, Missions- und Kreuzgemeine sich bewähren und Gott allezeit sich zu ihr gnädig bekennen möge, das war das Gebet und der Herzenswunsch aller Festfeiernden in Herrnhut. „Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe, Eins aber ist noth!" — so rief am Sonntag Vormittag der Prediger seinen Mitbrüdern zu, „Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebet es auch!" das war der Text der eigentlichen Festpredigt am Montag Morgen (E. Reichel). „Kein Einwohner wird sagen: Ich bin schwach; denn das Volk, so darinnen wohnt, wird Vergebung der Sünden haben" — so tönte es aus der Sonntagabendpredigt (Konsistorialrath Kahle aus Königsberg) und wieder und wieder ward es in den Reden betont: „Wollt ihr Posaunen der Gnade sein, räumt euch der Gnade erst selber ein!" d. h. wollt ihr den Heiden das Evangelium bringen, so wisset, daß ihr vor allem erst selbst Vergebung eurer Sünden haben und eures Heils aus Gnaden gewiß sein müßt! Am eindringlichsten aber betonte es in allerlei Variationen der Selbstkritik und Ermahnung der musterhaft klare und nüchterne Festbericht:

Herrnhut soll nicht länger stehen,
Als die Werke Deiner Hand
Ungehindert drinnen gehen;
Und die Liebe sei sein Band:
Bis wir fertig und gewärtig
Als ein gutes Salz der Erden,
Nützlich ausgestreut zu werden!

Und daß das Salz in Herrnhut noch nicht dumm geworden, das konnte man in diesen Festtagen wohl merken. Wir wollen nicht die dort genossene Gastfreundschaft, nicht die durchgängig ernste und würdige Haltung aller Einwohner und die im ganzen Dorf herrschende gute Sitte, nicht die lieblichen Gesänge und andachtsvollen Gottesdienste, überhaupt nicht dies oder das Einzelne, was uns daselbst wohlthuend entgegengetreten ist, über Gebühr erheben und als einen unumstößlichen Beweis für das immer noch vorhandene geistliche Leben hinstellen; das aber können wir ohne alle Uebertreibung unsere Leser versichern, daß wir noch nie an einem Missionsfeste theilgenommen haben, wo es so wenig „gemenschelt" hat, wie bei dieser Jubelfeier in Herrnhut. Einfalt, Wahrheit, Demuth — das war der Charakter dieses seltenen, wirklich „von oben bereiteten" Festes. Und was alles an Arbeit und Selbstverleugnung diesem Feste zur Grundlage diente, davon konnte man einen tiefen Eindruck bekommen, wenn man die ernsten, schlichten Männer ansah, die als zurückgekehrte Missionare an der Feier theilnahmen, oder wenn man sinnend vor den mehr als 50 Missionsgräbern stand, die über den Gottesacker am Hutberge hin zerstreut sind und zum Feste je mit einem einfachen Kranze waren geschmückt worden.

Wo so gearbeitet, so gebetet, so gelebt und so gestorben wird, da kann der Segen nicht ausbleiben.

So beten wir denn zuversichtlich mit der neuen wie mit der alten Brüderkirche zum Haupt der Gemeine:

Gönne uns noch manche Frucht;
Lohne unsrer Seelensucht;
Mehre unsrer Heerde Zahl
Hundertmal, ja tausendmal!

Wirst Du? ja Du wirst es thun!
Deine Treue kann nicht ruhn;
Du wirst lassen Wunder sehn;
Amen. Ja! es soll geschehn!

Missions-Zeitung.

Afrika.

In Lagos ist eine Schrift: „Des Hamiten Haushalt" erschienen, in welcher der anonyme Verfasser nachzuweisen sucht, daß Afrikaner nicht wie Europäer ohne Vielweiberei und Sklaverei leben können; die englische Regierung dürfe daher ihre heimischen Gesetze nicht ohne Weiteres auf Afrika übertragen und die afrikanischen Christen sollten sich zu National-Kirchen zusammenschließen, in denen auch Polygamisten u. Sklavenbesitzer anerkannt werden! — Die Breadfruit-Gemeinde in Lagos (524 Erwachsene) hat v. J. 14,160 Mk. freiwillig aufgebracht und dazu durch Vermiethung der Sitze in ihrer neuen Kirche (St. Paul's) 3800 Mk. erlöst. Sie besoldet ihren Pastor J. Johnson selbst und ist überhaupt von der Mission unabhängig.

— Ein junger Eingeborener in Sierra Leone, welcher durch die katholische Mission „aus dem Protestantismus bekehrt" worden, schreibt in den „Jahrbüchern": „Hier übt der Satan seine Herrschaft aus und hat, um die Seelen zu fesseln, neben dem Heidenthum auch noch den Protestantismus zu Hilfe gerufen..... Die Katholiken belaufen sich auf 1000. Sie waren fast alle Protestanten, welche von den Missionaren seit ihrer Ankunft im Lande (1864) bekehrt wurden. Ihre Zahl mehrt sich, ungeachtet der Verfolgungen und lügenhaften Andichtungen unserer Feinde, mit jedem Tage." Was zieht sie denn so zur katholischen Kirche? — Zuerst die „Neugierde", dann „die Ausschmückung, der Gesang, die Ceremonien des Gottesdienstes," und „all das Rührende und Feierliche, zur Andacht stimmende," was sich da vor ihren Augen entfaltet! Der Schreiber war ehemals selber „ein hitziger Protestant," ein Pater Gommenginger aus dem Elsaß aber hat ihm die „Augen geöffnet."

— Der amerikanische Miss. Sanders hat im letzten Frühjahr endlich Bihe erreicht und vom König Tschilemo die Erlaubniß erhalten, sich irgend einen Platz zur Niederlassung auswählen zu dürfen. Anfang Mai war er in Benguela, um einige neue Ankömmlinge aus Amerika zu empfangen. In Bailunda haben Dr. Nichols und seine Frau vom Fieber gelitten.

— Auf den 38 Stationen der Hermannsburger Mission sind im Jahr 1881 zusammen 889 Seelen getauft worden, so daß ihre ganze Heidengemeinde in Südafrika jetzt 6632 Glieder zählt.

China.

Ins Missionsspital zu Swatau kamen v. J. Hilfesuchende aus 1221 Städten und Dörfern. Die

beinahe 3000 Kranken, welche aufgenommen werden konnten, blieben durchschnittlich je 3 Wochen im Spital und hörten hier täglich das Wort Gottes. Von 100, die sich hiezu meldeten, wurden 18 getauft. Aus Europa erhält dieses Spital nur 2000 Mark jährlich; alles übrige wird an Ort und Stelle aufgebracht. Der Vorsteher Dr. Lyall ist ein vorzüglicher Arzt, aber auch ein eifriger Missionar. Oft war der Andrang so groß, daß viele abgewiesen werden mußten. Einmal kam ein Schiffer mit einem bösen Geschwür am Bein. Es war kein Platz. Er gieng — erschien aber nach einigen Stunden wieder mit seinem Boot, das er an eine Mauer des Spitals anband und worin er nun — mit 4 oder 5 anderen Kranken — mehrere Wochen lang sein Nachtquartier hatte! Im Ganzen führen sich die Patienten gut auf, nur hat man die größte Mühe, sie zur Befolgung der ärztlichen Vorschriften zu bringen. Ein geheilt in seine Heimat Zurückgekehrter erregte das größte Aufsehen, weil er nicht mehr, wie früher, spielte, fluchte und andere böse Dinge trieb, sondern den Sonntag heiligte, die Kirche besuchte u. s. w. Jetzt ist er unter den Getauften. Ein Aussätziger, der vor 3—4 Jahren getauft in seine Heimat zurückkehrte, hat jetzt durch sein Zeugniß und Beispiel eine Schaar von 30 erweckten Männern und Frauen gesammelt, die gemeinsame Gottesdienste halten und bereits Verfolgung erduldet haben. Im Jahr 1881 kamen 63 Opiumraucher, um von ihrer verderblichen Gewohnheit geheilt zu werden; etwa 45 hielten die schwere Kur aus. Auch unter den übrigen Kranken fehlte es natürlich an Opiumrauchern nicht, und manche von diesen gaben das Laster auf. Rückfälle sind allerdings häufig, aber wirkliche Heilungen kommen doch auch vor. Dr. Lyall hat beobachtet, daß in den letzten 8—10 Jahren das Opiumrauchen auf dem Lande stark zugenommen hat und daß hier etwa 4 Proc. der Bevölkerung Raucher sind. Da aber nur Männer rauchen, will 4 Proc. schon viel sagen.

— Der Chinese Ahok, der 10,000 Dollar zur Errichtung einer christlichen Erziehungsanstalt in Futschau gegeben hatte, ist vor Kurzem getauft worden und hat sich der amerik.-methodistischen Mission angeschlossen, nachdem einer seiner Söhne, 22 Jahr alt, schon im Januar den gleichen Schritt gethan.

— Ein aus Hongkong zurückgekehrter Advokat Brereton hat in London drei Vorträge über die Opiumfrage gehalten, welche unter dem Titel „The truth about Opium“ im Druck erschienen sind und den Zweck haben, die Unschädlichkeit des Opiumhandels nachzuweisen und folgende 10 Irrthümer und Trugschlüsse der Gegner desselben zu widerlegen: 1) daß nur ein Bruchtheil der Bevölkerung Opium rauche und dieser sich immer mehr vergrößere infolge der Einfuhr aus Indien; 2) daß Opium-Rauchen schädlicher sei als Schnaps-Trinken; 3) daß das Angebot

die Nachfrage bestimme und nicht umgekehrt; 4) daß das Opium-Rauchen ebenso schädlich sei als das Opium-Essen; 5) daß jemand, der das Rauchen einmal anfängt, es nicht mehr lassen kann und deßwegen einem sicheren Verderben entgegengeht; 6) daß es der chinesischen Regierung je Ernst gewesen ist, das Opium-Rauchen zu bekämpfen; 7) daß die britischen Kaufleute in China sich durch den Opiumhandel großen Reichthum erwerben; 8) daß, wenn die Einfuhr von indischem Opium aufhörte, dadurch das Opium-Rauchen in China verhindert oder auch nur vermindert werden könnte; 9) daß der Widerstand chinesischer Beamten gegen den Opiumhandel aus moralischen Gründen erfolgt sei; 10) daß der Opiumhandel die Einführung des Christenthums in China hindere oder erschwere und daß, wenn derselbe aufhörte, die Chinesen in größerer Zahl das Evangelium annehmen würden. — Als Haupturheber dieser angeblich aus der Luft gegriffenen ganz haltlosen Meinungen sieht er die Missionare an, kann aber trotzdem nicht umhin, ihnen ein glänzendes Zeugniß auszustellen, indem er sagt: „Es wäre schwer, eine respektablere, fleißigere oder gewissenhaftere Klasse von Leuten in der ganzen Welt zu finden, als diese Missionare. Vielleicht sind sie unter allen Ausländern in China diejenigen, welche am meisten arbeiten und am schlechtesten bezahlt werden. Sie haben eine Aufgabe, deren Schwierigkeit man in Europa kaum versteht u.s.w.; unter mancherlei Entbehrungen, Nöthen und Schwierigkeiten sind sie muthig und getrost vorangegangen, haben sich durch keine Gefahr oder Mühsal zurückschrecken lassen, sondern sind durch ihren starken Glauben und unermüdlichen Eifer über alle Hindernisse hinweggeschritten. Ihr endlicher Erfolg steht mir vielleicht ebenso fest, als ihnen selbst; aber in Betreff dieser Opium-Frage hat ‚der Eifer um ihr Haus sie gefressen' und ohne es zu wissen, haben sie damit nur den schlauen Heiden in die Hände gespielt..... Bis jetzt sind die Missionare dem Ackermann zu vergleichen, der einen dürren Boden pflügt und gute Frucht zu erzielen sucht, wo bisher nichts als Unkraut wuchs; und obgleich bis jetzt diese Frucht gering ist, zeigt doch der schlechte Boden täglich mehr seine Ertragfähigkeit, und ich zweifle nicht, daß bald der Tag kommen wird, wo eine reiche Ernte sie für ihre Arbeit belohnen wird." Natürlich fragt man, warum denn nun diese braven Männer gerade in Betreff der Opium-Frage so unwissend oder leichtgläubig oder „sentimental" sein sollen? — Antwort: weil sie nur das öffentliche Leben und die Literatur der Chinesen kennen, in die Häuser aber keinen Zutritt haben und überhaupt das Vertrauen der Leute nicht besitzen!! — Aber die zahlreichen Opiumraucher, welche im traurigsten Zustand bei den Missionsärzten sich einstellen und flehentlich um Heilung bitten? Nun, das sind eben Betrüger, Auswürflinge der schlech-

testen Art, die sich vom gutmüthigen Doktor Wochen oder Monate lang füttern lassen, im Spital am Ende gar auch noch Opium — in allmählich abnehmenden Dosen — erhalten und im Stillen sich todtlachen möchten über den guten, dummen Europäer! — So Herr Brereton! Beweisen freilich kann er seine Behauptungen nicht. Sogar die Opium-freundliche „China Mail," so sehr sie seine Vorträge lobt, meint doch, er sei „etwas zu weit" gegangen.

— Frl. Dr. Howard in Tientsin hat sich von Li Hang Tschang und dessen Bruder, dem Gouverneur der Provinz Hupe, bewegen lassen, die weite Reise nach Wutschang zu machen, um die greise und schwer leidende Mutter der beiden hohen Herren ärztlich zu bedienen. Sie wurde mit Feuerwerk, Kanonenschüssen und anderen militärischen Ehren, wie sie sonst nur hohen Beamten zutheil werden, empfangen und überhaupt so gefeiert und ausgezeichnet, wie noch nie ein protestantischer Missionar, geschweige denn eine Missionarin in China. Die vornehme Patientin gab ihr zum Abschied 5000 Mk. für das Spital in Tientsin. Seither ist die alte Dame bekanntlich gestorben.

— Die englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft hat beschlossen, in Hoi-hau auf der großen Insel Hainan eine Station zu gründen und hofft auch auf dem gegenüberliegenden zur Provinz Kanton gehörigen Festland in Pakhoi eine Außenstation errichten zu können.

Japan.

Im März d. J. taufte der anglikanische Miss. Foß in Kobe einen 70jährigen Greis „Nikodemus." Dieser hatte schon vor Jahren von dem merkwürdigen Umschwung und Aufschwung gehört, den die Insel Madagaskar der Einführung des Christenthums zu verdanken habe. Das hatte in ihm den Wunsch geweckt, diese Religion kennen zu lernen. Derselbe wurde nur sehr oberflächlich befriedigt, als die bekannte japanische Streitschrift „Bemmo," welche das Christenthum lächerlich zu machen sucht und der die unverdiente Ehre einer deutschen Uebersetzung zu Theil geworden ist, in seine Hände fiel. Endlich hörte er von Miss. Foß, der damals in Jaschiro, etwa 1 Stunde weit vom Wohnort des Alten, predigte. Er gieng hin, hörte das Evangelium, gab den Götzendienst auf, fieng an christliche Bücher zu lesen, erhielt Unterricht von einem eingeborenen Lehrer und trat endlich als Erstling seines Kreises muthig zum Christenthum über.

— Der baptistische Miss. White machte neulich von Tokijo aus eine kleine Erholungs- und Predigtreise auf's Land, die 3 Wochen dauerte und sehr befriedigend ausfiel. In Taira, wohin einige Erweckte ihn eingeladen hatten, wollte anfangs kein Hotel ihn aufnehmen, bis er sich an die Polizei wandte und dann sehr anständig logirt wurde. Wahrscheinlich hatte kurz vorher irgend ein roher Europäer den Namen der Ausländer dort stinkend ge-

macht! Sehr bald hatte Miss. White aber die Herzen gewonnen. Der Wirth zeigte ihm selbst die Merkwürdigkeiten des Städtchens und räumte ihm einen Saal zum Predigen ein, wo mehrere hundert Personen aufmerksam zuhörten und Traktate annahmen. In jener Gegend ist's Sitte, daß Fremde, die in einem Hotel einkehren, um ein Autograph gebeten werden, das dann eingerahmt und aufgehängt wird. Miss. White benutzte das, um überall den Spruch Joh. 3, 16 englisch und japanisch aufzuschreiben und als Andenken zurückzulassen.

Indien.

Seit einiger Zeit hält ein gelehrter Hindu Dschagendra auf einem der öffentlichen Plätze Kalkuttas (Beadon Square) Oppositionspredigten gegen die eben dort auftretenden Missionare. Dieselben sind eine widerliche Mischung von Christlichem und Heidnischem. Einmal kann er erzählen: „Ich irrte traurig in den Straßen von Benares umher und wußte nicht, was mir fehlte. Niemand konnte mein blutendes Herz stillen. Ich war eine bejammernswerthe Erscheinung. Ich war mühselig und beladen, bis endlich der allerbarmherzigste Christos meiner müden Seele den Frieden gab. Ich glaube nun, daß Christos für mich auf Golgatha gestorben ist!" Dann beweist er wieder mit Hilfe von Landkarten (!), die er vorzeigt, daß Bethlehem und der nordindische Wallfahrtsort Brindaban ein und dasselbe sind. Einmal sprach er über die Taufe und sagte, blos die Baptisten seien recht daran, denn im N. Test. finde sich nichts von Kindertaufen und auch nichts von Besprengen statt Untertauchen. Solche Opposition wird wohl nicht viel schaden. Ueberdies ist Dschagendra gegen alle Missionare sehr freundlich. Welche Konfusion!

— Am 16. Okt. v. J. taufte Miss. Höppner in Rurkhi (Pandschab) den 33jährigen muhammedanischen Maulwi Ahmed Hassan Schah. Das ist ein sehr gelehrter Mann aus vornehmer Familie, der nicht nur den Koran gründlich studiert hat, sondern auch die ganze übrige muhammedanische Literatur kennt, Hindustani, Pandschabi, Arabisch, Persisch und Englisch spricht und schon die Wallfahrt nach Mekka und Medina gemacht hat. Vor einigen Jahren kaufte er eine Bibel, um sich zu überzeugen, ob dieselbe wirklich, wie der Koran lehrt, von den Christen verstümmelt und gefälscht worden, oder nicht. Schon das Lesen der zwei ersten Bücher Mose überzeugte ihn, daß diese Schriften die lautere Wahrheit und zuverlässige Geschichte enthielten. Das weitere Lesen verstärkte diesen Eindruck nur noch mehr; er verschaffte sich nun auch allerlei christliche Erbauungsbücher, wie auch christliche Schriften polemischen und apologetischen Inhalts. Schon tauchte in seinem Innern die Frage auf, ob es nicht seine Pflicht sei, Christ zu werden; doch suchte er seine neuen Ueberzeugungen einstweilen noch zu verstecken. Da traf ihn einmal ein alter Maulwi

beim Lesen des N. Test. und zwar gerade an einem Freitag. „Wie er den heiligen Tag durch das Lesen ungläubiger Bücher zu entweihen wage?“ — Das war der Vorhalt, den der Alte ihm darüber machte. Das war unserm Freund zu stark. Er vertheidigte nun die Bibel ganz offen, berief sich darauf, daß ja auch der Koran das Lesen derselben empfehle u. s. w. Damals war er Lehrer an der muhammedanischen Hochschule in Saharanpur. Drei Jahre hielt er es noch hier aus. Dann aber begab er sich nach Rurkhi, hielt sich hier einige Wochen auf und gieng dann zu Miss. Höppner mit der offnen Erklärung, er wolle getauft werden. Der Missionar wollte ihm anfangs nicht recht trauen; stellte ihm vor, wie schwer für einen Muhammedaner nicht nur der Uebertritt, sondern auch das Beharren im Christenthum sei und wie er, falls er am Ende doch wieder abfalle, sowohl von den Christen als auch von den Muhammedanern würde verachtet werden. Aber sein Entschluß war gefaßt. So erhielt er denn die Taufe und heißt nun Joseph Ahmed Hassan.

Die Muhammedaner waren wie vom Blitz getroffen, hatte er doch für einen ihrer frömmsten und gelehrtesten Männer gegolten. Ohne Zweifel hätten sie eine heftige Verfolgung in Scene gesetzt, wenn sie nicht gerade damals wären gewitzigt gewesen, daß man denn doch unter der englischen Regierung nicht nur so über Christen herfallen dürfe. Kurz vorher hatten nämlich drei Christenfeinde einen 1880 getauften Brahmanen und einen andern Christen jämmerlich geschlagen und dafür je 2 Wochen Zuchthaus bekommen, und auch in Allahabad waren 7 Muhammedaner theils mit Gefängniß-, theils mit Geldstrafen belegt worden, weil sie ihre Hände an einige Christen gelegt hatten. So waren denn Joseph's Widersacher eingeschüchtert und ließen ihn in Ruhe. Seither hat er eifrig gepredigt und ist als Verkündiger des Evangeliums bereits in der ganzen Umgegend von Rurkhi bekannt. Er predigt Christum den Gekreuzigten und läßt sich auf Disputationen nur im äußersten Nothfall ein.

— Die Zahl der mit der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft verbundenen eingeborenen Christen und Katechumenen in Indien hat sich v. J. um 5000 vermehrt und beträgt jetzt 99,453, gerade doppelt soviel als vor 20 Jahren. $^4/_5$ davon sind Getaufte und von diesen sind $^1/_4$, also $^1/_5$ der Gesammtzahl, Kommunikanten. Die Zahl der v. J. getauften Erwachsenen betrug über 1600.

— Ein eingeborener Beamter (Deputy-Collector) aus der Präsidentschaft Bombay, ein sehr energischer und einsichtsvoller Mann, ist neulich von einer Reise nach Benares und anderen „heiligen“ Orten „ganz entrüstet“ zurückgekehrt, hat in einem öffentlichen Vortrag die Heuchelei, Betrügerei und Lasterhaftigkeit, die er auf seiner Wallfahrt kennen gelernt, aufgedeckt, diesen Vortrag drucken lassen und Exemplare desselben den Missionaren zur weiteren

Verbreitung übersandt. So thun aufgeklärte Heiden, was sie können, den morschen Bau des Brahmanismus einzureißen. Wenn sie nur auch anfangen wollten, mitzubauen am neuen Tempel, den die Mission aufzurichten sucht!

— In Mangalur haben die Jesuiten auf ihrer neu errichteten Konkurrenz-Presse einen kleinen englischen Traktat gedruckt: „Prüfstein für die neue Religion, oder 66 Behauptungen der Protestanten, geprüft nach ihrer eigenen Regel, d. h. nach der hl. Schrift allein, und widerlegt durch klare und bestimmte Stellen ihrer eigenen Bibel." Motto Jes. 8, 20. Den Protestanten werden hier zum Theil die verdrehtesten Meinungen beigelegt und diese dann — meist auch nur scheinbar — durch Bibelstellen widerlegt. Nr. 64 heißt's: „Die Protestanten verwerfen die Sitte, ein und dasselbe Gebet eine gewisse Anzahl von Malen zu wiederholen, wie die Katholiken thun, wenn sie den Rosenkranz beten....." „Ihre (!) Bibel aber lehrt uns durch das Beispiel unseres Herrn Jesu Christi, daß das Wiederholen ein und desselben Gebets etwas ganz Erlaubtes und Verdienstliches (!) ist: Matth. 26, 44 ....."!! Ein oberflächlicheres, alles wahren Bibel-Verständnisses baareres Machwerk haben wir selten gesehen. Das einzige annähernd Vernünftige, was darin in allerlei Variationen vorgebracht wird, ist die alte Frage, wo denn die wahre Kirche, bei welcher Christus sein will alle Tage, und auf die man hören soll, in den Zeiten vor der sog. Reformation zu suchen sei, wenn die Protestanten mit ihrer Behauptung Recht haben, daß die damalige Kirche in Aberglauben und falscher Lehre ganz versunken gewesen sei. Dabei wird aber ganz naiv immer als selbstverständlich vorausgesetzt, daß es außer der römischen überhaupt keine Kirche giebt, daß der Papst der Nachfolger Petri ist u. dergl. Das einzige Erfreuliche an dieser geistlosen Polemik ist uns der Beweis, den dieselbe indirekt dafür liefert, welche Macht der Protestantismus in Indien bereits geworden ist. Gegen ihn, und nicht gegen den Hinduismus oder Islam, richten die „apostolischen" Missionare in erster Linie ihren Angriff. Und sie haben Recht, denn das Einzige, was Rom wirklich zu fürchten hat, ist allerdings das Evangelium, das wir predigen: die „protestantische" (! Dank für die Ehre!) — Bibel. Verglichen mit diesem Gegner sind Vedas, Puranas und Koran freilich ein Kinderspiel, gegen das man sich nicht sonderlich zu ereifern braucht.

— Die „Bombay Gazette" meldet: „Die Holländer haben einen neuen Beweis jener beneidenswerthen Selbstbeherrschung gegeben, welche es ihnen möglich macht, ihre christlichen Gefühle ihren politischen und commerciellen Interessen unterzuordnen (!). Während des Kriegs in Atschin wurde eine berühmte Moschee zerstört. Jetzt haben die Sieger mit großem Kostenaufwand die Moschee wieder aufgebaut, d. h. ein weit größeres und schöneres

Gebäude an die Stelle des alten gesetzt und dann von Staatswegen eine feierliche Einweihung vornehmen lassen, zu welcher muhammedanische Häuptlinge und Maulwis aus ganz Sumatra eingeladen waren. Der politische Erfolg dieses Schachzugs ist ein sehr befriedigender: mehrere bisher widerspenstige Häuptlinge haben sich unterworfen. Die Maulwis, statt an einen Kreuzzug (eigentlich Halbmondzug) gegen die Holländer zu denken, erheben dieselben bis in den Himmel, weil sie ja Moscheen bauen, der Religion Muhammeds zu Ehren! Es ist merkwürdig, wie vorurtheilsfrei die Holländer stets in diesen Dingen gehandelt haben, wenn sie orientalische Bevölkerungen für sich gewinnen wollten." Wenn man dergleichen liest, wundert man sich nicht mehr über die Fortschritte, welche der Islam in Holländisch-Indien macht.

Andrerseits hat nach den „Berichten der Rhein. Miss.-Ges." die holländische Kolonialregierung seit dem Jahr 1870 angefangen, für die noch aus alter Zeit stammenden und auf ca. 200,000 Seelen geschätzten eingebornen Christengemeinden in Holländisch-Ostindien immer ausreichender zu sorgen. Nach dem letzten officiellen Bericht besoldet sie jetzt ausschließlich für die Bedienung eingeborner Gemeinden 25 europäische und 52 eingeborne Hilfsprediger, sowie 70 Katechisten. Der staatliche Druck freilich, der hiedurch auf die Gemeinden ausgeübt wird, ist dem geistlichen Leben nichts weniger als förderlich.

Oceanien.

— Miss. Inglis hat ein Wörterbuch und eine Grammatik der Sprache von Aneitjum vollendet, in welche er bereits vorher die Bibel, Bunyan's Pilgerreise und den schottischen Katechismus übersetzt hatte.

— Der amerik. Miss. Doane in Ponape schreibt über den christlichen König eines der dortigen Stämme: „Früher ein wahrer Saulus, ist er jetzt ein gelehriger, wachsender Christ. Aber fast alle Kaufleute erheben ein Geschrei, wenn man von ihm als von einem Christen spricht. Sie bezweifeln seine Frömmigkeit; warum? hauptsächlich, weil er vor Jahren als ganzer Heide einen Mann getödtet hat! Damals verstand er zu trinken und ihren Lüsten Vorschub zu leisten. Jetzt ist's anders geworden. Er gestattet nicht, daß irgend einer seiner Unterthanen Branntwein brennt, und ist auch bereit, gegen solche einzuschreiten, welche die „Weiblein gefangen führen." Er ist darauf aus, gute Ordnung zu halten, und das mit großem Erfolg. Leute, die von einer Bekehrung nichts verstehen, sehen in allem, was er thut, eine „Absicht." Aber wir halten hoch von diesem Mann und sind gewiß, daß, wenn alle Stämme der Insel solche Männer zu Häuptlingen hätten, wie diesen, es anders auf Ponape aussehen würde als jetzt. Neulich hat er ein Nest von Rum-Machern und Trinkern ausgehoben. Der Ort, wo sie wohnten, war längst in Verruf. Nun hatten sie ein Gelage und im Gefolge davon eine Schlägerei. Alsbald

sandte unser König seine Polizisten hin, ließ den Haupt-Mann, der sich zur Wehr setzte, in Eisen legen und seine Frau, die das Messer zog, binden. Jetzt müssen sie an der Landstraße arbeiten und sind gebändigt. Neulich hat der König auf unsere Bitte auch der Witwe eines polygamistischen Häuptlings, die vor einem anderen Häuptling, der sie zu seinen 2—3 Frauen hinzunehmen wollte, auf unsere Außenstation Ua geflüchtet war, Schutz gewährt und sich dadurch fast einen Krieg zugezogen."

Allerlei.

Die amerikanische „Baptist Missionary Union" hat in Barma, Assam, Telugu-land, Siam, China und Japan zusammen 181 Missionare, 190 ordinirte und 473 unordinirte eingeborene Arbeiter und in 587 Gemeinden 46,017 volle Mitglieder. Im J. 1881 wurden 4309 Neubekehrte getauft. Dazu kommen in Schweden, Deutschland, Frankreich, Spanien und Griechenland 535 eingeborene Arbeiter und 48,862 Gemeindeglieder in 474 Gemeinden. Die Zahl der v. J. in Europa Getauften war fast ebenso groß (4038), als die in den Heidenländern. Von den 181 Missionaren sind 126 verheirathet, 10 unverheirathet, und 45 sind ledige Frauenzimmer. Außerdem besteht eine kleine Mission im Bassa-Land, Liberia, mit 429 Gemeindegliedern in 7 Gemeinden, aber nur 1 eingeborenen Prediger. Eine neue Mission soll in Kleinasien angefangen werden durch einen Armenier, Dr. John Baptist Hayguni, der in Amerika studiert hat und ein eifriger Baptist zu sein scheint. Die Bostoner Missions-Gesellschaft protestirt gegen dies neue Unternehmen, da sie von der Einführung des Baptismus in Kleinasien neue Spaltungen und Reibereien fürchtet. Auch die amerikanischen Lutheraner, welche in Guntur im Telugu-land arbeiten, beklagen sich über das rücksichtslose Uebergreifen der in Ongol stationirten Baptisten in das von ihnen besetzte Gebiet. Einige Lutheraner sind dort Baptisten geworden und diesen nun nachzugehen halten sich natürlich die baptistischen Missionare für verpflichtet, ganz wie andrerseits lutherische Missionare sogar auf Basler Stationen kommen, um ihren dorthin verschlagenen Gemeindegliedern mit der reinen Lehre und den (lutherischen?) Sakramenten nachzugehen.

Die seit 4 Jahren in Bhamo in Nord-Barma bestehende Mission hat 1881 ihre Erstlinge, 9 Kakhyens und 1 Schan taufen können. Da die China-Inland-Mission im gleichen Jahr eine Station in Talifu in Junnan, der südlichsten chinesischen Provinz, gegründet hat und auch der Handel zwischen China und Hinterindien über Bhamo und Talifu immer mehr in Blüthe kommt, hat diese Station eine große Zukunft. Im Gebiet der Station Maulmein wurde v. J. ein Heide getauft, der als Opium-Esser, Dieb und Vagabund eine berüchtigte Persönlichkeit war und jetzt, da er mäßig, fleißig und ehrlich geworden ist,

als ein wahres Wunder angestaunt wird, durch das bereits 2 weitere Heiden für's Evangelium sind gewonnen worden. In Amherst wurde ein 70jähriger Greis, den s. Z. Dr. Judson getauft hatte, der aber schon 31 Jahre lang in allerlei Sünden (als Ausgeschlossener) gelebt hatte, als Neu-Erweckter wieder in die Gemeinde aufgenommen. — Das Telugu-Predigerseminar in Ramapatnam hat 200 Zöglinge. — Beim letzten Jahresfest der Baptist Miss. Union wurde sehr betont, daß man mehr Laienmissionare als bisher, namentlich Aerzte und Handwerker, aussenden müsse.

— Am 16. Juli wurden in Edinburg von der dortigen ärztlichen Missions-Gesellschaft 6 junge Mediciner verabschiedet, von denen 1 (Christie) als Missionar der Unirten Presbyterianerkirche für die Mantschurei, 1 (Johnson) für die englisch-kirchliche Mission unter den Santals, 1 (Gunn) für die freikirchlich-schottische Mission auf den Neuhebriden, 1 (Gillison) für die Londoner-Mission in China bestimmt ist, die 2 übrigen (Wilson und Horder) ihre Bestimmung erst später erhalten werden.

— Aus Taijuenfu in der Provinz Schansi hat der junge Missionsarzt Schofield einen dringenden Aufruf an alle Mediciner und insbesondere an Studenten der Medicin erlassen: doch an die schreienden Bedürfnisse Chinas zu denken und sich zu fragen, ob nicht auch sie berufen seien, ihr Leben dem Dienst an den Heiden zu weihen. Er selbst ist durch's Lesen der Biographien Dr. Henderson's, der in Japan und Dr. Elmslie's, der in Kaschmir starb, und durch einen Besuch bei Dr. Vartan in Nazareth, wo der gesegnete Einfluß der ärztlichen Mission ganz augenscheinlich ist, für diese gewonnen worden.

— Ende 1881 hatte die Rheinische Missionsgesellschaft in Südafrika, Niederländisch-Indien und China zusammen 66 ordinirte und 3 Laien-Missionare und 18,313 Gemeindeglieder (wobei jedoch die Getauften von 10 Stationen im Herero- und Namaqua-Land des Krieges wegen nicht mitgezählt werden konnten). Die Gemeinden in der Kapkolonie und in Groß-Namaqualand brachten zusammen an freiwilligen Gaben, Gebühren und „anderweitigen Einnahmen" 95,874 Mk. auf, die in Borneo und Sumatra zusammen 5147 Mk. Die Missions-Handels-Gesellschaft hat ihr Geschäft liquidiren müssen. Die Missions-Gesellschaft selbst hat ein Deficit von ca. 190,000 Mk.; der größte Theil der Arbeit in China ist an Berlin und Basel abgetreten worden, in Südafrika haben 6 Stationen wegen des Krieges völlig aufgegeben werden müssen, in der Heimat sind konfessionelle Streitigkeiten ausgebrochen, kurz, an allerlei Schmerzlichem ist Ueberfluß; „doch hat andrerseits der Herr deutlich gezeigt, daß er seine segnende, helfende und heilende Hand noch nicht abziehen will von unserer Rheinischen Mission." Konnten doch allein in Sumatra v. J. 1006 Heiden und 211 Christen-

kinder, zusammen 1217 Personen getauft werden.

— Miss. Duncan in Metlakahtla ist nun definitiv aus dem Verband der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ausgeschieden, mehrere der besten Indianer-Christen jedoch, darunter einige Häuptlinge, sind bei der Gesellschaft geblieben, so daß der Riß nicht so groß wird, als man anfangs fürchtete.

— Die diesjährige Generalsynode der schottischen Staatskirche hat auf eine Petition des v. J., wegen der Blantyre-Affäre, abgesetzten Miss. Duff Macdonald hin erklärt, daß sie ihn für weder der Grausamkeit noch der Rachsucht schuldig halte, daß bei der Beurtheilung seiner Handlungsweise seine Jugend und Unerfahrenheit, die außerordentliche Schwierigkeit der Umstände und die unklaren, sich selbst widersprechenden Instruktionen, die seine Kommittee ihm mitgegeben, als mildernde Umstände schwer ins Gewicht fallen müßten, daß nichts vorgefallen sei, was einen Schatten auf seinen Charakter werfen oder die Kirche abhalten könnte, ihn ferner in ihrem Dienst zu verwenden. Das vorjährige Urtheil ist durch diese Erklärung zwar nicht förmlich, aber — soweit es Hrn. Macdonald betrifft, doch thatsächlich — aufgehoben. Auch über die ganze bisherige Leitung der Blantyre-Mission wurde in der Generalsynode verhandelt und endlich der gegenwärtigen Leitung eine Art Vertrauensvotum gegeben. Merkwürdig, daß solche unangenehme Sachen gerade in einer Mission vorkommen, die officiell von einer Staatskirche betrieben wird!

— Die Missionen der freien Kirche von Schottland in Indien, Afrika, Melanesien und Syrien, in welchen 49 ordinirte Missionare, darunter 11 eingeborne, 26 europäische und 309 eingeborne Lehrer, 12 europäische Evangelisten und Handwerker, zusammen 526 Arbeiter angestellt sind, haben im Jahr 1881 einen Zuwachs von beinahe 1000 Gemeindegliedern (darunter 486 Erwachsene) gehabt.

— Die Wesleyanische Missions-Gesellschaft hat in Europa, Indien, China, Afrika und Westindien zusammen 542 Hauptstationen, 2469 sonstige Kapellen und Predigtplätze, 549 Missionare und Missionsgehilfen, 2275 andere Angestellte (Katechisten, Dolmetscher, Schulmeister), 7868 unbezahlte Arbeiter (Laienprediger, Sonntagsschullehrer ꝛc.), 89,345 volle Mitglieder, 12,983 auf Probe Aufgenommene, 97,754 Schüler. Die große Schuld von 38,000 Pfund, welche v. J. auf der Gesellschaft lastete, ist gedeckt worden; 8000 Pfund wurden allein während des letzten Jahresfestes gezeichnet; die gedrohten Reduktionen unterblieben daher. Unter den Gaben war eine von dem aus Südafrika zurückgekehrten Miss. Calvert. Beim Abschied hatten seine dortigen Freunde ihm 250 Pfund geschenkt; diese brachte er jetzt dar zur Deckung der Schuld, und das gute Beispiel, das er, der Arme, so den Reichen gab, war von durchschlagender

Wirkung. Auch ein alter Missionsinvalide, Britten, der 1826 nach Westindien ausgesandt worden, gab 5 Pfund.

— Die Unirte Presbyterianerkirche Schottlands hat in Jamaika, Trinidad, Alt-Kalabar, Kafferland, Spanien, Indien, China, Japan zusammen 63 ordinirte Missionare (darunter 16 eingeborne), 5 Missionsärzte, 6 Zenana-Lehrerinnen, 4 europäische Lehrer und 5 Lehrerinnen, 82 eingeborne Katechisten und 240 eingeborne Lehrer, 48 andre eingeborne Arbeiter, 67 Haupt- und 142 Nebenstationen, 10,215 Kommunikanten (528 mehr als v. J.), 2092 Taufkandidaten und 10,651 Schüler.

— Im Missions-Blatt der Brüdergemeine erzählt ein alter Missionar aus Surinam: „Eine wunderbare Begebenheit erlebte ich in Bergendal. Ein Neger, Zachäus, starb am Abend, wurde gewaschen und sollte begraben werden. Plötzlich erwachte er von seinem Scheintod und erklärte, er sei bereits an den Pforten der Ewigkeit gewesen und habe die Weisung erhalten, auf nur noch einen Tag in diese Welt zurückzukehren, um Buße zu predigen und zu ermahnen, sich in Wahrheit zu bekehren, und ein Weib anzuzeigen, mit dem er in geheimem Ehebruch gelebt. Er erzählte ferner, was er von der Hölle und dem Reich des Lichtes gesehen habe u. s. f. Und in der That legte sich der Mann nach verkündeter Botschaft zur Ruhe und schlummerte ein, um nicht wieder aufzuwachen. Das Wort des Todtgeglaubten traf die Menge: die stolzen Sünder zitterten, die Heiden erkannten die Hand Gottes und die kleine Schaar der Gläubigen freute sich des erwachten neuen Geistes unter ihnen." Dieser Vorfall hat sich, scheint's, in den 50er Jahren ereignet.

Todesfälle.

In Westindien starben während einer Epidemie (Pocken und gelbes Fieber) voriges Jahr 3 wesleyanische Missionare: Cocks, Elliott und Herivel, sowie eine Missionsfrau und die Schwester eines Missionars.

— Am 1. Juli starb in Athen Dr. Hill, 91 Jahr alt, seit 1830 als Missionar der protestantisch-bischöflichen Kirche von Nordamerika in Griechenland thätig.

— Am 14. Juli starb in Liverpool nur wenige Stunden nach seiner Landung der aus Westafrika zurückgekehrte Miss. Bradshaw, der erst im Herbst v. J. nach Joruba war ausgesandt worden. Sein Kollege Wilson hatte schon im Januar d. J. krank nach Europa zurückkehren müssen.

Bücherschau.*)

Unsere Schwestern in Indien und die Arbeit in der Zenana. Von Frau Weitbrecht. Aus dem Englischen von B. v. B. Bonn und Gernsbach. 1882. Joh. Schergens.

Es ist Zeit, daß auch von Deutschland aus mehr für die „Frauen-Mission" gethan wird. Die Einblicke, welche hier ins Leben und Leiden der indischen Frauenwelt geboten werden, sind wohl geeignet, hiezu anzuregen.

Historical Sketches of the Missions under the care of the Board of foreign Missions of the Presbyterian Church. No. 1334 Chestnut Street. Philadelphia 1881. Preis 50 Cents.

Diese von der „Woman's Foreign Missionary Society" der amerikan. Presbyterianerkirche herausgegebenen, von mehreren hervorragenden Missionsmännern verfaßten historischen Skizzen der Presbyterianer-Mission unter den Indianern, in Mexiko, Südamerika, Afrika, Syrien, Persien, Indien, Siam und Laos, China und Japan sind sehr brauchbar. Jede Missions-Gesellschaft sollte über die von ihr bearbeiteten Gebiete solch ein Büchlein herausgeben.

Land und Leute auf der Westküste Indiens. Nach eigener Anschauung geschildert von C. Stolz. Separatabdruck aus dem Jahresbericht der geogr.-comm. Gesellschaft in St. Gallen. Zollikofer'sche Buchdruckerei. St. Gallen 1882.

In sehr anschaulicher, nicht selten drastischer Weise schildert uns hier nicht etwa ein Reisender oder Gelehrter, sondern einer, der viele Jahre lang in Indien gelebt und gearbeitet hat, die dortigen Verhältnisse und Zustände, wie sie sind. Wir wünschen, daß dies Schriftchen (37 S.), das durch Nüchternheit und Wahrheit vor vielen ähnlichen ausgezeichnet ist, die weiteste Verbreitung finden möchte.

Die deutschen evangelischen Heidenmissionen.

Unter obigem Titel bringt die „Kirchliche Monatsschrift" (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses) Heft X einen werthvollen Artikel (20 S.) aus der unermüdlichen Feder Dr. G. Warneck's, welcher neben manchem schon oft gesagten, auch einiges Neue enthält und wegen seiner Klarheit, Uebersichtlichkeit und relativen Vollständigkeit wohl verdienen würde, im Separatabdruck zu erscheinen.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Die
Berliner Mission in Süd-Afrika.

(Fortsetzung)

3. Die Mission in Britisch-Kafferland.

Auf Bethel stand es innerhalb dieser zehn Jahre (1857—67) zum Theil nicht gut. Branntweintrinken bei den Männern, Lust am Flitterstaat bei den Frauen und, im Gefolge hievon, lässiges Wesen und Verarmung rissen ein; doch nur bei einem Theil der Leute. Die ernsteren rafften sich mehr und mehr auf, erhöhten ihre Beiträge und brachten unter Mithilfe der benachbarten deutschen und englischen Ansiedler, sowie einer mäßigen Beisteuer von Berlin den Bau einer ansehnlichen Kirche zu Stande; 1866 ward dieselbe eingeweiht. Und was noch bedeutsamer ist: die Gemeinde wuchs und bauete sich, wenn auch nicht sehr schnell, so doch stetig; auch auf etlichen Außenkraalen ward das Evangelium verkündigt. Zudem nahmen sich die Missionare der deutschen Ansiedler an, unter welchen sich feste Gemeindeverhältnisse ausgestalteten.

Die Berliner Arbeit in Britisch-Kafferland hatte sich so weit entwickelt, daß Dr. Wangemann auf seiner Inspektionsreise die einzelnen Stationen zu einem Synodal-Kreise zusammenordnen und den Miss. Kropf von Bethel als Superintendenten desselben einsetzen konnte. Die Aemter von Gemeinde- und Predigthelfern wurden bestätigt, gekräftigt und erweitert.

Ein sehr widriger Rückschlag geschah in Folge einer reichen Ernte: Bier auf Bier ward gebraut, Gelage reihete sich an Gelage, der Geist der Zuchtlosigkeit brach immer frecher heraus. Da fühlte sich Superintendent Kropf bewogen, eine außerordentliche Strafe anzuwenden: eines Sonntags blieb die Kirche geschlossen, kein Gottes-

dienst wurde gehalten, auch in der ganzen folgenden Woche nicht. Leider war Bitterkeit und Trotz die nächste Folge hiervon auf Seite der Männer; die Frauen aber kamen und baten um die Predigt des Wortes Gottes, ohne welche sie nicht zu leben vermöchten. Darnach mußte Miss. Kropf in Bibelübersetzungs-Angelegenheiten etliche Wochen abwesend sein. Bei seiner Rückkehr ward er von allen Männern des Platzes, auch von den schlimmsten Widersachern, herzlich bewillkommt, und von nun an gewann ein besserer Geist dauernd die Oberhand. Nur von Zeit zu Zeit zogen immer wieder einzelne Leute und Familien weg, um der lästigen Zucht enthoben zu sein. Diese Zucht nämlich hatte sich besser und strenger handhaben lassen, seit endlich, endlich, nach fünfzehnjährigen Bemühungen, die schöne Halbinsel von Bethel von der Regierung als Eigenthum der Mission war anerkannt worden.

Inzwischen hatte die europäische Einwanderung in Britisch-Kafferland bedeutend zugenommen. Immer neue und zum Theil bedeutende Ortschaften waren entstanden, Handel und Verkehr hatten sich in namhafter Weise gehoben, Luxus aller Art und Schankhäuser waren allerwärts zu finden, sogar Eisenbahnen waren gebaut oder im Bau begriffen; dazu hatte die Mission immer neue Niederlassungen gegründet und die schon bestehenden befestigt und ausgedehnt. Und zwischen dem allem bestand in ausgedehntem Maße das alte Kaffer- und Heidenwesen, sowie die alte Kaffer-Häuptlingschaft in drohender Geltung. In dem Widerstreit aller dieser Einflüsse mußte eine Entscheidung von den Kaffern getroffen werden. Und sie ward getroffen. Die Minderzahl entschied sich für das Evangelium, bei weitem die Mehrzahl stürzte sich in die verführerischen Genüsse des europäischen Weltlebens, d. h. in ihr sicheres Verderben. Dazu kam, daß die Engländer von dem nur noch kleinen Gebiete des damals noch freien Kafferlandes ein Stück nach dem andern ihrer Oberherrschaft einverleibten. Unmuth und Zorn erfüllte alle jene südöstlichen Stämme des Kaffervolkes, Gesandte derselben giengen hin und wieder von Häuptling zu Häuptling, Kriegsgerüchte tauchten auf, Abgesandte der englischen Regierung versuchten zu beruhigen; erregte, ja tobende Versammlungen wurden unter den Kaffern gehalten, die am meisten ausgesetzten Händler und Ansiedler brachten sich selbst und so viel als möglich auch ihr Hab und Gut in Sicherheit: da brach im September 1877 der

Krieg aus. Der Stamm der Galeken unter Oberhäuptling Krili, jenseits des Kayflusses, bildete die feindliche Hauptmacht; aber auch der Stamm der Gaika unter Oberhäuptling Sandili in Britisch-Kafferland lieferte starken Zuzug, bis auch er sich gänzlich und völlig den Feinden Englands zugesellte. Mit dem Neujahrstage 1878 begann der Kampf gegen ihn; am Himmelfahrtstage ward er tödtlich verwundet; die übrigen Häupter des Aufstandes wurden bald darauf gefangen genommen und am 1. August geschah die Friedens-Erklärung.

Die Missionare und Stationen der Berliner Mission befanden sich während des Krieges in äußerster Gefahr, da das Amatola-Gebirge, der Hauptsitz und die natürliche Festung der Aufständischen, nur 1—3 deutsche Meilen von ihrem Gebiet entfernt liegt. Trotzdem blieben alle Stationen und Missionare völlig verschont. Sandili hatte erklärt, er führe nicht Krieg mit den Missionaren oder Getauften, und ausdrücklich Befehl gegeben, dieselben nicht anzutasten. Andererseits haben die Missionare den Engländern wesentliche Dienste leisten können: Miss. Beste namentlich durch ärztliche Hilfe; Miss. Nauhaus dadurch, daß er den Volksstamm, an welchem er arbeitete und unter welchem heftige Kriegsgelüste gährten, besonders durch seinen guten Einfluß auf den Häuptling, von offenen Feindseligkeiten glücklich zurückhielt. Dennoch hatte dieser Krieg für die Mission sehr bedeutsame Folgen. Der ganze Volksstamm der Gaika-Kaffern ward aus Britisch-Kafferland ausgetrieben und mußte sich jenseits des Kay-Flusses neue Wohnstätten suchen; nur die Getauften durften bleiben und blieben auch dem größten Theile nach. Sodann hatte die Regierung die Absicht, die Kaffern künftig nicht mehr in zerstreuten Kraalen wohnen zu lassen, sondern sie in Dörfern zusammenzuziehen. Dadurch würde die Missionsarbeit sehr vereinfacht werden, auch würden die Kaffern sich noch mehr an ein seßhaftes Leben gewöhnen. Indeß konnte dieser Plan seinem ganzen Umfange nach nicht sogleich zur Ausführung kommen. Endlich ist durch den Krieg der Rassen-Haß gewaltig entfesselt und entzündet worden. Während man vor demselben den Kaffern eher schmeichelte und sie hätschelte, konnte nach demselben der englische General-Staatsanwalt, unter dem Beifall Vieler und unter dem Widerspruch nur sehr Weniger, öffentlich das Wort aussprechen: „Die Eingeborenen sind unsre natürlichen Feinde.“ Da nun die Missionare vor andern die wahren und besten Freunde der Kaffern sind, so liegt es nahe,

daß dieselben vom Unwillen und Haß der weißen Bevölkerung von Britisch-Kafferland, ja überhaupt von Süd-Afrika, mit betroffen werden. Viele halten ihre Arbeit für überflüssig, ja für schädlich, und entblöden sich nicht, dieselbe in Schrift und Rede mit allerlei Schmähungen und Verleumdungen zu überhäufen. Desto enger und vertrauensvoller schließen sich aber die Kaffern an sie an, indem sie mehr und mehr einsehen, daß von ihnen zumeist Hilfe und Heil für sie kommen kann.

Im Jahre 1880 hatten die Engländer einen neuen Krieg zu führen mit den benachbarten Stämmen der Tambuki, Amapondumisi und Süd-Bassutho. Eine Zeit lang war die Gefahr sehr drohend, daß die im Lande selbst wohnenden Fingu sich erheben, mit ihren Landsleuten gemeinsame Sache machen und alle Weißen ermorden würden. Da aber die Fingu von den andern Kafferstämmen sehr verachtet werden und solch eine verächtliche Behandlung auch dies Mal erfahren mußten, so blieben sie den Engländern treu. Und so sind denn auch in diesem Kriege alle Berliner Stationen von Britisch-Kafferland vor unmittelbaren Schädigungen gnädig bewahrt geblieben.

Die Station Bethel ist in Folge aller jener Ereignisse mit in den bürgerlichen Gemeinde-Verband der nur 10 Minuten entfernten Stadt Stutterheim gezogen worden, wodurch die Verhältnisse derselben eine gründliche Umänderung erfahren haben. Die Kaffern mußten sich nordöstlich von der Station in einem eigenen Dorfe ansiedeln und kamen dadurch in völlige bürgerliche Unabhängigkeit von den Missionaren, ein Umstand, der sich sofort in dem viel unregelmäßigern Schulbesuche ihrer Kinder kund gab.

Uebrigens war die christliche Gemeinde in Bethel während der letzten Jahre beständig gewachsen; es gab auch einzelne Gnaden-Tage und Gnaden-Ereignisse. Zu den letzten gehörte namentlich die bußfertige Wiederkehr Um-Bunge's. Anfang 1879 ward er unter großer Bewegung in die Gemeinde wieder aufgenommen. Er hat sich bisher treu gehalten und ist, ohne ausdrücklich dazu bestellt zu sein, ein werther und thätiger Gehilfe der Missionare, welcher eifrig gegen die Trunksucht kämpft, Kranke besucht, hie und da Gebetsversammlungen und Ansprachen in den Häusern hält. So hat der HErr die vielen Gebete für diesen Mann endlich in Gnaden erhört und ihm Buße zum Leben geschenkt.

Was die übrigen Stationen betrifft, so wurde Itemba, welches im fünften Kafferkriege 1851 zum zweiten Male eingeäschert worden war, nun nicht wieder aufgebaut. Dagegen ward eine andre der kleinen Kafferstationen 1855 unter dem Namen Wartburg wieder aufgerichtet, und zwar durch Miss. Rein, der noch heute daselbst thätig ist. Zwei bewährte Christen nebst ihren Familien, von Itemba stammend, waren seine treuen Mitarbeiter. Und als diese alt wurden, fand er an dem trefflichen Stephan Schwer, welchen er auch im Jahr 1874 zum Besuch und Zeugniß mit nach Deutschland brachte, einen treuen Gehilfen.

Eine dritte Station, Petersberg, ward 1857 nahe bei der Landeshauptstadt Kingwilliamstown gegründet. Jetzt ist dieselbe nur noch Nebenstation von Emdiseni, das 1864 angelegt ward. Auch auf diesen 3 Stationen war das Wachsthum der Gemeinden nur langsam; auf allen aber fanden sich stets Leute, welche eine Ehre und Freude der Missionare sind.

Etembeni (d. h. in Hoffnung), die jüngste der Berliner Stationen in Kafferland, ward 1868 von Miss. Nauhaus gegründet, von demselben, welcher vorher schon Emdiseni und noch früher eine Station in Natal angelegt hatte. „In Hoffnung" ward diese Station vor andern begonnen: ein zahlreiches, von bösen europäischen Einflüssen noch unverdorbenes Volk und ein williger Häuptling gab wohl Grund dazu. Und diese Hoffnung ist auch nicht völlig getäuscht worden. Die Station erfreut sich eines ganz besonders geschmackvollen Kirchleins. Die Zahl der Farbigen im Bereich der Berliner Mission in Britisch-Kafferland betrug Ende 1881 9800, die der Gemeindeglieder auf allen Stationen 636, die der Kommunikanten 320, die der seit Gründung der Mission Getauften 988.

Was die literarische Thätigkeit unsrer Kaffer-Missionare betrifft, so übersetzte Miss. Schultheiß schon um 1846 die ersten geistlichen Lieder ins Kaffrische, schrieb später eine kaffrische Agende und vollendete 1851 seine Uebersetzung der Calwer biblischen Geschichte, die, obschon nicht in sehr idiomatischem Kaffrisch geschrieben, doch von den Wesleyanern bis auf diese Stunde immer neu gedruckt und gern gebraucht wird. Sehr vortrefflich ist das von sämmtlichen Missionaren gemeinschaftlich bearbeitete Gesangbuch. Der im Lande geborene Miss. Chalmers, der besser kaffrisch als englisch spricht, ertheilt diesem Buche großes Lob. Dasselbe enthält 273

ſtorbene kläglich beweint wurde. Nun ſuchte Umboni ſeine erweckten Kinder vom Evangelium und vom Glauben abzuhalten und ſtürzte ſich ſelbſt wieder in all das wüſte Sündenleben des Kaffernthums hinein. Auch in einer ſchlimmen Krankheit, die ihn ergriff, ſuchte er Gott nicht, ſondern läſterte das Evangelium und opferte den Geiſtern der Vorfahren, d. h. den Schlangen! Schon lag er wie todt da; plötzlich aber beſſerte ſich ſein Zuſtand. Nun ward er andern Sinnes. Gegen Miſſ. Zunkel ſprach er ſpäter offen aus, daß ſein heidniſcher Glaube ein falſcher Glaube und daß nur das Evangelium von Chriſto der wahre Glaube ſei. Inzwiſchen ward er immer kränker. Eines Tages, als der Miſſionar mit ihm gebetet hatte, rief er getroſt und kräftig aus: „Jeſus kann mich nicht betrügen, nein er kann mich nicht betrügen!“ Zuletzt ermahnte er noch ſeine Kinder: „Zieht nicht fort, bleibt bei eurem Lehrer, hört Gottes Wort und glaubt, damit ihr könnt getauft und ſelig werden.“

Damals war ein friſches Wehen des Geiſtes auf Emmaus. Oft ſaßen eine Anzahl erweckter junger Männer bei einander mit dem Worte Gottes in der Hand, laſen und beſprachen dasſelbe und erbaten ſich bei ſchwierigen Stellen Auskunft von dem Miſſionar. Das gab denn auch ein friſches Wachsthum in Erkenntniß und Leben.

Bei und vor dem etwa vier Meilen entfernt wohnenden Häuptling U-Stkali wurde fleißig gepredigt; bekehrt hat er ſich nicht, wie ja dies unter den Kafferhäuptlingen eine große Seltenheit iſt. Andreas dagegen, ein Sohn Umbonis und einer der Erſtlinge unter den Getauften, war ein treuer Gehilfe des Miſſionars, der Jahre lang die Schule gehalten hat, dann ward er für eine geraume Zeit Schulze des Platzes. Neuerdings iſt derſelbe von Emmaus weggezogen, weil ihm dort für ſeine zahlreiche Familie das Land zu enge geworden war. Er hat aber auf ſeinem Platze jenſeits des Drakengebirges ſofort ein Rohr-Kirchlein gebaut und eine Anzahl Leute zur Taufe vorbereitet. Eine neue Station ſtand dort in Ausſicht: der Grundherr, ein reicher, chriſtlich geſinnter Bauer, hatte das Land dazu bereits verſprochen; da wurden in Folge eines Geſetzes des Oranje-Freiſtaates, auf deſſen Gebiet jenes Land ſich befand, die Leute auseinandergetrieben, weil ſie zu zahlreich zuſammenwohnten.

Sonſt gieng es mit dem geiſtlichen Leben der Station auf und nieder: Mattigkeit, ſelbſt Widerſpenſtigkeit und dann wieder

Es ist bekannt, wie dies Land 1498 von Vasco de Gama entdeckt, 1837 von kapländischen Bauern theilweise besetzt, 1843 aber von den Engländern in Besitz genommen wurde. Gegenwärtig wohnen hier etwa 20,000 Weiße, darunter auch eine Anzahl Deutsche. Ihre Meierhöfe, Dörfer und Städte finden sich in wachsender Zahl und Größe über das ganze Land verstreut. An der Spitze der Colonien steht ein Vice-Gouverneur, welcher mit einem Parlamente die Regierung führt.

Die Eingebornen, welche im Lande leben, gehören mit Ausnahme einer Anzahl ostindischer Kulis, die in den Zuckerfabriken arbeiten, sämmtlich dem Volke der Zulu-Kaffern an. Zum Theil sind es Reste von früher im Lande ansäßigen, durch die Zulu-Könige zertrümmerten Stämmen; zum Theil sind es Zulu, welche vor der Tyrannei ihrer Könige über den jetzigen Grenzfluß, die Tugela, herübergeflüchtet sind. Dieselben haben sich bis auf 350,000 Seelen vermehrt, sind also den Weißen an Seelenzahl in bedrohlicher Weise überlegen. Zum Theil wohnen dieselben in größeren und kleineren Haufen unter den Weißen zerstreut, zum Theil aber auch zu Zehntausenden in sogen. Lokationen ganz nach alter Kafferart.

Unter den drei Berliner Missionaren, welche 1847 nach Natal kamen, befand sich auch Döhne, welcher indeß bald Prediger bei den Holländern in der Hauptstadt Pietermaritzburg ward. Die beiden andern, Posselt und Guldenpfennig, begannen ihre Wirksamkeit unfern der Quelle der kleinen Tugela, dicht unter dem Drakengebirge, damals ganz nahe der Grenze des Zulureiches, während jetzt der nördlicher gelegene Büffelfluß, welcher in die Tugela sich ergießt, nebst dieser die Grenze bildet. Sie gaben ihrer Station den Namen Emmaus. Bereits nach einem Jahre zog Posselt zur Gründung einer andern Missionsstation an die Meeresküste. Als Ersatz für ihn traf 1850 Miss. Zunkel ein, welcher bis zur Stunde Missionar in Emmaus ist. Bald regte es sich unter den Kaffern. Eigen gieng es mit einem gewissen Umboni. Derselbe ward ein fleißiger und aufmerksamer Hörer des Wortes: fieng auch an, gute Zucht und Ordnung in seiner Familie und auf seinem Kraale zu halten. Da warb ein heidnischer Kaffer um seine Tochter, die indeß, da sie schon einen Zug zum Evangelium hatte, ihr Jawort nicht geben wollte, sondern nun ganz zum Missionar ins Haus zog und darüber von den Kaffern als eine Ver-

storbene kläglich beweint wurde. Nun suchte Umboni seine erweckten Kinder vom Evangelium und vom Glauben abzuhalten und stürzte sich selbst wieder in all das wüste Sündenleben des Kaffernthums hinein. Auch in einer schlimmen Krankheit, die ihn ergriff, suchte er Gott nicht, sondern lästerte das Evangelium und opferte den Geistern der Vorfahren, d. h. den Schlangen! Schon lag er wie todt da; plötzlich aber besserte sich sein Zustand. Nun ward er andern Sinnes. Gegen Miss. Zunkel sprach er später offen aus, daß sein heidnischer Glaube ein falscher Glaube und daß nur das Evangelium von Christo der wahre Glaube sei. Inzwischen ward er immer kränker. Eines Tages, als der Missionar mit ihm gebetet hatte, rief er getrost und kräftig aus: „Jesus kann mich nicht betrügen, nein er kann mich nicht betrügen!“ Zuletzt ermahnte er noch seine Kinder: „Zieht nicht fort, bleibt bei eurem Lehrer, hört Gottes Wort und glaubt, damit ihr könnt getauft und selig werden.“

Damals war ein frisches Wehen des Geistes auf Emmaus. Oft saßen eine Anzahl erweckter junger Männer bei einander mit dem Worte Gottes in der Hand, lasen und besprachen dasselbe und erbaten sich bei schwierigen Stellen Auskunft von dem Missionar. Das gab denn auch ein frisches Wachsthum in Erkenntniß und Leben.

Bei und vor dem etwa vier Meilen entfernt wohnenden Häuptling U-Stkali wurde fleißig gepredigt; bekehrt hat er sich nicht, wie ja dies unter den Kafferhäuptlingen eine große Seltenheit ist. Andreas dagegen, ein Sohn Umbonis und einer der Erstlinge unter den Getauften, war ein treuer Gehilfe des Missionars, der Jahre lang die Schule gehalten hat, dann ward er für eine geraume Zeit Schulze des Platzes. Neuerdings ist derselbe von Emmaus weggezogen, weil ihm dort für seine zahlreiche Familie das Land zu enge geworden war. Er hat aber auf seinem Platze jenseits des Drakengebirges sofort ein Rohr-Kirchlein gebaut und eine Anzahl Leute zur Taufe vorbereitet. Eine neue Station stand dort in Aussicht: der Grundherr, ein reicher, christlich gesinnter Bauer, hatte das Land dazu bereits versprochen; da wurden in Folge eines Gesetzes des Oranje-Freistaates, auf dessen Gebiet jenes Land sich befand, die Leute auseinandergetrieben, weil sie zu zahlreich zusammenwohnten.

Sonst gieng es mit dem geistlichen Leben der Station auf und nieder: Mattigkeit, selbst Widerspenstigkeit und dann wieder

Frische und rührende Zugethanheit der Leute wechselten miteinander ab. After-Civilisation, Lügen- und Klatschgeschichten wurden oft sehr lästig und hinderlich, eine Zeitlang auch die dringende Gefahr des übermäßigen Biertrinkens. Andererseits aber waren die Leute auch wieder lieb und opferwillig; so konnten z. B. zum Bau des neuen Missionshauses in Berlin 309 Mark von Emmaus eingesandt werden.

Nach 25jährigem Bestand zählte die Gemeinde hier 200 Getaufte, welche in einem netten Dörfchen beieinander wohnten, in Häusern, die nach europäischer Weise gebaut und mit Obstbäumen umgeben sind. In der Mitte des Dörfleins stand das Gotteshaus. Statt der heidnischen Unsitten herrschte christliche Zucht.

Emmaus war längst nicht mehr die einzige Berliner Missionsstation in der Natal-Kolonie. Bereits 1848 hatte Missionar Posselt diese Station verlassen, um an der Küste eine andere Wirksamkeit zu finden. In der Nähe der Stadt Durban war nämlich seit 1847 eine deutsche Kolonie entstanden, Neu-Deutschland oder New Germany. Die Leute, meist aus dem Tecklenburgischen gebürtig, waren auf Betrieb eines Frankfurter Handelshauses hierher übergesiedelt, um auf Rechnung desselben den Baumwollenbau zu betreiben. Auf deren Wunsch und unter Zustimmung von Berlin ward er ihr Pastor; zugleich gedachte er aber seinen Missionsberuf an ihren Dienstkaffern, sowie an den Kaffern der Umgegend soviel als möglich auszuüben. Jene Niederlassung der Kaffern, die nahe bei Neu-Deutschland lag und etwa 20 Kraale mit 500 bis 600 Seelen enthalten mochte, nannte er zum Andenken an seine verstorbene Frau Christianenburg. Bald konnte er seine Erstlinge taufen. Aber schon 1852 mußte er mit seiner Kaffergemeinde, die inzwischen auf 50 Seelen angewachsen war, jene Gegend verlassen, da das Frankfurter Handelshaus ihr dortiges Land verkauft hatte. Er zog nun nach Emmaus und trug dort mit seinem und seiner Bekehrten frischen Wesen viel zur Belebung der Gemeinde bei. Seines Bleibens war indeß nur bis 1854. Da hatten sich die Verhältnisse in Neu-Deutschland so geklärt und gebessert, daß die Rückkehr ihres Pastors, und zwar mit seiner Kaffergemeinde, ihnen äußerst erwünscht war. In feierlicher Prozession, unter Liedern und Freudenschüssen haben sie ihn eingeholt. Für die Kaffern war ein Stück Landes käuflich erworben und später noch durch ein anderes Stück vergrößert und abgerundet worden.

In der deutschen Gemeinde ward 1857 ein Missionsverein gestiftet. Das jährliche Missionsfest pflegten Kaffern und Deutsche gemeinschaftlich zu feiern und dabei dieselben Lieder nach derselben Weise zu singen, natürlich die einen kaffrisch, die andern deutsch. Erst in den letzten Jahren ist diese Ordnung abgestellt worden, und jede Gemeinde feiert nun für sich.

Ein frisches Leben, Innigkeit, Gebetslust und Zeugengeist zeichnet die Station Christianenburg aus. Freilich wurden auch ihr Kämpfe nicht erspart, namentlich gegen das Unheil, das ein aus Syrup bereitetes, berauschendes Getränke anzurichten drohte, sowie gegen das Gelüsten nach Vielweiberei, dem sogar einige christliche Kaffern erlagen.

1870 wurde dem Miss. Posselt sein Sohn Johannes, welcher bis dahin Schulmeister bei den Deutschen gewesen, als Lehrer für die Kafferschule und überhaupt als sein Gehilfe an die Seite gegeben. Um so getroster konnte Miss. Posselt im Sommer des Jahres 1873 sein Vaterland besuchen, da er sein Amt und seine Gemeinde in so guten Händen wußte.

Jahr für Jahr konnten immer wieder eine Anzahl Kaffern getauft werden und zwar oft unter recht erwecklichen Umständen und Zeugnissen.

Stendal nannte Miss. Guldenpfennig nach seiner Vaterstadt die Station, welche er im Jahre 1858 am untern Lauf des Umßelusi-Flusses anlegte. Leider war seine Kraft bereits gebrochen, 1864 kehrte er heim, 1868 ist er zu Alt-Ruppin entschlafen. Der Platz der Station war indeß nicht passend gewählt; dieselbe wurde deßhalb aufgegeben und ihr Name auf eine Station übertragen, welche an jener Stelle angelegt wurde, wo der Umßelusifluß in die Tugela mündet. Lange wollten auf dieser Station keine Früchte gedeihen, so daß man schon daran dachte, sie zu verlassen. Da versuchte man es damit, daß man den erprobten Nationalgehilfen Posselts, Dalama, dorthin versetzte, ob vielleicht er einen Einfluß auf die Kaffern auszuüben vermöchte. Der Versuch gelang, und es erwuchs nach und nach eine wenn auch nur kleine Gemeinde.

Emangweni ist der Name der vierten Berliner Station in Natal. Dieselbe liegt unmittelbar unter dem Drakengebirge in einem abgeschiedenen, sehr fruchtbaren Thalkessel. Auch diese Station hatte nur eine langsame Zunahme.

Wartburg, unfern der Stadt Durban und noch näher am Meere gelegen als Christianenburg, ist nur sehr vorübergehend und nur gewissermaßen eine Missionsstation gewesen. Missionar Döhne nämlich, eine Zeit lang, wie bereits erwähnt, Prediger der holländischen Bauern in Pietermaritzburg, war dann auf der Station Tafelberg Missionar des Nordamerikanischen Board gewesen. 1862 war er wieder in den Dienst der Berliner eingetreten, hauptsächlich mit der Aufgabe, die Bibel und zwar zunächst das Neue Testament in die Zulusprache, diese edelste und verbreitetste Mundart der reichen und wohlklingenden Kaffersprachen, zu übersetzen. Die vier Evangelien erschienen 1869 im Druck; das ganze Werk ist nicht zu Stande gekommen. Den Kaffern, welche in der Nähe wohnten, ließ er durch einen Eingebornen das Evangelium verkündigen. Die Sache hörte aber bald wieder auf. 1870 ward auch die Verbindung mit der Berliner Mission wieder gelöst, indem Döhne wieder Prediger der holländischen Bauern wurde. 1879 ist er heimgegangen.

Königsberg, gegründet von Miss. Prozesky (I) im Juni 1868, ist die am weitesten nach Nordwesten vorgeschobene Station. Dieselbe sollte ein Verbindungsglied bilden zwischen den Berliner Stationen in Natal und in Transvaal. Ein alter, lieber Missionsfreund aus Königsberg in Ost-Preußen schenkte aus Liebe zu dem ihm persönlich bekannten Missionar Prozesky, welcher aus Brandenburg in Ostpreußen stammte, mehrere tausend Thaler, um das nöthige Land anzukaufen, die Station schön auszubauen und mit Wald- und Obstbäumen zu bepflanzen, sowie eine stattliche Kirche auf derselben zu errichten. Das alles ist seinem Wunsche gemäß geschehen. Und in dieser Hinsicht ist Königsberg, die ihrem freigebigen Wohlthäter zu Ehren also genannt ist, eine der schönsten von allen Berliner Stationen. Unter dem dort wohnenden Kafferstamme herrschte das Heidenthum in besonders roher Weise. Das Evangelium vermochte Anfangs nur sehr langsam Boden zu gewinnen; später gieng es rascher damit.

Hoffenthal, die jüngste und letzte unserer Natal-Stationen, ist nur wenige Tage jünger als Königsberg; sie stammt ebenfalls aus dem Juni 1868. Sie hat eine schöne Lage in einer breiten Schlucht, wird von drei Seiten durch hohe Berge eingeschlossen und hat von der offenen Seite die Aussicht auf die ganze Kette des Drakengebirges. Nach drei Jahren konnte der Erstling ge-

tauft werden; 2 Jahre später waren noch etliche junge Männer getauft, die als Heiden sich durch besondere Wildheit ausgezeichnet hatten. Und in dieser Weise gieng es auch ferner munter voran.

Im Jahre 1877 ward die gesammte Natal-Kolonie, wie auch andere Theile Süd-Afrikas, durch Dürre und Viehsterben schwer heimgesucht. Dazu war sie in beständiger Aufregung erhalten durch die Befürchtung, der mächtige und grausame Zulukönig Cetywayo würde plötzlich und unvermuthet mit seinen mordlustigen Schaaren über dieselben herfallen. Doch das Jahr vergieng, ohne daß diese Befürchtung sich verwirklichte. 1878 dagegen wurde die Gefahr immer drohender. Alle Missionare, wie überhaupt alle Weißen, flohen aus Zululand, weil sie ihres Lebens nicht mehr sicher waren. Die getauften Zulu flüchteten zum Theil mit außer Landes, zum Theil wurden sie ermordet. An der Grenze der Natal-Kolonie zog Cetywayo Massen von Kriegsvolk zusammen. Alle Weißen Natals fühlten, daß jetzt alles auf dem Spiele stehe und daß man alles daran setzen müsse, um die beständig drohende und jetzt so herausfordernde Macht des Zulukönigs völlig und für immer zu brechen. England rüstete eine Heeresmacht von 17,000 Mann aus. Reguläre Truppen, Freiwillige, Bürgermiliz, Eingeborne, alle waren kriegslustig, ja begeistert zum Kampfe. Auch die Natal'schen Zulu hofften, daß nun der Tag der Rache für die an ihren Vorfahren oder an ihnen selbst begangenen Grausamkeiten gekommen sei. Alle sechs Berliner Stationen hatten ebenfalls eine ganz ansehnliche Zahl Mannschaften zu stellen. Den Engländern schien der Sieg so leicht und so gewiß, daß der Oberbefehlshaber, Lord Chelmsford, zuversichtlich aussprach, in acht Tagen werde alles vollbracht sein. Und nicht bloß Natal- und Zululand waren bei diesem Kampfe betheiligt: alle Häuptlinge weit und breit in ganz Süd-Afrika warteten gespannt auf den Ausgang, da sie ihres Theiles für gewiß hofften, dem unbesieglichen Cetywayo mit seinen tapferen, todverachtenden Schaaren könne es nicht mißlingen, die Macht der verhaßten Weißen in den Staub zu werfen und damit auch für sie den glückverheißenden Anfang ihrer Befreiung zu machen. So waren denn auch die Augen aller Weißen Südafrikas mit größter Spannung auf Beginn und Ausgang dieses gewaltigen Kampfes hingerichtet.

Ihre Sorglosigkeit und Siegesgewißheit sollte den Engländern theuer zu stehen kommen. Im Januar 1879 erlitt ein Theil ihres

Ehrerbietung erweisen. Nach diesem seinem heiligen Thier benennt sich der Stamm, so z. B. Batlapi: die Fischleute; Bakoäna: die Krokodillenleute; Bataung: die Löwenleute; Bamoku: die Stachelschweinleute; Batlou: die Elephantenleute u. s. w. Ihre Sprache ist von der Kaffernsprache nur mundartlich verschieden, ist aber viel rauher. Schriftliches haben sie nicht, doch besitzen sie durch Ueberlieferung eine große Anzahl Sprichwörter, Fabeln und Sagen, auch geschichtliche Erinnerungen. Die Hauptarbeit in Haus und Feld liegt auch bei ihnen den Frauen ob; die Männer gehen auf die Jagd, schnitzen und schmieden die Waffen, gerben und nähen die Felle, flechten die Matten und die riesigen Kornkörbe. Vielweiberei und Beschneidung herrschen auch unter den Bassutho, wie unter den Kaffern, nebst allen den damit verbundenen Greueln. Die im Gebiete des Transvaalstaates lebenden Stämme stehen in Abhängigkeit von der Regierung dieses Landes, die freilich oft nur sehr gering ist. Das Land ist durchweg von Hügeln, ja von sehr ansehnlichen, felsigen Bergketten und -kuppen durchzogen. Es ist ein schönes, fruchtbares Land; je weiter nach Nord und Ost zu, um so voller strömen die Quellen und Flüsse, um so riesiger und prächtiger erhebt sich der Wald, um so reicher und mannigfaltiger gestaltet sich die Thierwelt. Mehr und mehr ziehen sich dorthin die Antilopen-Heerden, welche noch vor kurzem das ganze Transvaal-Land zum ergiebigsten Wildfelde machten, ebenso die Büffel, Löwen und Elephanten, die Nashörner und Flußpferde.

Im Juli 1860 begann hier die Arbeit der Missionare Merensky und Grützner und eben damit die zweite Periode der gesammten Wirksamkeit der Berliner Missions-Gesellschaft in Südafrika. Der reformirte Prediger von Leydenburg und zwei angesehene Männer der dortigen Regierung geleiteten die beiden Brüder zu Maleo, dem Häuptling des kleinen einige Tagreisen westlich von Leydenburg ansäßigen Bakopastammes, und empfahlen ihm dieselben angelegentlich. Die Station, welche etwa eine halbe Stunde von Maleos Felskopf angelegt wurde, erhielt den Namen Gerlachshoop, d. h. Gerlachs Hoffnung, zu Ehren des Generals von Gerlach, des General-Adjutanten König Friedrich Wilhelms IV., welcher damals Vice-Präsident der Berliner Missions-Gesellschaft war und bei den Berathungen über ein neues Missionsgebiet beständig auf das Transvaal-Land hingewiesen hatte. Zwei Männer, welche in der Kolonie

5. Die Mission in Süd-Transvaal

ward 1860 begonnen. Die Mission in Ost-Indien, welche von der Berliner Missions-Gesellschaft 1843 unternommen wurde, war bereits 1848 wieder aufgegeben. Andere in Vorschlag gekommene Gebiete waren aus diesen oder jenen Gründen nicht in Angriff genommen worden. Ein Versuch, den Swasi, einem Kafferstamm nördlich von dem Zulu-Reiche, das Evangelium zu bringen, mißlang; die dazu 1860 an den König Swasi gesandten Missionare Merensky und Grützner mußten froh sein, aus den Händen dieses mordsüchtigen Tyrannen ihr Leben gerettet zu haben. Dagegen wurde ihnen in Leydenburg der dringende Vorschlag gemacht, es mit einem benachbarten kleinen Bassutho-Stamm zu versuchen.

Die Bassutho gehören zu der großen Völker-Familie der Betschuanen. In ihrer äußeren Erscheinung und Lebensweise, wie auch in ihrer Verfassung, haben sie viel Aehnlichkeit mit den Kaffern. Ihre Hütten bauen sie meist mit vorspringendem Dache; wissen auch allerhand nette Figuren in dem Flechtwerk anzubringen. Ueberhaupt sind sie ein sauberes Volk, sowohl in ihrer Häuslichkeit, wie bei ihren Mahlzeiten und in ihrer Kleidung. Sie wohnen nicht wie die Kaffern in kleinen Kraalen, sondern in großen Dorfschaften zuweilen zu Tausenden gesellig beieinander. Ist der Stamm mächtig, so wohnen sie in der Ebene, wo Wasser und Fruchtfelder leichter zu erreichen sind. Ist der Stamm schwach, so wohnt er auf dem Gebirge, meist in der Nähe von Felsen und Höhlen, wohin beim Angriff der Feinde Vieh und Habseligkeiten geflüchtet werden. Sie sind gewandt, auch tapfer, aber nicht so riesig stark und so tollkühn und todverachtend im Kriege, wie die Kaffern. Ihre Hauptwaffe ist ebenfalls die Assagai; jedoch sind bereits Tausende des Volks ebenso wie die Kaffern, mit dem Feuergewehr versehen. Um sich ein solches zu verschaffen, zieht fortwährend die Jugend des Volkes zur Arbeit in die südafrikanischen Kolonial-Staaten. Gar mancher kommt von dort als Christ oder doch mit christlichen Gedanken zurück. Götzen haben sie sowenig wie die Kaffern; dagegen herrscht auch bei ihnen die Zauberei. Ihre Häuptlinge sind nach ihrer Meinung geborene Regenmacher. Eigenthümlich ist den betschuanischen Stämmen, daß sie irgend ein Thier als ihr heiliges Thier verehren; niemand darf ein solches tödten, muß demselben vielmehr

Ehrerbietung erweisen. Nach diesem seinem heiligen Thier benennt sich der Stamm, so z. B. Batlapi: die Fischleute; Bakoäna: die Krokodillenleute; Bataung: die Löwenleute; Bamoku: die Stachelschweinleute; Batlou: die Elephantenleute u. s. w. Ihre Sprache ist von der Kaffernsprache nur mundartlich verschieden, ist aber viel rauher. Schriftliches haben sie nicht, doch besitzen sie durch Ueberlieferung eine große Anzahl Sprichwörter, Fabeln und Sagen, auch geschichtliche Erinnerungen. Die Hauptarbeit in Haus und Feld liegt auch bei ihnen den Frauen ob; die Männer gehen auf die Jagd, schnitzen und schmieden die Waffen, gerben und nähen die Felle, flechten die Matten und die riesigen Kornkörbe. Vielweiberei und Beschneidung herrschen auch unter den Bassutho, wie unter den Kaffern, nebst allen den damit verbundenen Greueln. Die im Gebiete des Transvaalstaates lebenden Stämme stehen in Abhängigkeit von der Regierung dieses Landes, die freilich oft nur sehr gering ist. Das Land ist durchweg von Hügeln, ja von sehr ansehnlichen, felsigen Bergketten und -kuppen durchzogen. Es ist ein schönes, fruchtbares Land; je weiter nach Nord und Ost zu, um so voller strömen die Quellen und Flüsse, um so riesiger und prächtiger erhebt sich der Wald, um so reicher und mannigfaltiger gestaltet sich die Thierwelt. Mehr und mehr ziehen sich dorthin die Antilopen-Heerden, welche noch vor kurzem das ganze Transvaal-Land zum ergiebigsten Wildfelde machten, ebenso die Büffel, Löwen und Elephanten, die Nashörner und Flußpferde.

Im Juli 1860 begann hier die Arbeit der Missionare Merensky und Grützner und eben damit die zweite Periode der gesammten Wirksamkeit der Berliner Missions-Gesellschaft in Südafrika. Der reformirte Prediger von Leydenburg und zwei angesehene Männer der dortigen Regierung geleiteten die beiden Brüder zu Maleo, dem Häuptling des kleinen einige Tagreisen westlich von Leydenburg ansäßigen Bakopastammes, und empfahlen ihm dieselben angelegentlich. Die Station, welche etwa eine halbe Stunde von Maleos Felskopf angelegt wurde, erhielt den Namen Gerlachshoop, d. h. Gerlachs Hoffnung, zu Ehren des Generals von Gerlach, des General-Adjutanten König Friedrich Wilhelms IV., welcher damals Vice-Präsident der Berliner Missions-Gesellschaft war und bei den Berathungen über ein neues Missionsgebiet beständig auf das Transvaal-Land hingewiesen hatte. Zwei Männer, welche in der Kolonie

christliche Anregung empfangen hatten, erwiesen sich äußerlich und innerlich hilfreich. Maleo aber ward je länger desto feindseliger, besonders als das Evangelium anfieng, unter seinen eigenen Familiengliedern Anhänger zu finden. Da traf ihn 1864 ein entsetzliches Unglück. Die Bauern, welche kurz vorher bei einem Angriff auf seinen Bergkopf von ihm zurückgeschlagen worden waren, hatten den grausamen Kafferstamm der Swasi gegen ihn gedungen und aufgehetzt. Dieselben stürmten wild und wüthend seinen Felsenberg, verbrannten seine Stadt und erschlugen ihn selbst sammt zwei Drittheilen seines Volkes. Der neue Häuptling Ramopudu, welcher noch etwa zwei Jahre lang in jener Gegend sich hatte halten können, wandte sich feindlicher Angriffe wegen, nebst den Christen und christlich angeregten Leuten, im Jahre 1866 nach der inzwischen angelegten Berliner Missionsstation Botschabelo. Der Rest des Völkleins zerstreute sich nach verschiedenen Richtungen hin.

Von Gerlachshoop aus war nämlich bald nach dessen Gründung eine neue Mission im Lande Sekwatis unternommen worden. Sekwati war ein hochbejahrter, mächtiger Häuptling der Bapedi, eines bedeutenden Stammes, welcher seine Sitze nordwestlich von Leydenburg hatte. Hier ward 1861 die Station Khalatlolu angelegt. Zahlreiche Kraale finden sich dort, dazu Wasser, Holz und Gartenland. Ein in Britisch-Kafferland getaufter, treuer Christ lebte unter dem Volk, dazu ein ebendort christlich angeregter Mann, und weiter zwei durch sie erweckte Männer, allesammt in herzlichem Verlangen nach Missionaren und im beharrlichen Gebet, daß der Herr doch solche in diese finstere Gegend senden möchte. Bald stellten sich Haufen von heilsbegierigen Heiden zur Predigt ein und in kurzer Zeit war eine frische Christengemeinde am Platze.

Inzwischen war der wohl hundertjährige Sekwati gestorben. Sein Sohn Sekukuni ward sein Nachfolger, ein Mann, welcher eine Zeit lang einen Zug zum Evangelium hatte, dann aber der Lockung der Vielweiberei und der ungebrochenen heidnischen Häuptlingsmacht, ja Häuptlingsvergötterung, sowie den bösen Einflüsterungen seiner Rathsleute nicht widerstehen konnte und je länger desto mehr ein Hinderer, ja ein offener Feind des Christenthums geworden ist. Zwar gestattete er in dieser Zeit noch die Anlegung der beiden Stationen Pata Metsane und Cha Ratau; bald darauf aber brach durch ihn die erste heftige Verfolgung aus. Die Christen

hatten die Leute durch Ackerbau und Viehzucht ihr gutes Brod. Von ihrem Einkommen gaben sie den Zehnten, die Häuptlinge und Aeltesten des Volkes brachten denselben zusammen. Zahlreiche Taufen fanden statt. Aus Sekukunis Lande kam immer neuer Zuzug an Flüchtlingen. Ende 1872 zählte man 1300 Einwohner, wovon etwa 1000 Christen waren. So ward denn auch der Grundbesitz der Station durch Ankauf von Nachbar-Ländereien fort und fort vergrößert. Eine große Schule war gebaut, ebenso eine große stattliche Kirche. Nun ward auch eine Schmiede und Wagenmacherei angelegt, ein Kaufladen eingerichtet und eine Mühle erbaut.

Da kam eine Sichtung über Botschabelo. Die Regierung der Bauern hatte etliche Gesetze gemacht, welche für die Eingeborenen sehr drückend waren. Das erregte tiefen Unmuth, ja brachte die Leute auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, einen Platz zu finden, wo man auf eigenem Grund und Boden, völlig unabhängig von den Bauern und in größerer Selbständigkeit den Missionaren gegenüber, immerhin aber nach christlichen Ordnungen, leben könne. Die Angelegenheit war hinter dem Rücken des von ihnen so sehr geliebten Missionars Merensky unter den Leuten so gut wie abgemacht, als dieser endlich dahinter kam. Die Leute beabsichtigten in eine Gegend zu ziehen, welche vor etwa 30 Jahren von ihrem Volke bewohnt gewesen, seither aber von den Bauern in Besitz genommen war. Dadurch mußten sie nothwendiger Weise mit den Bauern in Konflikt kommen. Sie wurden daher dringend gewarnt, ließen sich aber nicht mehr von ihrem Plane abbringen. Im Oktober 1873 zogen etwa 280 Bapedi ab, leider unter ihrem Häuptling Dinkoanyane, dem sonst so demüthigen und so bewährten Christen. Andere Nachzügler folgten, so daß im Ganzen 334 Seelen wegzogen. Es gieng ihnen, wie vorauszusehen gewesen war, von vornherein übel. An dem ersten Platze, wo sie sich niederlassen wollten, wurden sie nicht geduldet, ebensowenig an einem zweiten in der Nähe von Leydenburg. So zogen sie denn in eine schwer zugängliche Felsenkluft. Sie hielten dort ihre Sonntage so gut es gieng; Dinkoanyane selbst hat ihnen oftmals gepredigt. Immer aufs Neue baten sie um einen Missionar, der ihnen aber unmöglich gegeben werden konnte, da sie sich gegen die Obrigkeit des Landes in offener Auflehnung befanden. Doch wurden sie ab und zu von den Missionaren besucht, ab und zu kamen auch etliche nach Leydenburg

um dann plötzlich wieder anzuschwellen, und den Verfolgern den Uebergang zu versperren! So gelang die Flucht. Es waren 85 Christen und etwa 30 Kinder der Station Cha Ratau, welche unter solchen Schrecknissen das Land verlassen mußten. Auf Khalatlolu ward der öffentliche Gottesdienst verboten; in kleinen Häuflein und bei dunkler Nacht mußten die Leute ihre Erbauung suchen. Trotzdem kamen immer noch Taufen vor. Aber auch dies dauerte nur eine kurze Frist, dann erschienen auf allen drei Stationen Bewaffnete, welche sämmtlichen Missionaren den Tod androheten, wenn sie nicht sofort das Land räumen würden. Das war im Anfange des Jahres 1866: die Mission unter den Bapedi im Lande Sekukunis schien damit ihr Ende erreicht zu haben.

Die Missionare sahen es indeß nur als einen Rückzug an und hofften bestimmt, in günstigeren Zeiten die Rückkehr dorthin bewerkstelligen zu können. Zunächst galt es zweierlei: erstens die Bergung der aus Sekukunis Land geflüchteten Christen, zweitens die Gründung neuer Stationen seitens der vertriebenen Missionare, beides womöglich mit Rücksicht auf das neu zu erobernde Land der Bapedi.

Es dauerte nicht lange, so gelang es (Anfang 1865) dem Miss. Merensky, einen zur Bergung und zur Ansiedlung für die aus Sekukunis Land vertriebenen Christen sehr passenden Platz zu finden. Er nannte denselben Botschabelo, d. h. Zuflucht. Der Platz liegt etwas über 20 Meilen südwestlich von Leydenburg und etwa 10 Meilen südlich von dem zerstörten Gerlachshoop an dem Flusse Mojlotsi. Von Sekukunis Lande war er etwa 25 Meilen entfernt; dennoch droheten namentlich in der ersten Zeit Ueberfälle, sowohl von diesem Häuptlinge, als auch von dem räuberischen und grausamen Matebelen-Häuptlinge Mapocho, einem Schwager Maleos. Bald zog, wie schon erwähnt, Josua Ramopudu mit einem Theile der Bakopa von Gerlachshoop heran; die Bapedi ihrerseits standen unter dem ebenfalls christlichen Häuptling Johannes Dinkoanyane, einem Bruder Sekukunis. Zu ihrer Sicherung baueten sie eine Schanze, welcher Merensky seinem Könige zu Ehren den Namen Fort Wilhelm gab; die tapfersten Männer hatten in der Nähe ihre Wohnstätten. Das christliche Leben entfaltete sich dort sehr lieblich: Gottes Wort ward reichlich ausgetheilt, und Zucht und Ordnung herrschten. Nach Ueberwindung der ersten großen Schwierigkeiten

hatten die Leute durch Ackerbau und Viehzucht ihr gutes Brod. Von ihrem Einkommen gaben sie den Zehnten, die Häuptlinge und Aeltesten des Volkes brachten denselben zusammen. Zahlreiche Taufen fanden statt. Aus Sekukunis Lande kam immer neuer Zuzug an Flüchtlingen. Ende 1872 zählte man 1300 Einwohner, wovon etwa 1000 Christen waren. So ward denn auch der Grundbesitz der Station durch Ankauf von Nachbar-Ländereien fort und fort vergrößert. Eine große Schule war gebaut, ebenso eine große stattliche Kirche. Nun ward auch eine Schmiede und Wagenmacherei angelegt, ein Kaufladen eingerichtet und eine Mühle erbaut.

Da kam eine Sichtung über Botschabelo. Die Regierung der Bauern hatte etliche Gesetze gemacht, welche für die Eingeborenen sehr drückend waren. Das erregte tiefen Unmuth, ja brachte die Leute auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, einen Platz zu finden, wo man auf eigenem Grund und Boden, völlig unabhängig von den Bauern und in größerer Selbständigkeit den Missionaren gegenüber, immerhin aber nach christlichen Ordnungen, leben könne. Die Angelegenheit war hinter dem Rücken des von ihnen so sehr geliebten Missionars Merensky unter den Leuten so gut wie abgemacht, als dieser endlich dahinter kam. Die Leute beabsichtigten in eine Gegend zu ziehen, welche vor etwa 30 Jahren von ihrem Volke bewohnt gewesen, seither aber von den Bauern in Besitz genommen war. Dadurch mußten sie nothwendiger Weise mit den Bauern in Konflikt kommen. Sie wurden daher dringend gewarnt, ließen sich aber nicht mehr von ihrem Plane abbringen. Im Oktober 1873 zogen etwa 280 Bapedi ab, leider unter ihrem Häuptling Dinkoanyane, dem sonst so demüthigen und so bewährten Christen. Andere Nachzügler folgten, so daß im Ganzen 334 Seelen wegzogen. Es gieng ihnen, wie vorauszusehen gewesen war, von vornherein übel. An dem ersten Platze, wo sie sich niederlassen wollten, wurden sie nicht geduldet, ebensowenig an einem zweiten in der Nähe von Leydenburg. So zogen sie denn in eine schwer zugängliche Felsenkluft. Sie hielten dort ihre Sonntage so gut es gieng; Dinkoanyane selbst hat ihnen oftmals gepredigt. Immer aufs Neue baten sie um einen Missionar, der ihnen aber unmöglich gegeben werden konnte, da sie sich gegen die Obrigkeit des Landes in offener Auflehnung befanden. Doch wurden sie ab und zu von den Missionaren besucht, ab und zu kamen auch etliche nach Leydenburg

zur Kirche und in den Taufunterricht. Im Ganzen aber gieng es mit ihnen innerlich und äußerlich ziemlich schnell bergab. Etliche kehrten nach Sekukunis Land zurück, wurden dort matt, ja fielen ins Heidenthum zurück. Auch Dinkoanyane knüpfte mit seinem Bruder Sekukuni wieder an. An die Regierung in Leydenburg schickte er dagegen 1876 einen förmlichen Fehdebrief. Die Folge hievon war, daß die Regierung 2000 Swasi anstellte, welche nun Dinkoanyanes Felsenburg erstürmten, unter Anderen auch den unglücklichen Dinkoanyane selbst erschlugen. Die Uebrigen giengen der Mehrzahl nach in Sekukunis Land zurück, der kleinere Theil suchte und fand Aufnahme in Leydenburg und Botschabelo.

Am letzteren Ort herrschte infolge dieser schmerzlichen Ereignisse natürlich eine gewisse Unruhe. Nach und nach aber beruhigte sich die Bevölkerung, besonders auch durch den Segen der Gottesdienste und die pünktliche Handhabung guter christlicher Ordnungen. Auch wuchs die Bevölkerung wieder durch Zuzug und die Gemeinde durch neue Taufen. In dem Kriege der Bauernregierung gegen Sekukuni (1876) mußte auch Botschabelo Hilfstruppen stellen, und dieselben erwarben sich viel Dank und Anerkennung. Ab und zu reisten immer wieder einzelne Männer aus Botschabelo nach Sekukunis Lande, um durch die Verkündigung des Evangeliums bereits angeregte Leute zu stärken und noch heidnische zu erwecken.

Im Mai 1877 hatte England das Transvaal-Land in Besitz genommen. Es dauerte aber nicht lang, so hatte auch die neue Regierung mit Sekukuni Krieg. In diesem Krieg haben sich die Leute von Botschabelo abermals als gehorsame Unterthanen und als tapfere Männer bewiesen, zumeist aber als Krankenträger durch ihre Umsicht und Unerschrockenheit gute Dienste geleistet. Sekukunis Bergfestung ward am 28. November (1879) erstürmt, er selbst etliche Tage später gefangen und nach Pretoria abgeführt.

Eine besondere Freude war es, daß 1879 eine Nationalgehilfen-Anstalt in Botschabelo gegründet werden konnte, die bald 15—20 Zöglinge zählte. Auch eine Buchdruckerei ward daselbst eingerichtet, aus der bereits allerlei Bücher und Büchlein in der Sprache der Eingebornen hervorgegangen sind, z. B. Luthers kleiner Katechismus mit Erklärungen und zahlreichen Bibelsprüchen, ein Gesangbuch mit 85 Kernliedern, ferner eine Fibel nebst einigen Abschnitten aus den vier Evangelien im Dialekt der Batßuetla.

Eine Baſſuto-Fibel und bibliſche Geſchichte war ſchon früher in Berlin gedruckt worden.

Der 1880 ausbrechende Krieg zwiſchen den Boers und den Engländern hat allerdings dem Kaufladen in Botſchabelo empfindliche Verluſte beigebracht, iſt aber ſonſt ohne Störungen und Schädigungen vorübergegangen. Die Einwohnerzahl Botſchabelos betrug Ende 1881 rund 2000, die Zahl der Gemeindeglieder 1457, die der Kommunikanten 751.

Miſſ. Merensky, der Mitbegründer der Miſſion in Sekukunis Lande und Begründer von Botſchabelo, iſt bereits 1867 von Dr. Wangemann auf deſſen Inſpektionsreiſe zum Superintendenten der Berliner Miſſion in Transvaal eingeſetzt worden. Körperlich leidend und auch ſonſt der Erholung bedürftig, iſt derſelbe im Januar 1882 von ſeinem geliebten Botſchabelo geſchieden, um während eines längeren Urlaubs im Vaterlande ſich nun zu kräftigen. Anfang April iſt derſelbe in Deutſchland angekommen. Da ſich hier herausſtellte, daß an ein Wiederhinausgehen desſelben nach Afrika nicht zu denken ſei, ſo iſt ſein Freund Neuhaus, welcher 1858 mit ihm zugleich abgeordnet und ausgeſandt wurde, und welcher zuletzt auf Etembeni in Britiſch-Kafferland thätig war, zu ſeinem Nachfolger ernannt worden.

Miſſ. Nachtigal, der Mitbegründer der Miſſion in Sekukunis Lande, war 1866, ein Jahr nach Merenskys Austreibung, ebenfalls von ſeiner Station Khalatlolu verjagt worden. Er fand ſeine Zuflucht in Leydenburg, und dieſer Ort, an welchem ſich viele Eingeborne als Arbeitsleute aufhielten und wohin von Khalatlolu fort und fort chriſtlich geſinnte Leute nachzogen, ward von ihm zu einer eigenen Station gemacht. Von da aus gieng einmal der Nationalgehilfe Jonas Puduner, als Sekukuni gerade ſehr gegen die Gläubigen wüthete, in deſſen Land, um, wie er ſich ausdrückte, „mitten in den großen Zorn hinein Speiſe den Müden zu tragen.“ Er iſt auch unverletzt von dieſem Todeswege zurückgekehrt, nachdem er den Sekukuni ſelbſt geſprochen und erſtaunlicher Weiſe von ihm die Erlaubniß erhalten hatte, ungehindert durch das Land reiſen zu dürfen. Auch Miſſ. Nachtigal hat ſpäter das Land mehrmals zu gleichem Zwecke bereist, aber ſpäter Kränklichkeits halber von dieſer Station, ja überhaupt aus dem Dienſte der Miſſion ſcheiden müſſen. Doch ſind andere Miſſionare an ſeine Stelle getreten und haben das

von ihm begonnene Werk weiter geführt. 1870 ist die Station außerhalb des Orts nach einem eigenen Platze verlegt worden, der etwa ein Stündchen entfernt ist. In den folgenden Kriegen hat die Station mannigfach gelitten, sich aber immer wieder erholt. Neuerdings ist zu derselben ein sehr bedeutender Außenplatz hinzu erworben worden.

Außerdem sind seit dem Jahre 1866 noch Berliner Stationen angelegt in der Landeshauptstadt Pretoria (1866), sowie in zwei andern Hauptorten von Südtransvaal, in Potschefstroom (1872) und in Heydelberg (1875). Von Pretoria aus ist das etwa eine Tagereise entfernte Wallmannsthal (1869) gegründet worden, und zwar auf eigenem Grund und Boden der Missions-Gesellschaft; ebenso (1868) das etwa 10 deutsche Meilen nordwestlich gelegene Neu-Halle. Auf allen diesen Stationen finden sich wachsende Gemeinden und nette, zum Theil stattliche Kirchen. Alle haben Eingeborne zu verschiedener Wirksamkeit als Gehilfen der Missionare; alle versehen auch etliche Außenplätze in regelmäßiger Weise und Wiederkehr mit der Predigt des Evangeliums.

In Folge des Krieges der Bauern gegen Sekukuni 1876 hatten sich etliche Unterhäuptlinge desselben, die dies trotz seiner Tyrannei wagen zu dürfen glaubten, mehr oder weniger von ihm frei gemacht. Diese günstigere Lage der Dinge benutzten die Transvaal'schen Missionare sofort. Einer von ihnen erneuerte 1877 die frühere Station Pate Metsane. Da dieselbe aber in den folgenden Kriegswirren nicht bloß zerstört, sondern geradezu unhaltbar ward, insofern auch die Bevölkerung von dort verzog, so erneuerte derselbe Missionar 1880, nach der Ueberwindung und Gefangennehmung Sekukunis, die früher so gesegnete Station Khalatlotu, die Erstlingsstation im Lande Sekukunis. Die Arbeit daselbst hat bis zur Stunde einen gedeihlichen Fortgang.

Ebenfalls im Jahre 1877 ward bei dem Häuptling Massemola, einem Schwiegersohn Sekukunis, die Station Arkona gegründet. Auch diese hatte unter den Kriegsstürmen der folgenden Jahre viel zu leiden; wiederholt mußte der Missionar flüchtig werden. Der Beginn derselben war sehr vielverheißend; der Erfolg hat diesen Hoffnungen, namentlich in Betreff der Bekehrung des Häuptlings

und seiner Frau, nicht völlig entsprochen, doch geht das Werk munter voran. Die Zahl der Gemeindeglieder war Ende 1881 bereits 252, die der Kommunikanten 131.

Gleich zu Anfang des Jahres 1880, also kurz nach Sekukunis Gefangenführung, geschah das höchst Erfreuliche, daß auch die dritte Station in dem Lande dieses Häuptlings erneuert ward. Dieselbe liegt zwar nicht genau an der Stelle des früheren Cha Ratau, aber doch ebenfalls am Fuße des Häuptlingsberges Moßächu. Die Erwartungen, mit welchen der Gründer dieser Station, Miss. Winter, ins Land kam, wurden theils nicht erfüllt, insofern die Masse der Unterthanen Sekukunis durch das große Unglück ihres Volkes nicht gebeugt und nicht auf das Ernste und Ewige gerichtet war; theils aber wurden dieselben noch übertroffen, insofern eine ganze Anzahl Leute, zum Theil angeregt durch das Zeugniß der in ihre Heimat zurückgeflüchteten Leute Dinkoanyanes, mit ganzem Eifer nach dem Heil ihrer Seelen Verlangen trugen und nach genauer Unterweisung und strenger Prüfung nach Jahresfrist getauft werden konnten, gleich das erste Mal 53 Erwachsene nebst ihren 23 Kindern! Etwas später, am Charfreitag 1881, empfiengen bereits an 200 Kommunikanten das hl. Abendmahl. Sehr bedeutend half zu diesem schnellen Wachsthum der Gemeinde die Arbeit des Nationalgehilfen Martinus Sewuschane, eines der Erstlinge von Khalatlolu, welcher in der Nähe ein sehr günstig gelegenes Arbeitsfeld und stets eine große Zahl von Zuhörern hatte, unter denen eine seltene Frische in erquicklicher Weise sich zu fühlen gab.

Nachdem in Folge des Krieges der Boers gegen die Engländer (Ende 1880 bis Mitte 1881) Transvaal als ein selbständiger und unabhängiger Staat von den Engländern an die Bauern war zurückgegeben worden, kehrte auch Sekukuni aus der Gefangenschaft in sein Land und zu seiner Herrschaft zurück. Man kann sich denken, daß die Befürchtungen der Missionare und der Christen hierüber groß waren. Indeß hat sich Sekukuni, wenigstens bis jetzt, sehr freundlich ausgesprochen: er sei auch früher nur durch böse Rathgeber zur Verfolgung der Christen aufgereizt worden; hinfort aber habe jeder seiner Unterthanen volle Freiheit zu glauben; er werde niemand um des Christenthums willen bestrafen oder verfolgen. Und Miss. Winter hoffte sogar, er und Sekukuni würden noch sehr gute Freunde werden, zumal dieser zu ihm gesagt hat, sie wollten

keine Zwischenträger zwischen sich dulden, sondern alles persönlich Auge in Auge mit einander abmachen.*)

Die Zahl der Farbigen im Bereich der Berliner Mission in Nord-Transvaal betrug Ende 1881: 29,500, die Zahl der Gemeindeglieder 4326, die der Kommunikanten 1794, der seit Beginn der Mission daselbst Getauften 4552.

Die Bibel in Madagaskar.

Es liegt uns ein sehr interessanter Bericht des norwegischen Miss. Dahle über die Bibelarbeit in Madagaskar vor, aus dem wir unseren Lesern einiges mittheilen wollen.

„Da die Bibelarbeit nun so weit vorgeschritten ist, daß das ganze N. Testament in der revidirten Uebersetzung im Laufe dieses Jahres in London gedruckt werden wird, und auch größere Partieen des A. Testaments (1 Mose, Josua und die Psalmen) vorläufig abgeschlossen sind, so dürfte es wohl am Platze sein, eine allgemeine Uebersicht sowohl über diese Revisionsarbeit, als auch über die Geschichte der Bibel in diesem Lande zu geben. Die madagassische Bibel ist in vielen Beziehungen ein Schmerzenskind. In der Zeit der Noth ist sie entstanden und hat selbst ihr Theil Bedrängniß und Verfolgung miterfahren; aber sie hat auch viele in den Zeiten der Drangsal erquickt und bewahrt. Es versteht sich von selbst, daß die katholischen (portugiesische und französche) Missionare, die in früheren Zeiten äußerst unglückliche Missionsversuche an der madagassischen Küste machten, sich damit begnügten, den Leuten den Katechismus, das Glaubensbekenntniß und einige Gebete in ihrer Sprache zu geben, und keinen Versuch machten, die hl. Schrift oder Theile derselben zu übersetzen. Dies blieb, wie fast überall

*) Im Laufe des Jahres 1882 ist indeß Miss. Winter auf seinen Wunsch von dieser Station versetzt worden; an seine Stelle kam Miss. Schubert, welcher seit der Vertreibung der Missionare aus Sekukunis Lande fest und froh an der Hoffnung gehalten hatte, die Mission werde noch einmal erneuert werden und er werde dabei thätig sein dürfen.

so auch in Madagaskar, den protestantischen Missionaren vorbehalten. Unter diesen waren die Londoner (Jones und Griffiths), die 1820 und 1821 in Antananarivo ankamen, die ersten. Schon im Anfang des Jahres 1824 hatten sie sich die Sprache so weit angeeignet, daß sie mit der Arbeit beginnen konnten, und am Schluß des Jahres 1828, also nach 5 Jahren, war dieselbe so gut wie beendigt. Um sie so schnell als möglich zu vollenden, hatten sie sich in die Arbeit getheilt, ein Jeder hatte bestimmte Bücher zu übersetzen, worauf sie dann zusammen und im Verein mit mehreren Eingeborenen ihre Uebersetzung revidirten. Große Schwierigkeiten machte aber auch der Druck dieser Bibel. Zwar hatten sie von Hause eine kleine Presse mitgebracht; aber der Buchdrucker starb gleich nach seiner Ankunft am Fieber, und so mußten sie, mit Hilfe einiger englischen Handwerker, die Presse aufstellen und dann selbst einen Versuch mit dem Drucken machen. Die ersten Bogen verließen zwar die Presse in einem kaum leserlichen Zustande; aber man verlor den Muth nicht, und bald kam ein neuer Buchdrucker aus Europa, so daß im Laufe des Jahres 1830 das ganze N. Testament in 3000 Exemplaren erscheinen konnte. Bald darauf begann der Druck des A. Testaments, der sich durch 5 Jahre hinzog, theils wegen zeitweiliger Abwesenheit des Druckers, theils auch weil die Königin, deren feindliche Gesinnung gegen die Mission mehr und mehr hervortrat, die eingeborenen Arbeiter fortnahm, so daß schließlich der englische Buchdrucker die Arbeit ganz allein zu Ende führen mußte. Im Jahre 1835 kam aber doch das A. Testament heraus, und somit lag die ganze Bibel in madagassischer Sprache vor. Bald darauf brach die Verfolgung aus und die englischen Missionare mußten das Land verlassen (1836). Welcher Trost für sie, daß sie das Wort Gottes den wenigen Christen in und um Antananarivo zurücklassen konnten! Einige Exemplare waren schon unter die Leute vertheilt, 70 Bibeln vergruben sie in die Erde und vertrauten nur einzelnen der zuverlässigsten Christen an, wo dieselben zu finden seien. Den Rest nahmen sie mit nach England. Da die Verfolgung sich auch auf die Christen erstreckte, wurden mehrere Exemplare confiscirt, und die Christen sahen sich oft gezwungen, ihre Bücher zu vergraben oder anderswie zu verstecken. Da kam es ihnen zu statten, daß mehrere der biblischen Bücher apart gedruckt worden waren, so daß man sie leichter bei sich tragen und vor den Augen der

Späher verbergen konnte. Andere Exemplare rissen die Christen selbst in Stücke und vertheilten sie unter sich. „Gottes Wort war theuer in den Tagen.“ Können wir auch nicht allem, was man von der stärkenden und erquickenden Wirkung, die das Wort Gottes in jenen Drangsalszeiten auf die ersten Christen ausgeübt, ganz unbedingten Glauben schenken, so haben wir doch wahrlich kein Recht, daran zu zweifeln, daß das Wort, welches seiner Natur nach „eine Kraft Gottes ist, selig zu machen, die daran glauben,“ in so harter Prüfungszeit nicht sollte ausgerichtet haben, wozu es bestimmt war.

„Als es im Jahre 1852 anfieng, auf Madagaskar wieder freundlicher auszusehen, veranlaßte Miss. Griffiths, der sich damals in London aufhielt, die Bibelgesellschaft,*) eine Revision der ja ursprünglich in so großer Eile ausgeführten Bibelübersetzung vorzunehmen. Ihm und einem hervorragenden Kenner der biblischen Grundsprachen, Herrn Meller, wurde denn auch diese Arbeit aufgetragen. Das Resultat mußte aber natürlich ein höchst unbefriedigendes sein, da der eine der beiden Arbeiter bloß die Sprache kannte, aus welcher und der andere blos die, in welche übersetzt wurde! Auch war es ein großer Uebelstand, daß man keinen Eingebornen zur Hand hatte, und schließlich starb auch noch Miss. Griffiths (1863), ehe die Revision zu Ende geführt war.

„Da sich nun aber Madagaskar inzwischen wieder dem Wort Gottes geöffnet hatte und man da schnell mit der Bibel bei der Hand sein wollte, so beauftragte die Gesellschaft einen in ihrem Dienst stehenden Deutschen, den Rest zu revidiren; und es ist anzunehmen, daß viele sehr eigenthümliche und in hohem Grade unmadagassische Ausdrücke gerade in diesem Theil des Werkes seiner Erfindungsgabe zu verdanken sind. Das Ganze erschien in London 1865. Diese sogen. Griffiths-Bibel war nun lange Zeit die einzige, die das Volk besaß. Einige Theile derselben wurden auch apart herausgegeben, gratis vertheilt und vielfach in den Schulen statt anderer als Lesebücher gebraucht. Diese Uebersetzung konnte aber trotzdem nie populär werden.

*) Die Londoner Bibelgesellschaft hat die Herausgabe aller in madagassischer Sprache erschienenen hl. Schriften besorgt und die Ausgaben dafür getragen, mit Ausnahme eines kleinen Taschen-Testamentes, das in Antananarivo im Jahre 1873 herauskam, hauptsächlich auf Kosten der schottischen Traktatgesellschaft.

Als daher der plötzliche Uebertritt der Königin zum Christenthum (1868) eine neue Ausgabe nöthig machte, entschloß man sich, dieselbe theilweise bei Seite zu lassen und zu der alten Bibel zurückzukehren. So erschien die kleine sogen. Schillingsbibel (sie wurde gebunden für 1 Schilling das Exemplar verkauft); und das ist die einzige Bibel, die seither hier zu haben war, und welche allmählich die Griffith'sche fast ganz verdrängt hat; eine wunderliche Mischung der beiden Uebersetzungen!

„Es ist mir trotz aller Nachforschungen nicht möglich gewesen, die genaue Zahl sämmtlicher Bibeln und Bibeltheile, die seit dem Jahr 1830 bis jetzt unter dem Volke verbreitet worden sind, zu ermitteln. Nach den lückenhaften Notizen, die mir vorliegen, kann ich sie aber nicht auf weniger als ca. 30,000 Exemplare veranschlagen.

„Es besteht unter den englischen Christen häufig eine Auffassung von der — man möchte fast sagen magischen — Wirkung der Bibel, die meiner Ansicht nach an der Grenze des Aberglaubens liegt. Aber wenn man eine solche Anschauung auch nicht theilt, so fühlt man sich doch zu großem Dank gegen Gott gestimmt, daß Er diesem Volk so reichliche Gelegenheit gegeben hat, sich sein hl. Wort zu verschaffen, — besonders wenn man bedenkt, welch eine nothwendige Schutzwehr es auch gegen die „Menschensatzungen" der katholischen Kirche ist, die sie hier wie überall, an seine Stelle zu setzen sucht. Die hier wirkenden Jesuiten haben es auch gefühlt, welche Hindernisse die Bibel ihnen bereitet, und sind schließlich durch die steten Beschuldigungen, daß sie dem Volke Gottes Wort nicht geben wollen, so belästigt worden, daß sie nun angefangen haben, das N. Testament zu übersetzen. Bis jetzt sind sie noch nicht weit damit gelangt, und von dem, was sie veröffentlicht haben (die Evangelien und die Apostelgeschichte nebst einigen Apokryphen), davon bekommen ihre eigenen Christen wenig oder nichts zu sehen. An die Briefe Pauli werden sie sich wohl nie wagen.

„Es ist übrigens ganz interessant zu sehen, wie sie in ihrer Uebersetzung, selbst auf Kosten der Sprachreinheit, gesucht haben, alle die Ausdrücke für die christlichen Begriffe, die unter den Protestanten gewissermaßen in Ehren stehen, zu umgehen. Sie haben daher manche alte und unbekannte Wörter ans Licht gezogen und so auch uns wider Willen einen Dienst geleistet, — freilich auch manche neu fabrizirt.

„Nach alledem ist klar, daß was bis jetzt geschehen ist, um dem madagassischen Volk die hl. Schrift wirklich in seiner Sprache zu geben, noch gar mangelhaft ist. Schon die verschiedenen, einander ziemlich ungleichen Ausgaben und namentlich die beiden nebeneinander bestehenden Uebersetzungen, waren an und für sich wenig befriedigend. Schon ein flüchtiger Blick auf deren Verhältniß, sowohl zum Grundtext, als zum Geist der madagassischen Sprache genügt, um einen davon zu überzeugen, daß eine durchgreifende Revisionsarbeit durchaus nothwendig war.

„All diese Mängel veranlaßten sämmtliche hier vertretene protestantische Gesellschaften, sich gemeinsam an die Bibelgesellschaft zu wenden, mit dem Vorschlag, daß die madagassische Uebersetzung einer gründlichen Revision unterworfen werden möchte, und zwar durch eine aus Delegirten aller Gesellschaften zusammengesetzte Kommission, damit die Arbeit so vielseitig als möglich werde, und auch die Sympathie und Unterstützung aller dafür gesichert sei. Bereitwillig gieng die Bibelgesellschaft auf diesen Vorschlag ein, ja sie erbot sich, alle Kosten des Druckes der Probebogen, den Lohn der eingebornen Mitarbeiter, sowie die jährliche Gage des Herrn W. Cousins zu bestreiten, welch letzterer dazu erwählt worden war, den vorläufigen Entwurf auszuarbeiten, den die Kommission dann durchgehen sollte. Auch die Reiseausgaben der übrigen Delegirten übernahm die Bibelgesellschaft.

„Anfangs schritt die Arbeit nur langsam voran, theils weil wir noch nicht an das Zusammenarbeiten gewöhnt waren, theils weil man sich über gewisse leitende Gesichtspunkte erst geeinigt haben mußte, ehe man weiter machen konnte. Hiezu gehörte vornehmlich das Uebereinkommen, daß nur der Grundtext als Norm anerkannt werden solle. Damit war die Arbeit von Hause aus zu einer neuen Uebersetzung gestempelt, was sie denn auch in der That geworden ist.

„Einen härteren Kampf brachte die Interpunktionsfrage mit sich. Endlich wurden einige Grundsätze für dieselbe angenommen, die im Wesentlichen mit dem übereinstimmen, was in Deutschland und Skandinavien hierin Uebung ist. Den heftigsten Streit aber hatten wir über die Schreibart der biblischen Eigennamen. In den älteren Uebersetzungen war man nämlich von der englischen Aussprache derselben ausgegangen, hatte aber natürlich die Namen doch mög-

lichst den Madagassen mundgerecht zu machen gesucht und so wahre Ungethüme von Wörtern und Zusammensetzungen zu Tage gefördert. Im Gegensatz hiezu verlangten wir nun, daß die Form des Grundtextes maßgebend sein und bloß solchen Modifikationen unterworfen werden solle, die durch die Lautgesetze der madagassischen Sprache gefordert werden. Alle mußten einräumen, daß dieses, theoretisch betrachtet, das einzig richtige sei; aber theils waren die englischen Missionare selbst an die alten Formen gewöhnt, theils legten sie übertriebenes Gewicht darauf, daß das Volk sich nun einmal daran gewöhnt habe und keine Veränderung werde leiden mögen, — und endlich hätten sie es augenscheinlich gern gesehen, wenn dieses Zeugniß dafür, daß die Engländer es waren, die hier zuerst die Bibel eingeführt, bestehen geblieben wäre. Doch erreichten wir auch in diesem Stück bedeutende Zugeständnisse, obwohl wir nicht vermochten, unsere Forderungen ganz durchzusetzen. Uebrigens drohte eine Zeit lang das Zusammenarbeiten an dieser Klippe zu scheitern.

„Nachdem wir uns über diese allgemeinen Fragen geeinigt hatten, ist die gemeinsame Arbeit auf keine weiteren in der prinzipiellen Stellung der verschiedenen Gesellschaften begründeten Schwierigkeiten gestoßen, da wir uns alle bei der Arbeit einfach vom Lexikon und der Grammatik, sowie von dem Urtheil der Eingebornen leiten ließen. Konfessionelle Differenzen haben keinen merkbaren Einfluß geübt und auch keine Uneinigkeiten hervorgerufen. Ab und an konnte wohl der Eine oder Andere etwas warm werden, aber ohne daß es in irgend einer Weise das gegenseitige gute Einvernehmen gestört hätte. Es war eben allen wirklich um die Sache zu thun.

„Eine große Schwierigkeit während der späteren Arbeit ist uns aus dem häufigen Wechsel der Kommissionsmitglieder erwachsen, meist in Folge von Heimreisen oder Ortswechsel veranlaßt. Außer W. Cousins sind es zur Zeit nur die norwegischen Delegirten, (Pastor Borgen und ich), die die ganze Zeit, von Juli 1873 an, hindurch mitgearbeitet haben.

„Die größte Schwierigkeit hat uns aber doch die madagassische Sprache selbst bereitet. Oft haben wir ein Dutzend Synonyme hervorgeholt, um den rechten Ausdruck zu finden, und uns doch damit begnügen müssen, einen zu wählen, von dem wir fühlten, daß er nur annähernd das ausdrückte, was wir wollten. Fragt man nach

den Bezeichnungen für solche Dinge, wie z. B. die Gliedmaßen eines Ochsen, da ist die Sprache erstaunlich reich, viel reicher als alle unsrigen. Aber gilt es, einen abstrakten und namentlich einen sittlichen oder religiösen Begriff auszudrücken, da kommt man nicht vom Fleck. Es gibt kein Wort für Gottesfurcht, Frömmigkeit, Sittlichkeit, Nüchternheit, Pflicht, Dankbarkeit, Heiligkeit, Gewissen. Da muß man theils ganz neue Wörter schaffen, theils sich an mühsame Umschreibungen halten, in der Hoffnung, daß der Zusammenhang und der Gebrauch ihnen allmählich den richtigen Sinn geben wird.

„Es ist ganz merkwürdig, wie den uncivilisirten Völkern das Vermögen, zu generalisiren (Begriffe zu bilden), abzugehen scheint. Sie haben Ausdrücke für jede einzelne Vorstellung, aber das Wort für den allgemeinen Begriff fehlt. Wir haben hievon im Madagassischen ein ganz drolliges Beispiel, das uns manches Kopfbrechen gekostet hat. Man hat ganz verschiedene Ausdrücke für die verschiedenen Arten zu stehen; aber keinen einzigen, der das stehen an sich, ohne Nebenbegriff, bezeichnet. Es ist daher so gut wie unmöglich, einen so einfachen Ausdruck wie der: „Ich bin der Engel Gabriel, der vor Gott stehet," richtig zu übersetzen. In unserer Uebersetzung ist der Ausdruck gebraucht, welcher bezeichnet auf einer Stelle verharren. — Eine andere sprachliche Unbequemlichkeit ist das sonderbare Phänomen, daß es im Madagassischen keinen Ausdruck gibt für „also," das den Nachsatz einleitet. Daher kann ein so einfacher Satz, wie Joh. 3, 16, nur mit Umschreibungen ausgedrückt werden!

„Ich könnte mit ähnlichen Beispielen bis ins Unendliche fortfahren, doch es ist Zeit, daß ich diese Uebersicht schließe, die ohnehin etwas lang geworden ist. Ich thue es mit dem Wunsche, des Herrn Segen möge auch ferner auf dieser Arbeit ruhen, alle Schwierigkeiten glücklich überwinden helfen und die heidnische Sprache schließlich zwingen, Seine ewigen Wahrheiten in einer Weise zu verkünden, daß die vielen theuer erkauften Seelen auch dieses Landes dadurch in die Gemeinde Christi hereingezogen werden hier auf Erden und einst mit neuen Zungen des Herrn Namen preisen mögen in einer besseren und herrlicheren Sprache unter den Verklärten im Himmel!"

Die
Niger-Mission im 25. Jahr ihres Bestehens.

Sechzig Jahre sind vergangen, seit der Sklavenjunge Adschai befreit und in eine Missionsschule nach Sierra Leone gebracht wurde. Wie Gott aus ihm einen Christen, dann einen Missionar und endlich einen Bischof gemacht hat, ist schon oft erzählt worden. Wir wollen diesmal nur einige neuere Nachrichten aus der von ihm gegründeten Niger-Mission mittheilen, die eben das 25. Jahr ihres gesegneten Bestandes zurückgelegt hat. Bischof Crowther, obgleich 74 Jahre alt, ist zwar noch rüstig und stark; wegen der Ausdehnung des Werks aber hat man ihm seit 1—2 Jahren zwei tüchtige Schwarze als Archidiakone beigegeben: seinen Sohn Dandeson Crowther, der nun die 4 unteren Stationen (Akassa, Bonny, Braß und Neu-Kalabar) zu leiten hat, und den sehr begabten Henry Johnson, welchem die übrigen 7 Stationen am oberen Niger anvertraut sind.

Die älteste derselben ist Onitscha (gegründet 1857), und gerade hier hat im letzten Jahr ein bedeutender Um- und Aufschwung stattgefunden, über welchen Archidiakonus Johnson voll Freuden Bericht erstattet. Zuerst schildert er die Landesbewohner, die berüchtigten Ibos, und zwar als Wilde vom reinsten Wasser. Unrecht thun und Unrecht leiden, daraus setzt sich ihr ganzes Leben zusammen. Keiner traut dem Andern. Messer und Gewehr müssen stets zur Hand sein. Einer sucht den andern zu übertreffen in möglichst gräßlicher Bemalung des Gesichts und im Zurschautragen selbsthervorgebrachter Narben. Zornesausbrüche und Unthaten aller Art sind an der Tagesordnung; Reue aber ist unbekannt. Ja, wenn zwei miteinander streiten, kann wohl der eine dem andern zurufen: „Was willst denn du sagen? Ich habe meine sechs Mann erschlagen; wieviele hast denn du schon getödtet?“ Und die Federn an seiner Mütze bezeugen, daß er Recht hat! Zuweilen hört man ein Freudenschießen: und was bedeutet es? — daß es dem Betreffenden durch List oder Gewalt gelungen ist, seines Nächsten Weib zu entführen!

Dabei herrscht völlige Gesetzlosigkeit. Jeder will sein eigener Herr sein. Zu gehorchen ist eine Schande. Der König, wenn kein Tyrann, ist machtlos. An ihn oder die Häuptlinge zu appelliren kostet blos Geld, hilft aber nichts. Namentlich alle Ausländer müssen sich das Unglaubliche gefallen lassen. Im Jahr 1879 trieben es die Leute von Onitscha so arg, daß ein englisches Kanonenboot kommen mußte und der ganze Ort zusammengeschossen wurde. Auch die Missionsgebäude entgiengen der Zerstörung nicht. Die meisten Christen flohen damals nach Asaba. Andere versteckten sich in den Busch und fiengen gleich nach dem Bombardement wieder an, ihre Häuser aufzubauen. Aus der Kirche hatten die Heiden kurz vorher alle Fenster, Thüren und Bänke — gestohlen. Jene zurückgebliebenen Christen aber machten ihrem Bekenntniß jetzt erst recht Ehre. Jeden Sonntag versammelten sie sich in der halbzerstörten Kirche, wo sie an Stelle der Bänke sich Erdsitze aufgeworfen hatten. Ein Schulknabe las die Gebete und erklärte, so gut er konnte, einen Abschnitt aus der hl. Schrift. Durch das Gespött der Heiden ließen sich nur einige wenige irre machen. Ein paar andere ergaben sich der Vielweiberei. Die Mehrzahl aber blieb fest, obgleich ein ganzes Jahr lang kein Missionar und kein Lehrer in Onitscha stationirt war.

Erst im Januar 1881 kam ein schwarzer Missionar hin, starb aber bald darauf in Sierra Leone, wohin er auf Urlaub gegangen war. Ihm folgte ein schwarzer Katechist, ein sehr eifriger Mann, der u. And. auch anfieng regelmäßig vor dem König zu predigen. Dieser darf sich nämlich nur einmal des Jahres öffentlich sehen lassen, kann also nicht in die Kirche kommen. Dem Katechisten aber war es darum zu thun, daß auch seine Majestät das Wort Gottes vernehme; und es gelang: zuweilen versammelten sich gegen 500 Personen bei Hofe, um zuzuhören. Nur Schade, daß der gute Mann mehr Gesetz als Evangelium predigte. Immer wieder eiferte er gegen den landesüblichen Zwillingsmord, die Menschenopfer, die grausamen Gottesgerichte und andere herrschende Unsitten, und das wollte sich der König nicht gefallen lassen. Die Hofpredigten mußten aufhören! Gegen Ende des Jahres kam Bischof Crowther nach Onitscha und bat den König, zur Wiederherstellung der Kirche auch das Seinige beizutragen. Der König schützte seine große Armut vor, ließ sich aber endlich doch bewegen, mit seinen Häuptlingen über

die Sache zu konferiren. Das Resultat war ein für die Mission sehr ehrenvolles: er könne nicht leugnen, daß dieselbe schon viel Gutes für sein Land gethan und auch durch das große Unglück, das die Stadt betroffen, sich nicht habe abschrecken lassen; was aber den Kirchenbau angehe, müsse er und das ganze Volk sich noch etwa ein Jahr oder zwei von eben diesem Unglück erholen, dann könne vielleicht von Beiträgen die Rede sein. Aufgeschoben — aufgehoben! — das ist echt negerisch. Der Bischof aber war froh, daß der König doch wenigstens seine Dankesschuld gegen die Mission öffentlich anerkannt hatte, und die armen Christen fiengen nun selber an, ihre Opfer an Palmöl und dergleichen für den Kirchenbau herbeizubringen, ohne auf den König zu warten. Auch in Betreff der herrschenden Unsitten und Gräuel, deren Abschaffung der Bischof ihm dringlich ans Herz legte, blieb der König verstockt, was freilich nur allzu natürlich ist; muß ihm doch z. B. bei jeder Giftprobe eine ansehnliche Taxe bezahlt werden!

Am 27. Okt. wurde in der festlich geschmückten Kirche „die Rückkehr des Evangeliums nach Onitscha" im Beisein des Bischofs und seines Archidiakonus gefeiert. Auch Heiden hatten sich zahlreich dazu eingestellt. Ja einer der Redner war eben der Uebelthäter, welcher in Verbindung mit einem anderen Heiden, durch seine Gewaltthaten das Bombardement der Stadt veranlaßt hatte. Eine Tracht Schläge, die ihm damals feierlich auditirt und nachdrücklichst aufgemessen worden war, hatte Wunder gewirkt. Ueberhaupt versichert Archidiakonus Johnson, jenes strafrichterliche Einschreiten der Engländer sei zu einem „Wendepunkt in der politischen und religiösen Geschichte von Onitscha" geworden. Und was er weiter erzählt, bestätigt diese Ansicht vollkommen. Aufgemuntert durch den Erfolg jenes Festes, beschloß nämlich Johnson, einen Hauptschlag gegen das Heidenthum zu wagen. Am 8. Nov. berief er alle mündigen Gemeindemitglieder und Konfirmanden zu einer Konferenz in die Kirche und legte ihnen seine Pläne vor. Die Stadt wurde in 9 Bezirke eingetheilt und von den 36 hiezu erwählten Christen immer 4, d. h. 2 Männer und 2 Frauen, je einem dieser Bezirke als Hausbesucher zugetheilt. Täglich, ganz besonders aber am Sonntag Morgen, sollten sie in die Häuser gehen, den Heiden ans Herz reden und sie zum Besuch des Gottesdienstes einladen. Schon am nächsten Sonntag zeigte sich die Frucht hievon. Statt der gewöhn-

lichen 300 kamen jetzt 621 Personen in die Kirche. Acht Tage später waren es 700 und am hl. Christfest nicht weniger als 1100!

War das ein Gedränge! Selbst die Sakristei war gesteckt voll, ebenso die Kanzeltreppen, und sogar in den Altarraum drangen die Zuhörer ein, so daß der Geistliche sich kaum rühren konnte. Sehr ruhig und still giengs dabei nicht zu. Das Klirren der Fußringe, das Zischeln und Schwätzeln der an den christlichen Gottesdienst noch nicht Gewöhnten wollte kein Ende nehmen. Dennoch war es eine Freude zu predigen. Der Text hieß: „Du sollst seinen Namen Jesus heißen, denn Er wird Sein Volk erretten von ihren Sünden." Und die Predigt muß eingeschlagen haben, denn Tag für Tag kamen von nun an Heiden, um ihre Namen in die Liste der Taufkandidaten eintragen zu lassen. Dazu gieng manch früher gesäeter Same jetzt auf. Eine Erweckungszeit war angebrochen. Ein Weib namens Ekubie brachte ihre Götzen, lieferte sie dem Katechisten aus und bekannte freudig ihren Glauben an Christus. Einmal war sie ins Missionshaus gekommen und hatte hier ein Bild gesehen, das den Heiland darstellt, wie er am Abendmahlstisch sitzt und das Brod segnet. Dadurch war ihre Aufmerksamkeit erregt worden und sie hatte sich alles von diesem Heiland erzählen lassen, bis sie so ergriffen davon war, daß sie in die Frage ausbrach: „Ist Er denn auch für mich gestorben?" „Ja wohl," lautete die Antwort, „wenn du an Ihn glaubst, wird Er dich selig machen." Jetzt ist dieses Weib eine ernste und eifrige Christin. — Ferner kam ein Mann Namens Oboma. Dessen Frau war trotz aller Götzenopfer und Priesterversprechungen einer schweren Krankheit erlegen und hiedurch sein Glaube an die Fetische auf immer zerstört. Die Christen, die auch ihn in die Kirche einluden, trafen ihn gerade in der rechten Stimmung. Es dauerte nicht lange, so war auch er unter den Taufkandidaten. Namentlich sind viel junge Leute erweckt worden, und nicht bloß Sklaven, sondern in erster Linie eine schöne Anzahl Freigeborener. Die Heiden sehen staunend zu und können's nicht hindern. Das Merkwürdigste aber ist, daß zwei Häuptlinge, die seit Jahren einander nach dem Leben trachteten, zusammen in die Kirche gekommen sind, um sich feierlich zu versöhnen, und Gott danken, daß er ihre mörderischen Anschläge stets vereitelt. Der eine von ihnen ist der einflußreichste Mann im ganzen Lande; beide aber sind bis heute komplette Heiden!

Und nicht nur Einzelne sind so unter den Einfluß dieser Erweckung gekommen; derselbe erstreckt sich auch auf das öffentliche Leben der ganzen Einwohnerschaft. Es war bisher Sitte, daß einmal jährlich die Sünden des Volkes durch ein Menschenopfer gesühnt wurden. Vor zwei Jahren war ein armes kleines Mädchen zum Opfer bestimmt. Der Sitte gemäß wurde sie zur Stadt hinaus geschleift an einen Fluß, um hier ertränkt zu werden. Trotz der mehr als halbstündigen Tortur hatte sie, hier angekommen, noch die Kraft, sich energisch zur Wehr zu setzen, bis der Henker ihr den Schädel einschlug und den Leichnam ins Wasser warf. Das Jahr darauf wurde das grausige Opfer heimlich, wahrscheinlich bei Nacht, vollzogen. Dies Jahr (1881) hat kein Mensch davon auch nur geredet, und ohne Zweifel wird es unterbleiben. Die Heiden sind wie eingeschüchtert und die Neubekehrten haben Zeit und Ruhe, sich zu erbauen, zu wachsen und auf die Verfolgung, die doch wohl nicht ausbleiben wird, sich vorzubereiten.

Auch in Asaba (gegründet 1875) scheint es sich zu regen. Trotz aller Proteste und Gegenanstrengungen gehen hier die Menschenopfer noch immer im Schwange. Wenn einer von den nahezu 500 „Königen" stirbt, müssen mindestens drei Sklaven ihm ins Jenseits nachgesandt werden. Nun starb kürzlich ein solcher. Die Verwandten bestanden auf dem Opfer, der Sohn aber suchte durch Ausweichen und Aufschieben sich der Sache zu entledigen und erklärte endlich, nachdem der Leichnam schon 8 Tage lang unbeerdigt dagelegen: „Ich bin meines Vaters Sohn und mir liegt es ob, ihn zu bestatten. Ihr seid alle nur ferner stehende Verwandte. Ich sage: ich habe keine Schlachtopfer zu kaufen bekommen. Gehet ihr hin und tödtet, wen ihr wollt. Ich will nichts damit zu schaffen haben." Das ist doch wenigstens ein kleiner Fortschritt, und vielleicht gehen die „Könige" doch noch auf den vernünftigen Vorschlag ein, den ein englischer Kapitän ihnen gemacht hat: sie möchten doch statt der Menschenopfer Stieropfer einführen; das würde ganz den gleichen Dienst thun und der drohenden Entvölkerung ihres Landes vorbeugen. — Die Zahl der Taufkandidaten in Asaba ist 29, die der Konfirmanden 18.

Weniger erfreulich steht es in Alenso (gegründet 1878) und Osamare (gegründet 1873), und Lokodscha vollends ist ein Ort, da Satan seinen Stuhl hat. Diese Stadt nämlich wurde im Jahr

1860 am Zusammenfluß des Kworra und Binue von einem wohlmeinenden englischen Konsul gegründet, dem es gelang, allerlei Leute — zum Theil befreite Sklaven — hier anzusiedeln und durch tägliche Vertheilung von Nahrungsmitteln festzuhalten, ja durch allerlei Zwangsmaßregeln die Hausa-Sprache zur herrschenden zu machen und so wenigstens scheinbar eine einheitliche Bevölkerung herzustellen. In Wirklichkeit hielt doch jeder an seiner eigenen Sprache fest; nur die Laster, deren jeder Stamm wenigstens ein ihm eigenthümliches mitgebracht hatte, wurden Gemeingut. Durch jenes Fütterungssystem wurden die Leute faul und anspruchsvoll. Kurz, die Mission hat hier trotz 17 Jahre langer Thätigkeit (angefangen 1865) nur wenig ausrichten können. Die 1500—2000 Neger, die jetzt in Lokodscha wohnen, sprechen nicht weniger als 15 verschiedene Sprachen. Es ist ein wahres Babel. Dazu kommt die stolze Unzugänglichkeit der hier ziemlich stark vertretenen Muhammedaner, das lasterhafte Leben mancher sogenannter Christen, die aus Sierra Leone und Lagos hieher gezogen sind, und die in der kleinen Gemeinde leider eingerissene Schläfrigkeit und Gleichgültigkeit.

Unser Freund Johnson fühlte, daß auch hier ein Neues gepflügt werden müsse. Gleich nach der Gebetswoche im Januar dieses Jahres rief er daher die Gemeindeglieder zu einer ähnlichen Konferenz wie in Onitscha zusammen, erzählte ihnen, wie große Dinge der Herr dort gethan, und stellte ihnen vor, daß es auch für sie Pflicht, ja Lebensbedingung sei, das „Nöthiget sie hereinzukommen" ihren heidnischen Nachbarn gegenüber in Anwendung zu bringen. Hierauf sprach ein Mann, dessen Wort und Beispiel so ziemlich das meiste Gewicht in der Gemeinde hat. Und was meinte er? — Man solle Geschenke austheilen, sonst würden die Heiden nie zur Kirche kommen! Und dem stimmten alle bei. Johnson wußte einen Augenblick nicht, ob er weinen oder zürnen sollte, faßte sich aber schnell, erklärte aufs Entschiedenste, daß er nie auch nur einen Pfennig hergeben werde, um dadurch Leute in die Kirche zu locken, und drang weiter in die Anwesenden, sich doch aufzuraffen und ihr Licht mehr als bisher leuchten zu lassen. Die Folge ist, daß nun die Zahl der Kirchgänger sich doch beinahe verdoppelt hat (130 statt 75), daß in der Passionswoche Tag für Tag 80—90 zusammenkamen, um sich die Leidensgeschichte erzählen zu lassen, und daß am Charfreitag 211 Personen zum Theil unter Thränen dem Gottesdienst beiwohnten. Die Ge-

meinde hat sich in 6 „Klassen“ eintheilen lassen; 5 Frauen und 1 Mann mit je einem Gehilfen sind zu „Klassenführern“ ernannt worden. Diese kommen alle Montag zum Gebet und gemeinsamer Besprechung zusammen, halten Versammlungen mit ihren Klassen, gehen den einzelnen Gliedern derselben nach, sehen auf regelmäßigen Kirchenbesuch und wirken sonst als eine Art „Aelteste.“ Der Erfolg ist augenscheinlich. Es ist ein neuer Gemeingeist in die Christen gekommen, und der alte selbstsüchtige Schlendrian, bei dem es hieß: „Jeder für sich und Gott für uns alle“ — hat wenigstens einen Stoß erlitten. Einmal fehlte in der Klasse, welcher die Frau des Schulmeisters vorsteht, ein Mitglied. Ein Todesfall in der Familie hatte sie ans Haus gebunden. Sogleich wurde der Vorschlag gemacht, die ganze Klasse solle sich dorthin begeben und dort bei der trauernden Schwester ihre Versammlung halten. Gesagt, gethan! Man gieng ins Trauerhaus, sprach der Betreffenden Trost zu, betete mit ihr, ließ sie den Segen der christlichen Gemeinschaft spüren, und dieser einfache Liebesdienst machte auf die im gleichen Gehöft lebenden Heiden einen solchen Eindruck, daß sechs von ihnen gewonnen wurden und jetzt auch die Predigt besuchen. Noch auffallender ist die Bekehrung einer Frau aus Abeokuta, die vor 6 Jahren als Christin nach Lokodscha gekommen, hier aber so tief ins Heidenthum gefallen war, daß sie wieder die Götzen anzubeten, Opfer zu schlachten und sich die Stirne mit Blut zu beschmieren pflegte! Wiederholt hatte man sie überredet, doch wieder in die Kirche zu kommen, aber umsonst; redete man von christlichen Dingen mit ihr, so zeigte sie geflissentlich, daß sie das alles längst kenne, blieb aber ungerührt. Nach menschlichem Dafürhalten ein hoffnungsloser Fall! Aber siehe da, am 26. Februar kam sie endlich wieder zur Kirche, und seither gehört sie zu den regelmäßigsten und andächtigsten Zuhörern, so daß niemand mehr an ihrer Aufrichtigkeit zweifelt und bereits manche Heiden durch sie gewonnen worden sind.

Bei den Gottesdiensten wird jetzt Englisch und Joruba gesprochen und ins Nupe und Hausa gedolmetscht. Sobald als möglich soll ein eigener Gottesdienst für die Hausa-sprechende Bevölkerung eingerichtet werden, sind ja doch die Bibel und das englische Gebetbuch durch Miss. Schön in diese Sprache übersetzt worden. Das Dolmetschen der Predigt ist natürlich zeitraubend und umständlich; aber die Leute verstehen nun doch, was sie hören, wie man gelegentlich

an ihren Ausrufen (gaskia, gaskia, d. h. wahr, wahr!) merken kann und wie auch daraus hervorgeht, daß sie daheim ihren Hausgenossen erzählen, was der Prediger gesagt hat. Nur die Liturgie wird einstweilen noch englisch gelesen; Johnson hofft jedoch bald eine Nupe-Liturgie einführen zu können, den Eingebildeten zum Trotz, welche meinen oder vorgeben, das Englische sei eben doch die heilige Sprache!

Sehr ermuthigend lautet der Bericht über Gbebe, wo 1862 die sieben Erstlinge der Niger-Mission getauft wurden, dann aber infolge von Krieg und politischen Unruhen die Arbeit bis 1879 war unterbrochen worden. Am 19. Februar d. J. taufte Johnson hier 3 Männer und 2 Frauen, darunter die Schwester des reichen und mächtigen Häuptlings Atabidsche, der wahrscheinlich der Nachfolger des am 18. April verstorbenen Königs Akaja werden wird, eine geistesstarke, edle Frau, deren Uebertritt auf ihre zahlreichen Verwandten großen Eindruck gemacht hat. Als ihre Absicht, sich taufen zu lassen, bekannt wurde, suchten dieselben sie durch allerlei Ueberredungen davon abzubringen und drohten endlich mit Verfolgung. Sie aber blieb bei ihrem Vorsatz, selbst als Johnson ihr rieth, doch den Sturm der Gegner erst austoben zu lassen. Als er ihre Festigkeit sah, rief er die Verwandten zusammen, sprach ruhig und freundlich mit ihnen und hatte zum Schluß den Triumph, daß sie nun selbst getauft werden wollten, freilich nur im Verborgenen — ein Wunsch, der natürlich nicht erfüllt werden konnte, der aber doch in Hoffnung erweckender Weise zeigt, auf wie schwachen Füßen das Heidenthum dieser Leute steht. Auch Atabidsche war anfangs gegen seine Schwester, ist aber jetzt selbst ein offener Anhänger des Evangeliums. Noch wichtiger ist ein anderer Sieg, den das Christenthum hier errungen hat. Alter Unsitte gemäß, wurde gleich nach dem oben erwähnten Tode des Königs ein Sklave getödtet und alles, was der Gestorbene an Schüsseln, Tassen, Kalabaschen u. dgl. in Gebrauch gehabt, im Blute des Opfers gewaschen. Wer von den Sklaven fliehen konnte, der floh. Nur eine junge Sklavin, die der König nicht lange vorher gekauft hatte, und die er seine Göttin zu nennen pflegte, machte keinen Fluchtversuch, sondern hielt Wache neben dem Leichnam, wohl wissend, daß sie beim bevorstehenden Begräbniß als Hauptopfer ihr Leben werde lassen müssen. Nun bot aber Katechist Williams, von zwei Kaufleuten unterstützt, allem

auf, um weitere Menschenopfer zu verhindern, und merkwürdig genug! die Häuptlinge ließen sich überreden, ja übergaben ihm als Unterpfand für ihre Aufrichtigkeit jene junge Sklavin, an deren Stelle dann eine weiße Ziege geschlachtet wurde. Das Mädchen aber hat im Missionshaus zu Gbebe eine neue Heimat gefunden: „Das Staunen des gemeinen Volkes war grenzenlos;“ Viele schüttelten bedenklich die Köpfe, denn muß nicht Alles zu Grunde gehen, wenn um der Annasaras willen (d. h. Nazarener, so nennen im Sudan die Muhammedaner die Christen) alte heilige Gebräuche verletzt werden?

Kipo Hill (gegründet 1876) ist der vorgeschobenste Posten der Niger-Mission und in dem Verhältniß härterer Boden, als man's hier schon mehr mit Muhammedanern als mit Heiden zu thun hat. Je weiter landeinwärts, desto zahlreicher sind diese. Manche, ja die meisten, wissen freilich vom Islam und Koran blutwenig, eifrige Vertheidiger und Verbreiter ihres sog. „Glaubens“ sind sie aber alle — beschämend genug für uns Christen!

Kürzer können wir uns über die vier Stationen im Delta des Niger fassen. Hier ist ein entschiedener Zug zum Christenthum unter das Volk gekommen. Selbst wiederholte Verfolgungen haben denselben nicht aufhalten können. Das hat man Ende vorigen Jahres wieder einmal in Bonny gesehen. Hier waren König Georg und mehrere Häuptlinge offen für die Christen eingetreten und hatten hiedurch die Gegenpartei gereizt, auch ihrerseits entschlossen vorzugehn. So verboten denn die heidnischen Häuptlinge ihren Sklaven und andern Unterthanen, deren am 31. Oktober wieder 86 (Erwachsene) waren getauft worden, bei Todesstrafe den Besuch der Kirche. Die Lage schien so kritisch, daß Bischof Crowther, der gerade damals in Bonny eintraf, die Christen anwies, einen oder zwei Sonntage ruhig zu Hause zu bleiben, bis er die Sache mit den Häuptlingen würde besprochen haben. Aber Woche um Woche vergieng, ohne daß diese sich zu einer Unterredung herbeigelassen hätten, so daß die Christen endlich die Geduld verloren und sich am Weihnachtstag fast vollzählig in ihrer geliebten Stephanskirche einstellten. Nur zwei wurden festgenommen und mit dem Tode bedroht, um die anderen einzuschüchtern. Diese aber standen muthig hin und riefen einstimmig aus: „Auch wir sind schuldig; tödtet uns auch!“ worauf die Häuptlinge ihre Opposition aufgaben und jenes

Verbot zurücknahmen, so daß jetzt die Gottesdienste wieder regelmäßig gehalten und zahlreich besucht werden. Was Bischof Crowther betrifft, so hatte er schon am 18. Dez. eine Ordination in der Kirche zu Bonny gehalten, wobei ein Eingeborner zum Priester und zwei zu Diakonen geweiht wurden und sein Sohn eine Predigt hielt über den Text: „Ihr seid Zeugen." Auch König Georg, mehrere Europäer und zahlreiche Geschäftsleute aus Sierra Leone, deren immer viele in Bonny sich aufhalten, nahmen an der Feier Theil.

Auf der Außenstation Okrika, wo die Häuptlinge selbst einen ansehnlichen Beitrag zur Errichtung einer Mission gegeben haben und über 400 Personen die Gottesdienste besuchen, geht es schön voran. Im Bereich der Station Braß sind voriges J. 166 Personen, (123 Erwachsene) getauft worden, darunter eine alte Fetischpriesterin, die bisher eine erbitterte Feindin und Verfolgerin der Christen gewesen war, und drei andre Greisinnen. Einer der Erstlinge dieser Station, der alte Häuptling Spiff, ein fleißiger Bibelleser und Kirchenbesucher, ist gestorben. Mit der Sonntagsheiligung nahm derselbe es so ernst, daß er es vorzog, einen bedeutenden Verlust zu erleiden, als am Sonntag Geschäfte zu machen. In Nembe haben die Leute — Christen und Heiden — 8000 Mk. in Palmöl zum Bau eines eigenen Kirchleins beigetragen und drei dortige Schreiner haben eine schöne Kanzel gestiftet, die jetzt schon benutzt wird, — ein wahres Kunstwerk.

In Neu-Kalabar hat ein trauriger Krieg zwischen den dortigen Häuptlingen und denen von Bonny, die nun auch König Georg zur Abdankung genöthigt haben, alle Missionsarbeit stille gestellt.

Die Gesammtzahl aller Christen auf den 11 Niger-Stationen beträgt jetzt 1600, die der schwarzen Missionare (11) und Lehrer (11) zusammen 22. Der Verkehr zwischen den einzelnen Stationen wird durch den Dampfer „Henry Venn" erleichtert. Der Bischof, der bisher in Lagos residirte, will jetzt nach Bonny übersiedeln, um all seine Pflegbefohlenen noch besser überwachen zu können. Zwei Eingeborne, die früher als Schulmeister unter ihm gedient hatten, stehen gegenwärtig wegen eines gräßlichen Mordes in Sierra Leone vor Gericht. Andere haben je und je wegen geringerer Vergehungen abgesetzt werden müssen. Sklaverei, Vielweiberei und andre afrikanische Unsitten scheinen eben manchen dieser schwarzen Christen unumgänglich nothwendig zu einem menschenwürdigen Dasein.

Werden sie nicht unter scharfer Aufsicht gehalten, so sinken sie leicht wieder in heidnisches Wesen zurück. Dazu giebt's gar manche Europäer am Niger, deren Beispiel nicht immer das beste ist, so daß Heiden auf den Gedanken oder doch auf die Ausrede kommen können: „Um Religion kümmern sich die Weißen nicht; die überlassen sie den Schwarzen!"

In Erwägung all dieser Umstände hat daher die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft beschlossen, dem schwarzen Bischof einen weißen Sekretär beizugeben, und hiezu den erfahrenen und geschäftsgewandten Engländer T. Phillips bestimmt, der hauptsächlich auch die Finanzverwaltung für die Niger-Mission übernehmen soll.

Am 29. Juni d. J. ist er von Bischof Crowther in einer der Londoner Kirchen ordinirt worden, „wohl das erstemal, daß einem weißen Prediger schwarze Hände segnend aufgelegt wurden." Hoffentlich werden nun auch diejenigen Eingeborenen zufrieden sein, welche sich bisher darüber beklagten, daß nur „ein schwarzer Weißer" unter ihnen arbeite, und die immer wünschten, man solle ihnen doch auch „einen weißen Weißen" senden!

Eine kleine holländische Million in Aegypten.

Durch das Blutbad vom 11. Juni und die darauf folgenden kriegerischen Ereignisse sind Vieler Augen wieder einmal auf Aegypten, auf die dortigen Christen und auf die unter ihnen wie auch an den Muhammedanern arbeitenden Missionare gelenkt worden. In Deutschland hat man die tapfere Haltung der Kaiserswerther Diakonissen bewundert und doch wenigstens einen kleinen Eindruck davon bekommen, daß eine stille Liebesthätigkeit, wie die ihre, am Ende mehr zur Lösung der orientalischen und überhaupt der muhammedanischen Frage beitragen dürfte, als alle Schachzüge der Diplomatie. In England hat man sich gefreut, daß die Schulen der energischen Fräulein Whately, obgleich sie selbst von Kairo fliehen mußte, doch unter den eingeborenen Lehrern ziemlich ungestört ihren Gang weiter gegangen sind. In Amerika ist man mit besonderem Interesse den Schritten der presbyterianischen Missionare gefolgt, deren 11 Gemeinden schon 1168 Abendmahls-

genossen zählten, als der Sturm losbrach, welcher sie alle (9) aus dem Lande gejagt und nach England geführt hat.

All diese Missionen sind auch bei uns nicht ganz unbekannt. Neu aber dürfte es den meisten unserer Leser sein, daß auch eine kleine holländische Mission in Aegypten besteht. Schon im J. 1866 wurden zwei Missionare von Ermelo aus dahin abgesandt. In Aegypten angekommen, traten sie sogleich eine größere Reise an durchs Land. Es dauerte nicht lang, so erkrankten beide, der Jüngere um zu sterben, der Aeltere um geknickt in seine Heimat zurückzukehren. Aber die Freunde in Holland ließen sich nicht einschüchtern. Am 20. November 1870 wurde Miss. Nyland von Pastor Witteween für Aegypten eingesegnet und kam im Februar 1871 in Alexandrien an, von wo er sich bald landeinwärts begab, um in Kalinb bei Kairo eine Station zu gründen. Im J. 1874 kam der junge, neuverheirathete Bruder Spillenaar ihm zu Hilfe und brachte auch dem Einsamen eine Lebensgefährtin mit.

Nun errichteten die beiden Brüder in Kaliub eine Schule, an welcher auch die zwei Frauen nach Kräften mitarbeiteten. Zugleich wurde tüchtig Arabisch gelernt. Die Schule, die Anfangs lieblich aufzublühen schien, nahm jedoch sehr bald bedeutend ab, da die Schüler ausblieben. Br. Spillenaar sehnte sich nach mehr Arbeit und unternahm Colportagereisen in die Umgegend, soweit es die knappen Geldmittel erlaubten. Später machte er Dr. Thomson's Bekanntschaft, und durch diesen bot ihm die Londoner Bibelgesellschaft an, er dürfe alljährlich vier solcher Missionsreisen in Unter-Aegypten ganz auf ihre Kosten machen. Natürlich nahm er dies freundliche Anerbieten mit Freuden an. Als aber später die Bibelgesellschaft den wackern Arbeiter gerne ganz in ihre Dienste genommen und anderswo stationirt hätte, wollte das Comité in Ermelo nichts davon wissen und so hörte diese Art Arbeit auf.

Im Jahre 1876 wurde Br. Nyland nach Palästina versetzt. Die Geschwister Spillenaar aber nahmen im J. 1878 acht eingeborene Kinder zur Erziehung ganz in ihr Haus auf. Sie hätten gerne mehr genommen und wurden oft sehr darum gebeten, aber ihre Mittel reichten oft kaum zur Ernährung jener acht. Doch erfuhren sie manche wunderbare Gebetserhörung in Zeiten der Noth, und an geistlichem Segen ließ es der Herr ihnen auch nicht fehlen. So kam z. B. einmal — ohne alles Zuthun der Hauseltern —

ein Geist des Suchens und Fragens unter die Kinder und manche Herzen wurden zum Heiland gezogen. Das hatte freilich zur Folge, daß mehrere Kinder sofort von ihren Verwandten aus dem Missionshaus weggenommen wurden, doch half der Herr immer wieder weiter, obschon später aus Mangel an Geldmitteln nur noch auswärtige Schülerinnen kommen und blos zwei Mädchen ganz im Hause bleiben durften. Diese Mädchen haben nicht blos in Handarbeit und allen Haushaltungsgeschäften etwas Tüchtiges gelernt, sondern sind auch in der Bibel ganz daheim und haben eine gute Schulbildung genossen. Die eine dieser Schwestern — Helane — hat jetzt mit 14 Jahren (so ists hier Sitte) geheirathet und eine arabische Bibel mitbekommen, aus der sie in des Gatten Familie — von der noch kein einziges Glied lesen kann — regelmäßig vorliest.

Im Jahre 1880 schenkte Gott den Geschwistern Spillenaar die oft ersehnte Hilfe in der Person eines bekehrten Kopten, und obschon das Anfangs Kampf und Verfolgung herbeizog, wuchs doch bald das Zutrauen der Leute und die Schule füllte sich mehr als je. Bei allerlei harten Kämpfen nach außen und innen und stetig wachsenden Geldnöthen waren ihnen die christlichen Freunde in Alexandrien und die amerikanischen Missionare in Kairo ein großer Trost und halfen, wo sie konnten, z. B. auch zu einer Reise, die Br. Spillenaar an den Ufern des rothen Meeres machte, wobei vielen Muhammedanern und Kopten das Brod des Lebens angeboten ward. Mit frischem Muth kehrte er dann zur gewohnten Arbeit in Kalinb zurück, wo die Schule nun über 50 Kinder zählte, etwas mehr Knaben als Mädchen. Da das Missionshaus zu klein war, mußte eine Wohnung gemiethet werden, wozu aber das Geld fehlte. Freunde halfen wieder und wieder und legten auch im rechten Moment die Sache der ägyptischen Regierung vor, die dann 27 (ägyptische) Pfund schenkte.

Der Herr hat sich an seinen Knechten nicht unbezeugt gelassen und Viele, die noch nicht den Muth haben öffentlich überzutreten, sind doch im Herzen von der Wahrheit des Evangeliums überführt. Die Leute merken auch, daß man ihr Bestes sucht.

Eines Tages kam ein Kopte und brachte dem Missionar seine zwei Söhne mit den Worten: „Da bringe ich Ihnen die Schlingel, weil ich selbst nichts mit ihnen anfangen kann; die ganze Nachbarschaft beklagt sich über ihre bösen Streiche, jetzt probiren Sie es

einmal mit ihnen." — Es stellte sich allerdings sofort heraus, daß diese beiden Burschen von Zucht und Ordnung auch keine Ahnung hatten; aber mit Gottes Hilfe kam es bald anders, und als bei der Erzählung von Jakobs Kampf der Missionar Anlaß nahm, seine Schüler auf das Gebet als auf die einzig wahre Hilfe in Zeiten der Noth und Anfechtung hinzuweisen, da rief der eine von ihnen lebhaft aus: „Ja Herr, so ists, mein Bruder betet jetzt auch alle Abend und wenn die Mutter uns zu essen giebt, rührt er's nicht an, ehe er gebetet hat."

„Siehe, er betet!" — Da freuen sich gewiß die Engel mit.

Im Dorfe sind 8000 Einwohner, darunter 500 Kopten, die Uebrigen Muhammedaner. Die Arbeit wächst, so sollten auch die Mittel wachsen. Durch den Austritt des Nils im Frühling ist nicht allein der 10 Minuten lange Weg von einem Missionshaus zum andern völlig unterwühlt, sondern auch das gemiethete Haus so stark beschädigt worden, daß Einsturz droht und ein eigenes gut gebautes Missionshaus dringend nöthig geworden ist.

Lange zögerten die lieben Geschwister Spillenaar, ihren Posten zu verlassen, bis endlich am 15. Juli auch sie bei Nacht fliehen mußten. Unter dem Schutz Preußens haben sie dann in Alexandrien auf bessere Zeiten gewartet und werden wohl jetzt, nachdem wieder Friede im Lande ist, auf ihr ihnen so liebgewordenes Arbeitsfeld zurückgekehrt sein.

Missions-Zeitung.

Japan.

Bisher waren christliche Leichenbegängnisse in Japan nicht gestattet. Die meisten Begräbnißplätze gehören zu diesem oder jenem Tempel; die betreffenden Priester bestehen darauf, daß sie allein das Recht haben, hier zu funktioniren, und die Regierung hat dies Monopol anerkannt. Infolge dessen ist es schon zu manchen peinlichen Scenen und für die Christen auch zu ernstlichen Verlegenheiten gekommen.

Als ein großer Triumph ist's daher anzusehen, daß am 27. Mai ein zum Christenthum bekehrter japanischer Marine-Arzt in der Hauptstadt des Landes mit militärischen Ehren christlich bestattet werden durfte. Regierungsbeamte werden stets nach den

Gebräuchen des Schintoismus bestattet. In diesem Fall aber wünschte die Familie des Verstorbenen, die wie er zum Christenthum übergetreten ist, eine Ausnahme. Den Bemühungen des eingebornen Pastors Jasukawa San gelang es, eine schriftliche Erlaubniß von der Regierung herauszuschlagen, und nun wurde die Feier ganz nach christlicher Sitte gehalten. Kein Priester war anwesend. Im Trauerhaus wurde eine christliche Ansprache gehalten und gebetet. Dann setzte sich der nicht enden wollende Leichenzug in Bewegung: voran schritt ein Musikkorps der kaiserlichen Marine, dann kam eine Abtheilung Infanterie, dann eine Stange und Tafel mit dem Namen des Verstorbenen und dem Namen der christlichen Gemeinde, welcher er angehört hatte, dann der Sarg, hinter welchem die zwei Söhne des Verstorbenen herschritten, dann eine zweite Abtheilung Infanterie, eine Compagnie Matrosen, eine Schaar von Marine-Aerzten mit ihren Gehilfen u.s.f. Den Schluß machte der Pastor mit einer Anzahl eingeborner Christen. Jedermann wußte, was die Procession zu bedeuten hatte. „Es ist ein christliches Leichenbegängniß!" hörte man die Leute ausrufen. Am Grabe selbst wurde von den Christen wieder gesungen und gebetet — und das auf dem officiellen Marine-Begräbnißplatz! Wieder eins von den Zeichen der neuen Zeit, die für Japan angebrochen ist!

Der Verstorbene selbst hat ein merkwürdiges Leben gehabt. Als blutarmer Bettler hatte er angefangen, war dann ein Postläufer geworden, dann in ein Kloster gegangen und hatte hier das Lesen gelernt. Als dann Japan sich den Ausländern öffnete, hatte er Dienste bei einem englischen Arzt genommen und es unter dessen freundlicher Leitung so weit gebracht, daß er sieben Jahre später von der Regierung angestellt wurde und bald eine einträgliche Stelle erhielt. Erst ein Jahr vor seinem Tode hatte er sich taufen lassen, nachdem seine zwei Söhne ihm hierin vorangegangen waren. Sein Ende war ein seliges und friedvolles.

— Die apologetischen Vorträge des berühmten amerikanischen Redners Joseph Cook haben in Japan viel Beifall gefunden. In Kijoto sprach er vor 1200—1400 Zuhörern in einem Saal, den ein aus Heiden zusammengesetzter politischer Verein zu diesem Zweck gemiethet und ihm zur Verfügung gestellt hatte. Bedenkt man, daß bereits eine Menge rationalistischer, ja materialistischer Schriften in englischer Sprache, wie auch in japanischen Uebersetzungen von den „Gebildeten" Japans gelesen werden und ein mehrbändiges, illustrirtes, aber durch und durch lästerliches „Leben Jesu" dort große Verbreitung gefunden hat, so muß man sich doppelt über den Erfolg dieses christlichen Redners freuen.

— Aus verschiedenen Städten und Dörfern werden auch wieder interessante Einzelbekehrungen berichtet, so von einem alten ehrwürdigen Mann, der lediglich durch Bibellesen zum Glauben ge-

kommen war, von einem Schnapsfabrikanten, der sein blühendes Geschäft aufgegeben hat, um sich taufen zu lassen und fortan ein neues Leben zu führen u. s. w.

— In Tokijo hat sich eine verheirathete Schwester jenes Ito taufen lassen, durch welchen s. Z. die englisch-kirchliche Mission in Satsuporo Eingang fand, eine Frau von außerordentlichem Verstand und großer Charakterstärke, eine rechte Stütze für die Missionsfrau. Ihr Gemahl Osaki war mit der japanischen Gesandtschaft in Rom, gab aber aus Europa schriftlich seine Einwilligung zur Taufe, die dann am 29. Mai 1881 stattfand, und erhält jetzt nach seiner Rückkehr selbst christlichen Unterricht. Als ein Streit zwischen zwei Gemeindegliedern ausgebrochen war, der die ganze Gemeinde in zwei Parteien zu spalten drohte, gelang es dem Takt, der Hingebung und Geisteskraft dieser freilich auch durch ihre sociale Stellung die anderen Christen überragenden Frau, eine Versöhnung herbeizuführen. Durch sie ist auch die Frau eines heidnischen Arztes bekehrt worden, der jetzt ebenfalls mit Herrn Osaki bei Miss. Williams Bibelunterricht nimmt.

— In Hakodate ist ein früherer Regierungsbeamter, der in großem Ansehen steht und bereits selbst wieder einen Schinto-Priester für den Herrn gewonnen hat, von Miss. Denning getauft worden. Dieser, selbst ein Anglikaner, hat im September v. J., von zwei Presbyterianern und einem Baptisten unterstützt, mehrere christliche Vorträge in einem Theater gehalten. In den Pausen wurde gesungen und musicirt. Der Zudrang war groß. Auch im christlichen Jünglingsverein zu Hakodate hat er Vorträge gehalten, zu denen auch Heiden kamen. „Ich überzeuge mich immer mehr davon," schreibt dieser nüchterne Missionar, „daß durch solche Vorträge hier Großes für den Herrn und sein Evangelium ausgerichtet werden kann."

— Der englisch-kirchliche Miss. Batchelor hat zwei längere Besuche bei den Ainos in Biratori, einem ihrer ältesten Sitze auf der Insel Jesso, gemacht und von diesen Barbaren „nicht geringe Freundschaft" erfahren.

— In Kagoschima, der blühendsten Außenstation der englisch-kirchl. Mission, sind zwei aristokratische Samurai, Vater und Sohn, sammt ihren Familien getauft worden. Wie Cornelius hatten sie schon vor ihrer Bekehrung Almosen gegeben und nach Kräften Gutes gethan, z. B. ein Schulhaus gebaut, das nun an die Mission übergegangen ist. In Nagasaki sind Lasterhaftigkeit und Fremdenhaß große Hindernisse des Fortschritts, und in Kumamoto wird die Kapelle immer noch mit Steinen beworfen, ohne daß sich die 20—30 Christen, welche dort zusammenkommen, irre machen lassen. Nachdem Miss. Maundrell eines Abends hier gepredigt hatte, hieß es am nächsten Morgen im japanischen Lokalblatt: „Gestern Abend predigte Miss. M. über die Liebe zu Gott und zum Nächsten. Es ist sehr

schön von diesem Herrn, daß er den weiten Weg über das Weltmeer gemacht hat, um uns diese Lehre zu bringen; aber wir rathen ihm, doch lieber schleunig in sein Vaterland zurückzukehren und dort seinen Landsleuten zu predigen, daß sie nicht so gar schlau und selbstsüchtig sein und z. B. bei ihren Verträgen mit uns mehr daran denken sollten, daß man anderen thun soll, wie man wünscht, daß einem selbst gethan werde." In Saga ist's den buddhistischen Priestern gelungen, manche Heiden vom Besuch der Gottesdienste abzuhalten. Das Predigerseminar in Nagasaki aber gedeiht.

Todesfälle.

Am 24. Juni starb in England der alte Londoner Missionar Edw. Porter, der von 1835—1868 in Visagapatam, Kadapa und andern Orten des Telugu-Landes gearbeitet hat.

— Am 26. Juli starb in Urambo der Londoner Missionsarzt Dr. Southon, seit 1879 in Ostafrika, ein energischer, begabter Mann, dem es gelungen war, den berüchtigten Häuptling Mirambo durch eine glückliche Kur für die Mission zu gewinnen und in seiner Hauptstadt eine Station zu gründen; der wiederholt als Friedensstifter sich den Dank der Eingebornen erworben und Hunderten durch seinen ärztlichen Beistand Heilung oder doch Erleichterung gebracht hat.

— Am 28. Juli starb in Kulu, Nordindien, Frau Baring gerade ein Jahr nachdem sie mit ihrem zweiten Mann auf dessen Station Batala im Pandschab angekommen war. Ihr erster Mann war Dr. Elmslie, der Gründer der ärztlichen Mission in Kaschmir. Nach dessen Tode hatte sie (1872—1877) als Lehrerin und Waisenmutter in Amritsar ein an Liebe und Selbsthingabe so reiches Leben geführt, daß sie in gewissem Sinne der Mittelpunkt des dortigen Missionskreises geworden war. Wo sie hinkam, verbreitete sie Frieden. In ihrer Gegenwart konnte man nicht streiten. „Trat sie in eine Versammlung, so kam jedesmal eine feierliche Stille über dieselbe." Sie war eine Nichte des bekannten Dichters H. Bonar und entstammte einer schottischen Pfarrfamilie.

— Am Sonntag, 27. Aug., starb in Sansibar an einem Schlaganfall Bischof Steere, nachdem er kurz vorher noch einen Besuch in England gemacht hatte. 1862—68 hatte er seinem Vorgänger Tozer als Kaplan gedient, am 24. Aug. 1874 war er selbst zum Bischof geweiht worden. Er war ein ebenso gelehrter als praktischer Mann, unter dessen Leitung die anglikanische Mission in Sansibar und auf der ostafrikanischen Küste einen wirklichen Aufschwung genommen hat. Namentlich seine sprachlichen Arbeiten sind von bleibendem Werth.

Allerlei.

Am Sonntag, 27. Aug. hat in Neukirchen bei Mörs die Einweihung des von Pastor L. Doll gegründeten Missionshauses stattgefunden, in welches bis jetzt

etwa 10 Zöglinge aufgenommen worden sind. „Die Anstalt soll eine Glaubensanstalt sein, d. h. sie soll ganz wie das Waisenhaus, welches Pastor Doll vor 4 Jahren ins Leben rief, nicht durch Kollekten, sondern einzig und allein durch gläubiges Gebet und Vertrauen auf Gottes Verheißung unterhalten und weitergeführt werden. Diese neue Mission soll, bei wesentlich reformirter Grundlage in der Lehre, den Standpunkt der Evang. Allianz praktisch vertreten. Nach einem dreijährigen Kursus sollen die Zöglinge in die Heidenwelt gesandt oder in der Heimat verwendet werden. Als Inspektor ist Cand. J. Stursberg angestellt; ihm soll ein zweiter theologischer Lehrer beigegeben werden. Eine Kommittee hat die Anstalt nicht. Pastor Doll und seine Frau haben, selbst unter der Leitung und Führung des Herrn sich wissend, das Direktorium derselben." Auf die Frage: Warum wieder eine neue Mission? antwortet Pastor Doll: „Weil der Herr sagt: Gehet hin in alle Welt! und weil dieser sein letzter Befehl noch weit mehr, als bisher geschehen, ausgeführt werden muß."

Bücherschau.*)

Festbüchlein. Reden und Ansprachen gehalten beim Missionsjubelfest den 20. und 21. August 1882 in Herrnhut. Missions-Institut in Niesky (Schlesien).

Den Tausenden, welche im Geist das schöne Jubelfest mitgefeiert haben, wird dies Büchlein eine gar willkommene Gabe sein. Uns hat es lebhaft zurückversetzt in die herrlichen, inhaltsreichen Stunden gemeinsamer Freude, die wir in Herrnhut verleben durften. Die Reden sind vortrefflich, fast wortgetreu, wiedergegeben.

Bonifatius, der Zerstörer des columbischen Kirchenthums auf dem Festlande. Von Dr. Aug. Ebrard. Gütersloh. C. Bertelsmann 1882.

Höchst interessante und beachtenswerthe Nachträge zu des Verfassers bekanntem Werk: „Die iroschottische Missionskirche" (258 S.).

Des Volksboten Schweizer Kalender. 1883. F. Schneider in Basel.

Auch dieser neunundvierzigste Jahrgang dieses unsres alten Hausfreundes enthält des Belehrenden und Unterhaltenden gar viel — alles in dem ihm eigenen gemüthlich-vertraulichen Ton, wie ihn der „Volksbote" so trefflich anzuschlagen versteht.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Die
Berliner Mission in Süd-Afrika.

(Schluß)

6. Die Mission in Nord-Transvaal

ist dagegen, während die reichverzweigte Mission in Süd-Transvaal ihren Ursprung von der Zerstörung der Missionsarbeit in Sekuni's Lande herleitet, ihrerseits ein Entgelt, welches der HErr für die Zerstörung der Missionsstation Gerlachshoop bescheert hat. Die beiden Missionare, welche in Gerlachshoop den Anfang machten, haben auch auf diesen beiden großen Gebieten die Arbeit beginnen dürfen: Miss. Merensky in Süd-Transvaal und Miss. Grützner in Nord-Transvaal.

In Nord-Transvaal ist die weiße Bevölkerung noch bei weitem spärlicher, namentlich an größern Ortschaften fehlt es gänzlich. Die eingeborene Bevölkerung dagegen ist sehr zahlreich. Zumeist besteht dieselbe aus verschiedenen Baßutho-Stämmen, die besonders im Nordosten schon bedeutend anders geartet sind. Dazwischen eingesprengt sind größere und kleinere Kafferstämme der Matebelen; dichter wohnen die Kafferstämme der Makoapa an der Ostgrenze. Alle diese Stämme sind bisher von der Herrschaft der Weißen fast ganz unabhängig gewesen. Das Land ist eine prächtige Hochebene, voll Wald und Wild; nach Norden sowohl, wie nach Osten fällt es indeß ziemlich steil in weite Ebenen ab, die durch Fieber sehr gefährlich sind und überdies von der dem Vieh so verderblichen Tsetse-Fliege zu leiden haben.

Es war im Jahre 1864, etwa ein halbes Jahr nachdem Maleos Stadt von den Swasi verbrannt und ausgemordet war. Die wenigen Leute der Bakopa, welche dort in der Gegend sich noch aufhielten oder sich wieder dorthin gesammelt hatten, lebten in be-

ständiger Furcht vor einem feindlichen Ueberfall. Da erscholl mit einem Mal der Schreckensruf: „Die Feinde kommen!“ Eine stattliche Zahl Bewaffneter zog heran. Es waren aber nicht Feinde, sondern Matebelen, welche in der Kolonie gearbeitet und sich dort Gewehre und anderes Gut und Geld verdient hatten, und nun in so ansehnlicher Zahl heimzogen, um selbst vor Beraubung gesichert zu sein. Als diese Leute bemerkten, daß hier eine Missionsstation wäre, erzählten sie, wie ihr Häuptling Mankopane (auch Mapäla geheißen) ebenfalls gern Missionare bei sich aufnehmen würde. Kein Monat verging, da waren die beiden Missionare, welche damals in Gerlachshoop standen, Grützner und Knothe, bereits auf dem Wege zu Mankopane. Derselbe nahm sie auch sehr freundlich auf und hätte sie am liebsten gleich da behalten. Das konnte indeß nicht sein. Jedoch nach kaum einem halben Jahr, weil Gerlachshoop inzwischen unhaltbar geworden war, befand sich Miss. Grützner nebst einem andern Bruder bereits wieder auf dem Wege zu Mankopane, um sich nun bei demselben als Missionar niederzulassen. Doch wie das vorige Mal die Hoffnung des Häuptlings fehl schlug, so dieses Mal die Hoffnung der Missionare.

Mankopane hatte sich nämlich um Zusendung eines Missionars auch an Moschesch, den mächtigen König der Süd-Baßutho, gewandt, welcher von allen Baßutho-Häuptlingen des östlichen Süd-Afrikas damals gleichsam als Oberhaupt angesehen und geehrt wurde. Bei Moschesch aber arbeiteten bereits seit Mitte der dreißiger Jahre evangelische Missionare aus Paris. Als ihr Vorläufer und Bahnbrecher gab sich der Nationalgehülfe Jesaja Séèle aus, ein eifriger und in Gottes Wort seit vielen Jahren erfahrener Mann, welcher inzwischen bei Mankopane eingetroffen war. Mankopane freilich meinte, die Berliner Missionare würden mit jenem Manne zusammen arbeiten können; Jesaja indeß sagte: „Ziegen werden nicht zwei Mal gezeichnet; deine Ziegen, Mapäla, sind schon gezeichnet.“ So entschied sich denn Mankopane, welcher sonst den Unwillen des Moschesch, der noch dazu sein Schwiegersohn war, auf sich zu laden fürchtete, dafür, daß die Berliner weichen müßten.

Traurig und betrübt verließen diese den Volksstamm, unter welchem sie eine gesegnete Wirksamkeit zu finden gehofft hatten. Was nun? Da gedachten sie an den Häuptling Mangoati (auch Matlale genannt), welcher kaum eine Tagreise östlich davon seinen

Wohnsitz hatte. Ob dieser vielleicht einen Missionar bei sich aufnähme? Und richtig! Er war willig dazu. Am dritten Pfingsttage 1865 hielten die Brüder dort ihren Einzug. So entstand die Station Cha Matlale, d. h. bei Matlale. Dieselbe liegt in einem Thale, das allenthalben von hohen, mannigfaltig und kühn gestalteten, schroff zerrissenen Felsenbergen umgeben ist. Eine ganze Zeit lang wurde der Gottesdienst unter einem großen Nußbaum gehalten. Volk war genug in der Umgegend, aber der Besuch sehr schwach. Das Vieh hüten, die Aecker picken, die Ernte einbringen, Regenjagden machen, die Beschneidungsfeierlichkeiten abhalten: so fanden sie einen Entschuldigungsgrund nach dem andern. Den Erstling aus dem Volke selbst taufte Dr. Wangemann am Himmelfahrtsfest 1867. Nach und nach kam mehr Suchen und Fragen unter das Volk, besonders seit Miss. Grützner anfieng, über die letzten Dinge zu predigen. Der Stamm der Gemeinde bestand aus ernsten und zuverlässigen Leuten; das gab auch für längere Zeit dieser Station ein entsprechendes Gepräge. Der Häuptling machte keine Anstalt sich zu bekehren, hinderte aber das Werk des Evangeliums nicht in auffälliger Weise und zeigte sich dem Missionar zumeist persönlich freundlich.

Als Miss. Grützner 1873 nach achtjähriger Arbeit abberufen wurde, um für den auf Urlaub für eine Zeit lang nach Deutschland reisenden Superintendenten Merensky die Verwaltung Botschabelos und der Superintendentur zu übernehmen, betrug die Zahl der bis dahin getauften Seelen gerade 50. Gegen den Nachfolger Grützners benahm sich Mangoati widerwilliger. Noch unangenehmer ward das Verhältniß, als der eigentliche Häuptling Raïlo, für welchen Mangoati nur Stellvertreter gewesen war, 1879 volljährig ward und zur Herrschaft kam. Sodann wirkte auch die Zeit der englischen Verwaltung insofern ungünstig ein, als die Leute sich während derselben gegen die Ueberfälle ihrer Feinde sicherer fühlten und deßhalb in ziemlicher Anzahl aus ihren Felsenbergen in die Ebene hinab und also von der Station weiter hinwegzogen.

Beinahe schien es, als ob noch in jenem selben Jahre 1865, wo die Berliner Missionare bei Mankopane anzukommen gedacht hatten, aber weichen mußten, ihnen doch daselbst eine Thüre aufgethan werden würde. Jesaja Sééles Wirksamkeit hatte nämlich keinerlei Erfolge mehr, und von Paris aus schrieb man auf eine

Anfrage nach Berlin, daß man nicht Willens sei, eine Missionsthätigkeit daselbst zu beginnen. Mankopane war sehr erfreut, daß er nun doch einen Berliner Missionar erhalten solle. Als derselbe aber kurz darauf anziehen wollte, wehrte er es ihm wieder. Er hatte nämlich inzwischen gehört, daß Moschesch einen Sturm der Bauern auf seine Bergfestung Thaba Bosigo abgeschlagen hätte. So hoffte er auch seinerseits die Bauern seiner Nachbarschaft bald zu überwinden und dann keines Missionars mehr zu bedürfen, den er doch hauptsächlich dazu haben wollte, daß er ihm die Briefe der Bauern vorlese und für ihn Briefe an dieselben schreibe.

Wiederum aber fand sich noch 1865 für die Missionare eine andere Wirkungsstätte in der Nähe des nur mehrere Meilen entlegenen Dorfes Makapanspoort. Die Arbeit daselbst ist aber eine mühevolle und wenig ergiebige geblieben, bis die Station nach zähem Festhalten endlich (1877) aufgegeben werden mußte.

Schließlich (1867) kam dann auch bei Mankopane eine Station zu Stande; dieselbe erhielt den Namen Thutloane. Der neu angezogene Missionar wohnte zunächst in dem verlassenen Häuschen des Jesaja Séële, welcher in seine Heimat zurückgekehrt war. Nach und nach bildete sich eine kleine Gemeinde, die unter den mancherlei Nöthen und Anfechtungen Treue lernte und bethätigte. Mankopane aber bewies sich stets als ein Fuchs und ein Herodes, wie ihn sein Missionar nannte, voller Hinterlist und Feindschaft. Er blieb auch ein echter Heide bis an sein Ende (1877). Sein Sohn und Nachfolger Maßäbe hatte in der Kolonie, wohin er vor seinem Vater hatte flüchten müssen, lebendige christliche Eindrücke empfangen und benahm sich zunächst als ein Freund des Wortes Gottes, der auch die Kirche regelmäßig besuchte. Ja in einer öffentlichen Volksversammlung verbot er die Sonntagsarbeit in seinem ganzen Lande. Bald aber machten sich bei ihm die Einflüsse und Einflüsterungen seiner heidnischen Räthe bedenklich geltend. Mehr und mehr fiel er ins Heidenthum zurück. Bald ließ er einen seiner Brüder, von dem er für seine Herrschaft fürchtete, meuchlings umbringen. Zugleich brachen Raupen, Dürre, Pocken und Fieber über das Volk herein. Eine Menge desselben zerstreute sich, ja es gieng die Rede, der ganze Stamm wolle andere Wohnsitze aufsuchen.

Unter diesen Umständen zog sich der Missionar nach der benachbarten Station Malokúng zurück und besuchte und besorgte von

dort aus die kleine Gemeinde. Malokûng war 1867 gegründet worden, ebenfalls unter einem Stamm von Matebelen, also Kaffern, welche für das Evangelium allezeit weniger empfänglich sich bewiesen haben, als die Baßutho. Auch diese Station hat es bisher zu einem frischen Leben nicht bringen können. Nun aber scheint eine neue Zeit für dieselbe anbrechen zu wollen: Maßäbes Volk hat sich von Thutloane in großer Anzahl nach dem etwas wasserreichern Malokûng gewandt; in demselben ist jetzt auch mehr Heilsverlangen spürbar; die letzten Predigten waren sehr zahlreich besucht. So ist denn die Arbeit daselbst von einem jungen Missionar mit frischer Kraft aufgenommen worden. Auch Maßäbe hat sich gegen denselben sehr freundlich gestellt und hat ihm namentlich die Stationsquelle, welche das Volk dem Missionar immer wieder streitig gemacht hatte, aufs neue ausdrücklich als sein eigen zugesprochen.

Als Verbindungsglied zwischen den Stationen in Nord- und Süd-Transvaal ward im Jahre 1867 die Station Waterberg, etwa zwölf deutsche Meilen südlich von Malokûng, angelegt; dieselbe führt nach einem benachbarten Berge auch den Namen Modimulle. Dieselbe entwickelte sich schnell und günstig. Die Gemeinde ward theils aus Heiden gebildet, welche auf benachbarten Bauerhöfen dienten, sog. Oorlamschen, theils aus wilden Heiden der nahe wohnenden Häuptlinge Mapäla, Matlale und Bapo. Sie hat jetzt das Ansehen eines netten Dorfes. Aus den Erträgen der sehr fruchtbaren und ergiebigen Station, aus einer dort zu Lande gehaltenen Kollekte und unter treuer Mitarbeit der Gemeinde ist eine schmucke Kirche erbaut worden. In der Schule wirkte eine Zeit lang bis zu seiner Versetzung der durch Missionar Knothe ausgebildete und durch die Synode geprüfte Nationalgehilfe Timotheus Sello.

Von Cha Matlale aus wurden dann noch weiter nach dem Innern zu die Stationen Blauberg (1868) und Makhabéng (1868) in einem leider mehrfach wasserarmen Gebirgslande angelegt. Damit war die Arbeit der Berliner Mission in die heiße Zone eingetreten. Noch entschiedener geschah dieß durch den Vorstoß, der einige Mal von Cha Matlale aus unternommen ward und endlich 1872 von Blauberg aus zur Anlegung der Station Ha Schewäße, d. h. bei Häuptling Schewäße, führte. Das sehr zahlreiche Volk, welches in jenen Gegenden bis hin zu dem nördlich fließenden mächtigen Limpopo-

oder Krokodill-Fluſſe wohnt, gehört ebenfalls mit zu den großen Völkerſchaften der Baßutho, iſt aber in Sprache und Sitten mannigfach von denſelben verſchieden. Alle dieſe Stämme führen bei den ſüdlich wohnenden Baßutho den Namen Batßoetla, ſie ſelber nennen ſich Bawända. Die Vegetation iſt hier völlig tropiſch. Rieſenfarren erreichen eine Höhe von 15 Fuß und darüber, Bananen wachſen wild, Palmen finden ſich zahlreich und in verſchiedenen Arten, der Mahagoni-Baum ſteigt in ſtattlicher Höhe auf. Ueber alles empor ragen die rieſigen Baobab-Bäume, von denen nicht wenige 45 Fuß und mehr im Umfange haben. Schlingpflanzen bis zur Stärke eines Armes klettern hoch in die Wipfel aller dieſer herrlichen Bäume hinauf und bilden zwiſchen den Kronen derſelben mächtige Lauben, Dächer und Schirme, aus denen prächtige Blüthen herabhängen. Büffel, Nashörner, Elephanten, ſowie Panther und Löwen, dazu allerlei bunte Schmetterlinge und Vögel, zahlreiche Affen, aber auch giftige Schlangen erfüllen dieſe Waldgebiete mit mannigfaltigem Leben, aber auch mit unabläßigem Kriege. Viele und waſſerreiche Flüſſe durchſtrömen das Land und viel mehr Regen als irgendwo im Transvaal-Lande fällt hier vom Himmel herab. Freilich werden durch die große Hitze und die Ueberfülle von Feuchtigkeit auch viele Fieber erzeugt.

Die Anlegung der Station war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Sie geſchah von den des Landes noch nicht kundigen Brüdern gerade in der lang andauernden Regenzeit und überdies zu nahe an einer ausgedehnten ſumpfigen Fläche, ſo daß die Station ſpäter mit vieler Mühe 100 Fuß höher gelegt werden mußte. Von den Eingebornen mochte niemand mit Hand anlegen. Ja immer neue Widerwärtigkeiten brachen herein: Stumpfheit, Hohn und Spott des Häuptlings Schewäße und ſeiner Leute, wüſtes Gelärm bei Zauberfeſten, Niederlaſſung gottloſer Händler, Abfall etlicher in Natal getaufter und dann in ihre Heimat zurückgekehrter Bawända-Chriſten, plötzlicher Tod ſeiner Frau und ſeines Kindes und ſo manches Leiden, das der Herr alleine kennt —, „wenn ich dies alles an meinem Geiſte vorübergehen laſſe," ſchreibt Miſſ. Beuſter, „und mich dann betrachte, wie ich mit noch ungebrochenem Muthe daſtehe, dann bin ich mir ſelbſt ein Wunder." Und gleich nach dieſer Aeußerung raffte eine Pocken-Epidemie innerhalb weniger Tage ſeine beiden einzigen eingeborenen Chriſten und treuen Mithelfer

jählings hinweg! Nach und nach gelangten indeß doch etliche Leute zur Taufe. Ja er hatte die große Freude, daß einige Christen von benachbarten älteren Berliner Stationen ihm in der Verkündigung des Evangeliums bei entferntern Kraalen und Stämmen zu Hilfe kamen. Eine Nebenstation konnte angelegt werden. Und in der Schule hatte er einige tüchtige und eifrige Jünglinge, von denen er die Hoffnung hegte, daß sie einmal zu National-Gehilfen würden ausgebildet werden können.

Die beiden andern Stationen, welche bis jetzt, nämlich Tschakoma 1874 (drei Meilen südwestlich) und Georgenholtz 1877 (vier Meilen nordöstlich), unter dem Volke der Bawända angelegt worden sind, haben sich in ähnlicher, doch im ganzen in weniger schwieriger Weise entwickelt. Die Station Georgenholtz erhielt diesen Namen zum Andenken an den verstorbenen Herrn Georg Holtz, welcher selbst, sowie seine Tochter und einige seiner Anverwandten zusammen 60,000 Mark zur Gründung einer Station geschenkt hatten.

Die Station Ha Schewäße war von den nächsten Berliner Stationen Blauberg und Makhabêng etwa 20 deutsche Meilen entfernt. Das war ein zu weiter Zwischenraum. Und obgleich man mit der Station Tschakoma etwa drei Meilen wieder näher rückte, so schien es doch erwünscht, die Entfernung noch mehr abzukürzen. Es bot sich dazu das Land des Häuptlings Moletsche dar. Dort ward ein Bauerplatz erworben und 1877 bezogen. Der in jener Gegend liegende Baßutho-Stamm mochte etwa 30,000 Seelen zählen. Die Station ward, nachdem ihr Gründer aus dem Verbande der Berliner Mission entlassen war, mehrfach durch Nationalgehilfen bedient, freilich in ungenügender Weise; jetzt soll der sehr günstig gelegene Platz durch den erfahrenen Miss. Winter kräftig in Angriff genommen werden.

Sehr vielversprechend ist das allerneueste Gebiet der Berliner Missionsthätigkeit im Transvaal-Staate. Dasselbe liegt etwa unter dem Wendekreis des Steinbocks und östlich vom Sandfluß, etwa gleich weit östlich von Malokûng und südsüdwestlich von Tschakoma entfernt, füllt also jene Lücke noch völliger aus, als es bis dahin durch die Station Cha Moletsche geschehen war. Es führt den Namen Holzbusch-Gebirge; mit Recht, denn es ist ein schönes Berg- und Waldland auf der südafrikanischen Hochebene, das immerhin

5000 bis 6000 Fuß über dem Meeresspiegel sich erheben mag. Hie und da freilich sind die Waldungen desselben von dem Volke vernichtet worden, vielfach aber ziehen sie sich noch Stunden lang hin und scheinen hie und da undurchdringlich. Den Haupttheil der Bevölkerung bilden die Batlókoa, ein Stamm der Baßutho; eingesprengt sind Trümmer von andern Betschuanen-Stämmen, sowie auch Kraale der Knopnösen von dem Kaffern-Stamm.

Nach dieser Landschaft machte sich Miss. Knothe, welcher zugleich zum Superintendenten der Berliner Mission in Nord-Transvaal ernannt wurde, im Dezember 1878 von Wallmannsthal aus auf den Weg. Er eilte so viel als möglich, denn es hieß, daß Verfolgungen ausgebrochen seien gegen die wenigen in der Kolonie getauften Christen, sowie gegen die andern dem Evangelium zugeneigten Leute in jenem Lande. Und so war es auch. Der Häuptling Dikchale hatte den Daniel Makchaba zu sich rufen lassen, um von ihm selber zu hören, was das für eine neue Lehre sei, welche er verkündige. Freudig und getrost gab dieser Rechenschaft von seinem Glauben. Da erhob Dikchale plötzlich sein Gewehr, um ihn niederzuschießen. Und als ihn einige seiner Rathsleute davon abhielten, eilte er in seine Hütte, holte einen Kirri (einen kurzen Stock mit hartem Knopf) und schlug auf Davids Haupt los. Aus einer tiefen Wunde blutend sank dieser zu Boden. Und Dikchale würde ihn völlig getödtet haben, wenn nicht einige beherzte Männer zugesprungen wären und die Schläge des Wütherichs aufgefangen hätten. Darauf verwies er die Gläubigen eines Unterhäuptlings aus ihren Dörfern. Sofort begann nun auch der benachbarte Häuptling Mamobolo die Verfolgung: etliche Gläubige ließ er schlagen, andern ließ er ihr Vieh und ihre Güter abnehmen. Doch verleugneten nur wenige dieser noch ungetauften Leute, andere giengen lieber außer Landes. Zugleich gab er Befehl, alles zusammenzubringen, was von den kleinen in Berlin und anderwärts gedruckten Sutho-Büchlein (Lese-Uebungen, Sprüche und biblische Geschichten enthaltend) im Lande sich vorfände. Dann gebot er: „In eine Hütte mit den Büchern und Feuer an den Unrath!“ Und weiter gebot er: „Der Name Jesus darf von nun an in meinem Gebiete nicht mehr genannt werden, weder von Groß noch von Klein!“

Daniel Makchaba ward nun sofort Knothes treuer Gehilfe. Und außer ihm hatte dieser noch etliche von ihm selbst in Wall-

mannsthal herangebildete Nationalgehilfen mitgebracht, welche an verschiedenen Orten im Holzbuschgebirge ihres Amtes warteten.

Den beiden feindlichen Häuptlingen ließ der englische Regierungs-Beamte und Landes-Administrator Sir Theophilus Shepstone die scharfe Weisung zugehen, die Missionare und die Gläubigen in keiner Weise zu belästigen. Die Berghöhe Mp'home ward von Miss. Superintendent Knothe zur Anlegung seiner Station erwählt; dieselbe, welche Regierungsland war, wurde im Betrage von 2000 Morgen der Berliner Missions-Gesellschaft geschenkt. Ein Bauerhof, welcher trefflich zwischen dem Kraale Mamobolos und dem des freundlichen Häuptlings Sekoala gelegen war, und von welchem auch Dikchales Kraale nicht zu weit entfernt sind, wurde dazu gekauft. Auf dem Missionsgebiet durften sich auch die ausgewiesenen und ausgeflüchteten Leute, welche bald zurückkehrten, ansiedeln. Dieser Platz erhielt den Namen Leschoaáne. Timotheus Sello, früher auf Waterberg thätig, und Daniel Makchaba bekamen ihr Amt an den Leuten: Timotheus als ihr Lehrer und Prediger, Daniel als ihr Hüter, Berather und Sammler. Bald konnten Leute in bedeutender Zahl getauft werden. Dann ward auf Mp'home eine Nationalgehilfen-Schule errichtet, welche 7—10 Zöglinge zählte. Im Oktober 1881 ward eine zweite Station mit einem deutschen Missionar besetzt. Dieselbe erhielt den Namen Medingen zum Andenken an die zur Gründung einer Missionsstation gemachte bedeutende Schenkung eines Fräuleins v. Meding. — Mehrere Nebenstationen wurden durch Nationalgehilfen versehen.

Die Zahl der Farbigen im Gebiete der Berliner Superintendentur Nord-Transvaal betrug Ende 1881: 126,500, die Zahl der Gemeindeglieder 796, der Kommunikanten 408, der seit Beginn dieser Mission Getauften 901.

Fassen wir zum Schluß noch alles in einige nackte aber doch sprechende Zahlen zusammen. Die Berliner Mission arbeitet in Südafrika in sechs Missionsprovinzen: im Oranje-Freistaat, in der Kap-Kolonie, in Britisch-Kafferland, in Natal, in Süd-Transvaal und in Nord-Transvaal. Die Zahl ihrer Missionare betrug Ende 1881: 45 ordinirte und 7 zur Ordination berechtigte Missionare,

6 Arbeiter für Koloniſation und Handel, 39 beſoldete Nationalgehilfen für Schule und Predigt, 152 unbeſoldete Helfer, zum Theil ebenfalls für Schule und Predigt, zumeiſt aber für Gemeinde- und Stations-Angelegenheiten. Die Zahl der Hauptſtationen betrug 45, die Zahl der Nebenſtationen und Predigtplätze etwa eben ſo viel. Die Zahl der Farbigen im Bereich dieſer Stationen betrug rund 195,000, die Zahl der Gemeindeglieder 11,775, der Kommunikanten 5202, der Schulkinder 2880, der im Taufunterricht befindlichen 1382, der ſeit Beginn der Berliner Miſſion in Südafrika Getauften 15,139.

Gott dem Herrn aber ſei Lob und Dank für alle bisher uns erwieſene Hilfe, Geduld und Segen! Er walte über der Berliner Miſſion auch ferner in hoher Gnade! Ihm ſei alles befohlen: Er wirds verſehen zu ſeinem Preiſe, zur Freude und Förderung der Miſſionsfreunde und zum Heile und Frieden vieler Seelen aus den Heiden.

Die Heilsarmee in Indien.

Die ſog. Heilsarmee iſt in England zu einer Macht geworden. Wer noch vor einem Jahr über ſie lachte, lacht heute nicht mehr. Zeitungsſchreiber, die anfangs ſpotteten, müſſen jetzt ſelbſt bekennen, daß es eine ernſte und bedeutende Sache ſei; die Polizei merkt, daß, wo die „Armee“ ihre Thätigkeit recht hat entfalten können, der Trunkenbolde und Verbrecher weniger werden; durchaus nüchterne Theologen bekennen, daß ſie zwar die Methode und zum Theil auch die Lehre des „General“ Booth verwerfen, ſeinen Eifer und ſeine großartigen Erfolge aber mit Beſchämung anerkennen müſſen; und die Kirche ſelbſt fragt ſich, was ſie von dieſer Bewegung lernen, ja wie ſie dieſelbe auf *ihren* Boden verpflanzen könne. Aber das alles würde uns noch nicht beſtimmen, dieſe modernſte Erſcheinung auf dem Gebiet der engliſch-amerikaniſch-methodiſtiſchen Evangeliſtik auch im Miſſionsmagazin zu erwähnen, wenn nicht im September d. J. ein Detachement der Heilsarmee auch nach *Indien* gekommen wäre, um den Kampf mit dem dortigen Heidenthum aufzunehmen.

Unter den vielen wirklich hingebungsvollen und für den heiligen Krieg begeisterten Leuten, die Hr. Booth an sich zu fesseln gewußt hat, befindet sich auch ein Hr. Tucker, der früher ein höheres Verwaltungsamt im Pandschab bekleidet hat, sich für Indien warm interessirt und gut Hindustani versteht. Dieser erbot sich, als Anführer (Major) eines Pionier-Corps nach Indien zurückzukehren; einige ebenfalls für die Eroberung Indiens besonders begeisterte junge Männer und Frauen schlossen sich ihm an, und bald war die Expedition eine beschlossene Sache. Dabei verhehlte man sich nicht, daß möglicherweise die vielen in Indien bereits arbeitenden Missionare dies neue Unternehmen scheel ansehen und demselben am Ende gar energisch entgegentreten würden. Ehe Hr. Booth seine Leute ziehen ließ, schrieb er daher einen brüderlichen Brief an die Missionare in Indien, um ihnen seinen Plan auseinanderzusetzen und sie für denselben günstig zu stimmen.

„Das Ziel unserer Thätigkeit," heißt es darin, „sind die Eingebornen Indiens. An sie wollen wir uns wenden, ihren Gewohnheiten und Bedürfnissen unsere Methode anpassen. Obgleich wir es für nothwendig halten, selbständig einen ganz neuen Weg einzuschlagen, werden wir doch, soviel an uns liegt, alles thun, um mit den hingebungsvollen Christen der verschiedensten Bekenntnisse, deren uneigennützige Thätigkeit in Indien so allgemeine Anerkennung gefunden hat, im Frieden auszukommen. Soviel wir jetzt aus der Ferne hierüber sagen können, wird unser Plan etwa folgender sein: 1) Keinerlei Schularbeit zu thun, für welche unsre Offiziere auch garnicht die nöthige Ausrüstung und Zeit haben; 2) keinerlei eigentliche Zenana-Mission zu treiben, sondern uns an die ärmsten und niedersten Klassen der Bevölkerung zu machen, bei denen es gar keine Zenanas gibt; 3) keine Reisepredigt zu treiben, sondern unsre ganze Kraft auf einige bestimmte Punkte zu konzentriren; 4) jedes Corps auf eigene Füße zu stellen, so daß es europäischer Hilfe womöglich garnicht bedarf; 5) eine rein indische Heilsarmee ins Leben zu rufen, die ihre eigenen Offiziere (Männer und Frauen) hat und diese durch freiwillige Beiträge unterhält; 6) keine kostbaren Gebäude zu errichten, möglichst unter freiem Himmel zu arbeiten, und wo durchaus ein Lokal errichtet werden muß, es im Anschluß an die Landessitte und dem Klima entsprechend so einfach als nur irgend möglich einzurichten.

„Meine Offiziere werden ihr Möglichſtes thun, um in gutem Einvernehmen mit der Regierung zu arbeiten. In England iſts uns jetzt gelungen, das herzliche Wohlwollen und die Unterſtützung faſt aller Klaſſen zu gewinnen. Beide Häuſer des Parlaments und die höchſten Gerichtshöfe haben uns warmes Lob geſpendet. An den meiſten Orten, wo wir Stationen errichtet haben, helfen uns die Polizei- und Verwaltungsbeamten mit Freuden, indem ſie bezeugen, daß wir in den verrufenſten Quartieren einen Umſchwung zum Beſſeren herbeigeführt haben. Oeffentliche Häuſer ſind geſchloſſen worden, in einer Stadt fanden die Richter an drei Gerichtstagen der Reihe nach nichts zu thun und die Polizei erklärte wiederholt, ſie habe wenig zu thun, abgerechnet die angenehme Pflicht, unſere Verſammlungen zu beaufſichtigen und zur Aufrechterhaltung der Ordnung in denſelben mitzuwirken ..... Wir haben keinen Grund zu bezweifeln, daß die Reſultate in Indien ebenſo befriedigende ſein werden. Alles, was wir wünſchen, iſt — freier Spielraum. Verdammet uns nicht, ehe Ihr uns geſehen und gehört habt. Unter den Millionen Indiens iſt gewiß noch genug zu thun übrig.

„Die indiſche Expedition beſteht aus 8 Offizieren (4 Männern, 4 Frauen) unter der Anführung von Herrn Tucker. Die, welche ihn begleiten, zählen zu meinen aufopferndſten Offizieren. Sie haben ſchon angefangen Hinduſtani zu treiben und einige Lieder auswendig gelernt aus einem Hinduſtani-Geſangbuch, das Major Tucker ſpeziell für unſern Zweck zuſammengeſtellt hat. Wir haben keine Mühe geſpart, um den Erfolg der Expedition zu ſichern und ich bin überzeugt, daß unſer Werk ſich allen unbefangenen Europäern in Indien empfehlen wird und wir uns ihre Anerkennung und Theilnahme erwerben werden, ſo gut als uns das in England gelungen iſt."

Die „Indiſche Evangeliſche Revue," das Organ ſämmtlicher proteſtantiſcher Miſſionare in Indien, hat dieſen Brief ohne Anſtand abgedruckt und die Heilsarmee mit dem Bemerken willkommen geheißen, daß wohl mancher Veteran, den je und je etwas wie Muthloſigkeit beſchleiche, den „jungen, unerfahrenen David mit ſeinen Steinen und ſeiner Schleuder freudig begrüßen werde, ſo ungenügend ſeine Ausrüſtung auch ſcheinen möge."

Nun, am 19. September landeten die mit Spannung erwarteten „Heilsmänner" in Bombay und ſchon Tags darauf traten ſie, ihrem in den Zeitungen angekündigten Programm gemäß, ihren erſten

„Marsch“ an. Von einigen Freunden, die ihnen ihre Mithilfe sogleich angeboten hatten, begleitet, zogen sie auf fünf freilich nur von Ochsen gezogenen „Kriegswagen“ durch die Stadt. Halb Bombay strömte zusammen. Die Uniform der Offiziere, blau und gelb mit indischem Schnitt, die Musik, das Singen — alles erregte nicht geringes Aufsehen. Viele meinten Anfangs, es handle sich um eine Kunstreitervorstellung oder des etwas; die Predigt aber, welche Major Tucker in gutem Hindustani hielt, belehrte das Publikum bald eines Bessern. Alles schien glatt gehen zu wollen. Da schritt plötzlich die Polizei ein, die doch ihre Einwilligung für den Umzug im Voraus gegeben hatte. Ein spezieller Befehl des Gouverneurs soll dahinter gesteckt haben. Lieutenant Norman erhielt die Weisung, das Hornblasen sein zu lassen, und wurde, als er weiter blies, verhaftet. Am folgenden Sonntag (24. Sept.), als Hauptmann Ballard vor einer ungeheuren Menge im Theater predigte, wurden auch die übrigen Offiziere, die inzwischen singend und eine Kriegsfahne schwingend durch die Straßen zogen, arretirt und, da sie keine Bürgschaft geben wollten, die Nacht über gefangen gehalten. Nicht, daß man sie rauh behandelt hätte; nein, es wurde ihnen alles so bequem als möglich gemacht, auch durften sie Besuche empfangen und mit diesen die Nacht durch ihre Lieder singen. Das öffentliche sensationelle Auftreten in den Straßen aber sollte ihnen unmöglich gemacht werden. Warum? Ja, darauf geben die indischen Blätter sehr verschiedene Antworten. Manche behaupten, es erscheine den Autoritäten als eine Schmach, wenn nun auch Christen, wie sonst nur Heiden und Muhammedaner (und Katholiken?) in den Straßen herumziehen und Lärm machen; andere vermuthen, die Geistlichkeit stecke dahinter; ein Muhammedaner meinte, es verletze den Stolz der Europäer, daß diese Prediger eingeborne Tracht und Manieren angenommen haben; die Autoritäten selbst aber schützen die alte Furcht vor muhammedanischem und heidnischem Unwillen vor und thun, wie wenn die „Heilsmänner“ noch zu einem Aufruhr Veranlassung geben könnten. Vor Gericht hieß es einfach, die drei Sänger seien „in einem Auflauf von fünf oder mehr Personen betroffen worden, der eine Ruhestörung hervorzurufen geeignet gewesen sei,“ und hätten überdies den schuldigen Gehorsam gegen die Obrigkeit verweigert. Die geschickte und kraftvolle Vertheidigungsrede Herrn Tuckers hob namentlich die Ungerechtigkeit hervor, die

darin liege, daß man Christen verbiete, was von allen andern Religionen täglich geübt und von der Polizei gestattet werde. Die öffentliche Meinung war augenscheinlich auf Seite der Angeklagten, die während des Verhörs nicht nur große Ruhe, sondern auch einen überraschenden Humor an den Tag legten. Wiederholt konnte man sie lachen sehen, und als Major Tucker scherzhaft bemerkte, in England hätten sie gemeint, sich recht auf das Lärm-schlagen zu verstehen, hier in Bombay aber sähen sie sich doch von den Heiden in dieser Kunst übertroffen, da brach alles in ein Gelächter aus. Der Parsi-Amtmann aber blieb dabei, daß die Angeklagten schuldig seien, und verurtheilte sie zu einer Geldstrafe von zusammen 200 Mk., im Falle der Zahlungsunfähigkeit zu 14 (resp. 8) Tagen Gefängniß. Sie aber wollten die Gesetzlichkeit eines so willkürlich gefällten Urtheils nicht anerkennen und weigerten die Zahlung.

Der Amtmann hätte sie eigentlich einsperren müssen, zog es aber vor, einen Theil ihrer Habseligkeiten im Betrag jener Strafsumme verkaufen zu lassen und sie dann — am Donnerstag — für frei zu erklären — wieder eine Willkürlichkeit! Auch eine Appellation an das Obergericht hatte keinen Erfolg. Es blieb dabei, daß der Heilsarmee das Veranstalten von Processionen, das Musiciren, ja sogar das Singen in den Straßen nicht gestattet sei. Als echte Engländer hätten sie alle diese Dinge nun erst recht eklatant betreiben müssen, um so die öffentliche Meinung in Bewegung zu setzen und die Regierung schließlich zum Rückzug zu zwingen. Sie zogen es jedoch vor, einstweilen nachzugeben und zugleich die eigentliche Predigtarbeit energisch in Angriff zu nehmen. Ein riesiges Zelt wurde (30. Sept.) auf der „Esplanade" errichtet und hier wie im Hindi-Theater täglich vor Tausenden das Evangelium gepredigt. Da kam wieder eine Störung. Ein muhammedanischer Prediger, offenbar ermuthigt durch das ungerechte Vorgehen der Regierung gegen die Heilsarmee, stellte sich am Sonntag Abend (1. Okt.) dicht neben dem Zelt auf und hielt eine Rede, auf deren Inhalt man daraus schließen möge, daß zum Schluß seine Zuhörer über das Zelt herfielen und es niederzureißen anfiengen. Die eingebornen Polizisten sahen ruhig zu, bis ein paar europäische Beamte dazu kamen und dem Unfug ein Ende machten. Der muhammedanische Aufwiegler hatte sich denn doch verrechnet. Einer seiner Helfershelfer wurde verhaftet und er selbst schleunigst nach Delhi be-

fördert, wahrscheinlich mit der Versicherung, er könne froh sein, so leichten Kaufes davongekommen zu sein. Denn wäre er vor Gericht gekommen, so hätte er zu schwerer Strafe verurtheilt werden müssen. Natürlich brachte dieser Zwischenfall den „Heilsmännern" keinen Schaden. Trotz aller Warnungen hielten sie noch am gleichen Abend wie gewöhnlich ihre Zeltversammlung. Dieselbe war äußerst zahlreich besucht und dauerte zwei Stunden, ohne daß irgendwelche Ruhestörung vorgekommen wäre. Ueberdieß hatte es sich nun klar gezeigt, wie thöricht und unvorsichtig die Regierung gehandelt, indem sie den Muhammedanern Grund gegeben zu glauben, daß gegen die Heilsarmee alles erlaubt sei. Nicht nur in Bombay, sondern auch im übrigen Indien haben sich bereits viele Stimmen, heidnische wie christliche, zu ihren Gunsten erhoben; Entrüstungsversammlungen sollen gehalten werden, um gegen das Verfahren des Gouverneurs zu protestiren; Geld soll aufgebracht werden, um die Sache der Verfolgten durch alle Instanzen hindurch zu führen u. s. f. Sie selbst thun nichts in dieser Richtung, sondern predigen einfach weiter.

„Ihre Versammlungen werden zahlreicher besucht, als unseres Wissens je ähnliche Versammlungen in Bombay besucht worden sind. Tausende von Eingebornen drängen sich zu denselben und hören von Anfang bis zu Ende so aufmerksam zu, als man nur wünschen kann. Eine Trommel, ein Horn und einige Tamburins bilden das Orchester. Die Lieder, meist hindustanisch, werden zu lebhaften und leichten Melodien gesungen. Es ist erstaunlich, wie schnell die Eingebornen manche derselben aufgefaßt haben, so daß man jetzt schon in ganz Bombay Stücke aus denselben kann singen hören. Das Evangelium wird in diesen Versammlungen in aller Einfachheit mit Liebe und Ernst gepredigt. Die Zuhörer werden dringend aufgefordert, wenn sie ihre Sündennoth fühlen und es mit dem Sünderheiland versuchen wollen, hervorzutreten, damit man mit ihnen bete und sie weiter belehre. Die Redner erzählen offen ihre eigenen Erfahrungen, was sie früher gewesen und wie sie durch den Glauben an Christus Vergebung ihrer Sünden und Heiligung erlangt haben. Die Zuhörer haben nicht, wie sonst bei den Predigten der meisten Missionare, das Gefühl, daß man sich wie von einem höheren Standpunkt zu ihnen als zu besonders großen und unwissenden Sündern herabläßt. Auch daß die Redner sich nach der Landessitte — nicht europäisch — kleiden und daß in jeder Versammlung

eine Kollekte gehalten wird, bei welcher auch die kleinsten Gaben willkommen sind, macht einen guten Eindruck."

So unser alter Freund, der „Bombay Guardian," auf dessen Urtheil in Lehrfragen wir freilich nicht viel geben, der aber doch gewiß gehört zu werden verdient, wenn er aus Jahrzehnte langer Erfahrung heraus davon redet, was für Formen und Methoden sich für Indien wohl am meisten empfehlen. Mit „Weiß und Schwarz" hat mans ja lang genug getrieben, warum soll mans nicht auch mit „Gelb und Blau" versuchen?

Merkwürdig ist, daß auch der Halbheide Kesab Tschander Sen förmlich für die Heilsarmee schwärmt, in Kalkutta einer Versammlung präsidirt hat, in welcher 3000 Eingeborene gegen das Verfahren der Behörden in Bombay öffentlich protestirten, und neulich in seinem Blatt die ganze Organisation derselben für „ein Werk des heiligen Gottes" erklärt hat.

Es ist nicht unsere Sache, auf die jetzt so oft gehörte Frage zu antworten, was denn eigentlich von der ganzen Heilsarmee zu halten sei. Ihre Fehler und Uebertreibungen, sowie die damit zusammenhängenden Gefahren sind offenkundig, so daß darüber nicht viel gesagt zu werden braucht. Daß ihre streng militärische Organisation leicht zu einer neuen Art von Jesuitismus ausarten kann und jetzt schon der echten evangelischen Freiheit widerspricht, daß ihr sensationelles Auftreten und die systematische Anpassung ihrer Sprache, ihrer Methoden, ihres ganzen Auftretens an den Geschmack des Pöbels doch wohl mit der Würde Jesu und der Apostel nicht in Einklang zu bringen ist, daß endlich ihrer Lehre eine gewisse ungeduldig-methodistische Oberflächlichkeit anhaftet — das alles scheint uns unbestreitbar zu sein. Und doch möchten wir damit nicht den Stab brechen über christliche Brüder, die mehr zur Ehre Gottes und zur Ausbreitung seines Reiches gearbeitet haben als wir selber. Der Tag wird es klar machen; und je näher dieser Tag bevorsteht, desto leichter muß es uns fallen, alles Gericht dem zu überlassen, der da recht richtet. Mitzuthun brauchen wir ja nicht. An Arbeit fehlt es uns wahrlich nicht. Also treu und einfältig weiter machen in dem Beruf, der uns geworden ist. Der Herr hat ein großes Werk und braucht allerlei Werkzeuge dazu. Ihm sei auch diese Sache anheimgestellt!

„Die stolzen Götzen macht zu Spott!“

Wenn irgend ein Ort für die Predigt des Evangeliums unempfänglich schien, so war es das drei Stunden von Christiansborg landeinwärts gelegene Kwantanang. — Ein Acker voll Disteln und Dornen, wo vom guten Land auch keine Spur zu sehen war. Bauern aus der bigott-heidnischen Küstenstadt La hatten sich hier niedergelassen und der berühmte Fetisch Lakpa selber hatte hier sein Landgut. Alle möglichen Leute, die als mißhandelte Sklaven oder bedrängte Schuldner sich unter seinen Schutz geflüchtet und zugleich in seine Leibeigenschaft begeben hatten, mußten dasselbe für ihn bebauen, dazu bei Festen und anderen Feierlichkeiten als seine Trabanten und Leibwächter aufmarschiren, theils auch als Trommler, Sänger und Hornbläser ihm dienen und sonst zu mancherlei Verrichtungen bereit sein. Daß der Fetisch in Kwantanang Herr sei, wußte daher jedermann, und selbst wenn die „Fetisch-Verschworenen“ sich in seinem Namen oder doch unter dem Deckmantel seines Schutzes allerlei Gewaltthat erlaubten, wagte kaum jemand ihnen entgegenzutreten. Auch durch seine Lage an der Handelsstraße von Christiansborg nach Salaga glich dieser Ort in geistlicher Beziehung dem hartgetretenen Weg, wo für den guten Samen kein Platz ist.

Wie erstaunt war daher Missionar Bohner, als er im Jahr 1867 „zufällig“ hier durchkommend, von den Bewohnern aufs freudigste begrüßt und um Wiederholung seines Besuchs gebeten wurde. Natürlich kehrte er nun öfters hier ein. Ebenso Missionar Schrenk, der einmal sogar seinen treuen Gehilfen, Daniel Ablo, sechs Wochen lang dort lehren und predigen ließ. Sowohl öffentlich auf dem Markt als auch in einem Privathause wurde nun das Wort Gottes nicht nur reichlich verkündigt, sondern auch willig gehört. Mehrere Familienväter baten um die Taufe und ihnen nach — mit noch größerem Eifer — einige erwachsene Jünglinge. Diese alle und noch dazu ein ganzes Häuflein Männer und Weiber kamen allabendlich zusammen, um sich von jenem Evangelisten die biblische Geschichte erzählen, sowie den Katechismus und einige Kernsprüche beibringen zu lassen. Auch christliche Lieder erschallten

nun fröhlich, wenn auch nicht sehr harmonisch, in diesem Fetischnest. „Das war eine schöne Saatzeit, die dem Säemann das Herz hüpfen machte.“ Eine herrliche Ernte schien vor der Thür zu sein. Aber siehe da! es gieng auch hier nach dem Wort vom Waizenkorn, das wenn es in die Erde gefallen ist, zuerst sterben muß, ehe es Frucht tragen kann.

So lange die Heiden an der Küste der Meinung waren, in Kwantanang wolle man nur ein wenig mit den Missionaren scherzen, sahen sie ruhig zu. Kaum fiengen sie aber an zu merken, daß es den Leuten dort ernst sei, so brach der Sturm los. Als Fetischverächter angeklagt und zur Verantwortung gezogen, blieben nun manche von den Versammlungen weg. Andere freilich versicherten mit großer Selbstgewißheit: wenn auch alle abfielen, so würden sie doch treu bleiben. Aber es gieng ihnen wie dem Petrus. Sie wurden Verleugner: zuerst die Familienväter und dann auch — als man drohte, ihnen das Heirathen unmöglich zu machen — die jungen Männer, von denen überdies zwei an die Küste gerufen und dort beschäftigt wurden. Von nun an hatten die Besuche in Kwantanang nichts Erquickliches mehr. Die bisherigen Taufbewerber blieben zwar freundlich, giengen aber dem Missionar möglichst aus dem Wege, während die anderen eher dazu aufgelegt waren, sich mit den Begleitern desselben in eine Schlägerei einzulassen, als seiner Predigt zu lauschen. Schon hatte man alle Beziehungen zu diesem Ort wieder abgebrochen; da leuchtete wie zum Abschied noch ein Hoffnungssternlein auf. Es waren zwei Jünglinge — Koi Kwabla und Tete Kodscho — welche eines Tages Miss. Bohner durch einen Besuch überraschten. Was hatten sie für ein Anliegen? Es war ihnen seiner Zeit versprochen worden, sobald sie das Lesen würden gelernt haben, sollten sie ein Neues Testament zum Geschenk erhalten. „Jetzt können wir lesen,“ erklärten sie nun und schauten verlangend nach dem versprochenen Preis aus. Ein N. Testament wurde herbeigebracht, und richtig! sie konnten das zweite Kapitel im Evangelium Matthäi, das ihnen zur Prüfung vorgelegt wurde, so ziemlich entziffern, d. h. gemeinschaftlich: wo der eine stecken blieb, da half der andere weiter, und so brachten sie es durch. Mit Freuden erfüllte nun der Missionar sein Versprechen. Datum und Widmung wurden in's N. Testament eingetragen und dasselbe unter herzlichen Segenswünschen den beiden Jünglingen

übergeben. Vergnügt nahmen sie dasselbe in Empfang und kehrten damit nach Hause zurück. Das war aber auch alles. Sonst machte kein Lebenszeichen sich spürbar.

Jahre waren darüber hingegangen und Kwantanang für die Missionare wieder zur Bedeutung eines gleichgiltigen, todten Heidendorfes herabgesunken. Nur mit Wehmuth gedachten sie noch der schönen Zeit von ehemals. Missionar Schrenk war inzwischen nach Europa zurückgekehrt. Alles schien verloren. Aber siehe da! das Waizenkorn war nur erstorben, nicht verdorben. Jetzt fieng es an zu keimen. Das erste leise Anzeichen hievon nahm Missionar Bohner wahr, als er im Jahre 1874 wieder „zufällig" am dritten Ort jenem Koi Kwabla begegnete, der dort für seinen Vater Schnaps verkaufen mußte. „Was ist aus dem Neuen Testament geworden?" fragte ihn Bohner. „O, ich habe es bei mir," antwortete der Heide. „So zeige es mir!" Nun lief der Jüngling in's Haus und brachte richtig das Buch herbei, dessen Aussehen von sorgfältiger Aufbewahrung, aber auch von fleißiger Benutzung Zeugniß ablegte. Dazu versicherte Koi Kwabla, nicht nur er, auch Tete Kodscho lese darin und überdies seien andere Jünglinge da, die lesen gelernt hätten und auch zuweilen das Buch benützten. Die Umstehenden aber erzählten dem freudig überraschten Missionar, der junge Mann da verstehe sich schlecht auf sein Geschäft; alle anderen Schnapshändler stellen Tanzbelustigungen an, geben einige Flaschen zum Besten und wenn dann die Leute betrunken seien, so gehe das Kaufen an; so mache es aber Koi nicht, der sei gar kein rechter Schnapshändler! — So hatte also das Samenkorn doch seine Stätte gefunden und im Verborgenen auch zu keimen angefangen!

Jetzt fehlte nur noch ein gnädiger Regen von oben, um das harte Erdreich zu erweichen und der keimenden Saat zum Durchbruch zu verhelfen. Derselbe kam in Gestalt eines Krieges (1874) und dann einer furchtbaren Pockenepidemie. Jetzt stand das liebloſe, unbarmherzige Heidenthum in seiner ganzen Erbärmlichkeit da, während das Christenthum in voller Glorie strahlte. Theils ließen die Heiden ihre Kranken ganz im Stich, theils behandelten sie dieselben unvernünftig und grausam. Bei den Christen aber wurde auch dem Alleinstehenden eine sorgfältige, verständige Pflege zu Theil, so daß von ihnen verhältnißmäßig nur sehr wenige starben und die Heiden schließlich zu den christlichen Verwandten, wenn sie

solche hatten, ihre Zuflucht nahmen. Weit und breit trat nun eine dem Christenthum günstige Stimmung ein. Niemand wagte es, die, welche übertreten wollten, daran zu verhindern. Jetzt trat denn auch in Kwantanang die keimende Saat endlich ans Tageslicht. Jene Jünglinge, inzwischen selbst Familienväter geworden, sowie noch manche andere, meldeten sich zur Taufe und erhielten dieselbe nach sorgfältigem Unterricht. Diesen Erstlingen folgten dann weitere Männer und Frauen, so daß 1877 die Zahl der Getauften auf 46 gestiegen war. Diese baten um einen Lehrer und bauten ihm, als er kam, ein eigenes Häuschen, später auch eine kleine Kapelle inmitten ihres Christendörfleins. Die einzige Unterstützung, die ihnen hiebei zu Theil wurde, bestand in einem Zuschuß von 280 Mark, der ihnen aus der Christiansborger Kirchenkasse bewilligt ward.

Und der Fetisch? Ja, für den sind schlechte Zeiten angebrochen. Nachdem einige seiner „Kinder" Christen geworden, ohne daß er sie hätte strafen oder wieder in seinen Dienst zwingen können, ist nun auch manchen Heiden ein Licht aufgegangen. Sie weigern ihm den Tribut, der Priester sucht sich dadurch zu helfen, daß er auf dem Markt eben einfach nimmt, was er für den Fetisch braucht, wird aber Dieb gescholten und hat sich nun, um den Schimpf zu rächen, am hellen Tage auf offener Straße sein geweihtes Haupthaar — scheeren lassen, was die größte Verachtung des ganzen Lakpa-Kultus in sich schließt. Die Heiden stehn verblüfft da. Des Fetisch's Tage aber sind gezählt. Nach den neuesten Berichten hat sich jener (oder ein anderer?) Priester (Wulomo) des Lakpa sogar dem Missionar Bohner als Hängematt-Träger angeboten, freilich in der Erwartung, daß dieser ihm helfen werde, seine Schulden zu bezahlen. „Die Christen in Abokobi," schreibt derselbe, „verlangen dringend, daß ich darauf eingehe und wollen mich nicht allein durch Bürgschaft, sondern auch durch Uebernahme eines Theils jener Schuld unterstützen. Es handelt sich um 200 Mark, die der Betreffende dann durch Hängematt-Tragen nach und nach abverdienen will. Die Schuld hat er bei seiner Heirath gemacht. Eigentlich hätte die Stadt ihm das Geld geben sollen, sie hat ihn aber im Stich gelassen und so hat er zum Entsetzen aller Heiden sein hohes Amt aufgegeben, indem er bei Nacht und Nebel entflohen ist. Noch bin ich unschlüssig, ob ich mich seiner annehmen soll oder nicht."

Missions-Zeitung.

Afrika.

Auf der Pariser Missionsstation Morija im Basuto-Land wurde am 3. Juli d. J. die durch den Krieg unterbrochene Normalschule mit 26 und die neue Bibelschule (Prediger-Seminar) mit 13 Zöglingen eröffnet. Außerdem hat Miss. Krüger 4 schon verheirathete junge Lehrer, denen er biblisch-theologischen Unterricht ertheilt, zunächst in englischer Sprache. Er legt dabei die Lehrbücher von Kurtz zu Grunde.

— Miss. Mabille beklagt sich über die eingebornen Angestellten der anglikanisch-ritualistischen Mission im Lesuto: es sind meist Leute, die von der Pariser Mission abgefallen sind, weil sie unter Kirchenzucht hatten gestellt werden müssen und die nun herumgehen und ihre neue Religion als eine sehr leichte und angenehme anpreisen. Als 2 anglikan. „Priester" in Letsie's Dorf eine Taufe halten wollten, untersagte dieser Häuptling es ihnen, weil in kirchlichen Dingen bei ihm Miss. Mabille und sonst niemand etwas zu sagen habe. — Seit Pfingsten d. J. hat Miss. Mabille allein 124 Personen theils getauft, theils konfirmirt. — Miss. Coillard ist glücklich auf seiner alten Station Leribe angekommen. Die äußeren und inneren Verwüstungen, welche hier der letzte Krieg angerichtet hat, fand er größer, als er sich vorgestellt hatte.

— In der Nacht vom 13. bis 14. Aug. ist der einstige Christenverfolger Sekukuni auf Anstiften seines gegen ihn und gegen die Boers aufständigen Bruders Mampuru ermordet worden. Noch zwei Tage vorher hatte der Berliner Missionar Winter eine lange Unterredung mit ihm gehabt, in welcher sich Sekukuni besonders zugänglich, fast herzlich bewiesen hatte.

— Ein eingeb. wesleyan. Miss., Hayfron, hat im Mai d. J. Kumase besucht und vom König das Versprechen erhalten: wenn das Land wieder ruhig sei — jetzt sei alles theils in Unordnung, theils in Aufruhr — wolle er einen eigenen Boten an die Küste senden, um die wesleyan. Missionare zur Rückkehr in seine Hauptstadt aufzufordern. Auch ein kathol. Priester hat wieder einen Besuch in Kumase gemacht.

— Pater Lourdel meldet aus Rubaga, einer ihrer Erstlinge sei mit mehreren Hunderten seiner Landsleute zum Feuertode verurtheilt worden und habe in der Nacht vor der Hinrichtung die erste Communion empfangen. „König Mtesa ist beständig leidend: sein Gemüthszustand verbittert sich von Tag zu Tag, und er will nicht, daß nur er leiden und sterben müsse."

— Miss. O'Flaherty und Mackay's neueste Briefe reichen bis zum 9. Mai. Es gieng ihnen in dieser Zeit wohl; ihre Bibelübersetzungsarbeit schreitet voran; an Disputen und Streitigkeiten mit den Arabern hat's nicht gefehlt; als sie schrieben, herrschte aber gerade eine friedlichere Stimmung. Das Erfreulichste aber ist, daß ihre Schule zahlreich besucht wurde und daß am 18. März die fünf Erstlinge in Uganda selbst getauft werden konnten. Gelobt sei Gott! — Die neue Expedition dahin ist glücklich bis über Mpuapua hinaus vorgedrungen.

— Dr. Southon's Tod in Urambo war durch eine unglückliche Entladung seines Gewehres herbeigeführt. Dieselbe zerschmetterte ihm einen Arm. In seiner hilflosen Lage ließ er Missionar Copplestone von der englisch-kirchlichen Mission in Uyui zu sich bitten und durch ihn den Arm amputiren. Copplestone ist ein Handwerker, der von Chirurgie wenig oder nichts versteht. Er nahm den Arm ab (am 23. Juni), doch nicht hoch genug. Am 9. Juli erklärte der Patient, der furchtbar litt, die Operation müsse wiederholt werden. Am 26. Juli starb er laut Telegramm.

— Bei einem „Palawer" auf H. Stanley's Station Manjanga brach Streit aus und 4 Eingeborne wurden getödtet, 3 verwundet. Stanley soll aber den Frieden vollkommen wieder hergestellt haben. Es heißt, er selbst sei weit über den Stanley-See hinaus vorgedrungen und habe auch dort im Innern schon eine Station angelegt. — Jetzt eben ist er in Europa.

China.

In Schauwu bei Futschau taufte im November 1881 ein amerikanischer Missionar einen dortigen Arzt, der aber die Hälfte seiner Zeit im benachbarten Dorf Jangtschinkang zubringt. Hier hat er angefangen regelmäßige Versammlungen zu halten, und als im Mai d. J. Miss. Hartwell hinkam, konnte er ihm 18 Männer nennen, die er für wahrhaft bekehrt halte. 14 von diesen stellten sich trotz ihrer dringenden Feldarbeit in der Halle des Doktors ein, und 10 wurden vom Missionar getauft unter zahlreicher Betheiligung von Seiten der Heiden. So ist denn durch den Eifer jenes Arztes, der eben ein Mann des Gebetes und Glaubens ist, bereits eine kleine Gemeinde mitten in heidnischer Umgebung zustande gekommen.

— In Hankau haben die Wesleyaner eine Frau getauft, die 40—50 Stunden weit hergekommen war. Vier Jahre vorher war ihre ältere Schwester getauft worden und hatte — ohne selbst lesen zu können — mehrere christliche Bücher mit heimgebracht, hatte während des Viehhütens ein wenig lesen gelernt und durch Wort und Beispiel allmählich ihre Schwester für's Christenthum gewonnen.

— Am 9. Aug. wurde das neue methodistische Missionsspital in Laoling durch ein zufällig ausgebrochenes Feuer sammt allen Vorräthen, Instrumenten, Mö-

beln ꝛc. total zerstört. Dr. Stenhouse trug mehrere Brandwunden davon und entgieng nur mit knapper Noth dem Tode.

— In Tamsui, Nord-Formosa, eröffnete am 26. Juli der kanadisch-presbyterian. Miss. Dr. Mackay eine Erziehungsanstalt, zu deren Einrichtung seine Freunde in Kanada die Mittel dargereicht hatten. Es ist für 24 Zöglinge Platz da. Am 13. August taufte er 32 Heiden, groß und klein.

— Das Opium-Asyl in Verbindung mit dem Missionsspital zu Futschau ist voriges Jahr weniger stark besucht gewesen als sonst. Das kommt aber daher, daß in und um Futschau 5 solche Asyle von Eingeborenen errichtet worden sind, welche im Missionsspital die Behandlung der Opiumsüchtigen gelernt hatten. Ueberhaupt haben die Missionsspitäler u. A. auch die Wirkung, daß zahlreiche Eingeborne, die dort etwas von europäischer Heilkunst aufgeschnappt haben, sich als Aerzte etabliren oder doch Apotheken errichten, in denen nur europäische Arzneien verkauft werden.

Japan.

Von Osaka aus, wo ein Zollbeamter nach fleißigem Bibellesen und Gottesdienstbesuch getauft worden, hat die englisch-kirchliche Mission die Stadt Tokuschima auf der Insel Schikoku besetzt. Veranlassung hiezu gaben zwei Bekehrte der russischen Mission, welche Anstoß am unordentlichen Wandel einiger ihrer eingebornen Lehrer genommen und sich, Anschluß suchend, an die evangelische Mission gewandt hatten. Seither haben diese sich den amerikanischen Baptisten angeschlossen, von denen sie auch wieder getauft worden sind; mehrere Heiden aber, darunter zwei Photographen, baten um Unterricht und im Oktober v. J. konnten drei Erstlinge getauft werden.

Indien.

Auf dem Wellington-Platz in Kalkutta predigt seit einiger Zeit neben Christen, Hindus und Brahmaisten auch ein zum Islam bekehrter Brahmane vor zahlreichen Zuhörern, die freilich meist selbst Muhammedaner sind und im Chor einfallen, wenn er einen Spruch aus dem Koran citirt. Bei Sonnenuntergang verrichten sie gemeinsam „wie Ein Mann" ihr Gebet. Der Prediger greift öfters den Götzendienst, zuweilen aber auch das Christenthum an, namentlich macht er sich lustig über die europäischen Missionare, welche predigen, man solle sich keine Schätze auf Erden sammeln, und doch selbst in fürstlichen Häusern wohnen. Es herrscht die größte Regsamkeit und das lebhafteste Interesse für religiöse Fragen.

— Ein beim letzten Aufstand betheiligter Santal, namens Narajan, wie es schien, ein verstockter Feind der Wahrheit, ist im Gefängniß zur Besinnung gekommen und dann getauft worden. Zuvor aber gieng er noch zu seinem Götzen, gab diesem gleichsam noch eine Gnadenfrist, wartete eine halbe Stunde, und als immer noch kein Laut oder Lebenszeichen vom Götzenbild kam, zerschlug er

dasselbe mit einem Prügel und warf die Stücke in den vorbeifließenden Bach. Die Gesammtzahl der voriges Jahr in und um Ebenezer getauften Santals betrug 172. — In der Nähe der freischottischen Santalstation Patschamba haben die Aeltesten eines Dorfes in öffentlicher Versammlung erklärt, daß es fortan kein Verbrechen sein soll, mit einem Christen zu essen und daß den Verwandten eines Christen, die eben wegen eines solchen Vergehens waren gebüßt worden, das Strafgeld zurückgezahlt werden sollte — ein großer Fortschritt!

— Die christliche Santal-Kolonie in Assam nimmt unter dem eingeb. Prediger Siram auch in ökonomischer Beziehung einen erfreulichen Aufschwung und fängt bereits an, missionirend auf die umwohnenden Heiden einzuwirken. Namentlich wundern sich diese letzteren über das kindliche vertrauensvolle Verhältniß, in welchem die Christen zu Miss. Börresen und dessen Frau stehn. Gern möchten sie es „auch so gut" haben und sich unter des Missionars väterliche Leitung stellen.

— Die neueste Neuerung, die Kesab Tschander Sen in seine Gottesdienste eingeführt hat, sind Tanzübungen und theatralische Vorstellungen, in denen er selbst eine Rolle spielt! Dabei werden auf der Bühne Gebete gesprochen.

— Zum Andenken an den sel. Miss. Fenn ist in Madras ein Pensionat für eingeb. christliche Studenten eröffnet worden, das unter der Oberaufsicht des Tamil-Pastors Satjanadhan stehen soll.

— Die Mission unter den Gonds macht Fortschritte. Ein Heide kam 20—30 Meilen weit her zu Miss. Williamson, um eine Bibel zu erhalten, das erstemal, daß dieser einen Gond getroffen hat, der lesen kann.

Holländisch Indien.

In der Landschaft Minahassa auf Celebes sind im Jahr 1881 wieder 4973 Personen, darunter 683 Erwachsene, getauft worden; auf den Inseln Sawu und Susuba ist die Zahl der Christen in den letzten Jahren auf 14000 gestiegen. Auf den Uru- und Südwasser-Inseln taufte Pastor Krotherus auf einer Rundreise 105 Heiden und 150 Christenkinder. In Java hat Miss. Bieger kürzlich die Christen der Residentschaft Bagulen besucht und in 14 Tagen 650 Personen, groß und klein, getauft.

Oceanien.

Vom 13. Sept. bis 25. Nov. v. J. machte der Londoner Miss. Phillips von Samoa aus auf dem „John Williams" eine Rundreise, um die kleinen Gemeinden der Tokelau-, Ellice- und Gilbert-Inseln zu besuchen, die Schulen zu examiniren u. s. f. Auf Fakaofo hörte er von einem Konfessionskrieg. Von den 180 Einwohnern sind nämlich 35 katholisch, die übrigen evangelisch gesinnt. Am 7. Mai war es zu Händeln gekommen. Der „König," seit Jahren ein Mitglied der evangelischen Gemeinde, ein gutmüthiger, sehr milder Mann, suchte den Streit güt-

lich beizulegen, die Katholiken aber griffen zu den Waffen und verwundeten vier Mann, darunter den König, der nach einigen Wochen an seiner Wunde starb! Dergleichen Erfahrungen treiben die guten Leute natürlich an, nur um so treuer am Evangelium festzuhalten. In Nukufetau wurde dem Missionar ein großes Stück Land mit Kapelle, Schule und Missionshaus als Geschenk an die Miss.-Ges. feierlich übergeben. Auch in Nanomaga fand er ein neues Kirchlein, aus Stein erbaut, und sehr eifrige Schüler in der Schule, aber großen Mangel an Tafeln und anderen Unterrichtsgegenständen. In Peru, wo ein samoanischer Lehrer seit 10 Jahren arbeitet, ist die ganze Bevölkerung christlich. In Onoatoa ließen die Neubekehrten sich willig über die Unchristlichkeit einer unter ihnen bestehenden Art der Sklaverei belehren und machten dem Visitator viel Freude.

Den europäischen Händlern, welchen er auf einigen dieser Inseln begegnete, gab er Traktate und Bibeln.

— Auf den Wunsch der französischen Regierung hat die Pariser Missions-Gesellschaft einen französischen Evangelisten, Sarran, als Schulmeister auf die Hauptinsel der Markesas-Gruppe gesandt. Er arbeitet nun neben zwei hawaiischen Missionaren im Segen. Der Regierung ist natürlich nur daran gelegen, daß die Eingebornen Französisch lernen.

— Dr. McCartee, der lange Jahre in Ningpo Missionar war und jetzt in Honolulu lebt, schreibt von dort: „Die Chinesen sind hier sehr zahlreich und großentheils mit eingebornen Frauen verheirathet. Ihre Häuser sind gut eingerichtet und sauber; ja manche von ihnen besitzen schmucke Villas. Es sind auch viele christliche Chinesen hier, namentlich Hakkas aus der Basler Mission. Einer von diesen hat mehrere hundert Dollar zur Errichtung der hiesigen Chinesenkirche beigetragen."

Grönland.

In seinem Buch über „die amerikanische Nordpol-Expedition" beschreibt E. Bessels einen Besuch, den er auf der dänischen Missionsstation Fiskarnäs-set machte. „Wir nahmen unsern Weg," erzählt er, „nach der Wohnung des Katecheten, die sich in etwas besserem Zustande befand, als die übrigen Hütten; sie war mit Glasfenstern versehen, hatte einen kleinen Ofen; und bunt gemalte Bilderbogen, gar heiter anzuschauen, zierten die Wände. Wo alles so gemächlich seinen Gang geht, wie in Grönland, giebt es keine dringenden Geschäfte zu erledigen, trotzdem war ich überrascht, die Familie noch im tiefsten Schlafe zu finden. Ich wollte mich leise entfernen, als es sich auf der Pritsche zu regen begann, unter den Fellen wurde es lebendig: es kamen zwei Füße zum Vorschein, alsdann zwei Beine, darauf der Rest der Frau Katechetin in fast paradiesischer Tracht. Nachdem sie ihren Gatten durch einen sanften Rippenstoß dem

Reiche der Träume entrissen, sprang sie auf, mir Kaffee zu kochen; da ich dankte, wandte sie ihre Sorgfalt dem Säugling zu, der bald darauf in gierigen Zügen seinen Morgentrank schluckte. In der Stube befanden sich zwei Stühle, auf einem derselben Platz zu nehmen wurde ich genöthigt, auf den andern setzte sich der Katechet. In gebrochenem Dänisch erzählte er von seiner Gemeinde; allein es war keine leichte Sache ihn zu verstehen, denn er redete rasch und bediente sich vieler Ausdrücke, die, wenn sie nicht grönländisch waren, gewiß nicht der germanischen Sprachgruppe angehörten.

„Er hatte seine Bildung auf der Hochschule zu Godthaab genossen und war einer der Schriftgelehrten des Landes; er konnte schreiben und besaß eine zur Hälfte mit Tinte gefüllte Champagnerflasche, die neben dem Fenster an der Wand hieng.

„Wer in Grönland die Stelle eines Katecheten versehen will, muß während dreier Jahre das Seminar von Godthaab oder, falls er Nordgrönländer ist, das zu Jacobshavn besuchen, wo Unterricht in der grönländischen und dänischen Sprache und in der Gottesgelahrtheit ertheilt wird. Während dieser Zeit erhalten die Schüler von der Regierung eine jährl. Unterstützung von 25 Reichsthalern, und die Eingebornen des Ortes gewähren ihnen Obdach und Nahrung. Treten sie nach beendigten Studienjahren in Amt und Würde, so liegt ihnen die Pflicht ob, die wißbegierige Jugend zu unterrichten und die Gläubigen allsonntäglich zum Gottesdienst zu versammeln; es ist ihnen wohl gestattet, die Taufe zu vollziehen, allein ihre Autorität reicht nicht aus, liebende Herzen durch das Band der Ehe zu vereinen, was nur den Missionären zusteht. Wie uns Herr Schönheyter mittheilte, beträgt die jährliche Besoldung des Priesters 70 Reichsthaler, eine Summe, die selbst nach grönländischen Begriffen eine geringe ist.

„Ob durch diese an sich wohlgemeinten Bemühungen der Behörde irgend etwas zu gewinnen sei, möge dahingestellt bleiben..... Stets wird sich der Eskimo den grönländischen Verhältnissen anpassen müssen; sollte aber wirklich durch fortwährende Vermischung mit Weißen das europäische Element einmal zu dominiren beginnen, so werden die kommenden Generationen genöthigt sein, sich nach andern Wohnsitzen umzusehen, denn nur Menschen, die auf der Kulturstufe der Eskimos stehen, sind im Stande, sich auf die Dauer in einem Lande wie Grönland aufzuhalten. Da die Bedürfnisse mit der Zunahme der Kultur wachsen, so wird der Eskimo bei fortgesetzter Civilisation der Jagd, welcher er seinen Lebensunterhalt verdankt, nothwendiger Weise entsagen müssen; zur Bebauung des Bodens aber kann er sich nicht wenden, und eben deshalb wirken Missionsleben und Civilisation eher nachtheilig als günstig. Jedenfalls ist der Eifer der Missionäre anzuerkennen.....

„Des Katecheten blonde Frau, von gemischter Abkunft, verstand

kaum ein Wort Dänisch; außer durch ihr Haar unterschied sie sich nur durch ihre helle Hautfarbe und das blaue Auge von den Vollblut-Grönländerinnen, mit welchen sie den ganzen Mangel an Reinlichkeit gemein hatte. Nachdem sie ihrer Mutterpflicht dem kleinen Mädchen gegenüber Genüge geleistet, welches mehr Aehnlichkeit mit dem Vater zur Schau trug, als mit ihr, machte sie Toilette. Hätte ich den Kaffee angenommen, den sie mir bereiten wollte, so hätte ich sie für den Augenblick wahrscheinlich ihres Waschbeckens beraubt, denn die Tasse mußte als solches dienen, als Schwamm ein Zipfel ihres Hemdes, welches sie mittlerweile übergeworfen hatte und dessen Farbe etwas düster war."

Rußland.

Gewiß ist es auffallend, daß die blühende und ihre Mitglieder nach Millionen zählende lutherische Kirche Rußlands sich bisher damit begnügt hat, allerlei evangelische Missionsgesellschaften in Deutschland zu unterstützen; auffallender noch, daß sie an den Heiden, Muhammedanern und Altarmeniern im eigenen Lande fremde Missionen (die schottische, die Londoner, die Basler) arbeiten ließ, ohne selbst zuzugreifen. Schon der unvergeßliche Pastor Huhn in Reval pflegte auf Transkaukasien, als auf das Gebiet hinzuweisen, dessen mannigfache heidnische Stämme das Missionsfeld der lutherischen Kirche Rußlands zu werden bestimmt seien. Sein Nachfolger, Pastor Haller, hat diesen Gedanken mit Energie aufgenommen und zunächst damit angefangen, für die Ausbildung armenischer Jünglinge zu sorgen, die ihm zu diesem Zweck von Herrn Amirchanjanz in Tiflis zugesandt wurden und die Besoldung eines armenischen Bibelkolporteurs zu übernehmen, der nun schon seit mehr als einem Jahr Transkaukasien bereist und das Wort verkündigt, mancherlei Verfolgung und Anfeindung zu erdulden hat, aber bei Armeniern und Muhammedanern doch viel geistlichen Hunger antrifft.

Immer mehr stellte sich aber das Bedürfniß heraus, als Mittel- und Stützpunkt solcher Bestrebungen und vor allem als Pflanzschule für künftige Missionsarbeiter, eine eigene Anstalt in Reval zu haben. Die zum Theil ganz berechtigten Bedenken hiegegen waren auf die Dauer doch nicht stark genug, das Zustandekommen dieses Planes zu verhindern, und so ist denn im Laufe d. J. 1882 in Reval eine kleine Missionsschule eröffnet worden. Wie es dazu gekommen, möge uns das Petersburger Sonntagsblatt erzählen:

„Während wir eben viel fragten, wie solches zu bewerkstelligen wäre, fügte es der Herr, daß wir von einem Prediger in Deutschland erfuhren, den herzlich danach verlange, ein Werk der Vorbildung zukünftiger Arbeiter im Reiche Gottes zu unternehmen. Er hat unsere Aufforderung mit freudigem Glaubensmuth angenommen, weilt nun bereits unter uns und gedenkt in den nächsten Wochen sein Werk in Reval zu beginnen.

Es ist der Pfarrer Wiesinger aus Bayern, welcher noch unter dem sel. Ludwig Harms in Hermannsburg die Missionsschule absolvirt, dann Theologie studirt und bis jetzt in seiner Heimat ein Pfarramt bekleidet hat. Heidenmission ist von Jugend auf seines Herzens Sache, und um ihret willen zunächst hat er jetzt Vaterland und Freundschaft verlassen, um in ein Land zu ziehen, das er nicht kannte. Weil aber die sogenannte innere Mission eine Tochter der Heidenmission ist und beide miteinander eng zusammenhängen und einander in die Hände arbeiten, daher denn auch manche ausländische Gesellschaften Arbeiter für beide Werke zugleich erziehen, ist Pfarrer Wiesinger mit Freuden bereit, ebenfalls beides im Auge zu haben, und läßt sich dadurch nicht abschrecken, daß unser Unternehmen für jetzt nicht bloß ganz klein und bescheiden, sondern auch nicht einmal mit einem fertigen, genauen Plan versehen, vielmehr nur in den allgemeinen Umrissen bestimmt ist. Wie uns dünkt, ist es so auch gerade recht: man soll sich einfach vom HErrn selbst leiten lassen und nur das thun, was Er als das Nächste und Nöthigste anzeigt, und wozu Er jedes Mal die Thüre öffnet und die Wege bahnt. Unsres Herzens Wunsch ist freilich, daß aus diesem geringen Senfkorn unter dem segnenden und erziehenden Sonnenschein und Regen Gottes sich dereinst der gute Baum eines eigenen Missionswerkes entwickele. Doch — nur wie der HErr will! Für jetzt wird die nächste Aufgabe die sein: die beiden armenischen Zöglinge zu christlichen Schullehrern und Evangelisten auszubilden, und so Gott hilft, nach ihnen auch noch andere von ihren Landsleuten. Daneben soll jedoch versucht werden, junge Leute aus unserem Estenvolke zum Unterrichte mitheranzuziehen, die entweder gründlich christlich gebildete Küster, Evangelisten, Stadtmissionare, Schullehrer u. dgl. für unsere heimatliche Landeskirche, oder auch, falls sie das Zeug dazu haben, vielleicht wohlvorbereitete Präparanden für andere Missionsanstalten werden sollen. Es haben sich bereits mehrere solche junge Leute dazu gemeldet, und es wird voraussichtlich der Zudrang mit der Zeit noch größer werden. Um so mehr wird bei der Auf- und Annahme etwas strenge Sichtung und Vorsicht geboten sein. Vor Allem muß natürlich von Allen schon genügende Kenntniß der deutschen Sprache gefordert werden, da ja der Unterricht nur in dieser wird stattfinden können. Weiter aber gedenken wir künftig an die Aufzunehmenden auch die Anforderung zu stellen, daß sie sich zuvor auf anderem Wege schon die nöthigsten Kenntnisse in den Elementarfächern aneignen und, wo möglich, vorher das kleine Examen eines Privatelementarlehrers ablegen. Es bestimmt uns dazu eine zweifache Erwägung: einmal sollen die Zöglinge hiermit beweisen, daß es ihnen Ernst ist, daß sie willig sind, alle Schwierigkeiten zu überwinden und allen Fleiß anzuwenden, um auch im bürgerlichen Leben eine mehr oder weniger gesicherte

Stellung zu finden. — Zweitens aber müssen schon darum die Kenntnisse in weltlichen Fächern, soweit sie erforderlich, vorher anderwärts angeeignet sein, weil die Arbeitskraft des einen Mannes ja nicht ausreichen würde, um die Jünglinge noch in Nebendingen außer der großen Hauptsache zu unterrichten. Sollte es dem Herrn gefallen, aus dem Geringen Größeres werden zu lassen, uns zu unsrem Werke die liebende und mithelfende Theilnahme größerer Kreise, mithin auch größere Geldmittel zu schenken, so kann es ja vielleicht später ein Andres werden. Bescheidene Selbstbeschränkung soll unser Erstes sein, und unsre Loosung:

„Jesu geh' voran auf der Lebensbahn!
Und wir wollen nicht verweilen,
Dir getreulich nachzueilen!"

Allerlei.

Die Waldenser, durch den Pariser Miss. Coillard angeregt, wollen sich nun auch an die Heidenmission wagen. An ihrer letzten Synode, Anfangs September, erschien Pastor Weitzecker, ein Waldenser aus ursprünglich deutscher Familie, derzeit in Nizza, um seine Kirchenbehörde entscheiden zu lassen, ob der in ihm gereifte Entschluß, in die Mission zu gehen, ihre Billigung erhalten würde. Mit freudigem Staunen vernahm die Synode seine einfachen Worte über den Missionsberuf auch der kleinsten Kirchengemeinschaft und sprach unter herzlichen Segenswünschen ihren einhelligen Beifall aus. Pastor Weitzecker soll nun der Pariser Miss.-Ges. zur Verfügung gestellt werden und wird wahrscheinlich nach Leribe im Basutoland geschickt werden.

— Miss. Skrefsrud hat sich in eine Freimaurer-Loge aufnehmen lassen und darüber öffentlich eine Erklärung abgegeben, in welcher es heißt: „Die Basis der Freimaurerei ist unser Christusglaube." (?)

— Am 11. Sept. wurde der Sekretär der Londoner Miss.-Ges., Hr. Thompson, Nachfolger des in Afrika gestorbenen Dr. Mullens, für eine Visitationsreise verabschiedet, die er nach Indien, China und Südafrika machen soll. Nach Indien begleitet ihn Hr. Spicer, derzeitiger Präsident der Londoner Missionskommittee.

— Bischof Kühn, Präses des Missionsdepartements der U. A. C. der Brüdergemeine hat sich auf eine Visitationsreise nach Südafrika begeben.

— Im Januar 1883 soll auch der Direktor der Pariser Missions-Gesellschaft, Hr. A. Bögner, eine Inspektionsreise nach Südafrika antreten.

— Im 4. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Metz (bei G. Scriba) ist ein interessanter Artikel von Dr. Hornburg über „die geographische Verbreitung der christlichen Missionen" abgedruckt, der recht zur Anschauung bringt, wie man heutigen Tags „schon die ganze weite Welt durchwandern" muß, um einen Ueberblick über die Mission zu gewinnen.

— Die engl.-kirchl. Miss.-Ges. hat einen Aufruf erlassen

zur Beisteuer von Dankopfern für die glückliche Beendigung des egyptischen Kriegs. Der Ertrag soll zur Gründung einer Mission in Egypten und zur Erweiterung der Mission in Palästina und Persien verwendet werden. Bereits ist Miss. Klein von Jerusalem nach Kairo versetzt worden, wo Frl. Whately sich schon lange nach einem Anschluß gesehnt hat. Ferner hat diese Gesellschaft einen Aufruf erlassen, in welchem sie erklärt, daß sie sofort 15 neue Missionare haben sollte für die verschiedensten Posten in Indien, China, Palästina und Afrika. Zur Besetzung von Bagdad haben sich der Student Maimon, ein Proselyt aus Triest, und Miss. Hodgson, bisher in Dschabalpur, gemeldet und sind von der Kommittee angenommen worden.

— Dr. Graves hat folgende Tabelle über die in China, Japan und Siam arbeitenden Missionare zusammengestellt:

	China.	Japan.	Siam.
Ordinirte	229	79	10
Aerzte	19	4	2
Laiengehilfen	58	6	—
Missionarinnen	84	45	5
Missionarsfrauen	237	80	11
	627	214	28

zusammen 869, so daß also für China (350 Mill. Einwohner) auf 700,000, in Japan (35 Mill.) auf 180,000, im Siam (8 Mill.) auf 300,000 ein Missionsarbeiter oder eine Missions-Arbeiterin kommt.

Von den 869 sind Amerikaner: in China 274, in Japan 169, in Siam 29; Engländer: in China 240, in Japan 47; Deutsche in China 18.

Todesfälle.

— Am 11. Juli starb auf den Scherwaray Bergen Miss. Percival, 79 Jahre alt. Im J. 1825 war er als wesleyan. Missionar nach Ceylon gekommen, dann nach Kalkutta, wieder zurück nach Ceylon und dann nach Madras versetzt worden, wo er von 1855 an Professor des Sanskrit und der indischen Literatur war, 20 Jahre lang zwei Wochenblätter, eins in Telugu, das andere in Tamil, herausgab und überhaupt eine bedeutende, namentlich literarische Thätigkeit ausübte. Auf die Missionare, welche kaum in Indien angekommen, wieder nach Hause zurückkehren, sah er fast mit Verachtung herab. In England ist er bekannt durch ein Buch: „Das Land der Vedas," durch welches schon mehr als ein junger Mann zum Eintritt in den indischen Missionsdienst ist begeistert worden.

— In Guntur, Südindien, ist der amerikan. lutherische Miss. Rowe am Typhus gestorben.

— In Neuseeland (Otoki) starb am 1. März der 1872 ordinirte eingeb. Geistliche Rawiri Te Wanui, der im März 1841 durch den jetzigen Bischof von Wellington war getauft worden, ein männlicher, klarer, fester Christ und tüchtiger Prediger.

— Am 18. Aug. starb der junge Missionsarzt Dr. W. Arendrup, ein schwerer Schlag für die Santal-Mission.

— Am 28. August starb in Indor der gelehrte und eifrige, aber ritualistisch-hochkirchl. Miss. O'Neill, ein Mitglied des Ordens der „Cowley Fathers."

— Am 18. April starb in Palamkotta der zur englisch-kirchl. Mission gehörende eingeborne Regierungsarzt Dr. S. Jesudasen, ein wissenschaftlich, geschäftlich und christlich sehr tüchtiger Mann.

Bücherschau.*)

Handbüchlein der Weltgeschichte von Ch. Blumhardt, 7. Aufl. (322 S.) und **Christliche Kirchengeschichte**, 21. Aufl. (300 S.). Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart. Preis je Mk. 1.70.

Diese mit guten Holzschnitten gezierten, schön in Leinwand gebundenen und in frischem populärem Ton geschriebenen Büchlein eignen sich zur weitesten Verbreitung bei der Jugend und unter dem Volk. Als ein gesunder Fortschritt muß es bezeichnet werden, daß in der Kirchengeschichte alles Sagenhafte und Unglaubwürdige ausgeschieden ist und nur das wirklich Beglaubigte, je und je im Wortlaut der Quellen selbst, mitgetheilt wird.

Unser religiöses Nationalgut. Von Dr. Hermens. Gotha. F. A. Perthes. 1882.

Eine Art Inventar darüber, was das deutsche Volk, soweit seine Dichter und Denker, Geschichtsschreiber und Theologen dasselbe repräsentiren, sich im Lauf der Jahrhunderte vom Evangelium wirklich zu eigen gemacht hat. Eine herzerhebende Lektüre — wenn sich einem nur nicht wieder und wieder der Eindruck aufdringen würde: ach, wenn's nur so wäre! ach, wenn das alles doch auch in den Herzen aller Deutschen geschrieben stünde! — Auch der Mission wird in warmen Worten gedacht, und das ganze Buch will selbst ein Missionar sein: das deutsche Volk daran zu mahnen, was es am alten Bibelbuch, an der Kirche, am ganzen Christenthum für ein kostbares Nationalgut hat.

Psalmenklänge von August Schwartzkopff. Leipzig. G. Böhme. 1883. Preis broch. Mk. 3.20.

Herrliche Lieder über sämmtliche 150 Psalmen, darunter einige, die sich gewiß in unsere Gesangbücher und auch in unsere Missionsliedersammlungen einbürgern werden.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Die innere Mission, ihre Bedeutung und ihr Wesen, ihr Verhältniß zu Kirche und Staat. Von Dr. W. Martius. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1882. Preis Mk. 2.

Ein vorzügliches Büchlein, das nicht nur „ein Wort zur Orientirung und Mahnung", sondern eine ebenso gründliche als praktische Belehrung über die innere Mission enthält. Fast allen Aufstellungen des Verfassers haben wir freudig beistimmen können; aber den geschichtlichen Thatsachen widerspricht es doch wohl, wenn er S. 49 sagt, dem Pietismus fehle „häufig die expansive Tendenz, die Einzelpersönlichkeit und die Vereine in dem Dienste der erbarmenden Liebe hinauszusenden in die ‚Welt'." Ist denn nicht sowohl die innere als auch die äußere Mission, wie sie jetzt von der evangelischen Kirche getrieben wird, eine direkte Frucht der pietistischen Bewegung? — Besonders machen wir auf den statistischen Theil aufmerksam, der als Rath- und Auskunftertheiler für alle, die irgendwie in der Mission mitarbeiten, großen Werth hat.

Missionsstunden für evangelische Gemeinden. Von Dekan J. Schlier. Fünftes Bändchen. Nördlingen 1883. C. H. Beck. Preis Mk. 2.80.

Mit großer Freude begrüßen wir diese Missionsstunden, welche ihr Dasein nicht etwa der Lust des Verfassers am Büchermachen, sondern seiner praktischen Thätigkeit an der Gemeinde verdanken. Die erste handelt von der „Siegesgewißheit der Mission", die übrigen 27 führen uns auf fast sämmtlichen Missionsgebieten herum und orientiren gut über den gegenwärtigen Stand der Arbeit auf denselben.

Kosmos, Bibel der Natur. Von Dr. A. N. Böhner. Zweite, vervollständigte und zugleich wohlfeile Ausgabe. Ferd. Hirt u. Sohn in Leipzig.

Dieses rühmlichst bekannte Werk des ebenso gemüthvollen und frommen als wissenschaftlich tüchtigen Verfassers wird hier in zwei großen Oktavbänden mit 46 Tafeln und 268 Holzschnitten allen christlichen Familien als wahrhaft bildendes und belehrendes Haus- und Lesebuch auf's Neue angeboten und zwar gebunden um 19 Mk. statt um 25. Wir haben uns überzeugt, daß dasselbe wirklich hält, was der Prospekt und das Vorwort versprechen, und können es allen unseren Lesern von Herzen empfehlen. Eine kürzere „Volksausgabe" dieses Werkes ist unter'm Titel „Leben und Weben der Natur" (gebunden) um Mk. 7.50 ebenfalls bei F. Hirt u. Sohn zu haben.

Große Missionsharfe. Geistliches Liederbuch für gemischten Chor, sowie für Klavier- oder Harmonium-Begleitung. Gütersloh 1882. C. Bertelsmann. Preis Mk. 2.

Wer diesen vortrefflichen Lieder- und Melodienschatz noch nicht kennt, dem sei derselbe aufs Wärmste empfohlen.

Register.

Aegypten 163. 473.
Aerztliche Mission 339. 380. 421. 429. 503.
Afghanenkrieg 45.
African Lakes Company 286.
Afrika 34. 80. 120. 157. 215. 286. 336. 374. 420. 501.
Ahmednagar 33.
Ahmed Tewfik 45.
Ahok 421.
Algier 338.
Ali Allahis 43.
Allen, Dr. 31.
Alt-Kalabar 159.
Amalienstein 394.
Ambatondrazaka 85.
Amerikanische Gesellschaften 347.
Aneityum 38. 232 427.
Anfänge, schwere 146.
Anhalt-Schmidt 396.
Annand, M. 232.
Anstey, Frl. 90.
Apajang 40.
Apemana 293.
Arendrup, Dr. 378. 510.
Armenier 169.
Arrhenius, M. 82. 219. 351.
Asaba 467.
Aussätzige 33.

Bär, M. 105.
Bagster, M. 297.
Bailunda 124. 297. 337.
Bainbridge, P. 223. 298.
Balige 125.
Bamangwato 178.
Bandawe 215.
Bapedi 131.
Baptisten, amerik. 94. 428.
Baring, Frau 32, 479.
Barnum, Dr. 41.
Basler Missionshaus 155.
Basuto 35. 133. 338. 446. 481. 501.
Batala 32.
Batavia 98.
Battas 125.
Bazarpredigt 89.
Berliner Mission 336 383. 385. 434. 481.
Berthoud, M. 129ff.
Bethanien 387.
Bethel 401. 436.
Bhamo 428.
Bibel in Madag. 456.
Bihe 35. 124. 216. 297. 337. 420. 434. 481.
Bilder 377.
Bion, M. 343.
Bisrampur 345.
Blantyre 430.
Blauberg 485.
Bloemfontein 388.
Bohner, M. 497.
Bombay 32. 493.
Bonny 471
Borchgrewink, M. 11.
Borsad 221.
Boßhard, M. 109.
Bostoner Miss.-Ges. 45. 94.
Botschabelo 450.
Brahma Samadsch 160.
Brecklum 46.
Brüdergemeine 416.

Cha Matlale 483.
China 28. 86. 165. 251. 291. 339. 420. 502. [510.
Christianenburg 441.
Coillard, M. 177. 204. 501.
Cook, Joseph 223. 379. 477.
Corbett, M. 30. 166.
Creux, M. 129ff
Crowther, Bischof 463.

Dahle, M. 456.
Dakka 343.
Day, M. 218.
Delhi 341.
Dietrich, Pfr. 18.
Döhne, M. 399. 443.
Doll, Pfr. 479.
Dschalandhar 164.
Duncan, M. 299. 430.

Ebenezer 378.
Efate 39. 229.
Ekjowe 82. 365.
Emangweni 442.
Emmaus 439.
Englisch-kirchliche Miss.-Ges. 299.
Eromanga 39.
Erstlinge 200. 502
Erweckung 1. 295. 347. 398. 466.
Etembeni 437.

Fidschi-Inseln 59
Fisk Universität 35.
Formosa 227. 503.
Fox, M. 403.
Freikirche, schottische 44. 430.
„ waadtländ. 129ff.

Füßli, Antiſtes 49.
Futſchau 167. 251. 503.
Futuna 39.

Galeka 435.
Galla 82.
Garos 343.
Gbebe 470.
Georgenholtz 487.
Gerlachshoop 447.
Geßner, Antiſtes 16, 26.
Gödgedacht 132.
Gregorowski, M. 392.
Grönland 291. 505.
Grützner, M. 447. 481.
Gudſcharat 162. 221.
Güldenpfennig, M. 439. 442.
Guiana 42.
Hägert, M. 111.
Heeſe, M. 397.

Ha Schewäße 485.
Heilsarmee 490.
Herrnhut 416.
Heß, Antiſtes 16.
Heußer, Meta 27.
Hildebrandt, Dr. 10.
Hörnle, M. 351.
Hoffenthal 443.
Hofmeyr, M. 145. 205.
Hohenacker, M. 19.
Holländiſch-Indien 97ff. 426. 504.
Holländ. Miſſion in Aegypten 473.
Honolulu 40. 251. 505.
Hoſchangabad 220.
Hottentotten 386.
Howard, Frl. Dr. 88. 423.
Huber, M. 109.
Hughes, M. 89.
Hu Ngun Ti 353.

Jamaika 88. 160. 347.
Japan 72. 164. 250. 290. 335. 340. 423.
Indianer 294. [476. 503.
Indien 31. 89. 125. 160. 220. 341. 378. 424.
Indor 228. [503.
Innere Miſſion 7.
Joruba 81.
Iriſche Presbyterianer 162.
Iſandhlwana 120.
Itemba 401.
Jubiläum in Herrnhut 416.
Jubiläums-Sänger 35.
Juden in Indien 221. 346.

Kaffernland 398. 433.
Kalifornien 167. 252.
Kaliub 474.
Kalkutta 160. 314. 424. 503.
Kanadiſche Presbyterianer 226.
Kapkolonie 392
Katholiken 167. 218. 322. 375. 420.
Kawa-Trinken 232. [
Keiraboni 113.
Keſab Tſchander Sen 160. 379. 496.
Ketſchwajo 121. 445.
Khalatlolo 448.
Khama, König 178.
Kimberley 390.
Knothe, M. 488.
Kölle, Dr. 45.
Königsberg 443.
Kohlhoff, M. 171.
Kongo, baptiſt. Miſſ. 121. 159.
„ Inland Miſſion 81. 217.
Koranna 386.
Krapf, Dr. 43.
Kropf, M. 433.
Krüger, M. 35. 501.
Kumamoto 79.
Kumaſe 501.
Kwantanang 497.

Labrador 291.
Laoling 356. 502.
Lavater 14.
Lavigerie, Erzb. 45.
Laws, Dr. 34.
Lederſtrumpf 173.
Leydenburg 453.
Liberia 218.
Li Hang Tſchang 28
Livingſtonia 34. 216.
Locher, M. 109.
Lohr, M. 345.
Lokodſcha 467.
Londoner Miſſ.-Geſ. 381.
Lourdel, Pater 375. 501.
Lovedale 34.
Lutheriſch-amerikan. Miſſ. 256.

Macdonald, M. 430.
Mackay, M. 157. 374. 502.
„ Dr. 227. 503.
Mackenzie, M. 228.
Madagaskar 83. 218. 456.
Makiſſer 107.
Makua 219.
Malaiiſche Bibel 99.
Malua 346.

Mangalur 426.
Manjanga 159.
Mankopane 482.
Mantschurei 165.
Marabastadt 131 ff.
Markesas-Inseln 505.
Masulipatnam 406.
Mataso 40.
Mauritius 46.
McCall, M. 81. 150.
Mcpherson, Dr. 42.
Medingen 489.
Melanesien 40.
Mensa 220.
Merensky, M. 447. 481.
Methodisten-Concil 44.
Methodist New Connexion 86. 353.
Metlakahtla 299. 430.
Meyer, M. 390.
Mikronesien 346.
Minahassa 504.
Missionary Review 91. 348.
Modimulle 485.
Modschanga 86.
Morija 35. 501.
Mormonen 255.
Morrison, Dr. 42.
Moskito-Küste 1. 295. 347.
Mota 292.
Mtesa 37. 157. 374. 501.
Mtowa 36.
Mühleisen-Arnold, M 171.
Mühlenberg 218.
Müller, Daniel, M. 103.
Mukden 165.

Nachtigal, M. 453.
Nankin 340.
Narajan Scheschadri 32.
Natal 438.
Nauhaus, M. 437. 453.
Neuguinea 117. 382.
Neuhebriden 38.
Neukirchen 479.
Nguna 39.
Niger-Mission 463.
Norwegische Mission 86.

Oceanien 38. 251. 292. 346. 427. 504.
O'Flaherty, M. 157. 374. 502.
Ongol 33. 344.
Onitscha 463.
Opium 28. 291. 421.
Oranje-Freistaat 386.
Orissa 34.

Palästina 348.
Parsis 45. 90.
Patagonien 43.
Pearson, M. 37.
Pehmöller, M. 392.
Persien 13. 43 301. 302.
Phillips, M. 473.
Pierce, M. in Guiana 42.
" " der Türkei 41.
Pilger-Mission 350.
Pniel 389.
Ponape 427.
Presbyterianer 90. 162. 255.
Pretoria 135.
Puna 32.

Quäker-Mission 220.

Radschputana 380.
Raipur 345.
Ramanath Tschaudri 343.
Reade, Frl. 222.
Rheinische Miss.-Ges. 429.
Richards, M. 215.
Riversdale 397.
Robertson, M. 41.
Rubaga s. Uganda.
Rurkhi 424.
Russische Mission 334. 503. 507.

Samoa 346.
San Salvador 121.
Santals 111. 126. 378. 503.
Saswad 32.
Schaohing 329.
Schantung 31. 87.
Schi Tschia Tang 29.
Schoschong 179. 216.
Schottische Freikirche 44. 430.
Schreuder, Bischof 171.
Schwedische Mission 83. 219.
Sechsjahrleute 346.
Sekukuni 448. 455. 501.
Selwyn, Bischof 40.
Serpa Pinto 151. 177.
Shoolbred, Dr. 380.
Siam 90. 257.
Sierra Leone 80. 420.
Smit, M. 41.
Southon, Dr. 479. 502.
Spelunken 136.
Spillenaar, M. 474.
Sprichwörter 311.
Stadler, Rud. 13.
Statistik 347.

Steere, Biſchof 479.
Stendal 442.
Sterben 150.
Stoll, M. 100.
Sumatra 125.
Surinam 431.
Syrien 348.

Tahiti 147.
Tanganjika 35. 146.
Tanna, Inſ. 39.
Tapiteuea 293.
Taylor, M. 171.
Telugu-Land 403.
Thutloaun 484.
Tientſin 29. 87. 88. 356.
Tonga 147.
Transvaalien 129. 188. 236. 261. 305.
Traumgeſchichten 234. [446. 481.
Trinidad 234.
Tſchokoma 487.
Tſchamars 345.
Tſchhattisgar 345.
Tſchifu 166.
Tſchinanfu 166.
Tucker, Hr. 491.
Türkei 41. 168.
Tullahaſſi 41.
Turner, Dr. 346.

Udſchidſchi 35.
Uganda 37. 83. 157. 336. 374. 501.
Umſila's Land 35. 125. 215.

Waldeſia 136 ff.
Vereinigte Presbyterianer 43. 163. 349. [481.

Waadtländiſche Miſſion 129. 188. 236.
Waldenſer 509. [261. 305.
Ward, M. 222.
Wartburg 443.
Waterberg 485.
Waterfall 261.
Werndli, M. 97.
Wesleyaniſche Miſſ.-Geſ. 430.
Widſchajanagaram 125. 379.
Wilder, M. 91.
Winter, M. 455. 487.
Winterthur 55.
Wiſchnupant 42.
Witi Lewu 59.
Wolters, M. 296.
Wüthier, Frl. 263.
Wuras, M. 388.

Zafferwal 163.
Zaremba 24.
Zeitungen in Japan 72. 290.
Zeller, Pfr. 20.
Zoar 392.
Zürich, Miſſionsweſen 13. 49. 97.
Zürichthal 18.
Zulu-Miſſion 35. 82. 287. 365.
Zunkel, M. 439.

SCHULTZE'SCHE BUCHDR. (L. REINHARDT) BASEL.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt:

Was mein alter Onkel mir erzählt hat. 1. Eine Gebetserhörung. 2. Ein Gegendienst. 3. Eine Bekehrungsgeschichte. — Lese-Frucht. 1. Was eine Bibel in Spanien ausgerichtet hat. 2. Frucht nach vielen Tagen. 3. Christus — nicht Krischna. — Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen. — Bücherschau.

Nr. 1. 1882

Was mein alter Onkel mir erzählt hat.

Als ich vor einigen Jahren aus Indien zurückkehrte, hatte ich natürlich das Bedürfniß, meine Freunde und Verwandte, insbesondre aber diejenigen unter ihnen wiederzusehen, welche mir einst ihren Segen mit auf den weiten Weg gegeben hatten. So kam ich auch zu meinem Onkel E., der auf einer Insel der Ostsee ein Kirchenamt bekleidete und gerade in jenen Tagen das fünfzigjährige Jubiläum seiner Ordination feierte. Der alte Herr war frischer und aufgeräumter als je. So oft man mit ihm zusammen war, gieng sein Mund über von dem, was Gott an ihm gethan. Es war eine Freude und für den invaliden Missionar eine wahre Erquickung, den Erzählungen dieses Gesegneten zu lauschen. Ich würde es für ein Unrecht halten, wenn nicht wenigstens einige seiner merkwürdigen Erfahrungen zur Glaubensstärkung auch für andere öffentlich mitgetheilt würden. Ich will ihn möglichst in seinen eigenen Worten reden lassen.

1. Eine Gebetserhörung.

Als Diakonus in P. hatte ich oft mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Die Besoldung, welche ich erhielt, war viel zu gering, um mich und die Meinen zu ernähren. Durch Stundengeben in der Kreisschule verschaffte ich mir einen Nebenverdienst. Aber auch das reichte nicht aus. Besonders schwer gieng es uns im harten Winter 1825. Da kommt an einem Samstag, wie ich gerade an der Predigt studire auf den Sonntag, meine Frau mit allerlei Rechnungen vom Bäcker, Fleischer u. s. w., zusammen im Betrage von ungefähr 100 Rubeln. Ich verspreche ihr, alles zu bereinigen, ohne jedoch einen einzigen Rubel in der Kasse zu haben, und schreibe weiter. Aber die Sorge läßt mir keine Ruhe. Ich stehe auf und trete ans Fenster. Da kommt gerade ein Rabe mit einem Stück Fleisch geflogen, setzt sich auf das gegenüberliegende Dach und fängt an seine Beute zu verzehren. Ich aber seufze: „O Herr, der Du den jungen Raben ihr Futter giebst, gieb auch uns, was wir bedürfen. Amen."

Beruhigt kehre ich an meinen Schreibtisch zurück und setze mich, um weiter zu studiren. Da klopft jemand an die Thür, und herein tritt mein Nachbar, der reiche Kaufherr Sch., ein ehrenwerther, aber mit seinem Heiland noch unbekannter Mann, der nie zu mir in die Kirche kam und ganz rationalistisch gesinnt war. Er grüßt freundlich, erkundigt sich nach unserem Befinden und fragt endlich, ob er mir nicht in irgend etwas helfen könne; wenn ich in Noth sei, solle ichs ihm nur sagen, er sei immer zu Vorschüssen bereit; meine ärmliche Stellung sei ihm wohl bekannt u. s. w. Ich war aber viel zu stolz, ihm etwas von meiner Verlegenheit zu sagen, dankte kurz und ließ den offenbar enttäuschten Mann wieder gehen. Es dauert aber nicht lang, so geht die Thür zum zweiten Mal auf, Herr Sch. tritt hastig ein, legt ein Couvert auf den Tisch und sagt in fast befehlendem Ton: „Das muß hier bleiben!" Dann eilt er hinaus. Ich öffne das Couvert und finde 100 Rubel darin, gerade soviel, als wir nöthig hatten!

Am Sonntag darauf gieng ich Morgens zum Nachbar Sch., dankte ihm für seine Liebesgabe und schloß mit den Worten: „Der Herr, unser Gott, hat Sie zu einem Engeldienst gebraucht." Auf seine weiteren Fragen erzählte ich ihm dann meine Geschichte mit

dem Raben und wie Gott, der mein Gebet gehört und erhört, ihn zu seinem Boten gebraucht habe! „Ist das möglich," rief er aus, „daß Gott so lebendig, so nahe, so mächtig ist!" Und nun erzählte er mir, daß er beim Abschluß seiner Kasse am vorigen Morgen plötzlich den Gedanken gehabt, du mußt etwas Geld zu dir stecken! und das ganz gegen seine Gewohnheit auch gethan habe, ohne zu wissen warum. Denn Hilfesuchende, die etwa auf der Straße ihn angiengen, habe er immer an sein Komptoir gewiesen. „Als ich nun bei Ihnen vorbeigieng," fuhr er fort, „da hieß es in mir: Du mußt doch zusehen, was dein Nachbar macht, und ich war bereit, Ihnen irgendwie zu helfen. Aber ich wagte nicht, etwas Bestimmtes anzubieten, da Sie so kalt mich abwiesen. Als ich aber nur wenige Schritte von Ihrem Hause entfernt war, da hieß es, wie mit einer befehlenden Stimme in meinem Innern: du mußt die hundert Rubel jetzt gleich dem Nachbar geben, und da brachte ich denn das bei Gott bestellte Geld zu Ihnen."

Ich brauche nichts mehr hinzuzufügen. Die Gebetserhörung, die selige Gewißheit, daß des Herrn Auge über meinem Hause offen stehe, gereichte nicht nur mir zur Glaubensstärkung, sondern ward auch ein Gnadenzug für meinen Freund.

2. Ein Gegendienst.

Es mag etwa drei Jahre nach diesem Ereigniß gewesen sein, da besuchte mich Herr Sch., der gerade im Begriff war, eine lange und langweilige Geschäftsreise ins Innere des Reiches anzutreten. Ich möchte ihm doch irgend ein interessantes Buch zur Unterhaltung auf die Reise mitgeben, bat er. „Ich habe ein sehr interessantes Buch," erwiderte ich; „fürchte aber, Sie werden es nicht lesen." „Warum denn nicht?" sagt Herr Sch. — Es wird hin und her geredet. Endlich nehme ich ihm das Versprechen ab, daß er das Buch, welches ich ihm geben wolle, ganz gewiß durchlesen werde. Er giebt mir die Hand darauf. „Ein Mann, ein Wort!" sage ich nun und lege ihm mein eigenes Neues Testament mit gutem Druck und gefälligem Einband in die Hand. Er schlägt das Buch auf, liest das Titelblatt und ruft erschrocken aus: „Das ist ja das Neue Testament, was soll ich damit anfangen? Ich habe es nie

geleſen und verſtehe es auch nicht; geben Sie mir ein anderes Buch!“ Ich hielt ihm aber ſein Verſprechen vor und verſicherte ihn, dieſes Buch habe die Eigenſchaft, daß man es immer beſſer verſtehe, je länger man darin leſe; es ſei wirklich das intereſſanteſte und wichtigſte Buch auf der Welt. Denn es zeige uns den Weg zum Himmel. Freundlich, doch etwas verſtimmt, verließ mich der Mann. Zwei Monate war er fort und mußte viel bei Tag und Nacht ſich auf den Poſtſtationen aufhalten. Um die Langeweile zu vertreiben und doch auch ſein Verſprechen zu halten, las er wirklich das N. Teſtament durch und glaubte nun, damit ſeine Schuldigkeit gethan zu haben; es war ihm verſchloſſen geblieben. Aber eine unerklärliche Unruhe und ein Verlangen, doch einigen Gewinn von dem Buche zu haben, trieb ihn an, es zum zweiten und dritten Male damit zu verſuchen. Endlich war die beſchwerliche Reiſe zu Ende, und als ich am Weihnachtsabend an meinem Fenſter ſtand, da ſah ich, wie er gerade mit dem Reiſeſchlitten angefahren kam und ausſtieg. Kaum hatte er mich am Fenſter bemerkt, ſo ließ er ſeine ihm entgegeneilenden Hausgenoſſen ſtehen und lief über die Straße zu mir, trat in mein Zimmer und ſprach in tiefer Bewegung: „Freund, ich danke dir; unabläſſig habe ich das Buch geleſen und habe meinen nie geſuchten und nie gekannten Heiland darin gefunden; ich glaube an Jeſum Chriſtum, und von nun an will ich auch mit Ihm leben.“ Wenige Jahre darauf konnte ich an ſeinem Sarge bekennen, daß er in ſeines Gottes Frieden entſchlafen ſei. Auf dem Sterbelager hatte er einmal zu ſeiner weinend am Fußende des Bettes ſtehenden Gattin geſagt: „Frau, ſtelle dich hieher an meine Kopfſtelle; dort zu meinen Füßen ſteht — ein Anderer, den ſehe ich an.“ So nahe war dieſem Manne zuletzt noch der Heiland gekommen!

3. Eine Bekehrungsgeſchichte.

Und mein Onkel ſelber? „Das alles hatte ich erlebt und war noch unbekehrt!“ — mit dieſen Worten ſchloß er zu meiner nicht geringen Ueberraſchung die Mittheilung dieſer beiden wunderbaren Erfahrungen. Er war wohl ſchon damals gläubig, predigte orthodox, wollte kein Rationaliſt ſein, wußte aber von der Vergebung der Sünden, vom neuen Leben ſo gut wie noch nichts. Wie er dazu gekommen, hat er ſelbſt bei jener Jubiläumsfeier in ergreifender

Weise den in der Kirche versammelten Gemeindegliedern und Gästen erzählt. Wer mit mir diese Predigt gehört hat, wird sie gewiß nie vergessen, wenigstens das Stück nicht, worin der allverehrte greise Superintendent seine Bekehrungsgeschichte erzählte. Dieselbe lautet wie folgt:

Auf den Wunsch meiner Frau und Schwester, sowie zwei befreundeter Frauen erklärte ich denselben in einer Reihe von Stunden den kleinen Katechismus Lutheri und schloß mit den Worten: „Nun kennt ihr euern Heiland, lebet nun im Gehorsam seiner Gebote, so werdet ihr selig." Ungeachtet meiner theologischen Bildung und Glaubenswilligkeit hieng doch die Decke Mosis noch vor meinen Augen; ich erkannte nicht, daß mein Standpunkt ein gesetzlicher war und ich durch Werke zum Vollbesitz der Gnade Gottes in Christo zu gelangen hoffte; die Augen sollten mir geöffnet werden. Am Abend desselben Tages besuchte mich Hanna, die begabteste meiner Schülerinnen, als ich unter den Laubgängen des Gartens wandelte, und dankte mir für den ertheilten Unterricht, fügte aber hinzu, daß sie durch denselben keine Ruhe für ihre Seele gewonnen habe, sondern noch viel unruhiger und besorgter um ihr Seelenheil geworden sei, und bat mich, ich möchte ihr doch Trost geben und ihr das Geheimniß mittheilen, wie man zum wahren Frieden gelangen könne, die Prediger müßten das doch wissen." Selbst tief bewegt durch ihr inniges Andringen, antwortete ich ihr: „Weib, ich weiß es nicht; ich habe dir alles gesagt, was ich weiß; aber ich verspreche dir, darüber nachzudenken und um Licht von oben zu bitten; morgen Abend komm wieder, so werde ich dir Auskunft geben."

Am andern Morgen war ich nach einer schlaflosen Nacht schon sehr frühe im Garten. Eine tiefe Traurigkeit ergriff mich, meine Sünden, die mich bisher verhindert, die Gebote Gottes so zu halten, daß ich meiner Seligkeit hätte gewiß sein können, ängstigten mich, ich klagte mich selbst an, daß ich nicht tiefer in Gottes Wort eingedrungen sei und Hanna's Frage nicht beantworten könne. Verzagend an mir selbst, beschloß ich mein Predigtamt aufzugeben, und schrie zu Gott um Licht in dieser Dunkelheit. Wie lange ich so auf und ab unter den hohen Bäumen gewandelt, weiß ich nicht mehr; aber an einem, im hellen Sonnenlichte leuchtenden, blühenden Strauche stillstehend, vernahm ich auf einmal die Worte: „Was klagst du, deine Sünden sind dir ja schon alle vergeben." Ich bog die Zweige

des Strauches auseinander, um zu entdecken, wer vielleicht so zu mir gesprochen: bald aber ergriff mich ein unaussprechliches Gefühl von Freude und Wonne. — Der Hirte hatte sein verirrtes Schaf gefunden, ich wußte mit einem Male, daß man ohne des Gesetzes Werke umsonst, aus Gnaden, durch Christi Verdienst und Tod, gerecht und selig wird.

Was ich am Abend der Hanna und den Schwestern sagte, könnt ihr euch wohl denken. In mir und in ihnen begann ein neues Leben; Licht von oben schien auf die Gemeinde herab. Jetzt erst war ich vom Herrn ordinirt, wie ich 7 Jahre vorher von Menschen war ordinirt worden.

Diese Predigt wurde im Sommer 1873 gehalten. Sieben Jahre später erließ der 84jährige Oberpastor sein „letztes Hirtenwort" an die Gemeinde. Also volle 50 Jahre lang hat er als ein vom Herrn selbst Ordinirter das Wort von der Vergebung verkündet, und heute noch verwaltet er als Superintendent wenigstens einen Theil seines bisherigen Doppelamtes. Erst im letzten Sommer habe ich ihn wieder besucht und bei dieser Gelegenheit die Erlaubniß zur Veröffentlichung der obigen Mittheilungen von ihm erhalten. Daß er auf das Eigenthümliche gerade seiner Erfahrungen durchaus kein Gewicht legt, geht schon daraus hervor, daß er dieselben noch nie an die große Glocke gehängt hat und auch jetzt zu einer Veröffentlichung derselben erst aufgefordert werden mußte. Daß aber jeder Mensch, auch der getaufte Christ, einer Bekehrung bedürfe, das hat er stets mit Nachdruck gelehrt.

Lese-Frucht.

1. Was eine Bibel in Spanien ausgerichtet hat.

Nicht weit von Salamanka liegt die kleine Stadt Villaescusa, alterthümlich und unansehnlich mit engen Straßen, einstöckigen Häuschen, aus Backsteinen und Strob errichtet. Nirgends die Spur von einem Laden oder des etwas, denn von Alters her

ists hier Sitte, daß jede von den 300 Familien ihr eigenes Haus besitzt, ihre eigenen Felder und Weinberge bebaut, das eigene Brod backt und sich von den eignen Schweinen und Hühnern nährt. Sogar die Kirche des Orts, das einzige größere Gebäude, sieht gar ärmlich aus. Der Priester, der Alkalde (Schultheiß), der Doktor und der Schulmeister bilden zusammen die Honoratorenwelt. Das Volk stammt von den Gothen ab und hat stets seinen patriachalischen Charakter bewahrt; Ehrlichkeit, Fleiß, Gesundheit, treue Freundschaft und daneben die edle Würde der Kastilianer, sind da noch zu finden.

Seit mehreren Jahren schon arbeiten Bibel- und Traktat-Gesellschaften in Spanien und sind bemüht, ihre Schriften im ganzen Lande zu verbreiten. Es traf sich nun eines Tages, daß ein junger Zimmermann aus Villaescusa, namens Melkiades, auf einer längeren Wanderung in der Provinz herum Gelegenheit hatte, sehr billig eine Bibel zu kaufen. Nach Hause zurückgekehrt, sagte er Niemanden davon, begann aber in der Stille sein Buch zu lesen und war nicht wenig erstaunt, als er darin sehr vieles fand, was ihm längst bekannt war, auch Geschichten, die er in der Kirche nur halb gehört hatte und dazu sehr viel Anderes, das ihm völlig neu und fremd klang. Die Bibel wurde ihm nach und nach ein solcher Schatz, daß er denselben nicht für sich allein behalten konnte; er las seiner Schwester daraus vor und auch diese hatte große Freude daran, so daß sie beschlossen, täglich miteinander darin zu lesen. Bei jeder Predigt fand sich der junge Mann treulich in der Kirche ein, merkte sich genau alle Bibelstellen, die der Priester anführte, und schlug sie daheim in seinem kostbaren Buche nach. Immer mehr fielen ihm gewisse Lehren, die von der Kanzel verkündigt wurden, auf, und er suchte mit allem Ernst, sich darüber Licht zu verschaffen; fand aber öfters seine Bibel in direktem Widerspruch mit des Priesters Worten. So fuhr er fort, sich in seinem neuen heiligen Glauben fest zu gründen, und es gieng ihm in seinem Herzen ein helles Freudenlicht auf, jemehr er Gottes Herz voll Liebe und Erbarmen kennen lernte. Melkiades und seine Schwester waren so reich und glücklich mit ihrer Bibel, daß sie allen Nachbarn und Freunden davon erzählten. Natürlich hörte bald auch der Priester davon und beschied den jungen Zimmermann „sammt seinem Buch“ zu sich. „Dieses Buch ist keine wahre Bibel,“

ſagte er, „denn ſie iſt von Ketzern herausgegeben. Ich werde das Buch behalten, denn wenn Ihr fortfahret, es zu ſtudieren, werdet Ihr ſelber auch noch ein Ketzer. Die heilige Mutter verbietet Euch dieſe Lektüre!“ Melkiades antwortete unerſchrocken, er habe das Buch mit ſeinem Geld gekauft und werde es ſelber behalten, auch fügte er hinzu: „Das Buch gefällt mir außerordentlich, es hat mich zu einem beſſern Chriſten gemacht. Warum ſoll es ſchädlich ſein? Alle die Sprüche, die Sie in der Predigt anführen, habe ich darin gefunden. Was ein Ketzer iſt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich an Jeſum Chriſtum glaube und Ihn liebe erſt ſeitdem ich dieſes Buch leſe, und ſo werde ich dieſe gute Lektüre gewiß nicht aufgeben.“

Bald darauf ſandte der Biſchof von Zamora zwei Emiſſäre nach Villaeſcuſa, um dort eine Reihe von Predigten und Vorträgen zu halten. Auch ihnen hörte Melkiades jedesmal aufmerkſam zu und verglich nachher ihre Ausſprüche mit denen der hl. Schrift. Zu ſeinem Erſtaunen wurde er eines Tages vor die Emiſſäre des Biſchofs gerufen. Mit ſeiner Bibel begab er ſich ſofort dahin und nun erfolgte eine lange, ernſtliche Beſprechung. Zum Schluß aber ſagten die Geiſtlichen: „Ihr könnet Euer Buch behalten, denn Ihr ſeid in Glaubensfragen ſehr wohl gegründet und ſo werdet Ihr keinen Schaden nehmen durch dieſe Lektüre. Aber wir verlangen von Euch, daß Ihr keinem andern Menſchen daraus vorleſet!“

Seine Schweſter, die etwas in Sorge geweſen war, lief ihm bei ſeiner Rückkehr entgegen und fragte, wie es ihm ergangen. Er antwortete: „Sie haben mich mit Exkommunication und dem hölliſchen Feuer bedroht, wenn ich Ketzer würde. Es gelang mir aber, ihnen aus der Bibel zu zeigen, daß was ich glaube der rechte Glaube iſt. Dann haben ſie mir meine Bibel gelaſſen, aber mir ſtreng verboten, mit irgend jemand darin zu leſen oder davon zu reden. Aber wie könnte ich denn meine Freunde in der Finſterniß laſſen, aus der mich erſt dies Buch errettet hat? Ja, die Prieſter wollen, daß das Volk in ſeiner alten Blindheit bleibe!“

Noch viel eifriger als bisher forſchten nun die Geſchwiſter zuſammen in der Schrift und konnten es auch nicht laſſen, mit Andern davon zu reden. Die Neugier war erwacht, die Leute ſtrömten herbei, um zu hören, was Melkiades Neues wiſſe, und dieſer las ihnen aus ſeiner Bibel vor. Der Prieſter, außer ſich vor Zorn

über des Jünglings Ungehorsam und in größter Angst, die religiöse Bewegung im Ort könnte zunehmen, verkündigte von der Kanzel herab, daß er den Papst gebeten habe, nicht bloß den Schuldigen selbst zu exkommuniciren, sondern diese Strafe auch über Jeden zu verhängen, der die Bibel lese oder sich vorlesen lasse.

Natürlich blieben darauf hin die Neugierigen weg; aber die wirklich suchenden Seelen kamen nur um so regelmäßiger, und bald bildete sich eine kleine Gemeinde von solchen, die den Sonntag streng hielten, ein ernstes christliches Leben zu führen sich bemühten und zu bestimmten Stunden sich zu gemeinsamer Erbauung versammelten. Ihr stiller Wandel, ihre Sanftmuth bei Spott und Unbill der Feinde gewannen mehr und mehr Einfluß im Städtchen, und immer zahlreicher fanden sich die Leute im „Bibelhause" — wie sie des Melkiades Wohnung nannten — zu den Gottesdiensten ein, und die Zahl der „Brüder" wuchs zusehends. Längere Zeit gieng das so ohne eigentlichen Prediger und ohne Abendmahl. Doch endlich beriefen die „Brüder" den evangelischen Prediger von Salamanka, daß er ihnen von Zeit zu Zeit Gottes Wort auslege und das Abendmahl austheile.

Vor zwei Jahren hat diese kleine Gemeinde ihre eigene Kapelle so anspruchslos als möglich gebaut. Der Erdboden ist die Diele. Das Glas fehlt in den offenen Fensterräumen, die Kanzel haben die Brüder selbst aus Backsteinen erbaut und mit Papier überklebt (statt der Teppiche). Da finden regelmäßige Gottesdienste statt. Kann der Prediger nicht kommen, so liest und spricht Melkiades, von Zeit zu Zeit wird das Abendmahl ausgetheilt. Kurz vor Beginn der Versammlung stellt sich ein Trupp Kinder vor dem Kapellchen auf und singt ein Lied; das sind die Glocken! Nun eilen die Brüder herzu und die Frauen mit ihren Kindlein auf dem Arm und einem Stuhl oder Schemel auf dem Kopf, denn es sind bloß 60 Sitzplätze da und doch oft 200 Zuhörer. Ja, nicht selten kommt es vor, daß viele Weiber kein Plätzchen mehr finden, ihren Stuhl hinzustellen und mit demselben auf dem Kopf die vollen zwei Stunden des Gottesdienstes dastehen bleiben. Der Geist der Liebe und der Zucht weht in diesem Gemeindlein; überall wird die Bibel gelesen, und auf der Straße, auf dem Feld und in den Häusern erschallen geistliche Lieder. Von den Honoratioren der Stadt hälts nur einer mit dem Priester, die zwei andern mit den Evangelischen; auch im Stadtrath sitzen mehrere

„Brüder“ und einer hat der Gemeinde Land zu einem eignen Gottesacker angeboten. Das Werk wächst weiter im Segen, und bald ist wohl Villaescusa die erste ganz evangelische Stadt in Spanien.

2. Frucht nach vielen Tagen.

Dr. Phillips ist ein baptistischer Missionar in Midnapur. Im Dezember 1870 kehrte er von einer Sonntagsschul-Konferenz in Orissa auf seine Station zurück. Unterwegs kam er eines Abends sehr ermüdet bei einem Dörflein an, gieng aber doch noch unter die Leute und fand einige aufmerksame Zuhörer. Einer von ihnen, ein junger Bengale, kaufte einen Traktat. Zehn Jahre waren darüber hingegangen. Dr. Phillips saß gerade an seinem Schreibtisch ganz allein, bei großer Hitze, nicht eben in der freudigsten Stimmung. Da kommt ein schöner, hochgewachsener, junger Brahmane aufs Missionshaus zu, tritt ein und erklärt ohne viel Umschweife, daß er wünsche ein Christ zu werden. Sein Name war Sattschitananda Raja. Einige Jahre lang hatte er eine Missionsschule besucht; ja von einem katholischen Priester war er heimlich getauft worden, ohne jedoch seine Brahmanenschnur abgelegt oder den Seinigen etwas von seinem Uebertritt gesagt zu haben. Zum Glück besaß er ein Neues Testament, und hier fand er klar und deutlich den Befehl Christi, daß, wer sein Jünger sein wolle, Ihn auch vor den Menschen bekennen müsse. Der Priester suchte ihn zu beruhigen: er solle sich keine unnützen Gewissensbisse machen, er, der Priester, habe für alles zu verantworten u. s. f. Diesen Zustand konnte der Jüngling auf die Dauer nicht ertragen, und so endete seine Verbindung mit dem Priester, der gar zu gern einen Mönch aus ihm gemacht hätte und über diese Wendung der Sache natürlich sehr ungehalten war.

Nun war er also bei Dr. Phillips, der ihn mehrere Tage bei sich behielt, ihn mit den eingebornen Christen bekannt machte und am biblischen Unterricht in der Schule theilnehmen ließ. Wer ihn sah, bekam den Eindruck, daß er's ernst und aufrichtig meine. Auf seine Bitte sandte dann der Missionar einen eingebornen Prediger mit ihm an seinen Wohnort (Dainmari) und machte später selbst

einen Besuch daselbst. Es stellte sich heraus, daß die ganze Familie geneigt war, zum Christenthum überzutreten, d. h. Satschi's Mutter, Bruder, Schwester und Schwager. Mit Freuden nahmen sie den Missionar bei sich auf, ließen sich unterrichten und wurden endlich vor allen Dorfbewohnern in einem Teich, der zu ihrem Hause gehörte, getauft. Ihre Bekehrung machte einen tiefen und sehr günstigen Eindruck auf das ganze Dorf. An Verfolgung dachte niemand.

Satschi's Vater war lange Polizeidiener gewesen, saß jetzt aber wegen irgend eines Verbrechens im Gefängniß. Als der Missionar ihn besuchte und ihm alles erzählte, was inzwischen mit seiner Familie vorgegangen, war er sehr überrascht und nichts weniger als erfreut, sagte aber kaum ein Wort. Stolz und schweigend hörte er zu. Dr. Phillips aber hofft, daß auch er noch sich wird gewinnen lassen.

Und was hatte den ersten Anlaß zur Bekehrung dieser ganzen Familie, zunächst jenes jungen Mannes, gegeben? Als Dr. Phillips seinem jungen Freunde diese Frage vorlegte, da holte derselbe ein Büchlein hervor, dem man ansah, daß es fleißig gelesen, aber auch daß es sorgfältig aufbewahrt worden war, überreichte es dem Missionar und sagte: „Dies Büchlein hat mich zuerst mit dem Heiland bekannt gemacht." Dr. Phillips schlug es auf, und da stand von seiner Hand auf dem Titelblatt mit Bleistift geschrieben: „27. 12. 70", d. h. am 27sten December 1870. Das war der Tag, an welchem er in jenem Dorf eingekehrt und eben diesen Traktat an den Jungen verkauft hatte, der jetzt als sein Bruder in Christo vor ihm stand. Nicht nur er, sondern sein ganzes Haus war durch diesen Einen Traktat (Peep of Day) zu Christo geführt worden.

3. Christus — nicht Krischna.

In einer abgelegenen Gegend von Orissa, wo noch wenig oder gar nicht gepredigt worden ist, reisten neulich ein paar eingeborne Evangelisten, um auch dort den guten Saamen auszustreuen. Ihr Erstaunen war nicht gering, als ein junger Hindu auf sie zutrat und sie um den Traktat: „Der Ocean des Heils"

bat. Woher weißt Du etwas von dieſem Buch? fragten ſie und erhielten zur Antwort folgende merkwürdige Geſchichte:

„Vor zwei Jahren gieng mein Vater mit allerlei Waaren auf einen Markt, drei Tagereiſen weit von unſerem Dorfe. Auf dem Markt traf er einen alten Bekannten. Dieſer ſagte zu ihm: ‚Ich habe hier drei kleine Bücher, welche eine neue Religion lehren‘, zeigte ihm dieſelben und gab endlich meinem Vater, der darum gebeten hatte, eins davon. Das war jener Traktat (die Heilsgeſchichte in Verſen). Zu Hauſe angekommen, ſpannte er die Ochſen aus, wuſch ſich die Füße und ſetzte ſich hin zu leſen. Das Buch bezauberte ihn ganz. Nach einigen Tagen verlor er den Appetit, und wenn er las, ſahen wir große Thränen über ſeine Backen laufen; er war ganz verändert, ſein Geſicht ſo traurig. Wir hielten ihn für behext und wollten das Buch verbrennen, um die Aſche, mit Waſſer vermiſcht, ihm einzugeben und ſo die böſen Geiſter aus ihm wieder auszutreiben. Aber er hütete das Buch wie einen Schatz, und wir konnten desſelben nicht habhaft werden. Als er nun aber weiter las, gieng wieder eine wunderbare Veränderung mit ihm vor: ſeine Thränen trockneten, ſein Geſicht wurde fröhlich, ſein Appetit kehrte wieder und er aß wie gewöhnlich. Zu den Götzentempel gieng er aber durchaus nicht mehr, wollte auch nichts mehr von der Hindu-Religion wiſſen. Ein Jahr ſpäter ſtarb Vater. Als er am Sterben war, kamen die Brahmanen an ſeine Thür und warteten auf die Geſchenke, die man ihnen geben würde; Vater aber winkte ihnen mit der Hand, ſie ſollten nur gehen, hier ſeien keine Brahmanen nöthig, er brauche ihre Hilfe nicht, — und kein Brahmane durfte hereinkommen. Als es nun aber zu Ende mit ihm gieng, ſtanden meine Mutter und wir Kinder alle um ihn und riefen: ‚Vater, Du ſtirbſt, Du ſtirbſt, rufe doch Kriſchna an, Du ſtirbſt!‘ Da ſchaute er, ſanft lächelnd auf, und ſagte zu mir: ‚Mein Junge, ich habe einen beſſeren Namen — den Namen Jeſu Chriſti, des Erlöſers der Welt, von dem ich in meinem Büchlein geleſen: das iſt ein beſſerer Name als Kriſchna's‘. So ſtarb er — mit dem Namen Jeſu Chriſti auf den Lippen.“

Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen.*)

Wer einen unvergänglichen, geistigen Bau — und das soll jede Familie sein — aufführen will, der braucht natürlich unvergängliches Material. Nun ist aber auf Erden alles, alles vergänglich, ausgenommen das Wort Christi. Der Herr selbst sagt davon: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen." Welch außerordentliche Bedeutung muß demnach das Wort des Herrn für uns haben!

Es herrscht unter den Menschen viel Unklarheit über den rechten Gebrauch des Wortes Gottes. Immer mehr greift die Ansicht um sich, als sei es eben eine Sache, die man wie andere Dinge in der Schule lernen müsse und womit man bei der Konfirmation den Abschluß mache. Im Leben gelte es dann nur, die gesammelten Kenntnisse gleich anderen nach Umständen zu verwerthen; noch ärmlicherer Ansichten gar nicht zu gedenken. Bestünde das Wort Gottes, wie ein staatliches Gesetzbuch, nur aus einer Reihe von Geboten und Verboten, aus bloßen Verhaltungsmaßregeln für's tägliche Leben, die man nur zu kennen brauchte, um sie zu üben: so wäre diese Anschauung berechtigt. So aber verhält es sich mit dem Worte Gottes nicht. Der Herr sagte zu Josua: „Laß das Buch des Gesetzes nicht von deinem Munde

*) Das Obige ist eine Stelle aus C. Wagner-Groben's: „Vom Tabor bis Golgatha. Zum Verständniß der Leidensgeschichte Jesu Christi." Basel. Missionsbuchhandlung. 1881. Dieß Buch ist schon von den verschiedensten Seiten gerühmt worden, und zwar mit vollem Recht. Es zeichnet sich aus durch hohe Begeisterung für die Person Jesu, durch tiefe Ehrfurcht vor Gottes Wort, durch feines Verständniß für die mystischen Seiten und Vorgänge des Seelenlebens, für die Korrespondenz zwischen Natur und Menschengeist, durch edlen Familiensinn und durch energisches Geltendmachen der Gnadenmittel, welche uns von Gott zur Bekämpfung all der Zeitschäden wie auch der eigenen Herzensschäden an die Hand gegeben sind. Die Sprache ist fließend und klar. Die äußere Gestalt des Buches höchst geschmackvoll. Wir empfehlen dasselbe für die kommende Passionszeit. Preis broch. Fr. 4. geb. Fr. 5.25.

kommen, ſondern betrachte es Tag und Nacht .... Alsdann wird dir's gelingen auf deinem Wege und du wirſt weislich handeln können .... denn der Herr, dein Gott, iſt mit dir auf all deinen Schritten." Sollte Joſua den Inhalt des Geſetzes nicht genau gekannt haben? Gewiß kannte er ihn. Aber um ihn treu thun zu können, brauchte er Kraft, und die ſollte er empfangen aus der beſtändigen Betrachtung desſelben. Er brauchte Gottes Beiſtand zur Erfüllung ſeiner Aufgabe. Gott aber kann nach ſeiner heiligen Ordnung nur da wohnen, wo ſein Wort wohnt, wo man es liest und liebt. Wer Gottes Wort vergißt und verläßt, den muß Gott auch verlaſſen. Das iſt ſeine Ordnung, und Er hat wohl das Recht, uns eine Ordnung zu geben. Wenn Chriſtus ſagt, ſeine Worte ſeien Geiſt und Leben, und wenn wir berufen ſind, in uns und um uns her Geiſtesleben zu pflanzen: ſo liegt darin doch eine dringende Aufforderung, ſein Wort als einziges Lebenselement auch täglich zu gebrauchen. Wie das gemeinſame Eſſen der Familie ihre äußerliche Zuſammengehörigkeit bekundet, ſo ſoll im gemeinſamen Leben des Wortes Gottes mit Gebet ihre geiſtige Zuſammengehörigkeit als Gottesfamilie ſeinen Ausdruck finden.

Wenn aber Paulus ermahnt, Chriſti Wort reichlich unter uns wohnen zu laſſen, ſo will er wohl damit ſagen, daß es im Hauſe der Freund ſein ſoll, der jedes Glied der Familie beſtändig begleitet. Nicht nur beſuchsweiſe, nicht nur zu gewiſſen Stunden oder gar blos am Sonntag, nicht wie ein fremder Gaſt, deſſen Beſuch oft läſtig wird, ſoll es bei uns auftreten dürfen: ſondern wie ein liebes Familienglied, das Tag und Nacht um uns iſt, deſſen Abweſenheit uns traurig ſtimmt und uns mit Heimweh erfüllt, deſſen Gegenwart zu unſerem Glücke gehört, mit dem wir in Freude und Schmerz am liebſten verkehren, — ſo ſoll uns Gottes Wort werden. Es ſoll uns überall hin als das Licht unſeres Weges begleiten dürfen.

Wo es dieſe Stelle einnimmt, da wird es auch ausrichten, wozu es geſandt iſt. Es wird die Familie zu einer Gemeinde Chriſti, das Haus zu einem Tempel Gottes geſtalten. Es wird Friede und Freude im heiligen Geiſte bringen, und Segen, Zufriedenheit und Glückſeligkeit über die Familie und die einzelnen Glieder verbreiten.

Bücherschau.

Kurzgefaßte Geschichte **Babyloniens und Assyriens** nach den Keilschriftdenkmälern. Mit besonderer Berücksichtigung des Alten Testaments. Von F. Mürdter. Stuttgart 1882. Verlag von D. Gundert.

Dieses vom Assyriologen Delitzsch bevorwortete und mit 28 Bildern gezierte Buch bietet auf 289 S. gerade das, was wir uns lange gewünscht haben: eine kurze, klare, nach verschiedenen Gesichtspunkten (Land und Leute, Religion, Künste und Wissenschaften, Hof und Regierungsform, Geschichte) geordnete Zusammenfassung dessen, was die Ausgrabungen und keilschriftlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte über die jedem Bibelleser bekannten und doch vielfach so räthselhaften Reiche Babylonien und Assyrien ans Licht gebracht haben. Wie dadurch unsere Ueberzeugung von der geschichtlichen Glaubwürdigkeit des A. T. gerechtfertigt, aber auch manche einseitige Ansicht über dasselbe korrigirt wird, ist bekannt. Jedem ernsten Bibelforscher sollte dieser Beitrag zum Verständniß der hl. Urkunden willkommen sein. Druck und Ausstattung des Buches sind tadellos.

Das völlige gegenwärtige Heil durch Christum. Band II. Heiligung allein durch Christum. Von Th. Jellinghaus, Pastor. Verlag von J. D. Prochnow jun. Berlin.

Dieses Buch hat zwei große Vorzüge: 1) ernstes, unerbittliches Dringen auf eine thatsächliche, praktische Lebensgerechtigkeit und Herzensheiligung, und 2) energische Betonung des echt protestantischen Satzes, daß in Lehre und Leben, ja auch im Sprachgebrauch und in der Ausdrucksweise Christen sich reinlich und treulich ans Bibelwort halten sollen. „Nur dann können sich Christen untereinander verständigen und verstehen, wenn sie möglichst genau in der Sprache der Bibel reden. Es entsteht sonst eine babylonische Sprach- und Begriffsverwirrung, so daß man oft einander bekämpft und meint doch dasselbe, oder einig zu sein meint und denkt doch etwas Verschiedenes."

Was den Verfasser selbst betrifft, so muß man anerkennen, daß er mit Erfolg bemüht gewesen ist, namentlich in Betreff des Heilswegs die echte biblische Lehre festzustellen; doch haben wir uns des Eindrucks nicht erwehren können, daß er in Gefahr ist, ein wenig zu verkennen, wie ungeheuer mannigfaltig die Gnadenwege sind, auf welchen Gott die von ihm auf allen möglichen Stufen des geistlichen Todes angetroffenen Menschen erweckt und neubelebt und wie infolge dessen auch die Grade der für jeden Einzelnen in diesem Leben erreichbaren Heiligung sehr verschiedene sein werden. Nichtsdestoweniger können wir sein Buch von Herzen empfehlen. Möchte dasselbe recht vielen dazu verhelfen, das zu ergreifen, was der Ver-

faſſer das „völlige gegenwärtige Heil“ — übrigens kein bibliſcher Ausdruck — nennt. Sie werden dann ſchon finden, daß ihr Heil noch immer völliger werden muß und daß noch nicht erſchienen iſt, was wir ſein werden.

Das Leben Jeſu nach den vier Evangelien für die chriſtliche Gemeinde dargeſtellt von Prof. G. Weitbrecht. Stuttgart 1881. Verlag von J. F. Steinkopf. geh. 4 Mk.

Wir wurden neulich von einem katholiſchen Profeſſor gefragt, was gegenwärtig das beſte „Leben Jeſu“ ſei, und waren froh, ihm das kurz vorher in unſere Hände gelangte Buch von G. Weitbrecht empfehlen zu können. Dasſelbe iſt nicht etwa eine Reihe flüchtiger ſog. erbaulicher Betrachtungen, auch nicht eine künſtlich gezwungene Harmoniſirung alles deſſen, was die vier Evangelien über den Herrn Jeſus berichten, ſondern eine auf gründlicher Durcharbeitung aller einſchlägigen Fragen beruhende, die Schwierigkeiten mancher Punkte offen anerkennende Darſtellung deſſen, was wir wirklich über die Perſon und das Werk Chriſti wiſſen können, wenn wir uns nicht abſichtlich die Augen zuhalten.

Der Verfaſſer hat eine glückliche Art, das zuſammenzufaſſen und für den Laien mundgerecht zu machen, was ſonſt — in allerlei gelehrten Werken zerſtreut — nur dem Theologen von Fach zugänglich zu ſein pflegt.

Sein „Leben Jeſu“ eignet ſich ſehr zu einem Konfirmationsgeſchenk namentlich an Gymnaſiaſten und andere Jünglinge. Möchte es unter dieſen und auch über die „Gemeinde“ der Gläubigen hinaus recht viele aufmerkſame Leſer finden.

Luthers Reformationsſchriften vom Jahr 1820. Vortrag von Dr. Hermens. Halle a. S. Verlag von Eugen Strien.

Der Zweck dieſes Vortrags iſt, das deutſche Volk daran zu erinnern, was für einen Schatz es an den drei klaſſiſchen Schriften Luthers: „An den chriſtlichen Adel deutſcher Nation“, „Von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche“, und „Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen“ beſitzt, ohne es zu wiſſen. Dieſen Zweck zu erreichen, iſt der in edler, knapper Sprache gehaltene Vortrag in hohem Maße geeignet.

Das perſönliche Verhältniß des Gläubigen zu Chriſto. Synodalpropoſition von Dekan Wetli. Zürich. 1881.

Goldene Aepfel in ſilbernen Schalen, ein Wort geredet zu ſeiner Zeit, tiefgeſchöpft, tiefempfunden und tief zu Herzen gehend.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgeſellſchaft in Baſel.
In Commiſſion im Depot der Bibelgeſellſchaft (C. F. Spittler) in Baſel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare ſind durch Porto und Speſen je nach der Entfernung entſprechend im Preiſe erhöht.

Schultze'ſche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Baſel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 2. Noch etwas vom alten Onkel. — Eine merkwürdige Reise um die Welt. — Eine merkwürdige Bibel. — Aus Japan. — Aus Radschputana. — Aus Malabar. — Aus Persien. — Aus China. — Bücherschau. 1882

Noch etwas vom alten Onkel.

Die Geschichten aus dem Leben meines alten Onkels, welche im letzten Bibelblatt erzählt wurden, haben so viel Beifall gefunden, daß ich keinen Anstand nehme, noch eine Erinnerung des ehrwürdigen Mannes aus seiner frühen Jugend hier mitzutheilen, und zwar in seinen eigenen Worten:

Den jährlichen Bußtag feierte man, als ich ein zehnjähriger Knabe war, zum Schluß des Kirchenjahres, am Freitag vor dem ersten Advent. Draußen war alles winterlich und im Elternhause waltete die tiefe Stille des Bußtages. Die Mutter saß in ihrer Kammer bei der Postille und der Vater war in die Vesperpredigt gegangen. Er meinte es gut mit seinen Kindern und erzog sie ganz in derselben Strenge, in der er selbst auferzogen war. Der Stab Wehe wurde so gehandhabt, daß wir wohl wußten, es sei nicht möglich, der Züchtigung zu entrinnen, es mochte ein kleines oder ein größeres Vergehen sein.

Schon begann es zu dämmern. Ich saß auf einem Sopha allein in der großen Stube und spielte mit einem Hündlein, das

ich geschenkt erhalten hatte. Neben mir lag mein Krückstock, dessen ich zur Unterstützung meines leidenden Fußes bedurfte. Im Spielen mit dem Hunde biß derselbe mich empfindlich in den Finger. Ich griff nach meinem Stock, um den Uebelthäter zu züchtigen; aber bei der Heftigkeit, mit der ich den Stock erhob, traf ich unversehens den großen hinter mir hängenden Wandspiegel, so daß er von der Mitte aus in viele kleine Stücke, wie ein Spinnennest, zertrümmert wurde. Ein so großes Unglück war mir noch nie begegnet. Der den guten Eltern verursachte Schaden vergrößerte noch mein Schuldgefühl, ich weinte bitterlich und blickte mit Angst auf die Thüre, durch welche mein Vater eben hereintrat. — Ich hatte ihn nie so gesehen. Still und gebeugt legte er seinen Leibpelz ab, schritt langsam durch die Stube auf mich zu, um zu sehen, weßwegen ich so heftig weinte. Da erblickte er den zerschlagenen Spiegel und fragte mich ruhig: „Hast du den Spiegel zerschlagen?“ — „Ja, lieber Vater“ — rief ich weinend und ihm zu Füßen fallend — „ich habe ihn zerschlagen; es thut mir leid, strafe mich nicht zu hart.“ Der Alte hob mich auf und ließ sich erzählen, wie es gekommen sei. Darauf sprach er diese mir unvergeßlichen Worte: „Mein Sohn, für deinen armen Vater ist der Schade groß, aber ich werde dich nicht strafen. Ich komme eben aus der Kirche, wo wir über unsere Sünden geweint haben, und Gott hat uns unsere Sünden vergeben; ich vergebe dir auch.“ Freundlich und ruhig stand er auf und gieng in sein Zimmer.

Aber ach! das tröstete mich nicht. Ich konnte an das Wunder nicht glauben. Die verdiente Züchtigung war bisher unerbittlich auf jede Uebertretung gefolgt, so daß ich traurig blieb und fortweinend dachte: „er schiebt die Strafe nur auf; ist der Bußtag vorbei, dann werde ich schwer gestraft werden.“ Meine Mutter kam aus ihrer Kammer, und als sie sich vom Schrecken über den zerschlagenen Spiegel erholt hatte, tröstete sie mich wohl; aber ihr Schweigen war mir sehr bedenklich, als ich sagte, der Vater habe es mir vergeben. Sie konnte dabei wenig thun, denn das Gebiet der Hauszucht beherrschte der Vater ohne alle Rücksicht. Da kam eine gute, freundliche Tante zum Besuch. Ihr klagte ich mein Unglück und mein Leid. Sie tröstete mich, versprach für mich zu bitten und ich wurde ruhiger, denn wenigstens während des Besuches würde es zur gefürchteten Bestrafung nicht kommen, das wußte

ich. Der Abend vergieng, wurde mir aber schrecklich lang; meine Thränen flossen zwar nicht mehr, doch die Angst blieb. Aber ich empfand, was ich sonst nie empfunden hatte: einen Zug zu meinem Vater hin, weil er zum ersten Male gegen mich so sanft und freundlich gewesen war. Wenn es möglich wäre, wollte ich ihn nochmals bitten, mich nicht zu hart zu strafen. Ich schlich mich stille in seine Kammer, wo er an einem Schreibtische beschäftigt war und stellte mich zur Seite des Tisches, um aus seinen Mienen zu sehen, ob ich reden dürfe. Da sah er auf und fragte mich mit derselben Freundlichkeit wie früher: „Nun, bist du immer noch traurig?“ — „Ja,“ sprach ich, und die Thränen brachen von neuem hervor. „Du wunderlicher Junge,“ sagte er, „was soll ich doch mit dir machen, damit du mir glaubst? Ich habe dir ja vergeben, was weinest du noch?“ — „Lieber Vater,“ sprach ich, „strafe mich nicht zu hart.“ — Statt einer unwilligen Bewegung, wie ich sie erwartet, sah ich, daß es ihn betrübte, und ohne etwas zu erwidern, stützte er nachdenklich sein Haupt auf die Hand. — Gesenkten Hauptes stellte ich mich vor ihn hin. — Da zog er eine Schublade des Tisches auf, nahm eine Rolle heraus und gab sie mir mit den Worten: „Sieh einmal dieses Bild an.“ — Ich rollte das schöne große Bild auf. Es war eine Schweizerlandschaft in lebhaften Farben; tiefe dunkle Thäler, vom Morgenroth vergoldete Gletscher, dazwischen eine Stadt am See, ringsum Menschen und Heerden. Noch steht dies Bild in unauslöschlicher Farbenpracht vor meiner Seele. — „Gefällt dir dieses Bild?“ — „Ja, lieber Vater.“ — „Höre“ — sagte er, mich bei der Hand fassend und an sich ziehend, — „ich schenke dir dieses Bild, nimm es und vergiß nicht den heutigen Bußtag.“ — Ganz überwältigt nahm ich das Bild und küßte seine Hand. „Glaubst du jetzt, daß ich dir vergeben habe?“ fragte er freundlich, und mit tiefer Bewegung antwortete ich „Ja!“ — Darauf wurden wir zum Abendtisch gerufen. Die gute Tante war auch noch da. Meine Mutter war freundlich und der Vater hieß mich das Tischgebet halten. Das war ein seliger Abend. Der Vater blieb noch lange freundlich und stille.

Was lieſest du heraus aus dieſer Geſchichte, mein freundlicher Leſer? Ich habe ſie treu erzählt und will nur das noch hinzufügen, daß ſie für mein ganzes Leben wichtig geworden iſt. Als ich aus dem mir tief eingeprägten geſetzlichen Weſen immer mehr

durch Gottes Gnade heraus kam und mir das Gesetz ein Zuchtmeister auf Christum geworden war, da ward es mir an diesem Erlebniß klar, daß alles neue Leben in uns durch die freie Gnade gewirkt wird und daß Gott uns seinen Sohn dahingeben mußte, damit wir glauben könnten an Vergebung der Sünden. An jenem Bußtage breitete sich über das zitternde Knabenherz der erste Schimmer des herrlichen Morgensternes aus, der in uns aufgeht in Christo Jesu zum ewigen Leben.

Eine merkwürdige Reise um die Welt

hat neulich der englische Geistliche Lansdell gemacht. Sein Hauptzweck war, Sibirien zu besuchen. Vom Ostende Sibiriens ists aber nicht mehr weit nach Japan; und von Japan kommt man per Schiff und Eisenbahn über Amerika jedenfalls leichter wieder nach England als auf irgend einem anderen Wege. So hat dieser Mann, von der britischen Bibel- und Londoner Traktatgesellschaft unterstützt, denn wirklich eine Reise um die Welt gemacht — zum Besten von Sibirien! Gewiß auch ein Zeichen der Zeit, und zwar ein gutes!

In Sibirien wollte nämlich dieser eifrige Mann möglichst alle Gefängnisse, Armen- und Krankenhäuser besuchen, um jedem Insaßen derselben ein Exemplar der heiligen Schrift zu bringen — ein kühner und ein schöner Gedanke. Vortreffliche Empfehlungen, allerlei gute Freunde, eigene persönliche Liebenswürdigkeit, wie auch das gefällige Entgegenkommen vieler russischer Beamten haben dazu mitgeholfen, daß dieser Zweck nahezu erreicht wurde. Im Ganzen hat Herr Lansdell auf dieser Reise 55,812 Bücher, Schrifttheile und Traktate in dreißig verschiedenen Sprachen an den Mann gebracht, am meisten natürlich in russischer Sprache; doch hat er auch manches polnische, französische, deutsche, hebräische und tartarische Neue Testament hergegeben und den Buriäten einige Stücke des Alten Testamentes in mongolischer Sprache gebracht.

„In keinem andern Lande," sagt Herr Lansdell, „ist mir je ein solches Verlangen nach der Bibel und andern guten Büchern begegnet, als in Sibirien, und zwar unter Geistlichen wie Laien."

Viele Priester kauften Bibeln oder Testamente und übernahmen kleine Vorräthe von heiligen Schriften zum Weiterverkauf.

Dabei pflegte unser Reisender folgendermaßen zu verfahren. Wenn er irgendwo angekommen war, so begab er sich, mit Hammer und Nägeln versehen, in das Wirthschaftszimmer der betreffenden „Poststation" und schlug dort ein großes Bild vom Verlornen Sohn, auf welchem auch die ganze Geschichte desselben russisch zu lesen war, an die Wand. Von diesen Bildern, sowie von andern illustrirten Schriften hatte die Londoner Traktatgesellschaft ihm einen großen Vorrath mitgegeben. Der „Postmeister" und seine Gäste waren meist sehr entzückt von diesem Bilde, fiengen sogleich an, die Geschichte zu lesen und erklärten in manchen Fällen, sie würden das schöne Bild einrahmen lassen. Auf einer Station sagte der jüdische Posthalter, das sei „eine recht gute Geschichte." Hie und da kriegten die Leute aber auch Angst, wie wenn ein kaiserlicher Erlaß sollte bekannt gemacht werden. Wie man hört, werden diese Bilder und die zugleich vertheilten Bücher heute noch in hohen Ehren von den Empfängern gehalten.

Eine merkwürdige Bibel.

Es war am 23. November 1835, als die Erzherzogin Maria Dorothea auf ihrer Rückreise von Württemberg über Schärding nach Efferding kam und daselbst die drei evangelischen Geistlichen, Fr. Tr. Kotschy von Efferding, J. E. Koch von Wallern und E. M. Sääf von Scharten, mit welchen sie zu sprechen gewünscht hatte, huldvollst empfieng. Sie hatte zwei Kisten mit Bibeln mitgebracht und erzählte, wie ihre Schwester, die Königin von Württemberg, dieselben für evangelische Oberösterreicher bestimmt hätte, daß aber die Sendung in Salzburg beanstandet worden sei. Die Bibeln seien nach Reichenhall befördert worden und während sie dort lagerten, habe ein großer Brand das Gebäude zerstört, in dem sich die Bibeln befanden. Bei Wegräumung der Asche und des Schuttes habe man aber wunderbarer Weise die Bibeln unverletzt

gefunden und sie nach Württemberg zurückgeschickt. Sie selbst und die Königin hätten sich je eine Bibel zur Erinnerung behalten, die übrigen Exemplare seien in den zwei Kisten enthalten.

Es läßt sich denken, mit welcher Freude und mit welchem Danke diese Spende in Empfang genommen wurde.

Eine dieser Bibeln, in welche der 1856 verstorbene Pastor J. E. Koch in lateinischer Sprache die obige Geschichte eingetragen hatte, hat in der jüngsten Zeit eine gar schöne Bestimmung bekommen; sie wurde nämlich durch Vermittlung Seiner Excellenz des Herrn Oberstthofmeisters G. M. Grafen Palffy von Erdöd der hohen Braut des Kronprinzen Rudolf überreicht. In die Bibel war folgende Widmung eingetragen:

„Ganz Oesterreich jubelt Eurer königlichen Hoheit entgegen und alle Klassen und Stämme wetteifern in Darbringung von Beweisen innigster Theilnahme an dem bevorstehenden frohen und segenverheißenden Ereignisse der Vermählung Eurer königlichen Hoheit mit Sr. k. u. k. Hoheit dem Allerdurchlauchtesten Kronprinzen Rudolf.

„Auch die evangelischen Gemeinden der oberösterreichischen evangelischen Diöcese stimmen mit ein in diesen Jubel, und sind sie auch arm an irdischen Gütern und können sie nicht Silber und Gold oder Edelsteine Eurer königlichen Hoheit zu Füßen legen, so möchten sie doch auch mit einer Gabe sich einstellen, mit einer Gabe, die gering und arm scheint, deren innerer Werth aber alles andere überstrahlt. Es ist das Buch der Bücher, die heilige Schrift, die uns unterweisen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum, von dem sie zeuget und deren Kern und Stern Er, der hochgelobte Heiland ist, welcher uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung, und wie dem Einzelnen, so auch den Familien und Völkern das wahre Heil bringt.

„Geruhen Eure königliche Hoheit diese Gabe huldvollst anzunehmen und das um so mehr, als diese Bibel eine jener Bibeln ist, welche wunderbar errettet aus des Feuers Glut, von Ihrer kaiserlichen Hoheit, der Frau Erzherzogin Maria Dorothea, der unvergeßlichen hochseligen Großmutter Eurer königlichen Hoheit, vor 45½ Jahren dem Vater des allerunterthänigst Unterzeichneten gespendet worden sind."

Die Bibel sammt der Widmung wurde huldvollst angenommen.

Aus Japan.

Der jüngst nach 6jähriger Arbeit aus Japan zurückgekehrte Agent der schottischen Bibelgesellschaft, Hr. Lilley, berichtet: „Japan ist nicht das civilisirte Land, wie wirs uns vorzustellen pflegen. Eisenbahnen, Telegraphen- und Postverkehr, sowie andere europäische Einrichtungen sind eingeführt, aber diese Civilisation ist nur ein oberflächlicher Firniß. Die Japaner sind unbeständig, unzuverläßig und kindisch, nichts geht ihnen über einen Feiertag, und viel lieber lassen sie sich bezahlen, ohne etwas dafür zu leisten, als daß sie wirklich arbeiten würden ..... Was die japanische Alltagsreligion betrifft, so verdient sie gar nicht eine Religion zu heißen, kann auch dem Evangelium keinen dauernden Widerstand leisten. Die alten Gesetze gegen das Christenthum sind zum todten Buchstaben geworden. Ein ernstlicheres Hinderniß der Mission ist die Verordnung, daß kein Ausländer weiter als 8—10 Stunden landeinwärts reisen darf ohne einen Paß, und daß Pässe nur solchen gegeben werden, die als Patienten zur Stärkung ihrer Gesundheit oder als Forscher zu wissenschaftlichen Zwecken reisen, so daß Missionare also ein sehr elastisches Gewissen haben müssen, wenn sie eigentliche Missionsreisen machen wollen. Eingeborne Prediger und Kolporteure dürfen aber frei im ganzen Lande herumreisen.

„Im letzten Jahr hat allein die schottische Bibelgesellschaft 26,552 Schriften (einzelne Evangelien und andere Bibeltheile) in japanischer und chinesischer Sprache verkauft; in den letzten 6 Jahren zusammen 55,522. Mehrere christliche Gemeinden, z. B. eine auf der Insel Schikoku und andere in Tokuschima, Miagi und Iwati verdanken ihre Entstehung in erster Linie der Bibelcolportage. An einem Orte existirt eine kleine Gemeinde von 8 Seelen. Diese hatten vor einigen Jahren eine chinesische Bibel bekommen, dieselbe gelesen und dann um einen christlichen Lehrer gebeten. Da sie einen solchen aber nicht bekamen, wählten sie einen aus ihrer Mitte, sandten ihn ins Missionsseminar nach Kisoto und haben nun schon 5 Jahre lang alle seine Studienkosten bezahlt.

Bald wird er als Pastor zu ihnen zurückkehren. Auf der Insel Jesso kaufte ein Landmann eine Bibel, blos um daraus den Prediger der russisch-griechischen Kirche widerlegen zu können, der dort missionirte. Sein Bibelstudium hat ihn aber schließlich zu einem Mitglied dieser Kirche gemacht! Später trat er in ein Seminar ein, wurde aber verfolgt, eingekerkert und erst nachdem er allerlei zu leiden gehabt, wieder freigelassen. Jetzt ist er Lehrer, hat 150 Schüler und es geht ihm gut. Alles verdankt er dem Lesen des Wortes Gottes. Die Regierung begünstigt gegenwärtig das Christenthum; christliche Bücher dürfen überall verkauft werden und in mehreren Fällen ists ausgesprochen worden, daß jedermann die Bibel lesen und niemand zum Götzendienst etwas beizusteuern gezwungen werden darf.

„In Verbindung mit den verschiedenen Missionsgemeinden stehen jetzt 5000—5500 erwachsene Christen, 1875 waren es nur 538, und die erste Gemeinde (11 Mitglieder) wurde erst 1872 gegründet. Die Buddhisten setzen alles daran, das Christenthum durch Wort und Schrift zu bekämpfen. Jetzt wollen sie ihre heiligen Bücher 2200 Bände, die mit Hilfe der Druckerpresse vielleicht auf 400 Bände reducirt werden können, verbreiten, was immerhin 400 Mark pro Exemplar kosten würde. Da brauchen wir, die wir das N. T. um ein paar Pfennige verkaufen, vor keiner Konkurrenz Angst zu haben."

Ein sehr fleißiger Bibelverbreiter in Japan ist Miss. Goble, Agent der amerikanischen Bibelgesellschaft. Im Sommer vorigen Jahres hat er z. B. in 60 Reisetagen ungefähr 500 Städte und Dörfer besucht und 4000 Bibeltheile verkauft. Gute Dienste leistet ihm dabei ein kleiner von einem Pony gezogener Wagen. Merkwürdig ist der Umstand, daß manche von den Leuten, welche durch ihn zuerst mit dem Evangelium bekannt wurden, jetzt zur griechisch-russischen Kirche gehören. Russische Missionsangestellte und katholische Priester folgen ihm auf dem Fuße nach und suchen zu ernten, was er gesäet hat. „So sehr es mich freut, schreibt daher Miss. Goble, daß viele das Wort Gottes kaufen und lesen, so kann ich mich doch nicht ganz mit dem Gedanken befreunden, daß ich den griechischen und katholischen Missionaren als Pionier dienen soll. Die Lehrer, Beamten, Aerzte, Advokaten und Andere, welche von uns Bibeln annehmen, verstehen so gut wie nichts von den konfes-

sionellen Unterschieden und gehen daher leicht für die evangelische Kirche verloren, wenn Sendlinge jener namenchristlichen, unevangelischen Kirchen sich bei ihnen niederlassen und Gemeinden gründen. Aber was sollen wir thun? Sollen wir deßwegen weniger eifrig in der Verbreitung der hl. Schrift sein, weil es an protestantischen Missionaren fehlt, welche in die von uns geöffneten Thüren eintreten? Das wäre gewiß eine thörichte Politik, denn wenn die Leute, welche von uns die hl. Schrift erhalten haben, nur darin weiterforschen, werden sie schon die Irrthümer jener Kirchen erkennen; sie der Unwissenheit überlassen, wäre doch unrecht.

„Die russischen Missionare sind sogar der Verbreitung und dem Studium der Bibel günstig; einer unserer thätigsten Agenten, Hr. Nakatsuka in Narita Ota, ist das hervorragendste Mitglied der dortigen griechisch-russischen Gemeinde. Und wenn die Katholiken gegen das Bibellesen eifern, so werden gerade dadurch manche angetrieben, sich um so genauer mit dem Wort Gottes bekannt zu machen. So halten wir denn fest daran, daß das Wort des lebendigen Gottes nicht gebunden werden kann und daß auch die Nebel des Irrthums sein Licht nicht auf die Dauer verdunkeln werden, und machen getrost weiter. Auf einer meiner Reisen sah ich ein Bild: es stellte einen Drachen dar, welcher die Sonne verschlungen hatte; diese aber hatte sich ihren Weg durch den Leib des Ungethüms hindurchgebrannt und strahlte in um so hellerem Glanz." So wird auch das Wort Gottes über alle seine Feinde den Sieg behalten.

Man darf natürlich nicht erwarten, daß aus der jetzt in Japan möglich gewordenen Aussaat plötzlich eine reiche und reife Ernte hervorgehen wird. Das aber darf man zuversichtlich hoffen, daß durch das Wort Gottes, das nun die Japaner lesen können, ihnen allmählich die Augen aufgehen werden für die vielen Gräuel, welche noch unter ihnen herrschen, und daß dasselbe auch ihnen ein Licht auf ihrem Wege werden wird.

Aus Radschputana.

Ein schottischer Missionar in Radschputana, Ostindien, kam neulich dazu, als gerade einige Kaufleute einem armen Bauern, der ihnen Geld schuldig war, zu Leibe giengen. Sie lasen ihm eine lange Liste von lauter kleinen Summen vor, die sie ihm zu verschiedenen Zeiten vorgestreckt hatten, und der arme Mann saß wie versteinert vor Schrecken und Rathlosigkeit da, während seine tief verschleierte Frau sich in heftigen Worten gegen die „Wucherer," „Blutsauger" und „Betrüger" ergoß. Es half aber natürlich nichts. Der Hauptgläubiger, ein alter Graukopf, aber so grausam und gierig aussehend wie einer, der noch alle seine Kräfte darauf verwendet, erbarmungslos seine ärmeren und unwissenderen Mitmenschen auszubeuten, erhob seine schrille Stimme und rief: „Wart, ich werd euch verganten, nicht ein Fußbreit Landes soll euch bleiben, und aus euern Kindern sollen Bettler werden!"

In diesem Augenblick trat der bisher unbemerkt gebliebene Missionar vor und sprach einfach die Worte: „Aber wisse, daß dich Gott um dies alles wird vor Gericht führen!" (Prediger 11, 9.) Dies kurze Wort heiliger Schrift fiel wie eine Bombe unter die hartherzigen Kaufleute. Der Alte verstummte und sah starren Blickes den Missionar an, als hätte derselbe ihm sein Todesurtheil gesprochen.

Eine günstigere Gelegenheit zum Predigen ließ sich nicht denken. Der Missionar benutzte denn auch das tiefe Schweigen der Umstehenden und den Eindruck, welchen sein Text bereits gemacht hatte, um denselben weiter zu erklären und den Heiden von Gericht und Gnade zu predigen.

Gerade der Prediger und die Sprichwörter Salomonis sind in Indien viel gelesene und — wie wir nicht zweifeln dürfen — auch viel Segen stiftende Bücher. Alle Orientalen haben eine Vorliebe für kurze, gleichnißartige Weisheitssprüche; und Worte, wie das oben angeführte, können von jedermann verstanden werden, der überhaupt noch ein Gewissen hat. Die Missionare sind daher froh an jenen

altteſtamentlichen Büchern und benutzen ſie gern bei der Heidenpredigt, namentlich in Fällen, wo ſie Grund haben zu fürchten, die Anpreiſung der Sünderliebe Jeſu könnte ein Werfen der Perlen vor die Säue werden.

Aus Malabar.

„Unter unſeren Taufkandidaten," ſchreibt Miſſ. Knobloch in Kalikut, „befinden ſich auch zwei Inſaſſen des Ausſätzigen-Spitals. Dieſe Aermſten unter den Elenden haben ein herzliches Verlangen nach Wahrheit. Als menſchliches Werkzeug zu ihrer Erweckung gebrauchte der Herr einen ausſätzigen Kanareſen aus Mangalur. Dieſer iſt ſeit einigen Jahren im hieſigen Spital und verkehrte immer mit unſern Chriſten. Er las ſein kanareſiſches Teſtament regelmäßig und überſetzte ſeinen Leidensgenoſſen aus demſelben und ſo wurde er ein Lichtlein für ſeine Umgebung. Zwei Malabaren ſprachen gegen Ende des letzten Jahres ihren Wunſch gegen ihn aus, auch Chriſten zu werden. Er berichtete dies dem Hausvater des Armenhauſes, welcher uns ſofort Mittheilung davon machte, mit der Bemerkung, daß die Kranken große Luſt hätten zur Kirche zu kommen und bald getauft zu werden. Das erſtere Verlangen konnte ſofort geſtillt werden, da wir einen paſſenden Platz für ſolche Kranke in der Kirche haben, und als der Spitalgehilfe Einwendungen machte gegen das Ausgehen der Leute, wandten wir uns an den Arzt, der ſeine Einwilligung mit Freuden gab. So kommen ſie nun regelmäßig zur Kirche. Um das andere Verlangen zu ſtillen, laſſen wir ihnen einſtweilen Unterricht ertheilen durch den Evangeliſten Eſau David. Die Freude des „ausſätzigen Miſſionars" iſt natürlich groß. Wenn er je und dann vor unſer Haus kommt mit ſeinen Pfleglingen, da ſieht man, wie ſelbſt vom Ausſatz entſtellte Geſichter ſich verklären können."

Aus Persien.

Fräulein Jewett, eine amerikanische Missionsarbeiterin in Tebris, erzählt folgende romantische, aber wahre Geschichte: „Frl. Clark und ich besuchten neulich eine Familie, wo Mann und Frau beide Christen und Mitglieder unsrer Gemeinde sind. Folgendes ist ihre Geschichte: Musa war ein jüdischer Arzt, der in Schiras lebte und als frommer Israelit alle Gebräuche und Ceremonien seines Volkes streng beobachtete. Seine Frau, ebenfalls eine Jüdin, starb; ebenso alle ihre Kinder. Nun nahm Musa Dienste bei einem persischen Fürsten als dessen Sekretär und siedelte mit ihm nach Ispahan über, wo seine muhammedanischen Freunde sich eifrig bemühten, ihn zum Islam zu bekehren. Alle ihre Versuche blieben jedoch fruchtlos. Endlich beschlossen sie, ihm eine muhammedanische Frau zu geben.

„Bella Hanum war ein hübsches Mädchen in Tebris. Der Mann, an den sie verheirathet wurde, hatte noch eine zweite Frau in Ispahan, wohin denn auch sie, nachdem sie drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, geboren, ihn begleiten mußte. In Ispahan aber starb ihr Gemahl und Bella Hanum, fremd im fremden Lande, weinte und weinte, bis sie fast erblindet war. Eine Medicin, die sie brauchte, hätte beinahe ihr Augenlicht vollends zerstört. Nun hörte sie von einem ausgezeichneten Arzt, der vor Kurzem nach Ispahan gekommen war und unfehlbar ihre Augen würde heilen können. Sie ließ ihn kommen. Es war Musa, der Israelit. Die Kur gelang. Aber noch mehr: der Witwer gewann die Witwe, in welcher er eine feine und verständige Frau erkannt hatte, herzlich lieb und sagte zu sich selbst: „Wenn ich denn eine Muhammedanerin heirathen muß, so ist dies die Beste.“ Seine Liebe wurde erwidert und die Ehe geschlossen. Das hatte aber keinen Einfluß auf Musa's religiöse Ueberzeugung. Nur fürchtete er sich, sie wissen oder merken zu lassen, daß er kein Muhammedaner sei, schloß sich in sein Zimmer ein, las hier seine Bibel und sagte seine Gebete her — so heimlich als möglich. Am Sabbath aber schlich er sich davon und blieb

vom Hause fort, um nicht irgend welche Arbeit thun zu müssen. Endlich aber erklärte seine Frau, der das alles nicht verborgen bleiben konnte: „Warum thust du so heimlich gegen mich? Ich bin doch nicht dein Feind! ich liebe dich, deine Religion soll meine Religion sein.“ So entdeckte er sich ihr und sie bewies, daß sie seines Vertrauens würdig war. Da starb ihr Sohn, und wie nach dem Tode ihres ersten Mannes, weinte und weinte sie, bis ihre Augen — diesmal für immer — ruinirt waren.

„Eines Tages geschah es, daß der englische Missionar Bruce den Musa rufen ließ, um eine schriftliche Arbeit von ihm machen zu lassen. Bald hatte er herausgefunden, daß dieser ein Jude und in der heiligen Schrift Alten Testamentes wohl bewandert war. Er disputirte mit ihm und allmählich giengen dem Israeliten die Augen auf, so daß er in Jesus den Messias erkannte. Das war zunächst aber nur ein Kopf-, noch kein Herzensglaube. Inzwischen war sein Herr, der persische Fürst, gestorben und damit sein Verdienst in Ispahan zu Ende. Zugleich sehnte sich Bella Hanum's Herz nach der Heimat und nach all ihren Freunden und Verwandten in Tebris. So zog denn Musa, der immer ein gefälliger freundlicher Gatte war, mit ihr nach Tebris. Hier suchte er sofort den Missionar auf, wurde aber auf so energische Weise vor diesem gewarnt, daß er's bei zwei oder drei Besuchen bewenden und sich später nicht mehr im Missionshaus blicken ließ. Einige Zeit darauf, vor jetzt etwa 3 Jahren, traf ihn ein bekehrter Armenier Matthias, ein ernster Christ und Aeltester in der Missionsgemeinde, auf der Straße, ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein und erfuhr zu seiner Ueberraschung, daß Musa sich als einen Christen bekannte. „Warum kommst du aber nie in unsre Versammlungen?“ fragte Matthias; worauf Musa erwiderte: „Ich lese und bete daheim, ist das nicht genug?“ Matthias meinte, dies sei allerdings nicht genug, überredete ihn, ihre Gottesdienste zu besuchen, und hier erkannte nun Musa bald, daß er eben doch noch kein Christ sei. Aber er suchte und fand den Herrn, ließ sich taufen und wurde in die Gemeinde aufgenommen. Bella Hanum folgte seinem Beispiel und so sind sie denn beide Christen, sie zwar leiblich blind, im Herzen aber sehend durch den Glauben an Ihn, den unsichtbaren Heiland.“

Aus China.

Miss. Leyenberger in Tschifu erzählt von einem Chinesen, der zu ihm kam und sich als einen vorstellte, der seit Jahren das Christenthum kenne und an dasselbe glaube. Mit dem Neuen Testament zeigte er sich in hohem Grade vertraut. Vor mehr als 10 Jahren hatte er von einem Kolporteur einen Traktat gekauft, war durch diesen fürs Christenthum interessirt worden, hatte sich dann von einem Nachbar ein Evangelium Marci oder Lucä verschafft, an dem sanften Jesus, der ihm als ein Feigling erschien, aber kein Wohlgefallen gefunden, bis er das Evangelium noch einmal gelesen und nun gemerkt: „Wenn einer, der solche Macht hat, wie dieser Jesus, Beleidigungen so hinnimmt und verzeiht, muß etwas Uebermenschliches in ihm sein.“ Er gewann nun den Heiland immer lieber, gab das leichtsinnige Spielen, dem er sehr ergeben gewesen war, auf, legte sein heftiges Wesen ab, lernte auch seinen Feinden vergeben und steht jetzt bei seinen Dorfgenossen im besten Ruf.

Bücherschau.

Tägliches Handbuch in guten und bösen Tagen in Aufmunterungen, Gebeten und Gesängen u. s. f. Von Joh. Fr. Stark. Neue Stereotyp-Ausgabe. Leipzig. Julius Drescher.

Diese Ausgabe des altbewährten Stark'schen Gebetbuches empfiehlt sich durch ihren sehr großen Druck besonders den Alten und Kranken. Wollte Gott, daß wir alle so zu beten verständen, wie uns hier vom ehemaligen Frankfurter Prediger und Konsistorialrath vorgebetet wird! Viele Gebete sind fast ganz aus Bibelworten zusammengesetzt und ein musterhaftes Beispiel dafür, wie man zuerst Gott zu sich reden lassen muß, wenn man vertrauensvoll zu ihm soll reden können.

Auslegung des Briefes an die Galater und **Die Lehre Jesu.** Vorlesungen aus dem Nachlaß von Ernst Wörner, weil. theol. Docenten in Zürich. Basel 1882. C. F. Spittler. Preis je 2 Mk.

Der 1875 verstorbene Wörner war „unter den akademischen Docenten der einzige konsequente Nachfolger des sel. J. T. Beck.“ Wie

sein berühmter Lehrer, war er durchdrungen von der Ueberzeugung, daß eine Theologie, die nicht ganz und gar aus der Bibel herausgewachsen ist, keinen Werth habe, und daß nur wer gegen die Bibel innerlich gehorsam ist, solche Theologie lehren könne. Die beiden vorliegenden Werke sind eine schöne Frucht dieser mit gewissenhaftem Fleiß gepaarten Ueberzeugung. Geradezu bewunderungswürdig ist die Art, wie z. B. in der Erklärung des Galaterbriefes oft eine Schriftstelle durch die andere beleuchtet und so manches Räthsel gelöst wird. Nur wer die vielen Parallelstellen nachschlägt, welche der Verfasser zur Begründung seiner Ansichten beibringt, kann ihn ganz verstehen. Leicht ist ein solches Lesen nicht, aber es bringt Lohn. Zu bedauern ist freilich, daß die Redeweise oft mehr körnig als klar ist, so daß eine eigentliche Arbeit dazu gehört, diese Bücher zu studiren. Hoffentlich werden sie in der „theologischen Welt" die wohlverdiente Beachtung finden. Herausgegeben sind sie von Pfr. Arnold in Basel, bevorwortet ist „die Lehre Jesu" von Prof. C. v. Orelli, einem dankbaren Schüler des Verewigten. Letzteres Werk zerfällt in zwei Hauptstücke: 1) Von der göttlichen Heilsmacht oder: die Grundbegriffe (das Reich Gottes, der Menschensohn, der Vater und der Sohn) und 2) Vom göttlichen Heilswerk oder: der Aufbau (der Eingang ins Reich Gottes und das Kommen des göttlichen Reiches).

Ferner sind uns aus dem C. F. Spittler'schen Verlag zugegangen:

Zehn Losungsworte aus der hl. Schrift; 10 Blumenkärtchen mit je einem Bibelspruch, 4 verschiedene Serien à 50 Pfg.

Recht hübsche, bescheidene Kärtchen, mit deren Hilfe man diesem und jenem, welchem sonst vielleicht schwer beizukommen ist, ein „Grüß Gott!" aus der hl. Schrift zurufen kann.

Biblisches Namenspiel, ein Sonntagsgesellschaftsspiel für das christliche Haus, 78 Kärtchen in hübscher Schachtel Mk. 1. 60. — Ein Versuch, nach englischer Art biblische Gegenstände in den Kreis spielender Belehrung oder belehrender Spiele hineinzuziehen.

Dr. **Zimmer, Hosianna.** Kinderlieder in Weise, Wort und Bild; fein in Leinwand gebunden Mk. 2. 80. — Eine schöne, mit lieblichen, sinnigen Holzschnitten gezierte Sammlung von 20 leicht singbaren Liedern über das Christuskind, den guten Hirten u. s. w., als Geschenk für Mütter, Lehrerinnen und für die lieben Kinder selbst zu empfehlen.

Glaubenslieder mit Melodien. Achtzehnte, auf 100 Lieder vermehrte Auflage. broch. 65 Pfg.

Manches in dieser Sammlung mag vom streng ästhetischen, wie auch vom kirchlichen Standpunkt aus beanstandet werden, bei weitem größer aber ist die Zahl der Lieder und Melodien, welche längst

ein Gemeingut der gesammten evangelischen Kirche geworden sind; und was jene neueren, englischen Gesänge betrifft, so giebt es eben Leute, denen gerade mit solchen weniger tiefen Weisen gedient ist. „Alles ist euer", sagt der Apostel; und „verdirb es nicht, es ist ein Segen darin" — sagt schon das Alte Testament.

Woltersdorf, Der Blick in das ewige Leben. Eine 1761 gehaltene Abendstunde über Joh. 17, 3. Preis 10 Pfg.

Dr. **Graham**, Der Tröster oder die Aemter des hl. Geistes, eine Betrachtung über Joh. 14. Preis 25 Pfg.

Die Wichtigkeit der christlichen Presse. Aus dem „Berner Sonntagsblatt," 8 S. Ein sehr beachtenswerthes, wichtige praktische Winke enthaltendes Flugblatt, dem wir weite Verbreitung wünschen.

Geschichten und Bilder aus der Mission. Nr. 2. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1882. Preis 25 Pfg.

Es ist eine Freude, auf dem Titelblatt dieses mit einem prächtigen Farbendruckbild gezierten Missionstraktates den Namen von drei gelehrten Herren Doktoren (Frick, Grundemann und Warneck) zu begegnen. Dieselben bürgen dafür, daß hier dem Volk etwas wirklich Gutes geboten wird. Und so ist es auch. Die beiden Artikel „Eine neue Mission am Kongo" und „Der Graf Zinzendorf und die Heidenmission" sind nicht nur vortrefflich geschrieben, sondern bieten auch einen gediegenen, höchst lehrreichen Inhalt.

Leben und Wirken des Missionars Dr. Felician v. Zaremba. Von K. F. Ledderhose. Missionsbuchhandlung. Basel 1882.
Preis Fr. 1 = 80 Pfg.
gebd. mit Bild Fr. 1.50 = Mk. 1.20.

Zaremba's Jugend- und Bekehrungsgeschichte gehört zu den schönsten Beweisen dafür, was das einfache Lesen des Wortes Gottes auf ein offenes, empfängliches Herz für einen gewaltigen, bleibenden Eindruck macht; und sein späteres Wirken, Wandern und Warten ist eine rührende Verkörperung des Wortes: „Für einen ew'gen Kranz mein armes Leben ganz!"

Wir empfehlen dieses Buch, das ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Basler Mission und ein Seitenstück zu Lang's Leben ist, aufs Angelegentlichste allen unseren Lesern. Es ist eine wahre Erquickung in Berührung mit einem Geist, wie Zaremba, zu kommen, selbst wenn's nur durch das gebrechliche Mittel einer kurzen Biographie geschehen kann.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 3. Aus dem Leben eines Mannes der Wissenschaft. — Was die Bibel in Spanien wirkt. — Eine ergreifende Geschichte aus der inneren Mission. — Aus Indien. — Bücherschau. 1882.

Aus dem Leben eines Mannes der Wissenschaft.

Nach dem Englischen von Frl. v. Flotow.

Dr. John Reid, aus dessen Leben die folgenden Blätter das Wissenswürdigste, ja eigentlich das einzig wirklich Wissenswürdige erzählen möchten, wurde am 9. April 1809 in der Nähe von Edinburg geboren. Seine Eltern waren streng bibelgläubige Christen, in deren Haus ein fast puritanischer Ernst herrschte. Was dieser Geist auf den heranwachsenden Knaben und Jüngling für einen Eindruck machte, wissen wir nicht. Soviel aber ist gewiß, daß die mäßige, fleißige und grundsolide Art seiner Eltern auch unserem John für sein ganzes Leben eine unschätzbare Mitgift wurde, wenn schon ihr Christenthum, d. h. der Glaube ihm lange, lange eine unverstandene Sache blieb. Schon früh entschloß er sich zum Studium der Medicin, und die trefflichen Professoren in Edinburg verstanden es meisterhaft, seine reichen Gaben auszubilden und der Vorliebe des jungen Mannes für Anatomie und Physiologie freundlich entgegenzukommen. Von ihnen in die Tiefe der Wissenschaft eingeführt, von strebsamen Studiengenossen angespornt, wurde Reid bald

ein geschätztes und hervorragendes Glied seines Freundes- und Bekanntenkreises.

Nachdem er im Jahr 1831 sein Doktorexamen gemacht hatte, gieng er nach Paris, um sich auf den dortigen medicinischen Schulen weitere Kenntnisse zu erwerben. Sein von Natur ernster und fester Charakter bewahrte ihn auch in den Versuchungen und Gefahren der französischen Hauptstadt vor den Ausschreitungen und Thorheiten der Jugend und sicherte ihm auch während dieser Zeit den Ruf eines durchaus ehrenhaften und streng sittlichen jungen Mannes. „John war wahrheitsliebend, gerecht, mäßig, freundlich und theilnehmend gegen Nothleidende, vor allen Dingen aber nachsichtig gegen die Schwächen seiner Nebenmenschen; seine Bescheidenheit und Sanftmuth und daß er sich frei hielt von allen bösen Zungensünden, gewannen ihm viele Herzen; aber dennoch konnte man nicht sagen, daß er ein gottseliges Leben führte, denn die Triebfeder seines Wesens und Handelns war nicht Gehorsam gegen Gott oder Liebe zum Herrn, sondern Rücksicht gegen sich selbst und auf das Urtheil anderer Menschen." Wohl zeigte er Interesse an religiösen Gesprächen, schlug sich aber bei theologischen Diskussionen meist auf die Seite der Zweifler, vielleicht mehr um durch den Widerspruch seiner Gegner tiefere Blicke in die Lehren der Schrift zu gewinnen, als aus dem Streben, diese geflissentlich anzugreifen und in Frage zu stellen. Reid war kein Spötter, er erkannte vielmehr in Gott den Schöpfer und weisen Regierer der Welt; aber sein Herz neigte sich nicht in Liebe und Vertrauen seinem himmlischen Vater zu; einen Heiland für arme Sünder brauchte der rechtschaffene und hochgeachtete junge Mann nicht, und der persönliche Verkehr mit seinem Schöpfer und Erlöser war ihm fremd, daher kannte er auch nicht den hohen Werth des Gebetes und die Seligkeit des Umganges der nach Gott geschaffenen Seele mit ihrem Herrn. „Ehe ich zu diesem Mittel greife," rief er einst einem Freund zu, der ihn auf das Gebet hinwies, „will ich konstatirt haben, wie viele Bitten erhört werden und wie viele nicht!"

Sein scharfer, kritischer Verstand verwarf damals alles, was er nicht durch logisches Denken ergründen konnte, und das Evangelium von Christo war ihm nicht Gotteskraft und Lebensquelle, weßhalb auch eine von seiner zärtlich liebenden Mutter ihm nach Paris mitgegebene Bibel als entbehrlichster Theil seiner Reise-

Effekten betrachtet wurde und unbenützt auf seinem Pulte verstaubte. Auch die freundlichen Ermahnungen seiner Schwester, doch die gemeinsame Jugendgewohnheit, täglich einen Schriftabschnitt zu lesen, auch seinerseits wieder aufzunehmen, wies er zurück mit der alten Entschuldigung: „Wenn ich gelegene Zeit finde.“ Einstweilen waren Zeit und Kraft anderen Dingen gewidmet. Seine Berufsarbeiten häuften sich von Jahr zu Jahr; er ward einer der begehrtesten Aerzte der Stadt, stieg von einer Ehrenstelle zur andern und wurde 1841 zum Professor der Anatomie an der schottischen Universität von St. Andrews berufen. Wenige Monate nachher vermählte er sich mit Anna Blyth und machte St. Andrews zu seinem bleibenden Aufenthalt. Nun kamen zu den mannigfaltigen Pflichten seines Berufes auch die Anforderungen des Familienlebens, und zu alledem beschäftigte sich sein reger Geist noch immer mit ernsten wissenschaftlichen Forschungen und Arbeiten, deren Resultate er in gelehrten Zeitschriften niederzulegen pflegte. Seine Bibel blieb nach wie vor unbenutzt; er brauchte keine Trostquelle, keinen Stab im dunkeln Thal, denn noch schien die Sonne des Glücks hell über ihm, und er wußte sich im Vollbesitz alles dessen, was das Leben eines strebsamen Mannes und liebenden Familienhauptes nach Außen hin reich machen kann; mit zärtlicher Neigung hieng er an seiner Gattin; eine Schaar blühender Kinder wuchs ihm heran, und seine Thätigkeit als Arzt und Gelehrter brachte ihm immer mehr Befriedigung und Gewinn.

Einst behandelte er das Kind einer armen Frau in St. Andrews; unermüdlich bei Nacht wie bei Tag besuchte er den kleinen Patienten und widmete ihm die größte Sorgfalt; aber alle seine Bemühungen blieben erfolglos, und zuletzt mußte er sich zu der schmerzlichen Eröffnung entschließen, daß Menschenhilfe hier nichts mehr vermöge; die gebeugte Mutter aber wies er auf Gott, und sie, die eine betende Christin war, flehte oft und inständig zum Herrn, daß Er ihren Wohlthäter doch segnen und für die ihr bewiesene Treue belohnen wolle. Dies Gebet wurde erhört, wenn auch anders, als sie mag gedacht haben. Er, der nicht einmal einen Becher kalten Wassers, einem Seiner Geringsten gereicht, unvergolten läßt, Er hatte herrliche Absichten mit diesem Mann der Wissenschaft; zuvor aber mußte Er ihn durch tiefe Wasser gehen und selbst den Kelch bittrer Leiden bis auf den Grund leeren lassen.

Oberflächlich befriedigt durch sein äußeres Wohlergehen und zu sehr beschäftigt, um auf die tieferen, ungestillten Bedürfnisse seiner Seele zu achten, würde er dem wahren Leben, dem Leben im „Wort" und aus dem „Wort" wohl immer fremd geblieben sein, wenn nicht sein himmlischer Vater selbst ihm zu Hilfe gekommen wäre und die „gelegene Zeit," von der er damals so leichthin gesprochen, herbeigeführt hätte.

Dr. Reid stand auf der Höhe des Lebens, und seine kräftige Gesundheit hatte ihn bisher alle Anstrengungen seines Berufes mit Leichtigkeit ertragen lassen. — Da plötzlich, — es war im Herbst des Jahres 1847 — zeigten sich die ersten Symptome einer tödtlichen Krankheit: in einer kleinen Blase auf der Zunge entdeckte sein Kennerblick die Anfänge eines krebsartigen Uebels und damit die Quelle wahrscheinlich langer qualvoller Leiden! Anfangs verschwieg er seine Sorgen, um seine Familie nicht zu beunruhigen; als aber das Uebel immer zunahm, entschloß er sich, nach Edinburg zu reisen, um seine dortigen Kollegen um Rath zu fragen. Ein Luftwechsel und völlige Ruhe, namentlich völlige Ruhe der Zunge könnte vielleicht der Krankheit noch Einhalt thun, — das war ihre Meinung, und so beschloß denn der Kranke, ganz allein an einen abgelegenen kleinen Ort in Cumberland zu gehen, um dort Stille und Erholung zu suchen. Auf der Reise dahin übernachtete er bei seiner Schwester in E. Sein so gänzlich verändertes Aussehen erschütterte sie tief. Auf dem sonst so heitern Antlitz lag ein freud- und friedloser Trübsinn, und aus dem früher so klaren Auge sprach eine Angst, die an Verzweiflung grenzte. Wie mag das treue Schwesterherz geblutet haben bei dem Anblick solchen Elends, wie mag es mit dem Herrn gerungen haben, um das Hereinbrechen der „gelegenen Zeit," welche es wohl immer noch für den Bruder erharrte!

Ihr Zusammensein war aber nur von kurzer Dauer. Der Doktor eilte an das Ziel seiner Reise und hielt wirklich einige Wochen daselbst aus. Und als er wiederkam, siehe! da war jener angstvolle Ausdruck aus seinen Zügen verschwunden. Es war offenbar eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Mit dem Bewußtsein, vor den Menschen zwar als ein Ehrenmann zu gelten, vor Gott aber ein elender, sündiger Wurm zu sein, war Dr. Reid in Keswick angekommen. Die Stimme des Gewissens, welche von

Geräusch der Geschäfte so lange sich hatte übertönen lassen, erwachte jetzt mit nie geahnter Stärke, und dazu hieß es: Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben! Wie betäubt lag der Einsame da, von der Hand des Herrn zu Boden geworfen. Woher sollte ihm Hilfe kommen? Da fiel es ihm ein, daß — wie auf seiner Reise nach Paris — so auch jetzt wieder eine Bibel ihn begleitet hatte, die von treuer Hand in seinen Koffer war verpackt worden. Jetzt suchte er sie hervor, und wie Regen auf ein verschmachtetes Land, so fielen die Worte der heiligen Schrift auf sein wundes Herz. Mit dem ganzen Ernst seines starken Willens warf er sich auf das Studium des einst so gering geschätzten Buches, das ihn nun täglich auf seinen Spaziergängen begleitete. Noch nie hatte er ein Buch mit solchem Eifer durchforscht, und dabei bat er, der sonst vom Gebete nichts hatte wissen wollen, mit heißem Flehen um Erleuchtung von Oben. Und der Herr erhörte ihn; was Lukas 11, 13 geschrieben steht, das durfte auch er erfahren: Stufe um Stufe führte das Wort ihn hinab in die Tiefen der Buße, und Stufe um Stufe führte es ihn wieder empor bis auf die Höhen des Glaubens, so daß er mit Jauchzen statt eines offenen Grabes den geöffneten Himmel vor sich sah und in dem Menschensohn, der einst am Kreuze geblutet, seinen Heiland und Retter erkannte, der ihn geliebt, erlöst und nun auch wunderbar zu sich gezogen hatte. Es kam eine Ruhe und Freude über ihn, wie er sie auch in seinen glücklichsten Tagen nicht gekannt hatte, die selige Freude derer, die vom Tode zum Leben hindurchgedrungen sind, die Freude der Gotteskindschaft.

Während der kurzen Zeit, welche ihm für seine irdische Wallfahrt nun noch beschieden war, traten die Früchte seiner Bekehrung herrlich zu Tage. Seine bedeutenden Gaben stellte er nun geheiligt und geläutert in den Dienst des Reiches Gottes. Dem weiteren Studium der heiligen Schrift widmete er fortan einen bedeutenden Theil seiner Zeit; aber auch seine wissenschaftlichen Forschungen wurden fortgesetzt, wenn auch von andern Gesichtspunkten aus, als vorher: mit Vorliebe verweilte er jetzt bei den Spuren von Gottes unendlicher Macht, Güte und Weisheit in der Natur, und öfter wies er die Seinigen z. B. auf die lieblichen Symbole der Auferstehung hin, die uns in den Erscheinungen und Wandlungen einzelner Insekten vors Auge treten.

„Mit tiefem Schmerze erkenne ich die Verirrungen meines

vergangenen Lebens. Ich erkenne auch das Unvollkommene und völlig Unzureichende aller meiner Werke und weiß, daß ich Gottes Gnade nicht erwerben kann; ich weiß, daß ich ewig verloren gienge, wenn nicht das Leiden und Sterben meines Erlösers die Zuflucht meiner Seele wäre. Ich erfahre aber auch, daß das Leben des Christen ein Leben so tiefer, herzerquickender Freude ist, wie keine Lust und Herrlichkeit dieser Welt sie gewähren kann." — So schrieb er im Juli 1848.

Indessen machte seine Krankheit erschreckende Fortschritte und verursachte ihm bald die furchtbarsten Schmerzen. Die Geduld und Selbstbeherrschung, mit der er trotzdem in seinem Berufe weiter arbeitete, waren herzbewegend, und es ist rührend, zu lesen, wie er an einen Freund schreibt: „Fürchte nur nicht, — daß ich mich aufrege oder ungeduldig bin; meine Frau darf es bezeugen, daß ich meist fröhlich und zufrieden sein kann." — Und seine Umgebung bestätigt uns, mit welchem Heldenmuth er litt: „Seine Qualen waren entsetzlich," schreibt eine Verwandte; „aber er ertrug sie ohne Klage. Selten äußerte er sich über seine Schmerzen und nie kam ein ungeduldiges Wort über seine Lippen; er suchte sein Leiden so leicht als möglich zu nehmen, und dabei den Seinigen doch ja nicht zur Last zu fallen. Auch für den kleinsten Liebesdienst konnte er danken, wie wenn man ihm Wunder was für eine Wohlthat erwiesen hätte." Endlich mußte er sich einer Operation unterwerfen, um wenigstens eine zeitweilige Erleichterung zu gewinnen; noch lange sprachen die Aerzte von seiner bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegten Ruhe und Selbstbeherrschung, und ein Freund, der ihn am Morgen nach der Operation besuchte, fand ihn mit friedvoll lächelndem Antlitz auf seinem Lager mit dem Worte Gottes beschäftigt. Nach 14 Tagen fühlte er sich so wohl, wie schon lange nicht; im Oktober konnte er nach St. Andrews zu den Seinigen zurückkehren. Aber da kam eine neue Prüfung: eins seiner Kinder erkrankte und starb nach wenigen Tagen. Und kaum hatte er den kleinen Liebling ins Grab gelegt, als seine eigene Krankheit von Neuem hervorbrach und er sich einer zweiten, ja nach kurzer Zeit einer dritten Operation unterziehen mußte. Fast schien es, als ob Gott ihn noch einmal dem Leben, „dessen wahren Werth und hohes Ziel er ja erst seit Kurzem erkannt hatte," zurückgeben wollte, denn er erholte sich, und neue Hoffnung erfüllte die Seinigen. Es war freilich nur ein letztes

Aufflackern des verlöschenden Lichtleins; aber selbst jetzt noch war der Todkranke aufs Eifrigste bemüht, Seelen für den Heiland zu gewinnen, Gewissen zu erwecken und die Gnade Gottes in Christo zu verkündigen. Sein Mund war verschlossen; so versuchte ers denn, die schwachen Hände noch in seines Erlösers Dienst zu stellen und schriftlich seine Freunde auf ihn hinzuweisen: „Ich sehe, daß alle meine Beziehungen zu dieser Welt sich schnell lösen," schreibt er am 12. Mai 1849 an seine Kollegen; „als ich noch gesund war, wie Sie jetzt sind, da meinte ich, es habe gute Weile mit dem Gedanken an Tod und Ewigkeit; ich erwog denselben nie ernstlich, und hätte es meinem himmlischen Vater gefallen, mich plötzlich abzurufen, anstatt in Seinem Erbarmen mich aus meiner Sicherheit und dem Sündenschlafe aufzuschrecken — welch einem Schicksal wäre ich da entgegengegangen! Lieber, haben Sie schon einmal an diese Dinge gedacht? — Sind Sie bereit, Rechenschaft zu geben von Allem, was Sie in diesem Leben gethan?"

Erst jetzt wurden die früher so eifrig verfolgten wissenschaftlichen Bestrebungen aufgegeben; die Bibel war das einzige Buch, das er noch las, besonders während der langen Nächte, die er allein und unter Schmerzen in seinem Studirzimmer verbrachte. Immer und immer wieder vertiefte er sich in das Neue Testament und in die Psalmen, vor Allem in den 23sten. Das war sein Licht und sein Balsam.

Wir wollen nun die mehr und mehr sich steigernden Leiden seiner letzten Lebenstage nicht beschreiben; wochenlang war er der Sprache völlig beraubt, und jeder Athemzug war ihm eine Qual. Aber er faßte seine Seele in Geduld und hatte nur noch den einen bescheidenen Wunsch: „HErr, wenn es sein könnte nach deinem Rath, so wäre es eine Wohlthat, bald von hinnen genommen zu werden." Bis zum letzten Augenblick blieb er stille und getrost und hauchte endlich am 30. Juli 1849 seine Seele aus, während die Seinigen ihm Bibelverse und Gebete vorsprachen, so lange er noch zu folgen vermochte. „Die Erlösten des HErrn werden wiederkommen und gen Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte sein, Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird weg müssen."

Dein Wort, o HErr, laß allweg sein
Die Leuchte unsrer Füße,
Erhalt' es bei uns klar und rein,
Hilf, daß wir draus genießen
Kraft, Rath und Trost in aller Noth,
Daß wir im Leben und im Tod
Beständig darauf trauen!

Was die Bibel in Spanien wirkt.

In der spanischen Provinz Asturien lebte ein alter Schulmeister, dem schon lange Zweifel an der allein seligmachenden Kraft der katholischen Kirche gekommen waren. In sich selbst, wie in seiner Umgebung, fand er nichts als Sündenverderben, und die Kirche bot keine Hilfe dagegen. Da fieng er an, Gott um Licht zu bitten. Und die Erhörung blieb nicht aus. Es war zwar nicht ein Apostel, der ihm, wie einst dem Kornelius, gesandt wurde, sondern nur ein armer, ungebildeter Taglöhner, der als Steinklopfer an der Landstraße arbeitete. Von diesem hörte unser Schulmeister die Leute sagen, er sei ein frommer Mann, anders als alle andern Menschen, und er habe ein Buch, das er über alles schätze, nach welchem er sein Leben einrichte und das er seinen Nachbarn und Bekannten immer anpreise. Der Schulmeister ließ den Taglöhner kommen. Dieser brachte natürlich sein Buch mit, das er überhaupt stets bei sich trug. Die beiden hatten dann eine lange Unterredung, die damit endete, daß der Taglöhner dem Schulmeister sein kostbares Buch zu leihen sich entschloß. Wir können uns schon denken, was für ein Buch das war und welchen Eindruck es auf den wahrheitsuchenden Alten gemacht haben wird. Er erkannte noch deutlicher als zuvor, daß er ein elender und verlorener Sünder sei, schrie um Gnade und fand Vergebung in Christo.

Kaum war er so weit, so fieng auch schon die Verfolgung an. Der Ortspriester, der immer mit dem Schulmeister gut Freund

gewesen war, hörte zu seinem Entsetzen, der Alte sei im Begriff protestantisch zu werden. Er stellte sich alsbald bei ihm ein und erfuhr nun, daß jenes Gerücht nicht auf Verleumdung beruhe, sondern Wahrheit sei. „Ja, ich bin im Begriff, ein Protestant zu werden, erklärte der Alte, ich glaube an die biblische Lehre, ich verlasse mich allein auf Christum, meinen Heiland, und bin entschlossen, seine Gebote zu halten.“ Damit hatte die Freundschaft ein Ende. Der Priester fiel wüthend über seinen alten Freund her, schalt ihn einen Ketzer und Verführer der Jugend, setzte die ganze Stadt in Aufregung und gebärdete sich wie ein Wahnsinniger. Die Folge hievon war, daß das Häuschen, welches der Schulmeister sich vor nicht langer Zeit gekauft hatte, um darin seinen Lebensabend in Ruhe zu verbringen, wiederholt mit Steinen beworfen und mit Brandstiftung bedroht wurde. Tag und Nacht hatte der Arme keine Ruhe mehr.

Dazu kam, daß er als Lehrer einer öffentlichen Schule den römischen Katechismus lehren mußte, in dem er jetzt ein schädliches, der heiligen Schrift widersprechendes Buch sah. Er fühlte, daß er auch hier mit einem offenen Bekenntniß der Wahrheit hervortreten müsse. Seine Frau war zum Glück eines Sinnes mit ihm. Der Verlust seiner Stellung aber war für beide gleichbedeutend mit dem Verlust des täglichen Brodes. Denn sie waren arm. Als der Schulinspektor in Oviedo das Abschiedsgesuch des alten Lehrers erhalten hatte, ließ er ihn zu sich kommen, um die Ursache desselben zu erkunden. Was sollte der gute Alte sagen? Schrecklich war ihm der Gedanke, auch von seinen Vorgesetzten als ein Ketzer verfolgt zu werden. Konnte er nicht sein Alter oder die Kränklichkeit seiner Frau, das ungesunde Klima oder sonst etwas vorschützen? Aber nein, sein Gewissen sagte ihm klar, was er zu thun habe. Auch eine fromme Schweizerin in Oviedo sprach ihm zu, nur die Wahrheit zu sagen. So gieng er denn zum Schulinspektor und sagte ihm alles. Dieser war sehr überrascht. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen. „Freund,“ rief er aus, „geben Sie mir die Hand!“ und zu einigen dabeistehenden Beamten sagte er: „Hier, meine Herren, können Sie etwas sehen, was ich in Spanien noch nie gesehen habe, einen alten Mann, einen armen Mann, der seine ganze Existenz um des Gewissens willen aufgibt, weil er nicht länger etwas lehren kann, was er nicht mehr

für Wahrheit hält! Wollte Gott, wir hätten mehr solche Männer im Lande.

Das waren schöne und aufmunternde Worte. Mit Freudenthränen in den Augen trat der Alte seinen Rückweg an, Gott dankend, daß Er ihm Kraft gegeben, für die Wahrheit zu zeugen. Sein Amt und sein Brot aber hatte er verloren. Er verkaufte nun sein Häuschen — natürlich um einen Spottpreis, — packte seine sieben Sachen zusammen und flüchtete auf eine entfernte Außenstation der amerikanischen Missionsgesellschaft. Seine ganze Baarschaft betrug 800 Mk. und auf eine neue Anstellung hatte er nicht die geringste Aussicht. Miss. Gulick aber gibt ihm das Zeugniß, daß er fröhlich im Glauben sei. Die Protestanten haben ihn schon lieb gewonnen und nennen ihn nur den „Großvater." Leider sind sie zu arm, um ihn als Lehrer für ihre Kinder anstellen zu können.

Eine ergreifende Geschichte aus der inneren Mission.

Beim letzten Missionsfest in Nürnberg hat Pfr. G. Schlosser aus Frankfurt eine vortreffliche Predigt gehalten über das alte steinerne Herz, das wir alle von Natur haben, und das neue, das Gott uns geben will (Ezech. 36, 22—27). Am Schluß derselben*) theilt er ein ergreifendes Beispiel von dieser Umwandlung und Erneuerung der Herzen mit, wie man sie an gar manchen Heiden sehen könne; aber nicht nur an Heiden im Heidenland, sondern auch an solchen im Christenland. Er wolle daher nicht erzählen, was er nur gelesen oder gehört, sondern was er selbst erfahren:

*) Diese Predigt ist bereits in zweiter Auflage erschienen bei Joh. Phil. Raw (C. A. Braun) in Nürnberg, von wo sie gegen Einsendung von 23 Pfg. Briefmarken direkt bezogen werden kann.

„Ich habe viel zu thun mit den verkommensten und versunkensten Sträflingen, besonders weiblichen Geschlechts, Gefallenen, sogenannten Magdalenen. Die Macht der Liebe Christi, die sich an ihnen offenbart, ist dieselbe, die die Heiden erneuert.

„Unter vielen tiefversunkenen Mädchen hatten wir Eine, deren Versunkenheit um so mehr zu beklagen war, als sie aus sogenannter guter Familie stammte, eine sogenannte gute Erziehung genossen, auch in christlicher Lehre wohl unterrichtet war. In der Stadt Berlin war sie zu Fall gekommen und in den tiefsten Schlamm des Lasters gerathen. Krank und elend hatte man sie uns gebracht. Aber allen wohlgemeinten Vermahnungen setzte sie einen kalten Trotz entgegen; ja jeweilen sagte sie mit Eiseskälte, auch wohl mit Hohn: „Das weiß ich Alles so gut wie Sie; aber ich glaub's nicht." Nun faßte sie die Hand Gottes, die eigentlich schon schwer auf ihr lag, noch schwerer an; sie ward epileptisch, bekam oft die heftigsten Anfälle der fallenden Sucht. So konnten wir sie in unserem Asyl nicht brauchen, es fehlte an den nöthigen Vorrichtungen, an der nöthigen Pflege. Mit Mühe gelang es mir, ihr Aufnahme in einer von den meist überfüllten Anstalten für Epileptische zu verschaffen. Als ich ihr das mittheilte mit den Worten: „Pauline, wir haben einen Ort gefunden, wo du mit deiner schweren Krankheit, wenn nicht Heilung, doch Hilfe und Pflege findest" — sah sie mich lange mit fast starren Augen an, dann ward sie auf einmal todtenbleich, das Auge aber gewann einen freundlichen Ausdruck, ein Strom von Thränen stürzte heraus und sie rief in ergreifendem Ton mit lauter Stimme: „Nun glaube ich!" „Und warum jetzt, Pauline?" „Weil ich sehe, wie der Herr Christus mich abscheuliche Person noch lieb hat und mir sogar Hilfe bietet gegen ein Elend, das ich tausendfach verdient." Von dieser Stunde an war Alles an ihr verändert. Von ihrem kalten Trotz keine Spur mehr, keine Spur von ihrem Murren und Klagen, wenn ihr die Arbeit zu viel, die Kost zu gering schien. Sie war freundlich dankbar für das Allergeringste. In der Anstalt, wo man sie als Kranke aufnahm, ohne von ihrem früheren Leben zu wissen, brachen zur Epilepsie noch andere Uebel herein; Geschwüre am Hals, an den Beinen. Siebenmal ward sie operirt. Beim siebenten Mal mußte ihr ein Bein amputirt werden. Man wollte sie chloroformiren. Eine Pflegerin (Diakonissin) hatte ihr gesagt, die chloroformirten Kranken redeten bisweilen in ihrer Be-

wußtlosigkeit. Da ward sie sehr erschrocken, denn sie fürchtete, sie werde dann von ihrem früheren Leben reden, man werde erfahren, was sie gewesen; das war ihr furchtbar, da man sie seither mit allen Ehren behandelt, die man ehrbaren Frauen zu erweisen pflegt. Sie wünschte, Gott möge sie bewahren, daß sie nicht also oder am liebsten gar nichts rede. Sie wußte aber nicht, ob sie Gott darum bitten dürfe. So schrieb sie an mich und fragte darum an. Ich hätte ihr nur sagen können: „Nimm diese Demüthigung als Beweis deiner vollen Buße auch auf dich.“ Aber ich weiß doch auch, was für ein Erziehungsmittel die Ehre ist. Gibt es „Verbrecher aus verlorener Ehre,“ so hilft's zum Guten, wenn man wieder zu Ehren gekommen ist. Ich schrieb ihr: „Nach meinem Dafürhalten darfst du Gott darum bitten.“ Bald kam ein Brief voll Freude und Jubel. „Die Operation ist vollzogen. Man hat mich chloroformirt. Ich habe auch geredet. Was? Als ich aufwachte, sagte mir der Arzt: Aber Pauline, was haben Sie für schöne Sprüche gesagt!“ Sie hatte den ganzen Brief Jakobi hergesagt, bis zu der Stelle: „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben. Die Geduld Hiobs habt ihr gehört und das Ende des Herrn habt ihr gesehen.“ Ihr Ende wird wohl bald kommen; sie freut sich darauf. Sie hat überwunden und wird, wills Gott, überwinden durch des Lammes Blut.“

Aus Indien.

Aus einer Dorfgemeinde in Tinneweli erzählt der eingeborne Pfarrer aus dem Leben eines kürzlich verstorbenen jungen Mädchens folgende liebliche Züge:

„Als Gnanavadewu 10 Jahre alt war, wurden ihre Eltern Christen, und in ihr selbst erwachte ein solches Verlangen, die Bibel zu lesen, daß sie allein und mit Freuden den ziemlich weiten

Weg nach einer außerhalb ihres Wohnortes gelegenen Schule zu machen anfieng, um sich da die nöthigen Kenntnisse zu erwerben, denn ihre ganze nächste Umgebung war heidnisch. Später wurde sie in eine Mädchenanstalt in Mengnanapuram aufgenommen, wo sie an Gottesfurcht und guten Sitten zunahm; da aber ihre ältere Schwester plötzlich starb, so sahen ihre Eltern sich genöthigt, sie wieder nach Hause kommen zu lassen.

„Den Sonntag hatte sie sehr lieb, ebenso auch die Alltags-Gottesdienste, die Sonntagsschule und die Gebetsversammlung der Frauen. Daheim betete sie viel für sich allein, blieb aber dabei nicht stehen, sondern forderte Mutter und Schwester auf, mit ihr zu singen und die Schrift zu lesen, übernahm auch öfters die Leitung der Hausandacht. Die heidnischen Frauen ihrer Umgebung suchte sie durch Wort und Wandel für Christum und seine Kirche zu gewinnen. Mit Andacht und inniger Freude genoß sie das heilige Abendmahl und bereitete sich stets mit Ernst und Verständniß auf dasselbe vor. Sie schien wie ein Licht in der sie umgebenden heidnischen Finsterniß und wandelte so sicher ihren Weg, daß Gemeinde und Geistliche ihr nur das beste Zeugniß ausstellen konnten. Lügen waren ihr verhaßt, und selten kam ein unfreundliches Wort aus ihrem Munde. Sie blieb nicht nur bei den in jener Anstalt angenommenen guten Sitten, sondern wuchs in der Erkenntniß und im Gehorsam gegen Gott.

„Als sie 22 Jahre alt war, bekam sie plötzlich ein Fieber, das keiner Arznei weichen wollte. Große Betrübniß und Unruhe überfielen sie, und von Tag zu Tag wurde sie schwächer. Ihr Seelsorger, der Schullehrer und auch andere Gemeindeglieder kamen öfters, sie zu besuchen, sprachen ihr zu und beteten für sie, wodurch ihr Gottvertrauen wieder aufgerichtet ward, so daß sie ein freudiges Bekenntniß zu Jesu ablegen konnte. „Steht fest im Glauben an Christum!“ sagte sie zu ihren Eltern. „Ich bin bereit zu sterben. Ich werde Jesum sehen. Bei ihm werde ich ganz selig sein. Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. Ihr aber hütet euch, daß ihr nicht abfallet, sondern bleibet bei Ihm!“ — Da ihre Eltern reiche Leute waren und schon große Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit getroffen hatten, so gab es viel Weinen und Wehklagen. Sie selbst aber tröstete die Weinenden mit den Worten: „Es ist wohl traurig, daß ich von euch scheiden muß; aber wenn ich euch ver-

lasse, so ist es doch nur, um desto eher zum Heiland zu gehen, und wenn auch ihr sterbet und zu Ihm kommt, dann werden wir uns wiedersehen und glücklich sein, darum laßt doch das Trauern, glaubt an Jesum und habt guten Muth!" So sprechend gab sie ihren Geist auf und entschlief im HErrn. Er macht seine Kinder auch im Tode zu Ueberwindern und führt sie in sein himmlisches Königreich. Ehre sei Seinem heiligen Namen!"

Soweit der schlichte Bericht des eingebornen Geistlichen. Wer nur eine schwache Vorstellung hat von der Trost- und Hoffnungslosigkeit des heidnischen Lebens und Sterbens, der wird gerne einstimmen in den Lobpreis Gottes auch über eine dieser Kleinsten, die durch Jesus vom Tode zum Leben hindurchgedrungen sind.

Bücherschau.

Aus dem Verlag von **C. F. Spittler** in Basel empfehlen wir folgende neue Schriften:

Die Zeiträume und Entfaltungen des göttlichen Heilsraths nach der Schrift. Eine Zeittafel für denkende Bibelleser. Preis Fr. 1.

In bunten Farben und Gold, auf starkem Papier, leicht zusammenzufalten und wieder aufzuschlagen, wird hier eine Zeittafel der ganzen Heilsgeschichte vom Paradies bis zum neuen Jerusalem, die Vorgänge in der unsichtbaren, wie in der sichtbaren Welt darstellend, als Hilfsmittel zum Bibelverständniß uns dargeboten. Der apokalyptische Theil hat manches Eigenthümliche, aber nichts Vorwitziges.

Was mir mein Flachsstüchlein erzählt hat. 5. Aufl. Preis Fr. 1.

Mit Freuden begrüßen wir jede neue Auflage dieses trostreichen Büchleins, das seine Entstehung wirklich einer Art Inspiration verdankt und schon manchen Invaliden erquickt haben mag.

Dem Herrn geweiht. Frei nach dem Englischen der Frances Ridley Havergal. Preis Fr. 1.

Was an der neuerdings in manchen Kreisen bis zur Einseitigkeit betonten Lehre von der völligen Heiligung oder völligen Ueber-

gabe an Jesus gut und schriftgemäß ist, das findet sich hier. Recht dankenswerth ist die biographische Einleitung. Die gottergebene englische Sängerin verdient es auch, bei uns mehr bekannt zu werden.

Mutter Zeller in Beuggen. Preis 60 Cts.

Wer Zellers Leben von Thiersch gelesen hat, wird froh sein, aus diesen von liebender Sohneshand geschriebenen Erinnerungen auch etwas mehr von der Gnade Gottes zu erfahren, welche in „Mutter Zeller" und durch sie an vielen Andern gewirkt hat.

Gottes Rettungswerk und dessen Schwerpunkt. Von A. v. Harnier. Preis Fr. 2.

Verfasser versucht eine einheitliche Darstellung der Geschichte des Rettungswerkes Gottes an der Menschheit und findet den Schwerpunkt desselben nicht in dem, was wir Heilsgeschichte zu nennen pflegen, auch nicht in dem, was er selbst des Rettungswerkes innere Geschichte oder die Erlösung nennt, sondern in der verborgenen Geschichte desselben, d. h. in der Predigt Christi am Ort des Todes. „Nur hier war seit Adams Tod die Menschheit, welche Christus retten sollte, vollzählig zu finden." „Das eigentliche Ziel aller Gottesthaten ist deshalb nicht in der irdischen Lebenszeit der Menschheit zu suchen, sondern erst nach ihrem leiblichen Tod." Der Werth des geschichtlichen Menschenlebens in Welt und Kirche, insbesondere auch der Werth der Missionsthätigkeit, wird dadurch völlig illusorisch. Der Verfasser betont zwar wiederholt, das „in alle Welt gehen" sei die einzige Aufgabe der Gläubigen, versteht darunter aber etwas ganz anderes als wir. Nicht Ausbreitung des Reiches Gottes, sondern lediglich Zeugniß ablegen von der vollbrachten Erlösung — Satan gegenüber — ist Zweck dieses in alle Welt gehens, das auch gar nicht darin besteht, daß man zu fernen Völkern zieht, sondern darin, daß man da bleibt, wo man ist — wenn man nur Zeugniß ablegt! Die Exegese ist überhaupt schwach. Die Stelle Matth. 13, 14—15 wird durch Einschiebung und Umdeutung geradezu zum Gegentheil des Wortsinnes verdreht. Wenn Verf. Recht hat, so fällt überhaupt unsere ganze bisherige Theologie und Kirchenlehre über den Haufen.

Was er übrigens vom Verhältniß der sichtbaren Kirchen zur unsichtbaren sagt, ist im höchsten Grade beherzigenswerth, nur leider dahin übertrieben, daß geleugnet wird, daß Christus eine Kirche (im historischen Sinn) habe stiften wollen und daß der einzelne Christ für sein Leben wie für sein Wirken der Gemeinschaft überhaupt bedürfe.

Durch das Gesagte möchten wir vom Lesen dieses merkwürdigen, viel zu denken gebenden Buches durchaus niemand abschrecken, der zu den „selbständigen Bibellesern" gehört, für die der Verf. dasselbe

bestimmt hat; wir wünschen vielmehr von Herzen, daß recht viele und tüchtige Männer der Wissenschaft, wie auch der Kirche und Mission dasselbe einer gründlichen und unparteiischen Prüfung unterziehen möchten.

Glückliche Heimkehr aus langer Irre. Lebensgeschichte des R. Bürgi aus Neftenbach. Von W. F. Thumm. Preis Fr. 1.50

Eine spannende, durchaus wahre Biographie, die uns zugleich ein nicht zu verachtender Beitrag zur Sittengeschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu sein scheint. Der Schweizer Dorfjunge wird Soldat, Deserteur, Handwerker, kommt in aller Herren Länder herum, bekehrt sich, findet dann auch in der irdischen Heimat ein längst ersehntes Plätzlein und wirkt hier in seiner Weise für den neuen Herrn, dem er namentlich mehrere Jünglinge zuführt, von denen einige in den Missionsdienst treten.

Verirrt und gefunden. Zweite Auflage. Bremen 1882. C. Ed. Müller.

Fünf reizende Geschichten, in denen die gleiche Schweizerluft weht, wie in „Heidi's Lehr- und Wanderjahren" und allen andern Schriften der begabten Verfasserin. Ob die Geschichten buchstäblich der Wirklichkeit entnommen sind, wissen wir nicht; das aber können wir bezeugen, daß sie wahr sind: naturwahr, lebenswahr und auch wahr im höchsten Sinne, sofern in ihnen die höchste und seligste Wahrheit sich widerspiegelt, daß Freude ist im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, mehr als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Bericht über die religiösen Jahresfeste in Basel vom 26—30. Juni 1882. Missionsbuchhandlung, Basel, 1882.

Der selige Rathsherr Christ pflegte die „Festwoche" als den „Mittelpunkt des ganzen Jahres" anzusehn, und auch der Bericht über die diesjährigen Versammlungen ist wieder ein Beweis, daß Gottes Brünnlein noch immer Wassers die Fülle hat. Wir empfehlen diese Reden unseren Lesern aufs Wärmste.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 4. 1882

„Wunderbar." (Mitgetheilt von E. E. W.) — Eine indische Bibelfrau. — Ein kleines Stück Reformationsgeschichte. — Bibelzeitung. — Bücherschau.

„Wunderbar."

(Mitgetheilt von E. E. W.)

Unser Herr heißt „Wunderbar," und wunderbar sind auch die Wege, auf welchen Er die Menschenkinder zu sich zieht. Wer wüßte hievon nicht genug zu erzählen, der selbst schon vom Herrn gezogen worden und den Er dann so nach und nach mit allerlei Leuten zusammengeführt hat, die auch im Glauben an Ihn, in der Gemeinschaft mit Jesu, den höchsten Schatz ihres Lebens gefunden haben.

So will ich denn diesmal erzählen von zwei Jugendgefährten, deren spätere Lebensschicksale gar verschieden voneinander verlaufen, die aber beide zu demselben Ziele gelangt sind: als das einzig erstrebenswerthe Gut im Leben die Gemeinschaft mit Jesu, den Glauben an Ihn erkannt zu haben.

In dem Leben des einen von ihnen hat die Bibel sich wieder einmal in ganz wunderbarer Weise als das erwiesen, was sie ja ist: als das lebendige Wort Gottes, das da rettet das Verlorene und frei macht die Gefangenen, auch mitten im Kerker.

Sie haben beide in Rußland gelebt. Der eine von ihnen, ein Deutscher, doch russischer Unterthan, ein treuer Diener seines Kaisers und des großen Reiches, dem er angehörte, ist mein Vater gewesen. Der andere war ein Russe von Geburt, mit Namen Batinkow. Beide waren vorzüglich begabt, von glühender Begeisterung für alles Edle, Wahre und Große erfüllt und mit einem ganzen Kreise gleichgesinnter, meist ausgezeichneter junger Leute, die man die Blüthe des damaligen Rußlands nennen könnte, freundschaftlich verbunden.

Es war in den letzten Lebensjahren des Kaisers Alexanders I., die Geister waren in einer wunderbaren Gährung und Bewegung, doch fehlte es an einer klaren und festen Idee, die sie in fruchtbarer Weise geleitet hätte, und da konnte es nicht anders sein, als daß selbst von Haus aus edle und wohlgesinnte junge Leute auf allerlei Abwege geriethen und, namentlich in dem berechtigten Streben nach größerer politischer Freiheit, sich mehr und mehr auf die gefährliche Bahn geheimer Verbindungen, ja endlich zur Verschwörung drängen ließen.

Innerhalb jenes weiteren Kreises gebildeter und strebsamer junger Leute, zu dem auch die zwei Freunde zählten, hatte sich eine geheime Verbindung organisirt, welche danach trachtete, die tüchtigsten und ausgezeichnetsten zu sich heranzuziehen und womöglich in den Bund mit aufzunehmen. So machten sie einen Versuch, meinen Vater in eine ihrer engeren Versammlungen einzuführen. Ganz ahnungslos über die wahre Bedeutung dieser Abendgesellschaft, fiel ihm doch eine gewisse Geheimthuerei und Vorsicht dabei unangenehm auf, und in seiner wahren und rückhaltslosen Weise äußerte er, mitten im Kreise, seine Mißbilligung über alles, was auch nur dem Scheine nach das volle Licht scheue. Die Verbündeten sahen ein, daß von dieser Seite nichts für sie zu erwarten stand, der Abend verlief in ganz gewöhnlicher Weise, — und erst Jahre nachher hat mein Vater erfahren, was jene Zusammenkunft bedeutet hatte und welcher Gefahr er damals glücklich entgangen war. Alle übrigen Glieder jenes Theeabends haben theils mit dem Leben, theils mit harter Verbannung in Sibirien wenige Jahre später ihr frevelhaftes Unternehmen zu büßen gehabt. Bald darauf ward ihm überdies ein weites Feld zur Entfaltung all seiner Kräfte und Gaben eröffnet, indem er mit der Leitung einer wissenschaftlichen

Expedition betraut wurde, die ihn zugleich auf viele tausend Meilen von der Hauptstadt entfernte.

Anders ergieng es dem jungen Batinkow. Dieser blieb in Petersburg und im Verkehr mit jenen jungen Leuten, die ihn mehr und mehr in ihre Kreise zogen. Zwar hatte er sich dem geheimen Verschwörungs-Komitee nicht angeschlossen und ahnte wohl kaum die Existenz eines solchen; aber er verkehrte viel mit Mitgliedern desselben, und das war genügend, als nun beim Regierungsantritt Kaisers Nikolaus I. die sog. Dezemberverschwörung entdeckt und auf das strengste, ja grausamste bestraft wurde, um einen jeden, der zu den Verschworenen in irgend welcher Beziehung gestanden, in jahrelange Haft oder Verbannung zu bringen.

Dies harte Schicksal ereilte, wie zahllose andere Opfer, so auch den armen Batinkow. Bei Nacht wurde er von der Polizei in seiner Wohnung ergriffen und ins Gefängniß geschleppt. Noch hatte er die Hoffnung, daß seine Unschuld an den Tag kommen und er wieder befreit werden würde. Aber er täuschte sich. Er ward zu lebenslänglicher Kasemattenhaft verurtheilt, ohne daß seine Freunde und Angehörigen seit jener Nacht wieder etwas von ihm erfahren hätten — er war spurlos verschwunden, wie so viele andere in jenen Schreckenstagen.

Als mein Vater bald darauf von seiner glücklich beendigten Expedition heimkehrte, gesund und frei, von Anerkennung und Auszeichnungen umgeben, — forschte und fragte er vergebens nach so manchem seiner früheren Gefährten. Von einigen wurde ihm das schreckliche Schicksal genannt, aber von anderen wußte man nichts. Unter diese gehörte Batinkow. Eine schmerzliche Enttäuschung nach der so lange ersehnten Freude des Wiedersehens! Es war, als habe ein vernichtender Orkan über Nacht die lebenskräftigen Bäume geknickt und die jungen Saaten zerstört.

Vierunddreißig Jahre waren vergangen. Meines Vaters Jugendträume waren in mehr als einem Punkt glänzender in Erfüllung gegangen, als er sie je geträumt. Ihm war in seltenem Maße ein thaten- und erfolgreiches Leben beschieden gewesen, — ein reiches Glück in der Ehe und Familie war ihm beschеert, ersteres ihm auch wieder genommen worden; — viel Kämpfe und Leiden, doch auch Siege und Erfolge hatte er erlebt, und ohne daß er danach gesucht und gestrebt, waren ihm Ehrenbeweise in der eigenen

Heimat und vom Auslande her als Zeichen der Anerkennung für seine Leistungen, zugefallen. Jetzt verwaltete er eines der höchsten und verantwortungsvollsten Staatsämter und genoß die Achtung und Anerkennung von Freund und Feind. Wer in das markige gedankenvolle Antlitz des Greises blickte, der mußte es spüren, wie durch den tiefen Ernst seines ganzen Wesens ein gewisser stiller, hehrer Friede hindurchschimmerte, — und konnte nicht lange darüber im Zweifel sein, daß das nicht der Ausdruck befriedigten Ehrgeizes oder berechtigten Selbstgefühls am Schlusse einer rühmlich vollendeten Laufbahn war, — o nein! es war der Wiederschein des Gnadenlichts, das ihm aufgegangen war in Christo Jesu, seinem Heiland! Es ist von ihm gesagt worden, daß er, wie wenige, vor der Welt ein Mann und vor Gott ein Kind gewesen ist, — und so stand er demüthig und jedem Scheinwesen, jeder Ehrsucht fern, auf der Höhe seiner irdischen Laufbahn, nur das Eine in seinem Leben rühmend und preisend, daß Gott ihn nicht früher hatte dahingehen lassen und ihn durch alle Gefahren und Schickungen seines wechselvollen Lebens hindurch gerettet, bis er seinen Heiland gefunden hatte und sich rühmen konnte der Gnade und Vergebung seines Herrn.

So saß er eines Tages, im Winter 1859, in seine Arbeit vertieft, in seinem Studirzimmer, als ihm ein fremder Herr gemeldet wurde, der ihn dringend zu sehen wünsche, jedoch seinen Namen nicht nennen wolle. Mein Vater ließ ihn bitten einzutreten und sah sich bald darauf einem älteren Manne gegenüber, der ihm vollständig fremd erschien, ihn aber ein paar Augenblicke lang mit einem seltsamen Ausdruck von Bewegung betrachtete und dann in die Worte ausbrach:

„Sie werden nichts mehr von mir wissen, Ferdinand Petrowitsch! ich bin Batinkow."

„Batinkow?!" — sagte mein Vater in zweifelndem Ton, — „aber wie, das ist ja nicht möglich! Derselbe Batinkow, den ich.....

„Ja, derselbe, den Sie vor bald 40 Jahren zuletzt gesehen, und wohl für todt gehalten haben!" war die Antwort, — und tief ergriffen sanken sich die alten Freunde in die Arme!

„Aber wie ist das alles möglich?" forschte endlich mein Vater — „wo sind Sie denn all die langen, langen Jahre so spurlos verschwunden gewesen? wo haben Sie gelebt?"

Batinkow wies durch die hellen Spiegelfenster, aus denen man den herrlichsten Blick auf die majestätische Newa und die gegenüber liegende Kathedrale und Festung Peter-Paul hatte — nach der Festung hinüber.

„Dort, Ferdinand Petrowitsch, Ihnen gegenüber habe ich gelebt, in einer der Kasematten, die unter dem Niveau der Newa liegen, beinahe dreißig Jahre meines Lebens! Die Amnestie beim Regierungsantritt Kaiser Alexanders II. öffnete mir das Gefängniß, ich wurde in eine Stadt im Innern des Reiches verbannt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Aber die Freiheit war mir kein Geschenk mehr — ich zähle nicht mehr unter die Lebenden. Die Meinigen sind längst alle todt, von keinem Freunde wußte ich was. Jahre lang sprach ich mit keinem Menschen ein Wort. Man hielt mich für gestört, weil ich es mir in der Gefangenschaft angewöhnt hatte, laut zu denken; die Menschen giengen mir scheu aus dem Wege und ich ihnen. Vor einiger Zeit sah ich in ein Zeitungsblatt und erblickte Ihren Namen, als Minister genannt. Das traf eine Saite in meinem Innern, und zum ersten Mal gewann ich wieder ein Interesse für irgend etwas in der Welt um mich her. Es war mir ein Leichtes, mich zu vergewissern, daß der hochgestellte Herr und mein alter Jugendfreund dieselbe Person seien; ich reichte eine Bittschrift ein mit dem Gesuch, eine Reise nach Petersburg machen zu dürfen, um einen Freund zu besuchen. Ich erhielt die Erlaubniß, — und hier bin ich und danke Gott, daß er mich diese Freude hat erleben lassen."

„Es ist ein Wunder Gottes," fuhr Batinkow nach einer Pause fort, „daß Sie mich hier als gesunden und vernünftigen Menschen vor sich sehen; die drei ersten Jahre in meinem Kerker habe ich mit der Verzweiflung und dem Wahnsinn gerungen; — aber, Gott sei gedankt, ich habe gesiegt."

„Und was gab Ihnen Kraft dazu? was verhalf Ihnen zum Sieg in solchem Kampf?" fragte mein Vater voll Spannung, denn er wußte, daß sein Freund, wie auch er selbst in seiner Jugend, nur auf die eigene Kraft sich gestützt hatte. „Was verhalf Ihnen zum Sieg in Ihrem Kerker?"

„Die Bibel," war die Antwort.

„Hatten Sie denn eine solche bei sich? Ich dächte, Sie haben in jener Zeit wenig von ihr gewußt."

„Da haben Sie recht," sagte Batinkow, „auch hatte ich keine bei mir, als ich bei Nacht aus meiner Wohnung ins Gefängniß abgeführt wurde. Als ich dort unten in die feuchte, dunkle Kasematte geworfen wurde und am folgenden Tage der Gefangenwärter mit meiner kärglichen Nahrung erschien, bat ich ihn, mir einige Bücher zu bringen. Er schüttelte verneinend den Kopf. Auf alle meine Bitten und Fragen erhielt ich keine Silbe der Antwort. Schließlich sagte er mir nur das Eine, daß ihm aufs strengste verboten sei, mit einem der hier sitzenden Gefangenen auch nur das gleichgültigste Wort zu wechseln, — daher solle ich es in Zukunft gar nicht versuchen, ihm ein Wort zu entlocken. Und er und seine Nachfolger haben diese unmenschliche Verordnung gewissenhaft befolgt! Da bin ich, in dieser absoluten Abgeschiedenheit und Hoffnungslosigkeit, vor Verzweiflung an den Rand des Wahnsinns getrieben worden, bis ich eines Tages in meiner dunklen Zelle, im entlegensten Winkel, ein paar Bücher entdeckte, die wohl ein früherer unglücklicher Bewohner derselben dort zurückgelassen hatte. Es war eine deutsche Bibel, ein altes deutsches Predigtbuch und ein deutscher Kalender. Nun war ich dieser Sprache nicht mächtig, — ich kannte die Buchstaben kaum, geschweige den Sinn der Worte. Aber durch einen sog. Zufall war mir ein russischer Kalender in meiner Rocktasche geblieben, als ich in die Zelle eingeschlossen wurde, und dieser ward mir nun durch Vergleichung mit dem deutschen Kalender der Schlüssel zur fremden Sprache und damit zur Bibel. — Als ich die Bücher entdeckt hatte, machte ich mich ans Studiren, anfangs nur, um die Zeit hinzubringen; — und diese Beschäftigung rettete mich vom Wahnsinn, dem ich sonst ohne Zweifel verfallen wäre. Lange dauerte es, bis ich anfieng einzelne Sätze zu verstehen; aber ich hatte ja Zeit! Sobald ich verstehen konnte, was ich las, machte ich mich an das Lesen der Bibel und auch der Predigten. Aber drei lange schwere Jahre hat es gedauert, wo ich die Bibel zwar las, sie aber meiner Seele noch kein Trost und Halt, noch kein Licht in meiner Nacht war. Ja, das waren entsetzliche Jahre! Aber dann — endlich, endlich — gieng mir das Licht auf in der Finsterniß, da ward mein Kerker helle, und immer strahlender ist mir die Gnadensonne aufgegangen, so daß ich die späteren Jahre ein glücklicher Mensch gewesen bin in meinem Gefängniß. Als man mich dann herausführte, war mirs

keine Freude mehr, ich konnte mich in der fremden Welt nicht mehr zurechtfinden. Aber meinen Schatz, die alte Bibel, nahm ich mit mir, und der, den ich durch sie gefunden, mein Heiland und Erlöser, blieb ja bei mir draußen in der fremden Welt, wie drinnen im Kerker. — Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, sagte Batinkow, so darf ich nicht murren und sagen, es sei ein verfehltes, denn Gott hat mich ja das Eine finden lassen, was Noth ist, und Er wird wohl gewußt haben, daß ich so dunkler Wege bedurfte, um zu Ihm zu kommen. Ihnen hat Gott ein glücklicheres Loos beschieden," setzte er freundlich hinzu, „und Ihnen ist es vergönnt, auf ein Leben voll Thatkraft und Arbeit zurückzublicken, das auch unter den Menschen seine Spuren zurückgelassen hat; das ist ein großes Geschenk und muß ein köstliches Gefühl sein."

„Ich habe für viel, unendlich viel dem Herrn zu danken," erwiderte mein Vater; „aber auch ich rühme als den köstlichsten Gewinn meines vielbewegten Lebens dasselbe, was Sie als köstliche Perle in finsterer Kerkernacht gefunden haben. Dies," sagte er, auf die Bibel weisend, die auf seinem Tische lag, „ist auch mein köstlichster Schatz im Leben geworden und wird auch mein Trost sein im Sterben."

So hatten sich die Jugendfreunde in ganz besonderer Weise wiedergefunden, auf demselben Wege demselben Ziele zustrebend.

Nur noch wenige Jahre hatte Batinkow zu warten, da konnte es auch von ihm heißen: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, werden wir sein wie die Träumenden, dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein." Mehrere Jahre später vernahm auch mein alter Vater den sehnlich erwarteten Ruf seines Herrn, auf den er geharrt hatte wie ein treuer Haushalter, der sein Haus bestellt hat, aber auf seinem Posten bleibt bis zum letzten Augenblick. Sehnlich hatte er ausgeschaut nach seinem Herrn, und in ungebrochener Geisteskraft durfte er rasch — wie auf Adlers-Flügeln — hinwegeilen aus diesem Leben der Vergänglichkeit. Da werden die einstigen Jugendgenossen mit neuen Zungen eingestimmt haben in den Lobgesang: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich!"

Ein kleines Stück Reformationsgeschichte.

Unter all den vielen guten Büchern, welche die heranrückende Weihnachtszeit uns wieder gebracht hat, ist uns keins willkommener gewesen, als die Lebensgeschichte des berühmten Thomas Platter, von ihm selbst erzählt und zum erstenmal vollständig aus dem alten Schweizerdeutsch für uns Moderne übersetzt. Das ist frische Alpenluft, die uns da entgegenweht, zumal in den Partien, die aus der Zwinglischen Reformationsbewegung heraus geschrieben sind.

Als fahrender Schüler war Platter nach Zürich gekommen, und hatte hier in Myconius einen väterlichen Lehrer gefunden. „Der, als er anfieng, las er uns den Terentium: da mußten wir alle Wörtlein einer ganzen Komödie deklinirен und konjugiren. Da ist er oft mit mir umgegangen, daß mein Hemdlein naß ist worden, ja auch das Gesicht vergangen, und doch nie einen Streich gegeben, als nur einmal mit der verkehrten Hand an den Backen. Er las auch in der heiligen Schrift, daß auch viele Laien in jenen Stunden hineingiengen. Denn es war im Anfang, daß das Licht des hl. Evangelii wollt' aufgehen, und hatte man doch noch lang die Messe und die Götzen in der Kirche..... Myconius war dazumal schon gar wohl auf der rechten Religion..... Aber es war noch alles päpstlich. Fand man manchen, der besser was plärren konnte, als ein Evangelium exponiren.

„Da ich nun Custos war (bei Myconius), hatt' ich oft nicht Holz zum Einheizen..... Eines Morgens hatt' ich kein Holz und wollte Zwingli im Frauenmünster predigen vor Tag; und als man zur Predigt läutete, dacht' ich: ‚Du hast so viel Götzen in der Kirche!' Und dieweil noch niemand da war, gieng ich in die Kirche zum nächsten Altar, erwischt einen Johannes und mit ihm in die Schule in den Ofen! Und sprach zu ihm: ‚Jögli, nun bücke dich, du mußt in den Ofen, ob du schon Johannes seiest!' Als er anfieng zu brennen, gab er arge große Blattern, nämlich die Oel-

farbe. Ich dachte: ‚Nun halt still! rührst du dich, was du aber nicht thun wirst, so will ich das Ofenthürlein zuthun; er darf nicht heraus, der Teufel trag ihn denn heraus.“ Unterdessen kommt Myconii Frau, als sie zur Kirche in die Predigt gehen wollte, sprach: ‚Gott gebe dir einen guten Tag, mein Kind! Hast du geheizt?‘ Ich that das Ofenthürlein zu und sagte: ‚Ja, Mutter, ich habe schon geheizt.‘ Denn ich wollt ihr's nicht sagen; sie hätte können ausschwatzen; wenn es ausgekommen wäre, so hätt' es mich damals mein Leben gekostet. Myconius sprach in der Lektion: ‚Custos, du hast heute wohl Holz gehabt!‘ Ich dachte: Johannes hat das Beste gethan.‘ Da wir die Messe singen sollten, geriethen zwei Pfaffen aneinander. Dem der Johannes gehört hatte, sprach zu einem andern: ‚Du lutherischer Schelm, du hast mir meinen Johannes gestohlen!‘ Das trieben sie eine gute Weile. Mykonius wußte nicht, was das war. Aber Johannes ward nicht mehr gefunden. Ich habe das auch keinem Menschen je gesagt, bis nach etlichen Jahren, nachdem Myconius zu Basel Prediger geworden. Da hat er sich darob verwundert und dessen erinnert, wie die Pfaffen miteinander gebalgt hatten.

„Und wiewohl mich bedünken wollte, das Papstthum sei Bubenwerk, hatt ich dennoch im Sinn, ich wolle Priester werden, wolle fromm sein, mein Amt treulich versehen und meinen Altar fein aufputzen. Als aber Meister Ulrich streng dawider predigte, zweifelt' ich je länger je mehr; ich betete mehr, fastete mehr, denn mir lieb war..... Hab oft mit meinen Gesellen für das Papstthum gekämpft; bis auf eine Zeit M. Ulrich an der Salnauer Kirchweih predigte vor Salnau, im Hof, über das Evang. Johannis am 10. Kapitel: ‚Ich bin ein guter Hirt ꝛc.‘ Das legt er so streng aus, daß ich wähnte, es ziehe mich einer beim Haar empor; zeigt' auch an, wie Gott das Blut der verlorenen Schäflein werde von den Händen der Hirten suchen, die an ihrem Verderben schuldig seien. Da dacht' ich: Hat es die Bedeutung, dann ade Pfaffenwerk! kein Pfaffe werd ich nimmermehr!

„In der Zeit zogen unser sechs heim nach Wallis, und als wir nach Glyß kamen, an einem Sonntag, hörten wir, daß die Pfaffen die Vesper sangen. Nach der Vesper kam einer, sprach: ‚Wo kommt ihr her?‘ Ich war der Keckste, gab zur Antwort: ‚Von Zürich.‘ Da sprach der Pfaff: ‚Was habt ihr in der Ketzerstadt

gethan?' Da ward ich zornig. ‚Warum Ketzerstadt?' Sprach er: ‚Darum daß sie die Messe abgethan und die Bilder aus den Kirchen.' Sprach ich: ‚Das ist nichts; denn man hält noch Messe da, haben auch noch Bilder: warum sind sie denn Ketzer?' — ‚Darum,' sprach er, ‚daß sie den Papst nicht für das Haupt der christlichen Kirche halten und die Heiligen nicht anrufen.' Sprach ich: ‚Warum ist der Papst ein Haupt der christlichen Kirche?' — ‚Darum, daß St. Peter zu Rom Papst gewesen, hat das Papstthum dann den anderen Nachfolgern übergeben.' — Sagt ich: ‚St. Peter ist soviel als nie nach Rom gekommen!' und zog mein Testament aus meinem Säcklein, zeigt' ihnen, wie in der Epistel zu den Römern Paulus so manchen hieß grüßen, und St. Petri, der doch der oberste gewesen wäre nach seiner Rede, nicht gedächte. Sprach er: ‚Wie wäre denn das wahr, daß Christus St. Peter wäre vor Rom begegnet, hätt' ihn gefragt, wo er hinwolle, hätte Petrus gesagt: Gen Rom, mich lassen kreuzigen.' Sprach ich, wo er das gelesen habe? Sprach er: ‚Ich habe das von meiner Großmutter oft gehört.' Sagt ich: ‚So hör' ich wohl, eure Großmutter ist eure Bibel!..... Da ward er zornig und war unsere Disputaz aus.

„Am Sonntagmorgen kamen wir nach Bßp. Da wollt ein fauler, ungelehrter Pfaffe seine erste Messe halten..... Da sagt einer zu dem jungen Pfaffen: ‚O du edler Ritter, du heiliger Ritter, du bist heiliger als die Mutter Gottes selber. Denn sie hat Christum nur einmal getragen; du wirst ihn nun fernerhin alle Tage tragen dein Leben lang.' Da sagt einer auf der Empore überlaut: ‚Pfaff, du lügst wie ein Bösewicht!' Der war von Sitten, Magister basileensis. Die Pfaffen sahen mich alle an und wußt' ich nicht warum, bis ich den Pfaffen sah, mit dem ich den vorigen Tag disputirt hatte, der hatte mich bei den andern Pfaffen verklatscht. Als nun die Messe aus war, lud man alle Pfaffen und Schüler zum Mahl, aber mich lud niemand. Da kann mir niemand glauben, wie ich so froh war und gern um Christi willen fasten wollte.

„Der Zwingli hat mich auch oft gebraucht, Myconius und andere, die mich in die fünf Orte (Luzern, Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden) mit Briefen, die sie den Liebhabern der Wahrheit schickten, in welchen Botschaften ich oft Leib und Leben mit Freuden gewagt habe, damit die Lehre der Wahrheit ausgebreitet; bin auch etliche Male kaum davongekommen."

Rührend ists dann weiter zu lesen, wie Platter sein väterliches Erbe daran rückt, um eine hebräische Bibel zu kaufen, halb verstohlen Hebräisch studiert, dann weil er oft hörte predigen: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“ das Seilerhandwerk lernte; aber noch als Seilergeselle den Studenten in Basel hebräische Grammatik und den Propheten Jonas lesen mußte, endlich Rektor und ein berühmter Mann wurde. Den meisten unserer Leser wird das alles längst bekannt sein. Aber auch denen, welche Platter schon kennen, rathen wir, hier einmal von ihm selbst sich seine ganze wunderbare Geschichte erzählen zu lassen. Es ist eine köstliche Lektüre.*)

Eine indische Bibelfrau.

Es mag im Jahr 1840 gewesen sein, da gieng ein junges Hinduweib in den Wald hinaus, der um ihr Dorf lag. Die Unfreundlichkeit ihres Eheherrn und die Nähe ihrer Schwiegermutter hatten sie fast zur Verzweiflung getrieben. Wie manches Weib in Indien hat sich unter ähnlichen Umständen in einen Brunnen gestürzt oder eine Dosis Opium verschluckt, um ihrem elenden Leben ein Ende zu machen! Premi jedoch — so hieß die arme Frau — erhob sehnsüchtig ihre Hände gen Himmel und rief mit thränenerstickter Stimme: „Herr Gott, Allmächtiger, erbarme dich meiner! Ich bin ja nur ein verachtetes Mädchen; aber vielleicht hörst du mich doch. O hilf mir aus meinem Elend!“ Das war ihr erstes wirkliches Gebet. Aber dies Gebet war eine That.

*) Thomas und Felix Platter, zwei Lebensbilder aus der Zeit der Reformation und Renaissance, von ihnen selbst entworfen. Aus dem Schweizerdeutschen für die Gegenwart übertragen von J. K. Rudolf Heman. Mit Bildnissen, Facsimiles und Wappen. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1882. Preis Mk. 5.40.

Hatte man ihr doch stets gesagt, bloß Männer könnten beten und ein Mädchen oder eine Frau hätten mit der Religion so wenig zu schaffen als eine — Kuh! Aber Noth lehrt beten. Zuerst hatte sie sich selber helfen wollen und war ihrem Mann entlaufen. Er hatte sie aber ins Haus zurück gebracht und schwer gezüchtigt. Jetzt wußte sie keinen Ausweg, als Den anzurufen, zu dem in aller Menschen, auch der Heiden, Herz doch ein geheimer Zug noch übrig ist. Es dauerte nicht lang, so kam die Hilfe. Eine Reihe von Umständen trat ein, die sie von der grausamen Oberherrschaft ihrer Schwiegermutter befreiten und ihr das Leben erleichterten. Und wie es ihr nun auch gehen mochte, Gott hatte sie einmal erhört, und damit war in ihrem Herzen eine Hoffnung aufgegangen, die nie wieder ganz verlöschte. Und bei der einen Erhörung blieb es nicht. Sie betete oft, freilich nur um äußere Güter, oft um rechte Kleinigkeiten und unnütze Dinge; aber Gott hörte sie auch darin, und endlich gefiel es Ihm, ihr mehr zu geben, als sie je zu beten verstanden.

Durch einen unglücklichen Zufall hatte sie sich eine Verletzung zugezogen, von der sie nie ganz geheilt werden sollte und die sie Monatelang ans Krankenlager fesselte. Inzwischen hatte sich in ihrem Vaterlande, dem Pandschab, alles geändert. Die Engländer hatten sich zu Herren desselben gemacht, und Premi war in Berührung mit Christen gekommen, wie es scheint zwar nicht mit lebendigen Christen, die auch der Heiden sich liebend angenommen hätten, aber doch mit solchen, die von Gott mit Ehrerbietung sprachen und sein Wort hoch hielten. Jedenfalls merkte Premi, daß diese Ausländer etwas besaßen, was ihr und ihren Landsleuten fehlte; wars die Erhabenheit über allerlei kindischen Aberglauben, oder die größere Freiheit und Zuversicht des Auftretens oder ihre überlegene Bildung — kurz sie fühlte, daß eine geistige Macht auf Seiten der Engländer war, die den Hindus abgieng, und instinktmäßig brachte sie das in Verbindung mit der Bibel, dem Buch der Christen. Wie gerne hätte sie dasselbe kennen gelernt! Aber sie verstand ja kein Wort Englisch und konnte nicht einmal ihre Muttersprache lesen. Es war ihr, als gäbe es irgendwo ein seliges, herrliches Land, aber weit, weit weg von ihr, so daß sie dasselbe nie würde erreichen können. Jetzt betete sie, nicht mehr um Gold und Juwelen, ihren Leib zu schmücken, sondern darum, daß Gott doch jemand senden möge, sie auf den

rechten Weg zu weisen und sein Wort zu lehren. Daß Christus von einem Weibe geboren sei, hatte sie gehört, und so hoffte sie, er werde auch ein Weib nicht verachten.

Jahre vergiengen. Da kam eine Missionslehrerin nach Lahore, und Gott fügte es so, daß diese mit Premi bekannt wurde. Die Freude war auf beiden Seiten unbeschreiblich groß. Premi's Gebete waren nun erhört und die Lehrerin hatte die erste Heidin gefunden, die wirklich nach Gerechtigkeit hungerte und dürstete. Die gute Seele war damals schon 40 Jahre alt, lernte aber mit großem Eifer und anhaltender Ausdauer die Bibel in ihrer Muttersprache lesen. In der Taufe erhielt sie den Namen Maria. Und wie Maria saß sie gern dem Heiland zu Füßen, seiner lieblichen Lehre lauschend. Die hl. Schrift, das Neue Testament, war ihr größter Schatz. Wo sie Gelegenheit hatte, suchte sie auch andere damit bekannt zu machen. Besonders war ihr das Seelenheil ihrer Verwandten ein Anliegen. Kinder hatte sie, zu ihrem großen Schmerze, nie gehabt. Alle ihre Gebete in dieser Richtung waren unerhört geblieben.

Da hörte sie eines Tages draußen auf der Straße zwei Männer mit einander streiten. Das war leider keine Seltenheit. Einer der Streitenden lästerte aber in der Leidenschaft den Namen Christi, und das war unsrer Maria ein Stich durchs Herz. Augenblicklich kniete sie in ihrem Zimmer nieder, bat Gott um Vergebung für den armen, gottlosen Mann und fügte dann hinzu: „O Herr, wenn Du mir denn ein eigenes Kind versagt hast, so gieb mir doch eins, das ich für dich aufziehen kann, damit aus ihm ein Prediger der Gerechtigkeit werde unter diesem blinden Volk!“ Etwa vier Wochen darauf brachte eine heidnische Mutter, die ihres dreijährigen Jungen müde war, ihr das Kind. Die unnatürliche Mutter hatte dasselbe greulich mißhandelt, und es war nun rührend zu sehen, mit welcher Zärtlichkeit der Kleine seiner neuen Mutter anhieng. Keine Frau, die nicht christlich gekleidet war, durfte ihn mehr anrühren. Natürlich wurde er getauft; jetzt ist er etwa 12 Jahre alt und hat soweit eine sorgfältige Erziehung genossen. Maria war nun eine glückliche Mutter, und überdies ließ Gott sie die Bekehrung von sieben ihrer nächsten Angehörigen erleben. War das eine Freude, wie ein Familienglied ums andere die alten Vorurtheile fallen ließ und sein Herz dem Heiland zuwandte!

Da Maria ebensoviel Geschick als Trieb zur Missionsarbeit hatte und ihre äußern Umstände es zuließen, wurde sie endlich als Bibelfrau angestellt. Unsere Leser wissen ja, was das bedeutet: Bibeln zum Verkauf anbietend, daraus vorlesend oder erzählend, auch Kranke und Arme mit einem Trost aus Gottes Wort besuchend, gieng sie nun von Haus zu Haus; und von mancher Seele weiß man, die durch ihren Dienst dem Heiland ist zugeführt worden. Besonders verstand sie es, den Elenden und Gefallenen nachzugehen. Zwei und ein halbes Jahr durfte sie so dienen. Da traf sie ein Schlag, von dem sie sich nicht mehr erholen konnte. Es war der plötzliche Tod ihres Lieblingsbruders, um dessen Bekehrung sie — ach wie lange schon — gebetet hatte, der aber bis zuletzt ein Heide geblieben war. Das brach ihr das Herz. Sie wurde krank, ließ sich ins Spital bringen, wo sie so oft die Kranken besucht hatte, und starb hier am 21. Juni 1882 im Frieden Jesu, drei Wochen nach dem Tode ihres Bruders. Jenes selige, herrliche Land — sie hat es durch Gottes Gnade nun doch erreicht. Der Herr gebe, daß ihr Pflegesohn Johannes*) in ihren Fußstapfen einhergehe und so ihr zweitgrößter Herzenswunsch auch noch einmal erfüllt werde!

Bibelzeitung.

— Im März 1881 wurde in Gudscherat ein gelehrter muhammedanischer Priester, namens Abdallah Abiba, getauft, der hauptsächlich durchs Lesen der hl. Schrift zum Glauben an Christus gekommen war. Vor seiner Bekehrung hatte er nie Verkehr mit irgend einem Missionar gehabt und war auch mit eingebornen Christen nur wenig zusammengekommen. Aber er hatte das Neue Testament viermal und das Alte Testament zweimal durchgelesen und sorgfältig mit dem Koran verglichen. Sein Uebertritt hat

*) Wer für dieses nun verwaiste Kind etwas zu thun sich angetrieben fühlt, wende sich an Premi's Freundin und Lehrerin, Miss Fuller, 2 Adelphi Terrace, W. C. Strand, London.

großes Aufsehen erregt und manche Muhammedaner, die früher gleichgiltig waren, aus ihrem Schlummer aufgerüttelt. Was aber am meisten Hoffnung erweckt, ist der Umstand, daß seither mehrere von ihnen hl. Schriften gekauft haben, was früher fast nie geschah. Der Bibelkolporteur, welcher in jener Gegend arbeitet, berichtet mit Freuden von diesem Umschwung.

— Es grenzt geradezu ans Unglaubliche, was die Jesuiten alles herausfinden, um die große Gefährlichkeit des Bibellesens zu beweisen. So schreibt »La Libertad Catolica«, ein in Conception — Chile — erscheinendes katholisches Blatt, über Guiteau, den Mörder des Präsidenten Garfield, folgender Weise:

„Es ist bekannt, daß am letzten Tag des Monat Juni der Mörder des Präsidenten in seinem Gefängniß gehenkt wurde. Er war ein wüthender Protestant von der neuen Sekte der Oneidaiten, durch Bibellesen zum Fanatiker geworden, der sich selbst als inspirirt ansah. Guiteau glaubte in der Bibel Stellen zu finden, die ihn aufforderten, Tyrannen zu tödten, und da er den großen Garfield für einen Solchen hielt, fühlte er sich berufen, den Präsidenten der Union zu ermorden und die Welt von ihm zu befreien. Daher datirt die ganze Schamlosigkeit, Grausamkeit und der Mysticismus in seinen gerichtlichen Aussagen. Wir hoffen, Guiteau's Verirrung werde manchen frommen Protestanten die Augen öffnen."

Dann behauptet das Blatt weiter, der Galgenstrick, mit welchem der Mörder erhenkt wurde, sei bei den Protestanten als heilige und heilungbringende Reliquie stückchenweise theuer verkauft worden und deutet hin auf die entsetzliche Heuchelei der Protestanten, die gegen römische Reliquien eifern und dann solchem grassen Aberglauben fröhnen.

— Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hat ein Büchlein herausgegeben, das den Spruch St. Johannis 3, 16 in 215 Sprachen und ein kurzes Wort (deutsch) über die bisherige Wirksamkeit und über die Grundsätze der Gesellschaft enthält. Es kostet 30 Cts. und ist in allen Bibel-Depots, auch im Basler Missionshaus zu haben. Wir haben es nützlich gefunden und empfehlen es zu weiterer Verbreitung.

Bücherschau.

1352 biblische Fragen und Antworten zu den 2 mal 52 biblischen Geschichten des Calwer Verlagsvereins für Familien und Sonntagsschulen. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. Basel. Ferd. Riehm, 1882.

Wer gern mit seinen eigenen oder andern Kindern etwas wie „Sonntagsschule" halten möchte, aber nicht recht weiß, wie ers machen soll, der nehme getrost dies Fragebüchlein zur Hand, frage daraus die Kinder und erzähle ihnen, was sie noch nicht beantworten können, aus den 2 mal 52 biblischen Geschichten oder aus der Bibel selbst. Lehrer und Lernende werden viel dabei profitiren. Das Büchlein kostet, stark und hübsch gebunden, nur 1 Mark.

Arm oder Reich — nur selig. Von L. Werner, Pfarrer. Basel. Ferd. Riehm, 1882. Preis geb. 1 Mk.

Hier werden die Stellen Luk. 16, 9 und 1 Tim. 6, 6—8 volksthümlich und praktisch erklärt. Daß Armut kein Unglück und Reichthum an sich kein Glück ist, das wird überzeugend nachgewiesen. Der ehrwürdige Verfasser ist wohl der Senior der noch im Amt stehenden Geistlichen Württembergs.

Kleine Kinderbibel. Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart, 1883. solid geb. 4 Mk.

Ein reizendes Weihnachtsgeschenk für Kinder oder besser noch für solche Kinderfreunde und besonders für Mütter, die gern den Kleinen Bilder zeigen und vom Heiland erzählen. Es sind die durch ihre gemüthvolle, naiv-deutsche Art ausgezeichneten Naumannschen kolorirten Bilder (80), die hier mit den dazu gehörigen biblischen Texten in ein stattliches Büchlein zusammengebunden, der Kinderwelt dargeboten werden.

Bogatzky's Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes. Neu bearbeitet von A. Kolde. Gütersloh, C. Bertelsmann 1882. Preis Mk. 2.40.

Eine neue, aus B.'s sonstigen Schriften ergänzte und verbesserte, schön groß gedruckte und doch nicht theure Ausgabe des altbewährten Erbauungsbuches, als Weihnachtsgeschenk zu empfehlen.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Stanford University Libraries
3 6105 012 814 963

BV
2000
E8
1882

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.